AUS FEUER UND WASSER GERETTET
BEIM GROSSEN BRANDE DER
BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK
IM MÄRZ DES KRIEGSJAHRES 1943

184

2368 Ch. 8

<36622372030011

<36622372030011

Bayer. Staatsbibliothek

Phys. m. 296 (3

Wegner

Philos. Theol. Nat. Magia. 1167.

R

Schau-Platz
Vieler Ungereimten Meynungen und Erzehlungen.

Dritter Band.

Nebſt
einem Regiſter
der vohrnehmſten Materien.

Berlin,
Bey AMBROSIUS HAUDE. 1742.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem
HochEdelgebohrnen und Hochgelahrten Herrn,

Herrn D. Johann Theodor Eller,

Sr. Königl. Majeſtät in Preußen
Hochbetrauten Hof-Rath,
und
würcklichen erſten Leib- auch
General-Staabs-Medico,
der Societät der Wißenſchaften, und
des Collegii Medici Chirurgici
Director,
wie auch aller Mediciniſchen und
Chirurgiſchen Sachen in den Königlichen
Landen,
des obern Collegii Medici
Decano,
der Kayſerl. Academie Naturæ Curioſorum
und des Collegii Sanitatis
Mitgliede.

HochEdelgeborner,
Hochgelahrter,
Inſonders Hochgeehrteſter Herr!

Unter denen Bemühungen, welche man auf Erforſchung der Wahrheit anwendet, iſt diejenige wohl die leichteſte, wenn man das Falſche entdecket, und die Irrthümer zeiget, welche ſich zum Nachtheil der Wahrheit eingeſchlichen. Dabey thut man nichts mehr, als daß man einreißet, was andere gebauet haben. Indeßen iſt ſolche Arbeit nicht gantz vergebens und ohne Nutzen, ſondern dadurch werden die Hinderniße hin-

weg-

weggeräumet, welche die Erkenntniß der Wahrheit aufhalten; es dienet auch vielen zur Ermunterung, daß ſie weiter gehen, und der Wahrheit deſto emſiger nachforſchen.

Wer den gegenwärtigen **Schau-Platz vieler ungereimten Meynungen und Erzehlungen** für eine dergleichen Arbeit hält, irret ſich gar nicht; ſintemahl es der Augenſchein giebt, wie ich darinnen bloß viele falſche Meynungen, und zum Theil abgeſchmackte Irrthümer wiederlegt, und ihren Ungrund gezeiget habe. Das iſt ein Werck eines mittelmäßigen Verſtandes: Wann hingegen zu Erfindung neuer Wahrheiten, und Beſtätigung der alten ein aufgeheiterter Verſtand und tiefes Nachdencken erfordert wird.

In Betrachtung deßen habe anfänglich bey mir angeſtanden, ob ich es wagen dürfte, einer ſo geringen

 Arbeit,

Arbeit, als der Schau-Platz iſt, Ew. HochEdelgebornen berühmten Nahmen vorzuſetzen, und Ihnen ſolchen zu widmen; um ſo viel mehr, da Ew. HochEdelgebornen in der höchſtnützlichen Heil-Kunſt, eine große Erkenntniß und Erfahrung beſitzen, folglich die in dieſem Werk, worinn auch viele zu ſolcher Kunſt gehörigen Dinge abgehandelt werden, etwa begangene Fehler am allerbeſten zu merken und zu entdecken geſchickt ſind. Jedoch ich muß aufrichtig geſtehen, daß eben dieſes mich zu dem Entſchluß gebracht, meine Arbeit einem großen Medico zuzuſchreiben, der mir meine Fehler zu zeigen im Stande wäre. Denn nachdem ſchon von langer Zeit her bemühet bin, in Unterſuchung der Wahrheit alle ſchädliche Vorurtheile abzulegen; ſo kan es mir nicht anders als höchſt angenehm ſeyn, wenn man meine begangene Fehler entdecket,

cket, und mir dadurch zu beßerer Ein=
ſicht der Wahrheit den Weg eröff=
net. Zwar werden **Ew. Hoch=
Edelgebornen** das abergläubiſche
Weſen, ſo ſich inſonderheit durch
Vorſchub des ſonſt berühmten und
nicht ungeſchickten Medici Theo-
phraſti Paracelſi, und ſeiner blin=
den Anhänger, in die edle Heil=
Kunſt eingeſchlichen; ingleichen die
greuliche und abgeſchmackte Lehren
von der Gewalt des Teufels in leib=
lichen Dingen, welche ehedem alle
Welt überſchwemmet hatten, hof=
fentlich mit mir verwerfen und ver-
abſcheuen: Es kan aber ſeyn, daß
ich in Wiederlegung dieſer Dinge es
nicht allemahl getroffen, etwa der
Sache zu viel gethan, oder nicht
die beſten Gründe gebrauchet habe.
Deswegen unterwerfe mich willig
der Beurtheilung eines gelehrten
Mannes, der die Sachen ſelbſt
gründlich verſtehet, und davon am
richtigſten urtheilen kan.

 Da

Da nun unter GOttes Beyſtand dieſen Schau-Platz glücklich zu Ende gebracht, ſo ſoll er hiemit Ew. HochEdelgebornen, nicht allein in obgedachter Abſicht, ſondern zugleich zu Bezeugung meiner groſzen und aufrichtigen Hochachtung, für Dero werthgeſchätzte Perſon, gründliche Gelehrſamkeit, und ausnehmende Verdienſte übergeben und gewidmet ſeyn; mit dem hertzlichen Wunſch, daß der groſze GOtt Sie mit Gnade und Heil krönen, bey allem Wohlſeyn erhalten, beſtändige Geſundheit und Kräfte, zu Führung ſo vieler wichtigen Aemter, und Beförderuug der Gelehrſamkeit überhaupt, und der heilſamen mediciniſchen Wiſzenſchaften insbeſondere verleihen, auch Dero Bemühungen zur Geneſung vieler Menſchen kräftigſt ſegnen wolle.

Uebri-

Uebrigens bitte mir die Ehre aus, daß ich ſtets ſeyn möge

Ew. HochEdelgebornen und Hochgelahrten,

Meines Hochgeehrteſten Herrn Hof-Raths

Germendorf/
den 12 Febr. 1742.

dienſtſchuldigſter Diener
Georg Wilhelm Wegner,
Prediger
zu Germendorf und Naßenheide.

Vorrede.

Geneigter Leſer!

Nunmehro bin ich unter göttlichem Beyſtand mit der verſprochenen Arbeit zu Ende. Es hat ſich damit freylich länger verzogen, als ich anfänglich gedacht, und verſchiedene Vorfälle, die man nicht vorher geſehen, haben ſolches verurſacht; welches man

den

den billigen Leſer an ſtatt einer Entſchuldigung anzunehmen bittet.

Sonſt weiß eben nichts zu erinnern. Von dem **magiſchen Wörter-Buch**, wozu ich in der Vorrede zum 2ten Band Hoffnung gemacht habe, muß noch etwas gedenken. Zur Zeit weiß ich noch nicht, ob ich an dieſes Werk Hand anlegen mögte. Die Arbeit ſolte mich endlich nicht verdrieſſen, nur befinde nach genauer Ueberlegung, daß ſie eben ſo nöthig nicht iſt. Das Werk dürfte vielleicht keinen groſſen Nutzen haben,

weil die meiſten Dinge, die darinnen einen Platz haben müſten, ſo aber-gläubiſch und ungereimt ſind, daß geſcheute Leute nach gerade daran einen Eckel empfinden. Was ſolte es daher nöthig ſeyn, ſie in einem eigenen Buche nochmahls zu wiederholen. Die Regiſter des Schau-Platzes, ingleichen des Adepti Inepti (welches Werk nunmehro bald dürfte unter die Preße gegeben werden) ſind auch ſo eingerichtet, daß ſie an ſtatt eines **magiſchen Wörter-Buchs** dienen können, durch deren Hülfe läßet

ſich das meiſte und vornehmſte fin-
den und nachſchlagen, da man ſich
denn bey denen angeführten Auto-
ribus weiter Raths erholen kan.

Empfehle übrigens meinen Le-
ſer der göttlichen Gnaden Obhut, und
bitte, die etwa vorkommende Fehler
im beſten zu vermerken, und ſie der
menſchlichen Schwachheit zuzuſchrei-
ben.

Tharſander.

Schau-Platz
Vieler
Ungereimten Meynungen
und Erzehlungen:

Worauf die unter dem Titul

Der MAGIÆ NATURALIS

So hoch geprieſene

Wiſſenſchafften und Künſte,

Von dem Geſtirn und deſſen Influentz,

Von den Geiſtern/ ihren Erſcheinungen und Würckungen,

Von andern natürlichen Dingen/ ihren geheimen Kräfften und Eigenſchafften:

Ingleichen

Die mancherley Arten der Wahrſagerey/ und viel andere fabelhaffte, abergläubiſche und ungegründete Dinge mehr,

Vorgeſtellet, geprüfet und entdecket werden.

Zur Beförderung der Wahrheit,

Wie auch

zum Unterricht und Warnung

Sich für thörichten Einbildungen und Betrug zu hüten:

eröffnet Von

THARSANDERN.

XVII. Stück.

Berlin und Leipzig,
Zu finden bey Ambroſius Haude, 1739.

Inhalt.

59.) Wunderbare Heuſchrecken.
60.) Wunderbare Gewächſe.
61.) Die Monſtra und Mißgeburten.
62.) Wunderbare Hörner.
63.) Wunderbare Oerter.

59.

Wunderbare Heuſchrecken.

WAs die Heuſchrecken vor Thiere ſind, iſt jedermann bekannt. Man nennet ſie auch Spreng-ſel, weil ſie mit ihren langen Füſſen hurtig ſpringen können. Es gibt ihrer verſchiedene Ar-ten, davon wir jährlich in unſerm Lande eine Art gewahr werden, die etwas gräulicht iſt, und ſich einige Wochen vor der Erndte auf Feldern und Wieſen ſehen läſt, auch mannigmahl ſo wohl dem Korn als Gras Schaden thut. Nebſt die-ſen finden ſich auch zuweilen etwas gröſſere von brauner oder grünlichter Farbe, da dann die grü-nen gemeiniglich die gröſten ſind. (*) Es trägt ſich oft zu, daß die Heuſchrecken in groſſen Schaa-ren fortziehen, ſintemahl ſie mit Flügeln verſe-

(*) Plinius ſchreibt, in Indien fünden ſich Heuſchre-ſchrecken, 4 Ellen lang; an einem andern Ort macht er ſie nur 3 Fuß lang, mit dem Zuſatz, daß man ih-re Füſſe, wann ſie getrocknet worden, an ſtatt der Sägen gebrauche. Das ſind handgreifliche Fabeln. Hiſtor. Natural. lib. 9. cap. 3. und libr. 11. cap. 89.

hen ſind, und weil ihre Anzahl ſehr groß iſt, daß ſie an einem Ort bald alles aufzehren, anders-wo ihre Nahrung ſuchen, und ſolcher Geſtalt die Feld-Früchte ſehr verderben. Diß iſt den Menſchen als eine höchſt wunderbare Sache vorkommen, woher ſie Anlaß genommen haben, die Heuſchrecken nicht allein für eine beſondere Strafe GOttes, ſondern auch für Vorboten und Zeichen eines noch bevorſtehenden gröſſern Ubels zu halten. Man hat ihnen auch eben deswegen zuweilen eine wunderliche Geſtalt angedichtet, und die Erzehlungen davon mit Umſtänden ausgezieret, welche bey Unwiſſenden leicht groſſe Verwunderung erwecken können.

Dieſes will ich zuvor mit einigen Exempeln beſtättigen. Zeilerus (*) berichtet aus dem Guevarra, wie in Engelland in der Grafſchaft Northfort, es ſich begeben, daß alle Früchte der Erden, und das Korn im Felde nach allem Wunſch gerathen, aber als die Erndte herzu kommen, ſey alles Getreyde und Früchte der Erden von einer groſſen Anzahl Heuſchrecken verzehret worden; und da man etliche derſelben aufgefangen, habe es ſich befunden, daß auf einem Flügel geſtanden der Zorn, auf dem andern GOttes. Anno 874. kamen Heuſchrecken, welche ſehr groß waren, mit mächtigen Haufen von Morgenwerts, und nach dem Abend zugezogen. Sie hatten 6. Flügel, 6. Füſſe, und 2. ſcharfe Zähne, welche härter als ein Stein waren. Ehe der

(*) In den Send-Schreiben. Epiſt. 180.

der gantze Hauſe fortrückte, zogen die Heer Füh-
rer vorn an; Und eben zu der Stunde, da die
Führer kamen, zur ſelbigen Stunde kam auf
den andern Tag der helle Hauffe hernach. Anno
1542. ſind in Italien viele Heuſchrecken gefallen,
die ein groß Theil Landes verheeret und verder-
bet, haben nicht einerley Farbe gehabt, denn
etliche grau, etliche ſchwartz, etliche grün gewe-
ſen, und etliche in den Flügeln unbekandte und
fremde Buchſtaben gehabt. (*) In eben demſel-
bigen Jahre waren auch die Heuſchrecken in
Teutſchland, und kamen aus Pohlen gezogen,
thaten groſſen Schaden am Getreyde und den
Wieſen, flogen an etlichen Orten ſo dicke, daß
ſie die Sonne bedeckten, machten im fortfliegen
ein ſo groſſes Geräuſch, als wenn die Mühl-Rä-
der umlaufen. Sie waren von mancherley Far-
ben, grün, gelb, blau, weiß, ſchwärtzlich, und auf
den Rücken wie eine Münchs-Kappen geſtalt, mit
4 Flügeln, ſind an etlichen Orten, wo ſie ſich
niedergelaſſen, Kniehoch gelegen. (**) Abraham
von Franckenburg (***) ſetzt noch hinzu, dieſe
Heuſchrecken hätten auf ihren Häuptern Cronen,
und in den Flügeln unbekandte Buchſtaben ge-
habt. Sie ſollen ſeiner Meynung nach die neue
Secte der Jeſuiten bedeutet haben, welche im dar-

(*) S. M. Paul Walters Zeit Buß-Predigt, von Theu-
rung und Hungers-Noth, im Anhang.

(**) Julius Sperber im Tractat von vielerley wun-
derbaren und ſeltſamen Dingen, Händeln und
Sachen. pag. 106.

(***) In Gemma Magica. Part. 2. pag. 106.

auf folgenden Jahr vom Pabſt völlig beſtättigt worden. Gemeiniglich hält man die Heuſchrecken für Vorboten und Zeichen eines feindlichen Kriegs-Heers, welches die Länder, wo ſich dieſelben einfinden, überziehen und verwüſten ſoll. So ſchreibt ein gewiſſer Autor (*) hievon: **Mannigmahl ſind Schwärme Heuſchrecken in ein Land gezogen gekommen, die ſich in gewiſſe Truppen vertheilet, da vor jedem Trupp eine eintzele Heuſchrecke, gleichſam als Hauptmann, vor dem ſämtlichen Haufen aber eine etwas gröſſere als König voran gezogen, und das Heer geführet hat. Solches bedeutet aus göttlichem Gerichte eine feindliche *Armée*, die ins Land kommen sol.** An Exempeln fehlet es deshalb auch nicht. Anno 864. fiel eine groſſe Menge Heuſchrecken einher, welche alle Gewächſe und Früchte verderbeten, ſo dann eine Vorbedeutung war, der einfallenden Saracenen, die groſſen Schaden dem Reich zufügten. Anno 876. kamen abermahls viele Heuſchrecken ins Land, und vederbten die Früchte, welche Vorboten waren der einfallenden Saracenen, Nordmänner und Dänen.

(*) Nemlich der *curieuſen Speculationen* bey ſchlafloſen **Nächten**. pag. 319. welches mich ſehr wundert, da ſonſt dieſer Autor ſowohl in dem angeführten Buche, als auch in der **geſtriegelten Rocken**-*Philoſophie*, vielen abergläubiſchen und fabelhaften Dingen, freymüthig widerſprochen hat.

nen. (*) Endlich ſoll auch auf die Heuſchrecken Hungers-Noth und Sterben unter Menſchen und Vieh erfolget ſeyn. Anno 1032. verderbten die Heuſchrecken in klein Aſien alle Früchte des Feldes und der Bäume, und kam ſolche Hungers-Noth unter die Leute, daß ſie ihre Häuſer und Güter verlieſſen, und an andere Oerter flohen, Brodt zu betteln. (**)

Hierauf wollen wir ſehen, was von dieſen und dergleichen Erzehlungen und Meynungen von den Heuſchrecken zu halten ſey.

Es riechet ſtarck nach einer Fabel, daß ſich in Engelland Heuſchrecken ſollen eingefunden haben, auf deren beyden Flügeln man die Worte Zorn GOttes deutlich leſen können. Heuſchrecken mögen gnug verhanden geweſen, ſelbige auch von GOtt den Menſchen zur Strafe zugeſchickt ſeyn, aber die Worte auf den Flügeln ſind ein Zuſatz, den man nach der Gewohnheit damahliger Zeiten vielleicht aus guter Abſicht gemacht, um die Sache deſto fürchterlicher, und denen Leuten von dieſen göttlichen Straf-Gerichten einen beſſern Eindruck zu machen. So kan auch ſeyn, daß man zu ſolchem Gedichte Gelegenheit genommen von der Geſtalt der Flügel. Es finden ſich nemlich auf den Flügeln der Heuſchrecken mancherley verwirrete Züge, oder beſſer zu reden, die Flügel, welche dünne und ſubtil ſind, haben viel etwas erhabene und

 feſtere

(*) Mag. Paul Walther. loc. cit.

(**) Idem ibidem.

feſtere Theile, die da wunderlich untereinander laufen, gleich denen Adern eines Baum-Blatts. Und daraus hat man durch eine überſtiegene Phantaſie Buchſtaben gemacht. Diejenigen, welche ſagen, es ſeyn fremde und unbekannte Buchſtaben geweſen, kommen damit eben ſo wenig aus. Waren es unbekandte Buchſtaben, wie kan man wiſſen, ob es Buchſtaben geweſen oder nicht. Man hat die jetzt gedachte verwirrete Züge der Flügel für Buchſtaben angeſehen, die nichts bedeuten, ſondern zum Weſen der Flügel gehören. Mit den Cronen der Heuſchrecken und Münchs-Kappen auf ihren Rücken, läuft es gleichermaſſen auf eine bloſſe Einbildung hinaus. Was inſonderheit die Cronen auf ihren Häuptern anlangt, ſo iſt wahrſcheinlich, man habe zu derer Erdichtung aus der Offenbahrung Johannis Gelegenheit genommen, allwo Cap. 9, v. 7. 8. von Heuſchrecken Meldung geſchicht, **gleich den Roſſen, die zum Kriege bereitet ſind, und auf ihrem Haupt wie Cronen dem Golde gleich, und ihr Antlitz gleich der Menſchen Antlitz. Und hatten Haar wie Weiber-Haar, und ihre Zähne waren wie der Löwen.** Indeſſen geſtehen alle Ausleger heil. Schrifft, daß dieſe Apocalyptiſche Heuſchrecken im figürlichen Verſtande anzunehmen, und dadurch gewiſſe Menſchen zu verſtehen ſeyn. Darum folgt auch nicht, daß es Heuſchrecken gegeben mit Cronen auf den Häuptern, ſonſt könte man mit gleichem Recht behaupten, daß ſie auch ein menſchliches Antlitz,

Weiber-

Weiber-Haare und Löwen Zähne gehabt. Viele Ausleger dieſes Geheimniß vollen Buchs (*) verſtehen durch ſolche Heuſchrecken die Mönche und Pfaffen des Pabſtthums, inſonderheit aber die Jeſuiten, welche man für die verſchlagenſte und gefährlichſte unter allen hält. Daher iſts kommen, daß Abraham von Franckenberg die Heuſchrecken von 1542 auf den Urſprung des Jeſuiter-Ordens gedeutet hat, andere aber auf ihren Rücken Münchs-Kappen wollen erblicket haben. Gleichwohl iſt vors erſte noch nicht ausgemacht, ob die Heuſchrecken, wann ſie häufig ankommen, etwas bedeuten, und ſo ſie ja etwas bedeuten, kan man doch dadurch die Mönche und Pfaffen mit völliger Gewißheit nicht verſtehen, weil darin die Ausleger der Offenbarung Johannis noch nicht eins ſind.

Wann man ferner einer beſondern Ordnung gedencket, welche die Heuſchrecken in ihrem Flug gehalten, indem ſie von einem Könige und Hauptleuten geführet worden, ſo will dis nichts ſagen. Die heil. Schrifft bezeugt ja, daß ſie keinen König oder Führer haben, und dennoch gantz mit Hauffen ausziehen. Sprüch. Salom. 30, 27. Ein groſſes Wunder würde es ſeyn, wann ſie ihren Zug in einer gevierdten Schlacht-Ordnung anſtelleten, oder etwa in langen Reihen daher zögen. Aber da eine oder etliche voran fliegen, und die übrigen ihnen in der gröſſeſten Unordnung folgen, ſo iſt daraus

 nichts

(*) Matthias Hoë in Commentar. in Apocalypſin.

nichts zu machen, weil die letzte Art ihres Flugs gantz natürlich iſt. Sie wiſſen von keiner Ordnung, und daher kommts, daß eine oder etliche mit dem Flug den Anfang machen, andere aber, eine jede nach ihrer Gelegenheit, ihnen folgen. Man wird dieſes bey einer Heerde Vieh gewahr. Wann dieſe fortgetrieben wird, ſo muß nothwendig ein und das andere Stück vorangehen, weil ſie ſich einander ſelbſt hindern, daß ſie nicht alle den Vorzug haben können; einige darunter auch faul und träge ſind, welche deswegen gern hinten an und zurück bleiben. Der Schluß würde wunderlich ſeyn, wann man die voran gehende Kühe zu Hauptleuten und Führern der Heerde machen wolte, da ja nothwendig einige vorn, andere in der Mitten, und noch andere zuletzt gehen müſſen. So ungereimt iſt es auch, wann man die voran fliegende Heuſchrecken zu Führern der übrigen macht.

Sie ſollen auch nach einiger Bericht ihre Kundſchaffter und Quartier-Meiſter voran ſchicken, und darauf des andern Tages der helle Hauffen nachfolgen. Wie es damit zugehe, habe ich genau bemercket, nachdem vor einigen Jahren die Heuſchrecken auch in unſer Land ankamen. Sie finden ſich an einen Ort, wo ſie vorher nicht geweſen, nicht alle auf einmahl ein, ſondern anfänglich wird man nur hier und dort einige gewahr, und zwar nicht einen ſondern wohl etliche Tage vorher, ehe der gantze Schwarm ankömmt. Damit iſt es auch gantz natürlich. Wann die, welche voran ſind, keine Nahrung

mehr

mehr finden, ſuchen ſie ſolche an andern Oertern, und machen ſich eintzeln davon. Sie fliegen aber nicht alle gerade vorwerts, ſondern auch zur Seiten, daher man bemercket, daß ſich viele eintzelne Heuſchrecken an ſolchen Orten gefunden, wohin gleichwohl der gantze Schwarm niemahls kommen iſt.

Die Bedeutung der Heuſchrecken iſt auch eine leere Einbildung. Gemeiniglich ſollen ſie Vorboten eines feindlichen Krieges-Heers ſeyn: womit es ſich aber ſehr ſelten reimen will. Man glaubet z. E. die Heuſchrecken, ſo in Teutſchland geſehen worden, hätten den Einfall der Saracenen in die Länder des griechiſchen Kayſerthums oder auch in Italien bedeutet. Wie reimt ſich dis zuſammen? Wann die Länder feindlich angefallen würden, welche kurtz vorher von Heuſchrecken heimgeſucht worden, möchte man ſolche Bedeutung einiger maſſen gelten laſſen. Aber wann ein Krieg in den Ländern entſtehet, wo die Heuſchrecken nicht geweſen, ſo können die, welche in andern Ländern geſehen worden, nicht Vorboten jenes Krieges ſeyn. Wir haben in unſerm Lande vor einiger Zeit Heuſchrecken in groſſer Menge gehabt, wiſſen gleichwohl, GOtt ſey Danck! von keinem feindlichen Einfall, hoffen auch, GOtt werde uns damit noch ferner verſchonen.

Weiter ſollen ſie Hunger und Peſt bedeuten. Hier muß ich abermahl melden, wie unſere Heuſchrecken dergleichen Bedeutung nicht gehabt. Sonſt aber iſt es gantz natürlich, daß

darauf

darauf Hunger und Peſt erfolgen kan. Wann ſie das Korn auf dem Felde abfreſſen, ſo iſt leicht zu erachten, daß daraus theure Zeit und Hungers-Noth entſtehen müſſe. Die Hungers-Noth hat gemeiniglich die Peſt zum Gefehrten; weswegen auch nicht Wunder iſt, wann auf Heuſchrecken die Peſt erfolget. Jedoch iſt keines von beyden auf unſere Heuſchrecken erfolget, weil ſie ſich ſo weit nicht ausgebreitet hatten, daß ſie das Korn im gantzen Lande abgefreſſen hätten. Welches wir nächſt GOtt, denen wider ſie gemachten guten Anſtalten zu dancken haben. Im Jahr 1730 funden ſich die Heuſchrecken in der Neu-Marck, und andern an Pohlen grentzenden Oertern ein, welche aus Pohlen und Schleſien gezogen kamen. Im folgenden Jahre breiteten ſie ſich ohngefehr bis an den Havel-Strom aus. Die dagegen gemachte Anſtalten waren folgende: Man machte lange Graben bey nahe einer Elle lang und tief, und da hinein trieb man die Heuſchrecken, oder kehrete ſie vielmehr mit Beſen und Sträuchern hinein. In denen Graben waren allemahl 15 bis 16 Fuß von einander Löcher gemacht, worin ſie von ſelbſt dick zuſammen liefen oder ſprungen, hernach mit ſtarcken Stangen oder Stampffen zu Tode geſtampfft, darauf heraus genommen und eingegraben wurden. Weil auch die Sprengſel ihre Eyerchen oder Brut gegen den Herbſt in die Erde legten und zurück lieſſen, woraus gegen folgendes Früh-Jahr Junge herfür kamen, ſo wurde nicht allein ſolche Brut fleißig aufgeſucht, ſondern auch die

daraus

daraus erwachſene Heuſchrecken, da ſie gleichſam wie ein Ameiſen-Haufen noch zuſammen hielten, aus der Erde genommen, in Säcke gethan, folglich mit ſiedend heiſſem Waſſer zu tode gebrühet. Man hatte wahrgenommen, wie ſie ihren Saamen am liebſten in wüſte Feldmarcken, ledige Plätze und Heyden, wo ſie am wenigſten geſtöret würden, legten. Daher muſte ſolches Erdreich noch vor Winters etwas flach umgepflüget werden, damit der Saame bloß zu liegen kam, und durch die Kälte des Winters vertilget würde. An einigen Orten trieb man die Schweine an ſolche Oerter, welche theils die Brut fraſſen, theils ſie heraus wühleten, daß ſie hernach vom Froſt verderben muſte. Wann die junge Heuſchrecken ſchon hervor gekrochen waren, aber noch nicht fliegen konten, breitete man auf den Feldern groſſe Laken aus, und trieb ſie darauf, wickelte ſie hernach in das Lacken ein, und tödtete ſie mit heiſſem Waſſer. Die erwachſene Sprengſel pflegten des Morgens gantz früh, oder auch des Abends, an den Korn-Aehren zu ſitzen, da ſie dann vom Thau benetzet waren, und nicht gut fliegen konten. Alsdann wurden ſie in Siebe, oder andere dazu beqveme Geräthſchafte, als Säcke, ſo an Stangen mit Bügeln, nach Art der Fiſcher-Keſſer gebunden waren, aufgefaſſet, und darauf getödret.

In Berlin hatten einige curieuſe Leute die Sprengſel gekochet, und befunden, daß ſie nach dem kochen ſo roth als gekochte Krebſe worden. Hätten die Alten dieſes gewuſt, ſie ſolten

daraus

daraus noch erſt ein groſſes Wunder-Zeichen gemacht haben. Doch iſt es damit eben ſo natürlich, als daß die Krebſe, welche ſonſt ſchwärtzlich ausſehen, nach dem kochen roth werden.

Wer damahls Luſt gehabt hätte, unſern Sprengſeln eine Bedeutung beyzulegen, hätte ſie auf das Sterben unter dem Rind-Vieh, welches in eben den Jahren, da wir mit Heuſchrecken geplaget waren, bey uns ſtarck graſſirte. Man ſoll aber wiſſen, daß wenigſtens in der Neu-Marck das Vieh-Sterben ſich noch eher angefangen, als die Heuſchrecken ankamen, nemlich den Winter vorher.

So ereignete ſich auch Anno 1731 das Sterben unter dem Rind-Vieh in den Gegenden jenſeit der Havel, wohin die Heuſchrecken nicht kommen waren: Wann hingegen andere Oerter, wo gleichwol die Heuſchrecken geweſen, damit verſchonet blieben. Alſo würde auch dieſe Bedeutung ſchlechten Grund gehabt haben.

Zum Beſchluß will noch einer beſondern Art Heuſchrecken gedencken, die mir aber gar zu unglaublich vorkommen. In America ſoll ſich eine Art Heuſchrecken finden, welche zu gewiſſer Jahres-Zeit, die in America der Frühling genannt wird, ihr Leben fahren läßt, und zu einer Pflantze wird, auch in ihrer Kraut-Natur ſo lange beharret, bis ſie nebſt andern Kräutern endlich gar verdorret. Dieſe Heuſchrecken haben einen langen und aufgerichteten Hals, wie ein Cameel, einen glatten und kaum Fingers-langen

Leib,

Leib, der an beyden Seiten zugeſpitzt. Mitten über den Rücken gehet nach der Länge ein mercklicher Strich, mit neben abgehenden kleinen Strichlein, damit er gleich einem Blumen-Blatt durchzogen. Der Kopff macht ein Dreyeck, auf dem Haupt-Würbel richten ſich 2 zarte ablänglichte Hörnlein empor; die Augen ſtehen heraus, wie eine Linſe geſtaltet, aber dunckel und braun-ſchwartz. Sie haben 6 Schenckel-Beine oder Füſſe. Weil aber die 2 Vorder-Füſſe, wie ein Paar Arme von ihnen zuſammen gefüget, und gleichſam wie des Menſchen gen Himmel aufgehobene Hände empor gehalten werden, ſo geben ihnen die Portugieſen den Nahmen Louvadios, die Frantzoſen aber Preque Dieu: daß alſo beydes die Barbarn und Chriſten davon eine lehrhaffte Fürbildung nehmen, indem ſie den Leuten einbilden, daß dieſe Heuſchrecken ſtets mager, ja gleichſam vom Faſten dürre worden, und dem Menſchen zeigen, in welcher Demuth er zu GOtt ſeine Hände erheben müſſe. Wann ſie in eine Pflantze verwandelt werden, ſo hafften erſtlich die Füſſe an der Erden, wovon, wann hernach die behörige Feuchtigkeiten dazu kommen, Wurtzeln heraus ſchieſſen, welche die Natur in das Erdreich ſenckt, und in weniger Zeit allgemach gantz verwandelt. Bisweilen nimmt nur der Untertheil des Leibes die Geſtalt einer Pflantze an, indem der Obertheil ſich noch eine gute Zeit bewegt, wie zuvor, bis endlich auch dieſer, und alſo das gantze Thierlein, ſich allgemach verändert, und ſein ſinnliches mit einem bloſſen

Kräuter-

Kräuter-Leben vertauſchet. (*) Alle Umſtände geben deutlich zu erkennen, daß dieſer Bericht falſch und ungegründet ſey, weil ſich überdem in der gantzen Natur kein eintziges Exempel findet, daß ein Thier ſolte in eine Pflantze verwandelt werden. Vielleicht findet ſich in dieſen Ländern ein Kraut, welches der Geſtalt nach ſolchen Heuſchrecken ein wenig nahe kommt, daher haben unverſtändige geurtheilet, es müſſe ſolches Kraut nicht wie andere aus der Erde gewachſen, ſondern eine zur Pflantze gewordene Heuſchrecke ſeyn.

60.

Wunderbare Gewächſe.

UNter den wunderbaren Gewächſen verdienen die Zoophyta, oder Thier-Gewächſe, den erſten Platz. Die Ariſtoteliſche Welt-Weiſen legten den Pflantzen nur ein wachsthümliches, den Thieren aber auch ein ſinnliches Leben oder Seele bey. Man bemercket nemlich zwiſchen den Pflantzen und Thieren dieſen Unterſcheid, daß die Pflantzen nur wachſen, und dadurch allmählich zu einer gewiſſen Gröſſe gelangen, wann hingegen die Thiere nicht allein wachſen, ſondern ſich auch von einem Ort zum andern bewegen, und daneben mit ſinnlichen Werckzeugen, wodurch ſie etwas empfinden, begabt ſind.

Man

(*) S. Happelii Relat. Curioſ. Tom. 2. p. 2.

Man verſtehet durch die Zoophyta ſolche Pflanzen, welche einer mittlern Natur zwiſchen Thieren und Pflantzen ſind, und theils den Thieren, der Geſtalt nach gleich ſind, theils eine Empfindung zu haben ſcheinen. Von Thoma Campanella iſt bekannt, wie er allen Pflantzen eine ſinnliche Empfindung zugeeignet, worin ihm auch Franciſcus Redi Beyfall gibt. (*) Solche Meynung aber wird dadurch ſattſam wiederlegt, weil noch niemand die ſinnliche Werckzeuge der Pflantzen entdecket hat, ohne welche gleichwohl keine ſinnliche Empfindung ſtatt haben kan.

1) Gehört unter die Thier-Pflantzen das Tartariſche Boranetz. Die Autores, welche von den Geſchichten der Moſcowitiſchen Länder handeln, ſchreiben von ſolcher Thier-Pflantze folgender geſtalt: Zwiſchen der Wolga und dem Don-Fluß wächſet eine Art Melonen, oder vielmehr Kürbiſſe, die wie ein Lamm geſtaltet, ſo daß die Frucht alle Glieder dieſes Thiers vorſtellet, und ſich mit den Stengel an der Erde hält, der an ſtatt des Nabels dienet. Wann dieſe Frucht wächſt, verändert ſie immer ihren Platz, und dorret das Gras aller Orten aus, wo ſie hingelanget. Die Moſcowiter nennen dieſes das Gras abweiden, und ſagen, wann die Frucht zeitig, ſo verdorre der Stengel, und die Frucht nehme eine harrichte Haut an, welche ſich an ſtatt eines Unterfutters gebrauchen läßt. Dem andere noch hinzu-

(*) S. Morhofii Polyhiſt. Philoſoph. lib. 2. part. 2. c. 44.

hinzuſetzen, daß ſo lange Gras und Kraut um daſſelbe herſtehe, ſo lange bleibe es friſch, wie ein Lamm auf einer guten Weide, wann aber das Gras abgeweidet, ſo verwelcke und verdorre es: und das geſchehe auch, wann man ihm das Gras nur zur Probe wegnehme und entziehe. Und was am meiſten zu verwundern, ſo ſollen dieſer Thier-Pflantze die Wölffe, ſonſt aber keine andere Fleiſch freſſende Thiere nachſtellen. Chriſtian Peganius (*) will anno 1664 zu Amſterdamm in der Raritæten Cammer des Herrn Swammerdamms ein ſo genanntes Fell von dieſem Lamm geſehen haben, deßen Wolle nicht anders anzugreiffen geweſen, als die Flocken, ſo an etlichen flockigten Kräutern, als Münchs Kopff und dergleichen zu finden. Die Gelehrten, welche dieſem Boranetz nicht allen Glauben abſprechen wollen, geben ſich viele Mühe deſſen eigentliche Beſchaffenheit zu entdecken.

Unter andern hält es Kircherus (**) für eine bloſſe Pflantze, wie etwa die bekannten Orchides ſind, welche Früchte und Blumen in der Geſtalt der Bienen, oder gar der Menſchen tragen ſollen. Das Abweiden der umſtehenden Kräuter aber erkläret er alſo, daß das Boranetz ihnen den Safft benehme, wovon ſie verdorren müſten. Allein wozu nutzen dergleichen Gloſſen, da andere, welche ſich nach der Sache genau erkundiget, diß

(*) S. deſſen teutſche Uberſetzung der Pſeudod. Epidem. Thom. Browns. lib. 3. cap. 28. part. 5.

(**) De Arte Magnetica, lib. 3. part. 5. cap. 2.

diß Gewächſe nirgends haben ausfragen können. Herr Chriſtian Martini (*) verſichert uns, wie es nunmehro eine ausgemachte Sache ſey, daß das Boranetz, welches Mr. Geoffroy für ein Farn-Kraut hält, unter die offenbare lügenhaffte Gedichte gehöre. Die Grentzen, fähret er fort, von Perſien ſind von vielen bereits wohl durchgeſucht worden, man findet aber nichts von dergleichen Thieren, die aus der Erde wüchſen, es ſey denn, daß man glauben wolte, dieſes Zwitter-Geſchlechte ſey nun gar aus der Welt verſchwunden, da doch gewiß iſt, daß zu Vernichtung auch des geringſten Ständleins eben ſo eine neue Kraft erfordert würde, als zur Hervorbringung etwas gantz neuen in der Natur. Damit ſtimt auch der Herr von Strahlenberg überein (**) der ſolches Boranetz bey allen Tartern und Ruſſen nicht erfragen können, auch nichts von denen Fällen, die man davon præpariren ſoll, daher ers auch für eine Fabel hält.

2) Weiter rechnet man unter die Thier-Gewächſe gewiſſe Pflantzen, die ſich ohngern angreiffen laſſen, ſondern wann man die Hand nach ihnen ausſtreckt, ſich zurück, oder ihre Blätter zuſammen ziehen. Plinius (***) gedenckt ſchon eines Krauts Æſchynomenes genannt, welches

(*) In der Nachricht aus Rußland. pag. 164.

(**) In der Hiſtoriſch-Geographiſchen Beſchreibung des Nord- und Oeſtlichen Theils von Europa und Aſia. pag. 334.

(***) Hiſtor. Natural. Lib. 24. cap. 17.

welches ſeine Blätter ſoll zuſammen ziehen, ſo man mit der Hand dernach greifft. Sonſt berichtet man von einen Kraut, welches Pudica heißt, von den Arabern und Perſern Sulve genannt wird, daß es bey herannäherung der Hand ſeine Blätter zuſammen ziehe, und ſo man die Hand wieder zurück ziehet, dieſelbige wiederum ausbreite. (*) In den Philippiniſchen Inſuln wächſt auf den St. Peters Berg nahe bey Manilha ein Kraut, welches nicht hoch aufſchieſſet, und nur kleine Blätter hat. Wenn man es anrühren will, ziehet es ſich zurück, und ſchlieſſet ſeine Blätter zuſammen: Daher die Spanier es la Vergin coſa, das iſt das ſchamhaftige Kraut nennen. (**) Ein gleiches Kraut ſoll auch in Braſilien befindlich ſeyn, und von den Einwohnern Herba viva genennet werden, (***) hiemit nun gehet es alſo zu, daß man nicht Urſach hat, ſolchen Pflantzen eine eigentliche Empfindung, oder wer weiß was ſonſt mehr, beyzulegen. Wir werden an den Gold- oder Ringel-Blumen gewahr, wie ſie bey entſtehenden Regen-Wetter, ingleichen gegen den Abend ſich zuſammen ſchlieſſen, wann ſie hingegen bey Sonnen-Schein ihre gold-gelbe Blätter ſchön auseinander breiten. Niemand wird ihnen deßwegen eine

(*) Morhof Polyh. Philoſoph. lib. 2. part. 2. cap. 44.

(**) S. Salmons heutige Hiſtorie der Orientaliſchen Inſuln. pag. 50.

(***) S. Sim. Majoli Dies Canicul. Tom. I. Colloq. 20. pag. 446.

eine eigendliche Empfindung zuſchreiben, ſondern gleichwie die warme Luft ihre Blumen auf einander dehnet, alſo werden ſie durch eine etwas friſche Luft zuſammen gezogen. Gleicher Geſtalt läſſet ſich denen obigen empfindlichen Kräutern nicht eigendlich eine Empfindung beylegen. Ihre Blätter zuſamt denen darin befindlichen Fäſergen ſind ſehr ſubtil, daher kommt es, daß ſie ſich leicht zuſammen ziehen, wann ſich eine warme Hand zu ihnen nahet, die Urſache der Zuſammenziehung iſt die Wärme, ſo in der Hand befindlich. Wir ſehen ein gleiches an einem ſubtilen Haar, welches wann es nahe zum Feuer gebracht wird, ſich von ſelbſt in einander kräuſelt, gleich als ob es dadurch die Berührung des Feuers vermeiden wolte.

3) Die Meer-Schwämme rechnet Plinius (*) auch unter die Thier-Gewächſe, wovon er ſich alſo vernehmen läſſet: Die Schwämme wachſen alle an den Felſen, und nähren ſich von Muſcheln, Fiſchen und Leim. Daß ſie einen Verſtand haben, erhellet daraus, weil ſie, wann ſie einen vermercken, der ſie abreiſſen will, ſich zuſammen ziehen, und ſchwerlich abreiſſen laſſen. Und das thun ſie auch, wann die Wellen anſchlagen. Daß ſie von Speiſe leben, bezeugen offenbarlich die kleine Muſcheln, ſo man in ihnen findet. Man ſagt auch, daß ſie um *Torone* noch dergleichen Muſcheln

 freſſen,

(*) Hiſtor. Natur. lib. 9. cap. 45.

freſſen, wenn ſie ſchon abgeriſſen ſind, und daß ſie aus den zurück gebliebenen Wurtzeln aufs neue wachſen. An den Felſen ſiehet man eine blutige Farbe, wenn ſie davon abgeriſſen ſind, inſonderheit aber an denen, die in dem Syrten bey *Africa* gezeuget werden. Es ſind aber dieſe Schwämme ein Gewächs, welches weich und voller Löcher iſt, daher ſie auch alle Feuchtigkeit leicht einſchlucken, und zum abwaſchen und abtrocknen gebraucht werden. Daß ſie in der See an den Felſen wachſen, haben wir bereits vom Plinio vernommen. Nun iſt vors erſte wohl gewiß, daß ſie kein Leben haben, oder von keiner Speiſe leben. Man findet ja bey ihnen weder Hertz noch Adern, noch ſolche Werckzeuge, die zur Verzehrung und Verdauung der kleinen Thiere geſchickt wären. Weil ſie aber lucker und voller Löcher ſind, ſo kriechen die kleinen Schnecken hinein, und man hat fälſchlich geglaubet, daß ſie den Schwämmen zur Nahrung dieneten. Wann ſie ſich von denen anſchlagenden Wellen zuſammen ziehen, ſo iſts kein Wunder, weil ſie weich ſind, und alſo leicht nachgeben. Sonſt kan ihr Zuſammenziehen auch daher entſtehen, wenn ſich die darin aufhaltende keine Thiere zurück begeben, auf welchen Fall ſie nothwendig enger zuſammen gehen. Sie geben leicht nach, und werden ohne Mühe zuſammen gedruckt: Diß hat zu dem Gedichte Anlaß gegeben, als wenn ſie ſich von ſelbſt zuſammen zögen, ſo bald ſie nur berühret würden. Sie müſſen aber

nothwendig ein Gewächſe, und kein Thier ſeyn, weil ſie aus den hinterbliebenen Wurtzeln wieder herror wachſen. Das Blut aber, ſo man an den Felſen ſiehet, wann ſie abgeriſſen ſind, wird wohl eine ſchleimichte Feuchtigkeit ſeyn, die man für Blut angeſehen.

4) Der Sonnen-Blume, die man aus America zuerſt zu uns gebracht hat, legen einige Naturkündiger auch eine Art von Empfindung bey, weil ſie ſich beſtändig gegen die Sonne wenden, und ſich alſo den Tag über von Morgen gegen Abend herum drehen ſoll. Plinius ſchreibt ſchon (*) von einem Kraut Heliotropium genannt, daß es ſich ſtets nach der Sonnen wende, und derſelben alle Stunde folge, wenn es gleich dunckel Wetter iſt. Athanaſius Kircherus erzehlet aus dem Munde einiger Jeſuiten, daß in den Jnſuln Quilota, Mindanao und andern, die da herum liegen, eine Staude wüchſe, deren Blume beſtändig die Sonne anſchauete, und davon nicht einen Nagel breit abwiche. (**) Er bemühet ſich auch davon eine Urſach anzugeben, (***) welche ohngefehr in folgenden beſtehet. Wann die Sonne mit ihrer Apolliniſchen Kraft (ich mögte gerne wiſſen, was diß für eine Kraft wäre,) die Blumen berühret, ſo werden dadurch die überflüßige, und durch die Nacht-Kälte gefrorne Feuchtigkeiten aufgelöſet, und in

(*) Hiſtor. Natur. lib. 2. cap. 41.
(**) In Arte Magnetica. lib. 3. part. 5. cap. 3.
(***) Ibidem cap. 4.

Form der Dünſte ausgetrieben. Die Pflantze merckt es, daß ſie durch die Sonne der überflüßigen Feuchtigkeit loß wird, und folget der Sonne beſtändig nach, welches deſto beſſer von ſtatten gehet, wann ſie die Sonnen-Strahlen fein gerade und perpendicular einſchlucken kan. Das wunderſamſte iſt, daß Kircherus aus dergleichen Sonnen-Wenden eine recht künſtliche Sonnen-Uhr will verfertigt haben, womit er alſo verfuhr. Er nahm einen groſſen und runden Zuber mit Waſſer, in deſſen Mitte eine eiſerne Spitze ſtack. Daran befeſtigte er ein ziemliches Stück Korck oder Pantoffel-Holtz, nach der Gröſſe des Zubers, und des Blumen Stengels, alſo daß das Pantoffel-Holtz ohne einige Hinderung auf dem Waſſer in der Spitze ſchwebete, und ſich leicht nach Belieben kehren und wenden ließ. Uber den Korck war eine Sonnen-Blume mit der Wurtzel und dem Stengel Schnur-recht aufgerichtet und befeſtiget. An dem Stengel waren etliche wolline Bänder feſt gemacht, welche ins Waſſer herab hingen, und das Waſſer in die Höhe ziehen ſolten, um den Stengel zu erqvicken, und zu verhüten, daß er von der Sonnen Hitze nicht gar zu bald ausgetrocknet würde. Hernach umgab er die Blume mit einem Ring oder Rand, auf welchem die Zahlen der Stunden, nach der Polus Höhe des Orts, richtig verzeichnet waren, damit der in dem Mittel-Punct der Blume ſteckende Zeiger die Stunden gebührlich anweiſen konte. Dieſe gantze Machine ſetzte er des Morgens in die freye Lufft, alſo daß das

Antlitz der Blume nach der Sonne gerichtet war, ſo führete die Sonne durch ihre Strahlen die Blume mit ſich herum, daß der Zeiger ordentlich die Stunden anwieß. Ich will keinen rathen, daß er dergleichen Sonnen-Uhr verfertige, er würde ſich zuletzt betrogen ſehen, und Mühe und Koſten vergebens angewandt haben. Ich habe faſt alle Jahr Sonnen-Blumen in meinem Garten gezogen, und mit Fleiß acht gegeben, ob ſie ſich mit der Sonne herum drehen, und ſich beſtändig gegen dieſelbige wenden würden, konte aber niemahls dergleichen bemercken. Die Blumen, weil ſie ziemlich groß und ſchwer ſind, ſtehen nicht gerade aufwerts, ſondern neigen ſich ein wenig, alſo daß ihre oberſte Fläche faſt eine mittle Lage, zwiſchen der Horizontal und Vertical Situation bekommt. Solche Neigung derſelben hat man ſchon als eine Wendung gegen die Sonne angeſehen, da doch augenſcheinlich die Schwere der Blume die wahre Urſach davon iſt. Der Stengel windet ſich im wachſen einiger maſſen zuſammen auf Art eines Stricks und daher kömmt es, daß die Blume, ehe ſie aufblühet, und ſo lange der Stengel noch im Wachsthum iſt, ihre Neigung in Anſehung der Himmels-Gegenden verändert. Wann aber der Stengel das völlige Wachsthum erreichet hat und die Blume ſich in voller Blüthe zeigt, ſo wird man ferner an ihr keine Wendung gewahr, ſondern ſie bleibt unverrückt in derjenigen Lage, worin ſie ſich alsdann befindt, alſo daß ihr Antlitz immerfort nach einer gewiſſen Himmels-Gegend

gerichtet iſt. Man ſoll aber nicht meynen, als wenn ſie alle ihr Antlitz gegen Mittag und die Sonne richteten, ſondern etliche hängen gegen Morgen, andere gegen Mittag und Abend, wie auch gegen die dazwiſchen liegenden Gegenden. Ja ich habe wahrgenommen, daß einige, wiewohl ſelten, ſich gegen die Mitternächtige Himmels-Gegenden geneigt haben, und alſo unverrückt ſind ſtehen blieben. Hier kan wohl die Sonne und deren Wärme Urſach ſeyn, daß die meiſten ſich nach den Mittäglichen Gegenden wenden, aber daraus folgt nicht, daß ſie ſich mit der Sonne umdrehen. Das letztere wird durch den Augenſchein und die Erfahrung zur gnüge widerlegt.

5) Der Sonnen-Blume füge ich das Mond-Kraut hinzu, wovon man folgende Beſchreibung findet. (*) Die Mond-Pflantze, oder ſo genannte Boritza, richtet ſich gäntzlich nach dem Mond. Dieſe ſiehet dem Maſor an Blätter nicht ungleich, ohn allein, daß ſie mit Himmel-blau gefärbet, der Stengel iſt Viol-braun, der Geruch dem Biſam und Saffran gleich, und ſind die Blätter rund. Ermeldtes Kraut führet eben daher ſeinen Namen, Mond-Kraut, weil es in Ab- und Zuwachs gleiche Abwechſelung mit dem Mond hält: Nemlich iſt der Neumond einen Tag alt, ſo bekommt dieſes Kraut ein Blatt und gewinnt von Tage zu Tage ſo viel Blätter mehr, als der Mond Tage bekömmt, bis an die 14te Nacht; Hernach bey abnehmenden Mond, läſſet

(*) S. Happelii Relat. Curioſ. Tom. I. pag. 623.

läſſet es ordentlich alle Tage wieder ein Blättlein fallen, wird zuletzt gantz kahl, und hüllet ſich gleichſam traurig ein. Dis wunderbare Kraut hat man zweiffels ohne denen erdichteten Würckungen des Monds zu gefallen erdichtet.

6) Von den Kräutern, welche den Namen Orchis und Satyrion oder Knaben-Kraut führen, erzehlet man ſo viele Wunder Dinge, die zu glauben man billig Anſtand nimmt. Athanaſius Kircherus, der ſolchen und dergleichen Fabeln gern Gehör gibt, ſchreibt (*) davon alſo: Die Pflantzen *Orchides* und *Satyria* genannt, haben Wurtzeln in Geſtalt der Hoden, daher ſie auch den Namen bekommen. Einige heiſſen *Anthropomorphæ*, welche eine Frucht bringen in vollkommener Menſchen-Geſtalt, alſo daß kaum ein Glied am Menſchlichen Cörper zu finden, welches die Natur daran auszudrücken nicht ſolte bemühet geweſen ſeyn, ja man bemercket auch an einigen die beſondere Gliedmaſſen des männlichen und weiblichen Geſchlechts. *Ornitomorphæ* werden genennet, an welchen die Frucht oder Blume die Geſtalt eines Vogels hat. Andere bilden *Delphine*; Bienen, Fliegen, Schmetterlinge, Mücken, Wantzen, Heuſchrecken, und mehr andere Thiere ab. Nachdem man eine gewiſſe Art davon *anatomi*ret, ſo hat man darin ich weiß nicht was gefunden, welches einem weiblichen *Utero*,

(*) In Mundo Subterraneo, lib. 12. Sect. 1. cap. 9.

Utero, der mit einer Leibs-Frucht ſchwanger gehet, ähnlich geweſen. Nachdem ich das Vergröſſerungs-Glas zur Hand genommen, um die Fäſergen der Blätter der *Orchidis Anthropomorphæ* zu beſchauen, ſo habe ich entdeckt, daß die Blumen überall aus lauter kleinen Bilderchen, die eine menſchliche *Figur* haben, zuſammen geſetzt ſind. Dem Kirchero ſind andere gefolget, die von eben ſo ſtarcker Einbildung als er, müſſen geweſen ſeyn, und ſeine von dieſen Kräutern gemachte Abriſſe durch Johann Ballhorn meiſterlich verbeſſert haben. Es gehöret aber eine nicht geringe Einbildung dazu, wenn man aus den Blumen, oder aus den Saamen-Häusgen, die zuletzt aus den Blumen entſtehen, die Geſtalt der Menſchen, Vögel und anderer Thiere machen, oder bey den Menſch-förmigen gar den Unterſcheid des Geſchlechts bemercken will. Bey uns wachſen einige Arten von Orchis wild auf den Wieſen. Darunter iſt eine, ſo bey den Botanicis Satyrion odoriferum heiſſet, weil die Blume faſt einen Geruch, wie die Meyen-Blumen von ſich giebt. Sie haben 2. etwas längliche Blätter, und einen langen Stiel, woran ſich die Blumen befinden. An ſolchen Blumen wird man oberwerts 2 kürtzere, und unterwerts 2 etwas längere ſchmale Blättgen gewahr. Daraus hat man die Geſtalt eines Menſchen gemacht; Die 2 obere Blättgen haben die Arme, und die 2 untern die Füſſe bedeuten müſſen. Diß kommt meines Erachtens ſehr einfältig heraus: Denn wer nicht eine

überſtei-

überſteigende Phantaſie hat, wird daraus ſchwer-lich die Figur eines Menſchen machen. Man köute mit gleichem Recht daraus ein Cameel machen, und die kurtze Blättgen deſſen Vorder-Füſſe, die langen aber die hinter Füſſe bedeuten laſſen. Ich habe noch eine andere Art von Archis bemercket, die in der Mitten ihrer Blumen etwas zeiget, woraus die Einbildung einen Vogel gemacht hat. Es gleichet aber ſo wenig einen Vogel als einer Miſtgabel. Wer es nicht glauben will, laſſe ſich nur dieſe Arten Kräuter zeigen, und betrachte ſie ohne vorgefaßte Einbildung, ſo werden alle ſolche lächerliche Geſtalten von ſelbſt wegfallen.

Kircherus gehet noch weiter, und will den Urſprung dieſer wunderbaren Geſtalten verſtändlich erklären, verfällt aber auf Dinge, worüber man das Lachen mit Macht zu verbeiſſen hat. Die Hirten, ſchreibt er, (*) wollen angemerckt haben, daß an denjenigen Orten, wo ſich vorher die Thiere mit einander begattet, das Kraut Satyrion häufig wachſe. Daraus ſchlieſſet er, es müſſe die bey ſolcher Begattung auf die Erde gefallene ſpermatiſche Feuchtigkeit, ſich mit dem Saft der Erden vermiſchen, und daraus die ſo wunderlich gebildete Blumen entſtehen. Wann das Semen eines Pferdes ſolcher Geſtalt auf die Erde falle, ſo erwachſe daraus eine Geſtalt, die mit den Inſectis überein komme, welche aus dem Aas eines Pferdes zu erwachſen pflegen, nemlich

(*) Loc. cit.

nemlich in Weſpen-Geſtalt: Aus dem Ochſen-Saamen aber erwachſe die Geſtalt der Bienen. Von den Menſchförmigen urtheilet er, daß ſie ihren Urſprung haben von dem Saamen der todten Cörper. So hecket ein Gedichte das andere aus, und es kan nichts ungereimters erdacht werden, als daß aus dem Semine humano und animali, welches von den Kräutern angezogen wird, ſolche Geſtalten entſtehen ſolten. Denn, damit ich nur etwas berühre, warum ziehen nicht auch andere Kräuter ſolchen Saamen an ſich, und bringen dadurch eben dergleichen Geſtalten herfür? diß könte und müſte geſchehen, wann ſolcher Saame die Urſach dieſer Geſtalten wäre. So iſt auch nicht möglich, daß an alle Oerter, wo dieſe Kräuter wachſen, das Semen humanum und animale hinkommen ſolte, gleichwohl bringen ſie eben ſolche Blumen und Saamen-Häusgen, wie alle andere von ihrer Art hervor. Man pflantze dieſe Kräuter wohin man will, ſo werden ſie allemahl einerley Blumen und Saamen tragen. Woraus denn augenſcheinlich erhellet, daß ſolches Vorgeben eine noch weit thörichtere Fabel ſey, als die wunderbare Geſtalten ſelbſt.

Man ſchreibet von den 2 Zwiebeln des Knaben-Krauts, welche 2 Teſticulos vorſtellen, wie ſie 2 beſondere und gantz wiedrige Eigenſchaften haben. Die eine ſoll geſchickt ſeyn zu erwärmen, und die natürliche Hitze zu erwecken, die andere aber zu erkälten, und die natürliche Hitze auszulöſchen. (*) Monſieur

(*) S. Plinii Hiſtor, Natur, lib. 26. cap. 10.

Monſieur de St. André gedencket (*) einer Probe, ſo man damit an 2 neu verehlichten gemacht. Den Mann brachte man eine gute Quantität von der Zwiebel bey, welche die natürliche Hitze auslöſchet, und der Frau von der andern, die ſolche erwecket und belebet, wodurch der Mann zum ehelichen Werck ſchläferig und untüchtig, die Frau aber deſto brünſtiger gemacht ward. Allein die Sache will mir nicht ein, daß 2 Wurtzeln eines Krauts, wofür man dieſe beyde Zwiebeln halten kan, ſolten von gantz wiedrigen Eigenſchaften ſeyn. Die angeführte Probe beweiſet ſolches auch nicht, weil etwa der Mann ſchon von Natur kalt, und die Frau kan hitzig geweſen ſeyn. Die Sache braucht noch eine nähere Unterſuchung.

7) Hierauf folgt billig ein wunderns würdiger Kohl-Stengel, wovon der Bericht alſo lautet: Eppendorf iſt ein Dorf unweit Hamburg, welches ehedem zum Cloſter Herveſtehude gehörete. In dem Cloſter waren 2 Schweſtern, welche die Kohl-Gärten an den erſten Ort abwarten muſten. Die eine zeugete ſtets ſchönen und groſſen Kohl, und ward deßwegen von der andern befragt, wie ſie es machte daß ihr Kohl ſo groß würde? Dieſe gab der erſten den Rath, ſie ſolte, nach empfangner Hoſtie im Abendmahl, ſelbige wieder aus ihrem Munde nehmen, und ſie unter einen Kohl-Stengel vergraben, ſo würde ſie Wunder ſehen. Dem Rath folgete ſie, und hatte

(*) In den Briefen von der Zauberey. pag. 65.

hatte hernach eben ſo guten Kohl als jene. Immittelſt merckten die Nachtbarn allemahl des Nachts einen lichten Schein in denſelben Garten, der ſich, als man ihn genau bemerckte, nur über einem gewiſſen Kohl-Stengel ſehen ließ. Diß zeigte man den Cloſter-Jungfrauen an, welche mit groſſer Solennitæt nach dem Garten gingen, und mit groſſer Verwunderung ſahen, daß an demſelben Kohl-Stengel über der Erden ein vollkommenes Crucifix von Natur gewachſen. Der Kohl-Stengel iſt nachhero eine geraume Zeit in Hamburg aufbehalten worden, bis ihn Kayſer Rudolphus Anno 1602. nach Prag bringen laſſen, von dannen er endlich nach Wien in die Kayſerliche Raritæten-Cammer kommen. (*) Die Umſtände dieſer Geſchichte ſchmecken nach einer Papiſtiſchen Fabel, und wo ja jemahls der ſo wunderbare Kohl-Stengel verhanden geweſen, oder noch iſt, ſo darf man ſicher urtheilen, daß er nicht natürlich alſo gewachſen, ſondern durch Kunſt zubereitet ſey.

Gleiche Beſchaffenheit hat es auch mit der Lilien-Wurtzel, die in Jeruſalem ſoll gewachſen ſeyn, und ein vollkommenes Crucifix dargeſtellet haben. Wovon man die Geſchichte beym Happelio nachleſen kan. (**)

8) Müſſen wir uns auch höchlich verwundern über eine Rübe, welche eine menſchliche Geſtalt gehabt. Sie iſt gewachſen in eines Edelmanns

(*) S. Happelii Relat. curioſ. Tom. I. 290.

(**) Ibidem pag. 292.

Edelmanns Garten, in dem Dorf Weiden, welches im Hertzogthum Jülich gelegen. Das aufſtehende Kraut præſentirte die Haare, und auf dem oberſten Theil der Rübe ſahe man alles, was zu einem wohlgebildeten menſchlichen Angeſicht erfordert wird, als Augen, Naſe, Lippen: Das übrige ſtellete die Bruſt dar, und die hin und wieder abgewichene Wurtzel ward gleichſam zu Armen und Beinen. (*) Die Rüben wachſen öffters wunderlich, indem ſie 2, auch 3 und mehr beſondere Wurtzeln haben. Da iſt eine leichte Sache aus dem oberſten Theil der Rübe einen Kopff, und aus den neben-Wurtzeln Arme und Beine durch die Phantaſie zu machen. Hat aber die vorgedachte Rübe alle Theile eines menſchlichen Angeſichts gehabt, ſo iſt kein Zweiffel, man habe ſie alſo ausgeſchnitzet, und ihr durch Kunſt ſolche Geſtalt gegeben, wie dann bekandt iſt, daß man es mit den Allraunen eben ſo zu machen pflegt.

9) Granadilla iſt eine Pflantze oder Baum in America, und hat er den Namen, weil darauf eine Art Granaten wächſt, voll ſchwärtzlichter Körner, welche in einem zähen Safft ſchwimmen, der ſo ausſiehet als das weiſſe vom Ey, und dabey ſehr kühlend, auch vom Geſchmack annehmlich iſt. Dieſe Pflantze wird auch in Europa in den Luſt- und Blumen-Gärten gezeuget, wiewohl ſie allhier bey weitem nicht ſo groß wird als in Peru und Braſilien, auch niemahls

(*) S. Happelii Relat. curioſ. Tom. I. p. 89.

Frucht träget, ſondern nur blühet. Die Blüthe nennet man die Paßions-Blume, weil die Spanier, ſo ſie zum erſten nach Europa überbracht, mit ihrer Einbildung darin alle Werckzeuge der Creutzigung Chriſti wollen gefunden haben. (*) Wer aber dieſe Werckzeuge der Paßion unſers Heylandes darin wahrnehmen will, muß eine Spaniſche Phantaſie haben, ſonſt wird er auſſer dem leiblichen Anſehen der Blume darin nichts beſonders erblicken, noch weniger die Nägel, womit der HErr ans Creutz geheftet worden, oder die Bluts-Tropffen, welche er vergoſſen, und die Dornen-Crone, die man ihn aufs Haupt geſetzt, gewahr werden.

10) Die gröſſeſte Verwunderung verdienet der Baum, welcher auf der Inſul Sumatra wächſt, und einen groſſen Wurm zur Wurtzel hat, der tiefer einſincket, wenn man ihn abbrechen will, es ſey denn, daß man ihn gar feſte halte. Wann der Baum zunimmt und wächſt, ſo wird der Wurm mager und klein, und kan der Baum nicht eher zu ſeinem Wachsthum gelangen, bevor ſich der Wurm gantz und gar in den Baum verwandelt. Wann die Blätter abgebrochen, und der Stamm dürre worden, verwandelt ſich der Baum in einen harten Stein, der den Corall-Zincken gleichet. (**) Es iſt eben ſo wahr, daß aus einem Wurm oder Thier ein Baum

(*) S. Frezier allerneueſte Reiſe nach der Süd-See. cap. 9. des zweyten Theils.

(**) S. Happelii Relat. curioſ. Tom. I. pag. 620.

Baum wachſen, als daß ein Baum an ſtatt der Früchte Gewürme oder Vögel hervorbringen ſolte. Wer die Natur nur ein wenig kennet, wird ſchon wiſſen, warum eins ſo wohl als das andere unmöglich ſey.

11) Mehr Wahrſcheinlichkeit hat es, wenn man erzehlet, wie Bäume oder andere Pflantzen aus der Menſchen lebendigem Leibe hervor gewachſen, wiewohl auch darzu ein ſtarcker Glaube gehört. Ein Spanier, Nahmens Roccus Martinus fiel von einem Baum herunter in eine Schlehen-Hecke, alſo daß ihm ein Dorn davon ſo hefftig in die Bruſt gedrungen, daß er auf keine Weiſe konte wieder heraus gebracht werden. Um die Frühlings-Zeit entſtund an demſelben Ort eine groſſe Beule, welche in wenig Wochen dergeſtalt zunahm, daß endlich auch eine vollkommene Pflantze, oder kleiner Dorn-Buſch aus dem Bauch herfür gewachſen, die alſo aufſchoß, daß man dieſelbe alle Sommer mit der Garten-Scheere beſchneiden muſte. Man konte ſolches Gewächs niemahls ſamt der Wurtzel ausreuten, dann die Wurtzeln hatten ſich zwiſchen den Ribben um den Rück-Grad, und gar bis in das groſſe oberſte Bein ausgebreitet und feſte gemacht, wovon endlich der Menſch ſterben muſte. Ein Zweig davon ſoll noch bis auf den heutigen Tag zu Rom unter den gröſſten Raritäten verwahrlich aufbehalten werden. (*) Einer Frauen von Arezzo ſoll gar eine Korn-

(*) S. Happelii Relat. curioſ. Tom. I. p. 36.

Aehre aus der Naſe gewachſen ſeyn. (*) Ich ſolte meynen, der menſchliche Cörper ſey der rechte Ort nicht, wo die Pflantzen, oder derſelben Saame könten Wurtzel faſſen, und ihre Zweige und Blätter hervor ſchieſſen: Weswegen ich auch zu dergleichen Erzehlungen einen ſtarcken Glauben erfordert habe.

12) Hat man einigen Bäumen eine Zeit, da ſie blühen und Frucht tragen ſollen, angedichtet, welche ſonſt wider den ordentlichen Lauf der Natur iſt. Inſonderheit ſchreibt man von gewiſſen Bäumen, welche in der Chriſt-Nacht geblühet, und gar Früchte gebracht. In der Grafſchafft Catzenelnbogen, nicht weit vom Rhein ſoll ein Apffel-Baum ſtehen, der jährlich in der Chriſt-Nacht in einer Stunde blühet und Aepffel trägt: Wenn ein fruchtbar Jahr zu erwarten, werden ſie wie eine ziemliche Bohne groß, wo nicht, ſo bleiben ſie wie Erbſen. Im Sommer aber trägt ſolcher Baum nichts als herbe wilde Holtz-Aepffel, wiewohl in vollkommener Gröſſe. Desgleichen ſollen in dem Stifft Würtzburg zweene Bäume ſeyn, die zu Weyhnachten natürliche Aepffel tragen, in der Gröſſe einer Welſchen Nuß. Um Mitternacht ſchieſſen die Knöpffe, denen folgt zur Stunde die Blüthe, und gegen Morgen ſiehet man völlige Aepffel, am folgenden Tage aber iſt nichts mehr davon zu finden. (**) Mehr dergleichen Bäume will man

(*) Amphith. Mag. Univerſ. Sect. 15. pag. 737.

(**) S. Berckmeyers curieuſ. Antiquar. p. 536. 579.

man hin und wieder bemercket haben. Allein die Sache wird dadurch ſehr verdächtig, daß dieſe Bäume eben in der Chriſt-Nacht Früchte tragen ſollen. Man hat faſt von je her die Chriſt-Nacht für eine heilige und wundervolle Nacht gehalten, weil in derſelben GOtt iſt Menſch gebohren worden, wovon es in einem gewiſſen Weyhnachts-Liede heißt: **O groſſes Werck, o Wunder-Nacht, dergleichen nie gefunden!** Allein abergläubiſche Leute ſind dahin verfallen, daß ſie in dieſer Nacht theils wunderliche Dinge vorgenommen, theils derſelben gewiſſe Wunder, ſo darin geſchehen ſollen, angedichtet haben. Und dahin gehöret auch das Blühen und Fruchttragen der Bäume. Es iſt nicht ſo gar ungewöhnlich, daß mannigmahl in unſern Ländern einige Bäume im Docember oder Januario anfangen zu blühen, nemlich wann vorher noch kein Winter oder groſſer Froſt, ſondern gelindes Wetter geweſen iſt, dergleichen ich vor einigen Jahren ſelbſt bemercket habe. Da macht das warme Wetter, daß der Saft in die Bäume tritt, und die Blüthe, auch wohl gar die Blätter auszutreiben beginnt, eben wie in den warmen Ländern, allwo, wann die Blätter der Bäume abfallen, alſobald neue hervorſchieſſen, und die Bäume von neuen ihre Blüthe zeigen. Solche Begebenheit aber iſt von unverſtändigen für ein groſſes Wunder angeſehen worden, welche aus Aberglauben hinzugeſetzt, es hätten die Bäume in der Chriſt-Nacht geblühet und Früchte getragen. Daß die Bäume um dieſe ungewöhn-

liche Zeit auch Früchte gebracht, habe ich zwar nicht bemercket, doch iſt es nicht unmöglich, wann das warme Wetter lange anhält, zumahl wann im vorhergehenden Sommer die Bäume durch die Raupen kahl gefreſſen, und dadurch verhindert worden, daß die Früchte nicht hervor kommen können, da dann nachhero das anhaltende warme Wetter die Blüthe und Früchte hervor treibt. Vornehmlich aber wird bey den Früchten dieſer Bäume wohl ein Irrthum vorgegangen ſeyn, wie aus folgender Begebenheit erhellet. In einem Dorffe, welches im Vogtland eine Meile von Gera gelegen, ſtehet ein Apffel-Baum, der wegen der Aepffel die er in der Chriſt-Nacht tragen ſoll, bekannt iſt. Ein daſelbſt wohnender Jäger hatte im Jahr 1657 ſolche Aepffel aus dem Schnee geſammlet, und ſie dem Hertzoge von Sachſen-Altenburg zugeſchickt, woraus eine groſſe Rarität gemacht wurde. Man entdeckte aber bald den Irrthum; denn die aus dem Schnee geſammlete Aepffel waren nicht in der Chriſt-Nacht gewachſen, ſondern vom Herbſt her aus Unachtſamkeit unter dem Baum liegen blieben, und hernach unverfault aufgeleſen worden. (*) Eine gleiche Beſchaffenheit kan es mit den andern oberzehlten Bäumen gehabt haben, nemlich daß man um Weyhnachten unter den abgefallenen Blättern einige unreiffe Aepffel gefunden, welche vor der Zeit abgefallen, und daſelbſt ſo lange verborgen gelegen.

Das

(*) Happelii Relat. curioſ. Tom. I. pag. 205.

Das Vorgeben, ob ſolten die Bäume eben in der Chriſt-Nacht blühen, ſtehet ohnedem auf ſchwachen Füſſen. Einmahl iſt bey den Chronologis noch nicht ausgemacht, ob der 25 December der rechte Geburts-Tag unſers Heylandes ſey. Die meiſten zweifeln daran. Iſt aber diß nicht der rechte Weynachts Tag, ſo müſte das Wunder mit den Bäumen ſich nicht in derſelben, ſondern in der eigentlichen Geburts-Nacht Chriſti begeben. Hernach weiß man nicht, nach welchem Calender ſich die Bäume richten, da wir heutigs Tages dreyerley Calender haben, nemlich den alten, neuen und verbeſſerten. Vorzeiten da noch der alte Julianiſche Calender üblich war, werden ſie wohl demſelbigen gefolget ſeyn. Nachdem aber entweder der neue oder verbeſſerte angenommen worden, werden es dieſe Bäume gemacht haben, wie das Blut des H. Januarii zu Neapolis, welches, da es im zerflieſſen ſich anfänglich nach dem alten Calender richtete, nach Einführung des neuen oder Gregorianiſchen dieſem zu folgen pflegt. Das gantze Vorgeben läuft auf eine natürliche Begebenheit hinaus, die man abergläubiſcher Weiſe in die Geheimniß-volle Nacht der Geburt Chriſti verlegt hat. Heutigs Tages höret man von ſolchen Wundern nichts mehr, nachdem man aufgehöret hat, ſie zu glauben.

In Engelland machte man ehedem viel Weſens von einem Dornſtrauch zu Glaſtenbury in der Grafſchafft Sommerſett. Derſelbe Dornſtrauch, oder Hagedorn-Baum, blühete nicht allein

lein und brachte ſeine Früchte zu der gewöhnlichen Sommer-Zeit, ſondern auch nochmahls im Winter um Weyhnachten. Man hielt davor, Joſeph von Arimathia, welcher des Orts ſoll geſtorben und begraben ſeyn, hätte den Baum gepflantzet, der von GOtt zum Gedächtniß der Geburt Chriſti mit dieſer wunderbaren Krafft begabet worden. Zu Cromwells Zeiten iſt der Baum ausgerottet worden, da indeſſen zu Cheſter und andern Orten Engellands neue von eben dieſer Art hervor gewachſen. Man lieſet bey Richard Baxter (*) einen Brief, worin gemeldet wird, daß ein Reis von ſolchem Baum, welches anderweit verpflantzet worden, nicht eben auf den Chriſt-Tag ausſchlage und blühe, ſondern einige Zeit hernach, viel eher als andere Dorn-Sträucher ſonſt zu thun pflegen; Womit vors erſte wegfällt, daß er um Weyhnachten blühe. Ein ander Brief bey eben dieſem Autore (**) ſetzet das gantze Wunder dieſes Baums in dem natürlichen, raren und frühzeitigen Blühen deſſelben; daher es ſcheinet, als wenn er nicht zweymahl im Jahr geblühet und Früchte getragen, ſondern nur früher denn die andern. Solches aber kan deswegen geſchehen ſeyn, weil entweder dieſer Dornſtrauch aus fremden Landen, woſelbſt ſie eher zu blühen pflegen, nach Engelland gebracht worden; Oder weil das Reis, woraus er erwachſen, auf eine Art Bäumen oder Stauden

gepfropfft

(*) In der Gewißheit der Geiſter. pag. 212.

(**) pag. 208.

gepfropfft worden, die im Winter zu blühen pflegen. (*)

13) Daß es viele gifftige Pflantzen und Kräuter gibt, daran iſt kein Zweiffel. Bey folgendem Kraut aber kommt ein Umſtand vor, der ſchwerlich zu glauben ſtehet. In Neu Spanien, in dem Bißthum Antiquera wächſet ein gifftiges Kraut, welches daneben die ſeltene Eigenſchafft hat, daß, wann das abgepflückte Kraut ein Jahr lang gelegen, und man bringt davon etwas einem Menſchen bey, ſo ſtirbt er innerhalb eines Jahres, oder Monaths und Tages, nachdem es kurtz oder lang alſo abgeflickt gelegen: und wann es jemanden friſch gegeben wird, ſo ſtirbt auch die Perſon noch deſſelbigen Tages. (**) Man könte vielleicht gedencken, die giftige Kraft dieſes Krauts nehme, je länger es liegt, immer mehr und mehr ab, und würcke daher deſto langſamer. Jedoch iſt glaublicher, daß, wann ſolches geſchähe, es ſolche Kraft in Jahres Friſt wohl gäntzlich verlieren müſte. Man kan auch keine Urſach ergründen, warum zu ſeiner Würckung ſo viel Zeit ſolte erfordert werden, als es eben abgepflückt gelegen: Weßwegen dieſer Zuſatz unter die leeren Gedichte gehöret.

14) Folgender Baum muß auch unter die erdichteten gezehlet werden, wie jedermann zugeſtehen wird. Abrah. Echellenſis beſchreibet einen Baum in einer gewiſſen Indianiſchen Inſul,

(*) S. Becmanni Hiſtor. Orb. Terr. pag. mihi 121.
(**) S. Happelii Relat. Curioſ. Tom. I. pag. 57.

der ſehr liebliche Früchte bringe, aber von ſo ſeltſamer Wirckung, daß wann eine Weibs-Perſon davon iſſet, ſie einen groſſen Leib bekommt, auch nach 2 oder 3 Tagen eine menſchliche, aber todte Frucht gebiert, zwiſchen welcher und einem Kinde gantz kein Unterſcheid zu finden, als das Leben. (*) Vielleicht hat eine unzüchtige Weibs-Perſon diß Gedichte auf die Bahn gebracht, welche, da ſie aus ordentlichem aber verbotenem Beyſchlaf ſchwanger geweſen, und eine todte Frucht zur Welt gebracht, argliſtiger Weiſe ihre Schwangerſchaft den Früchten dieſes Baums zugeſchrieben hat.

15) Mag auch Plinius auftreten, und uns von einigen wunderbaren Kräutern Nachricht geben, womit er aber, wie es die Sache auch verdienet, nur ſein Geſpötte treibet. Davon ſchreibt er alſo: (**) Das Kraut Æthiopis trucknet die Flüſſe und Seen aus, wann es darin geworffen wird, und eröffnet alles was verſchloſſen iſt, ſo man es nur damit berühret. Wann man das Kraut Achæmenis unter die Schlacht-Ordnung der Feinde wirft, ſo verurſacht es ihnen ſolch Schrecken, daß ſie ſich alſobald auf die Flucht begeben. Ein ander Kraut, Latace genannt, wird von den Königen in Perſien den Abgeſandten mit gegeben, damit ſie allenthalben, wo ſie hinkommen, an allen Dingen Uberfluß haben mögen.

16) Man

(*) S. Happel. loc. cit. pag. 625.

(**) Hiſt. Natur. lib. 26. cap. 4.

16) Man gedencket noch einer Art Bäume, die aber wohl ſchwerlich dürften in der Welt zu finden ſeyn. In Japan trifft man Bäume an, die eine Art von Palmen zu ſeyn ſcheinen. Sie können durchaus keine Feuchtigkeit vertragen, ſondern wenn der Stamm nur ein wenig naß wird, ſo bald verdirbt und verdorret er. Wann ein ſolcher Baum verdorret, pflegt man ihn mit Wurtzel und allem auszuheben, und an der Sonne zu trucknen, nachmahls aber in eine neu gegrabene mit Sand und Hammerſchlag gefüllte Grube ſo trocken wieder einzuſetzen, ſo grünet und blühet er wieder friſch auf. Die abgehauene Aeſte aber werden nur durch einen Nagel an den Stamm genagelt, da ſie dann eben ſo leicht bekommen, als wären ſie auf den Stamm gepfropfft worden. (*) Die Feuchtigkeit iſt es ja, welche allen Gewächſen und Bäumen die Nahrung giebt, und wann gedachte Bäume gar keine Feuchtigkeit vertragen können, ſo iſt nicht abzuſehen, was ihnen ſonſt Nahrung und Wachsthum geben ſolte. Es muß ihnen auch die Feuchtigkeit nicht ſchaden, weil ſie mit den Wurtzeln in der Erde ſtehen, die niemahls ohne Feuchtigkeit iſt. Mit einem Wort zu ſagen, es iſt ein Bericht aus ſolchen Ländern, wobey man gedencken kan, daß von weiten her gut lügen ſey.

17) Gervaſius Tilberienſis ſchreibt von einer

(*) S. Thom. Brown Pſeudodox. Epidem. und zwar des Ubersetzers Peganii Anmerckung ad libr. 2. cap. 5. §. 22.

einer ſonderlichen Art Bohnen folgendes: (*) Auf einem Berge nahe bey Neapolis wächſt ein Kraut, welches der gemeine Mann die umgekehrte Bohne nennet, in der Höhe einer Haſel-Staude, mit breiten und etwas ſpitzigen Blättern. Deſſen Frucht iſt gleich den Bohnen in Hülſen eingeſchloſſen, jedoch mit dem Unterſcheid, daß ſie niederwerts nach der Erde zu hängen, wann hingegen die Schoten der Bohnen in die Höhe ſtehen. Die Kraft ſolcher Frucht iſt lächerlich. Wann man ſie abbricht, und dabey das Vater Unſer drey mahl mit gebogenen Knieen betet, und dadurch begehret, daß ſie ſolche Geſichts-Bildung und Handlungen würcke, als man vernimmt, wenn man davon iſſet, ſo wird ſie ohne Zweifel dieſe Würckung thun. Bricht man ſie lachend ab, und hoffet, ſie werde lachen machen indem man ſie koſtet, wird man darauf ohne Unterlaß bis zur Sonnen Untergang lachen müſſen. Stellet man ſich als ob man weinete, ſo folgt weinen darauf. Stellet man ſich eckel an, und gleich als wolte man alles aus dem Leibe brechen, ſo darf man nichts anders erwarten, als daß einem den gantzen Tag werde alſo zu muthe ſeyn. Gervaſius würde ſolches nicht geglaubt haben, wann er es nicht ſelbſt probiret. Er war aber ein einfältiger und abergläubiſcher Mann, wie ſeine oft angeführte Schrift bezeuget. Demnach iſt kein Wunder, wann er ſich dergleichen thörichtes Zeug aufbürden laſſen. Er beruft ſich zwar

(*) pag. 965.

zwar auf eigne Erfahrung, welches aber die Sache noch nicht ausmacht, weil er nicht Geſchicklichkeit gnug beſaß, die Probe mit gehöriger Sorgfalt vorzunehmen. Vielleicht hat er gelacht, als er eine ſolche Bohne abgebrochen, und daher ſich aus thörichter Einbildung den Tag über zum lachen gezwungen, damit ja die Bohne an ihm mögte ihre rechte Wirckung thun.

18) Die Alten ſchwatzten viel von einer Art Aepffel, welche im Jüdiſchen Lande um die Gegend des todten Meers wachſen ſolten. Man nennet ſie insgemein **Aepffel von Sodom.** Solinus ſchreibt davon alſo: (*) Eine gantze Strecke von Jeruſalem findet ſich eine See, von welcher man aus dem ſchwartzen und in Aſche verwandelten Erdreich ſchlieſſen kan, daß ſie durch eine Entzündung vom Gewitter entſtanden. Daſelbſt waren 2 Städte, nahmentlich Sodom und Gomorrha, bey welchen eine Frucht, oder ein Apffel wächſt, die, ob ſie ſchon äuſſerlich ſchön reif ausſiehet, dennoch nicht zu eſſen ſtehet, ſintemahl inwendig nichts als Ruß und Aſche zu finden, welche ſo man ſie nur ein wenig drückt, einen Rauch von ſich geben, und wie ein ſubtiler Staub verfliegen. Tacitus will, (**) daß alle Früchte, ſo in dieſer Gegend entweder von ſelbſt wachſen, oder durch ſäen und pflantzen hervorgebracht würden, von gleicher Beſchaffenheit wären. Gleichwohl will man zu unſern Zeiten von

(*) In Polyhiſtore cap. 36.

(**) Hiſtor. lib. 5.

von ſolchen Aepffeln und Früchten nichts wiſſen, und es läßt ſich kein glaubwürdiger Scribent anführen, der ſie ſelbſt geſehen hätte. Andere, ſo in dieſem Lande geweſen, wiederſprechen vielmehr dieſen wunderbaren Früchten. Unter andern läßt ſich davon Henr. Maundrell vernehmen: (*) Die Aepffel von Sodom belangend, davon man ſo viel Weſens macht, habe ich keinen eintzigen geſehen, und auch nicht mercken noch erfahren können, daß es deren da herum gehabt. Ich habe auch um dieſen See keinen Baum geſehen, darauf ſie wachſen ſolten: Welches mich dann glauben macht, es ſey was verlogenes um den gemeinen Bericht dieſer Früchte halber, oder Herrn *Baconis* Anmerckung nach, nur ein Gedichte, welches bey andern falſchen Meynungen, deren ſich die Poeten zu ihren Behuf gebraucht, ſo beybehalten worden.

19) Denen Aepffeln von Sodom füge ich noch die Roſe von Jericho bey, welche nicht weit davon um die Stadt Jericho wachſen ſoll, wiewohl andere melden, daß ſie nicht daſelbſt, ſondern in Arabien am Ufer des rothen Meers, und auf dem Berg Sinai ſich häufig finden ſollen. Die Petersburgiſche Anmerckungen (**) ertheilen davon folgenden Bericht: Die gemeine Mährlein

(*) In der Reiſe-Beſchreibung nach dem gelobten Lande. pag. 117.

(**) Uber die Zeitungen das 12te Stück von Anno 1732.

Mährlein von dieſer Roſe, welche ſonſt auch Roſa S. Mariæ genannt wird, ſind, daß ſich dieſelbe, wann ſie auch noch ſo dürr und trocken, auch über 100. Jahr alt wären, alle Chriſt-Nächte zwiſchen 11 und 12 Uhr, oder auch an allen Marien-Feſten, von ſelbſt zu öffnen anfange, und endlich ihre Aeſte gantz und gar ausbreite, ſich aber nach und nach wieder zuſammen ſchlieſſe. Allein die Roſe pflegt auch zu andern Zeiten von ſelbſt aufzugehen, zu allen Zeiten des Jahrs, wenn nur feuchtes Wetter einfällt. Doch wird erfordert, daß ſie nicht allzudürre ſey wann ſie von der feuchten Luft aufgehen ſoll. Sie mag aber ſeyn wie ſie will, ſo gehet ſie allezeit auf, wenn man ſie in Waſſer oder Wein legt. Die Roſe beſtehet aus einem faſt Hand breiten Stäudlein, hat viele ſich in einander flechtende und holtzigte Aeſtlein, kleine länglichte und ſchmahle Blätter, trägt in der Mitten runde Körner oder Früchte, und iſt insgemein rund, ehe ſie ſich von einander thut. Daher thut ſie ſich auch von der Feuchtigkeit auseinander. Sie ſoll groſſe Kraft haben in ſchweren Geburten. Man legt die Roſe ins Waſſer, und läßt ſie darin aufgehen, und giebt das Waſſer der Gebärenden zu trincken. Einige nehmen Wein an ſtatt des Waſſers. Wann man ſolche der Gebärerin auf den Kopff, oder auf den Leib hält, nemlich mit der gantzen Wurtzel in der Hand, oder ihr ſelbſt in die Hand gibt, oder die Roſe in ein Trinck-Glas mit Waſſer ſteckt, und wann ſich dieſelbige nach weniger Zeit eröffnet, iſt es eine Anzeigung, daß ſolche geneſe,

geneſe, wo nicht, ſo iſt ſie das Leben nicht ſicher. Dieſe Probe iſt eine gefährliche Sache. Solche Gebärerinnen können entweder ſich auſſer Gefahr ſchätzen, oder an ihrem Leben zweifeln: Welches nicht zu rathen. Man ſchreibt nicht unbillig das Fabelwerck von dieſer Roſe dem Betrug der Mönche zu. Weil dis Gewächs, wenn man es in Feuchtigkeit ſetzet, ſeine verwelckte Blume aufgehen läßt; So haben ſie es damit in der Chriſt-Nacht ſo angeſtellet, da dann die Blume folgendes Tages, nachdem ſie trocken worden, ſich wieder zugethan. Dadurch hat man dem Volck vorſtellen wollen, als wenn damit die Oeffnung und Wiederzuſchlieſſung des Leibs der Jungfrau Maria angedeutet würde. Man hat auch hieher die Worte Sirachs gezogen cap. 24, 18. **Jch bin aufgewachſen wie die Roſen-Stöcke, die man zu Jericho zeucht.** (*)

Becmann bezeuget, (**) daß man den Saamen von ſolchen Roſen in Schleſien geſäet habe, welcher dann ſchön aufgegangen und geblühet; wiederſpricht aber dem gemeinen Aberglauben von dieſem Gewächs, und meldet unter andern, wie ſich die Roſe mannigmahl aufgethan, wann ſchon die Frucht im Mutterleibe todt geweſen.

61. Die

(*) S. Thom. Brown Pſeudodox. Epidem. lib. 2. cap. 6. §. 19. ſeq.

(**) In Hiſtor. Orb. Terr. Geograph. cap. 6. Sect. II. §. 4.

61.

Von Monſtra und Mißgeburten.

Durch die Mißgeburten verſtehet man ſolche menſchliche und thieriſche Geburten, welche was auſſerordentliches, ungeſtaltes und unförmliches an ſich haben. Sie ſind eine Abweichung der Natur von der gewöhnlichen Ordnung oder Geſtalt in ihrer Art, und es fehlet ihnen entweder ein Glied, oder es iſt ein überflüßiges verhanden, oder die Glieder ſtehen nicht an ihrem rechten Ort, oder haben nicht die gehörige Geſtalt. Diejenige Mißgeburten aber, welche ſehr ungeſtalt ſind, und bey denen man eine gar zu ſtarcke Abweichung der Natur gewahr wird, werden gemeiniglich Monſtra genennet.

Unter die Monſtra hat man zuförderſt zu rechnen die, ſo von einem Menſchen und Thiere gezeugt werden. Sie verdienen vor allen Dingen eine genaue Unterſuchung, weil es ſehr zweifelhaftig iſt, ob dergleichen Geburten möglich ſind. Die Geſchichte, womit man ſie beſtättigen will, müſſen von einander wohl unterſchieden werden.

Erſtlich finden ſich ſolche, die beſagen, wie aus einem Menſchen und Thiere würckliche und rechte Menſchen gezeuget worden; Aber ohne groſſes Kopff brechen für abgeſchmackte Mährlein erkannt werden. Folgende, welche die Alten uns

aufgezeichnet hinterlaſſen haben, behaupten allerdings ihren Platz unter den erdichteten. Plutarchus gedencket eines Kindes, ſo von einen Mutter-Pferd und Menſchen gezeuget worden, deſſen Kopff, Hals und Hände wie eines Menſchen, das übrige aber Glieder wie eines Pferdes, und das Geſchrey wie eines kleinen Kindes geweſen. Eben derſelbige erzehlet, wie einer Namens Fulvius Stella ſich mit einem Mutter-Pferde vermiſchet, welches hernach ein überaus ſchönes Töchterlein zur Welt gebohren, ſo Epona genennet worden.

Weiter meldet er aus dem Ariſtotele, daß Ariſton Ariſtonymus von Epheſo ſich zu einer Eſelelin gehalten, welche zu ihrer Zeit ein ſehr artiges Mägdlein geboren, die man Onoscelis genennet. Dergleichen Geburten aber hat ſchon Galenus vor unmöglich und der Natur nicht gemäß gehalten. (*) Beym Saxone Grammatico lieſet man, (**) wie ein Bär einsmahls in Schweden eine Jungfrau geraubet, und mit ihr ein Kind gezeuget, welches Urſus genannt worden, und aus deſſen Geſchlecht der Däniſche König Sveno III. entſproſſen. Jedoch urtheilen andere hievon weit vernünftiger, die den Jungfrauen-Räuber nicht für einen würcklichen Bären, ſondern für einen Menſchen, Namens Bär oder Biorn halten. Es ſtehet auch ſchwerlich zu glauben, daß zu Burgos in Spanien eine Kuh 2 lebendige vollkommene Menſchen, Mann und Weibs-

(*) S. Joh. Bapt: Portæ Mag. Natur. lib. 2. cap. 12.

(**) Hiſt. Dan. lib. 10.

Weibs-Perſon gebohren; (*) oder daß zu Lion in Franckreich eine Kuh ebenfalls 2 Kindlein auf die Welt bracht, die man nach reifer Berathſchlagung, weil ſie nichts beſtialiſches an ſich hatten, getaufet hat. (**) In Oſt-Indien ſollen ſich die Weiber mit den Crocodilen männlichen Geſchlechts vermiſchen, und von denſelben ſchwanger werden. (***) Vielleicht hat ein oder das andere liederliche Weibsſtück dergleichen vorgegeben, um dadurch ihre mit einem Manne begangene Schand-That zu bedecken. Die einfältigen Indianer haben es geglaubt, ob ſchon ein jeder, der die Sache nur ein wenig überlegt, gewahr wird, daß die Vermiſchung eines Weibes mit einem Crocodil unmöglich ſey; geſchweige daß aus ſolcher Vermiſchung eine menſchliche Geburt entſtehen ſolte.

Wir haben aus der Erfahrung, daß wann ſich Thiere von verſchiedener Art miteinander vermiſchen, die daraus herkommende Geburten von beyden etwas participiren. Z. E. die Maul-Eſel, ſo von einem Pferde und Eſel gezeugt worden, oder die Leoparden, die ihren Urſprung von einem Parder und Löwen haben. Setzen wir dis zum Grunde, wie dann die Erfahrung in ſolchen Fällen die beſte Lehrmeiſterin iſt, ſo könten von einem Menſchen und Thiere keine rechte Menſchen gezeuget werden, ſondern die daher entſtehende

 Geburten

(*) S. Mart. Zeileri Send-Schreiben, Epiſtol. 78.
(**) S. Happelii Relat. Curioſ. Tom. 4. pag. 53.
(***) Idem Tom. I. pag. 15.

Geburten můſten von beyden etwas an ſich haben. Die Thiere, aus derer Begattung eine dritte Art entſtehen ſoll, můſſen in der Grőſſe nicht gar zu weit von einander unterſchieden ſeyn, und daneben in der Geſtalt auch einige Gleichheit haben, wie Pferde und Eſel, Parder und Lőwen, ſonſt kőnnen ſie ſich entweder gar nicht miteinander vermiſchen, oder ſolche Vermiſchung bleibt ohne Wůrckung. Daher iſt es ungereimt, wann die Alten ſchreiben, daß aus einem wilden Schwein, und einer Camelin das Bactrianiſche Cameel gezeuget werde. (*) So wůrde meines Erachtens aus der Vermiſchung eines Pferdes und Rindes auch nimmermehr eine Geburt entſtehen, weil dieſe Thiere ob zwar von gleicher Grőſſe, doch in der Geſtalt ziemlich von einander unterſchieden ſind. Aus welchem Grunde dann auch die Vermiſchung der Menſchen mit den Thieren wohl ohne Wůrckung bleiben muß.

Die Affen kommen dem Menſchen in der Geſtalt etwas nahe, woher man geglaubt, es kőnte wenigſtens aus ihrer Vermiſchung mit Menſchen eine zum Theil menſchliche Geburt entſpringen. Man erzehlet zu dem Ende, wie eine Portugieſiſche Frau wegen Verbrechen auf eine wůſte Inſul ausgeſetzet worden, allwo ſie ein Affe geſchwångert, und mit ihr 2 Kinder gezeugt, die ſich vernůnftig bewieſen, und eine gute Ausſprache hatten. Endlich kam ein Schiff an dieſe Inſul, und nahm die Frau mit ſich hinweg. Nachdem

(*) S. Portæ Mag. Natural. lib. 2. cap. 11.

dem das Schiff vom Lande abgeſtoſſen, fand ſich der Affe mit einer groſſen Menge ſeines gleichen am Ufer ein, begab ſich ins Waſſer, und ſchwumm ſeiner entwichenen Frauen nach. Als er aber das Schiff nicht erreichen konte, begab er ſich wieder zu Lande, und holete das jüngſte Kind, welches er im Waſſer erſäuffete. Hernach brachte er auch das älteſte, welches der Mutter nachſchrie, ſie mögte doch wieder zurück kehren, damit es beym Leben bliebe. Selbiges ward endlich von dem Affen auch ins Meer geworffen, und muſte darin umkommen. (*) Hier wird dem Affen mehr Verſtand beygelegt, als ihm in der That zukommt, und dis iſt ſchon gnug, die Geſchichte ſelbſt für ein Gedichte zu erkennen.

In Oſt-Indien gibt es eine Art Affen, derer Name Orang Octang, zu teutſch ein Wald-Menſch iſt. Sie haben bey nahe menſchliche Geſtalt, und ſollen aus Vermiſchung der Affen mit Weibs-Perſonen ihren Urſprung haben. Dann wann die Sclavinnen daſelbſt etwas verbrochen, ſo flöhen ſie aus Furcht für ihre Herren und Frauen in die wüſte Wälder, allwo ſie von den Affen geſchwängert, dieſe Wald-Menſchen zur Welt brächten. (**) Ich kan dieſer Meynung nicht beypflichten, weil ſich zwiſchen einem Affen und Menſchen ein weit gröſſerer Unterſcheid findet, als zwiſchen Thieren von verſchiedener

(*) S. Happelii Relat. Curioſ. Tom. I. pag 13.
(**) S. Salmons Gegenwärtigen Staat der Sundaiſchen Inſuln. pag. 111.

dener Art, die doch einander in der Gröſſe und Geſtalt ziemlich nahe kommen. Die Menſchen haben eine vernünftige Seele, welche ſie, es mag geſchehen auf was Art es wolle, auf ihre Kinder fortpflantzen. Die von einem Affen und Menſchen erzeugte Frucht müſte ſowohl von dem Vater, als von der Mutter etwas an ſich haben, und deswegen auch einige Vernunft beſitzen, indem ſie von dem Menſchen ein Stück der Seele empfangen, als ohne welche ſonſt keine Vernunft ſtatt findet. Nun erwäge man, wie wunderlich es klingt, wenn man von einem Stück oder Theil der menſchlichen Seele redet, da ſie ja als ein Geiſt nicht kan getrennet oder getheilet werden. Vielmehr müſte auf ſolche Affen-Menſchen die menſchliche Seele gantz fortgepflantzet werden, alsdann aber wären ſie für rechte Menſchen zu halten, obgleich ihre äuſſerliche Geſtalt den Affen näher käme. Wiewohl die Geſchichte von ihnen nicht beſagen, daß ſie die völlige Vernunft beſitzen ſolten; es iſt auch nicht möglich. Die menſchliche Seele ſchicket ſich zu keinem andern als menſchlichen Cörper, deſſen innerliche Structur nemlich ſo beſchaffen iſt, daß ſie dadurch ihre Würckungen bewerckſtelligen kan. (*) Alſo läſſet ſich die Seele mit keinem thieriſchen Cörper vereinigen, weil ſie darin und dadurch nicht würcken kan. Hieraus mache ich den Schluß: Daß, da vermöge der Erfahrung die von einem Menſchen und Affen erzeugte Frucht, von beyden etwas an ſich haben müſte,

(*) Conf. der 2te Band dieſes Schau-Platzes. pag. 587.

müſte, die menſchliche Seele aber ſolcher Frucht nicht kan mitgetheilet werden, aus dieſer Vermiſchung unmöglich eine Geburt entſtehen könne. Demnach wird die Geſchichte von der Portugieſiſchen Frau unter die Gedichte zu zehlen ſeyn; die Oſt-Indiſche Wald-Menſchen aber ſind eine beſondere Art Thiere, die ſich ſonſt nirgends als in Oſt-Indien finden, und wie alle übrige anfänglich von GOtt erſchaffen worden.

Ich will dem Leſer zu Gefallen eine kleine Beſchreibung von ihnen geben. Unter allen Creaturen ſind ſie, der Geſtalt und dem Verſtande nach, einem Menſchen am ähnlichſten. Dasjenige, welches ein gewiſſer Reiſe-Beſchreiber ſahe, war 4 Fuß lang, grob vom Leibe, und lang von Armen, von der Schulter bis an den Ellenbogen, und konte, wenn es aufrecht ſtund, mit den Fingern die Knie erreichen. Die Lenden und Beine ſind grob, aber nach Proportion des Leibes zu klein. Die Füſſe ſind breit an den Zehen, aber bey den Ferſen gar zu ſchmal. Der Bauch ſtehet ein wenig heraus, und iſt mit hellfarbenen Haaren bedecket; ſo wie der übrige Leib braune auch dickere und längere Haare hat, als der Bauch. Der Kopf iſt etwas groß, das Angeſicht breit und völlig, die Augen grau und klein, die Naſe klein und platt, die Ober-Leffze und Unter-Kinnbacken ſehr groß. Das Thier ſchneutzt ſeine Naſe ſelbſt, und wirft den Unflath mit den Fingern weg. Es kan auch Feuer anzünden, und mit dem Mund aufblaſen. Der Beſchreiber ſagt, er habe einen ſolchen Affen geſehen, der

Fiſche briet, und mit gekochtem Reiß verzehrete. Die Weiblein haben ihre ordentliche Zeiten. Sie haben alle miteinander keinen Schwantz; ſind von traurigem Temperament, und ihr gantzes Weſen ſieht recht darnach aus. Wenn ſie auch gleich jung ſeyn, mögen ſie doch nicht gern ſpielen, wie andere Thiere. (*) Dis hat die einfältigen bewogen, ſie nicht für bloſſe Thiere, ſondern für eine von Menſchen und Thieren erzeugte Geburt zu halten, worin ſie ſich aber ſehr betrogen.

Die zweyte Art der Mißgeburten iſt, wann mannigmahl Weiber eine thieriſche Geburt ſollen hervorgebracht haben. Womit abermahl das meiſte auf Falbelwerck hinaus läuft. Ein Weib, Namens Alcippe, gebar einen Elephanten, und eine Magd eine Schlange, wie Plinius berichtet. (**) Anno 80 vor Chriſti Geburt hat zu Chiſen in Tuſcana eines Bürgers Weib eine rechte natürliche Schlange gebohren, welche, da ſie ins Waſſer geworffen worden, alsbald gegen dem Waſſer geſchwummen. Um das Jahr 1314 gebahr eine adeliche Matrone in der Schweitz einen Löwen. Im Jahr 1491 hat ein Weib eine Endexe gebohren, welche Federn gleich wie Flügel an ſtatt der Füſſe gehabt. Man redet auch von Hunden, Katzen, Fröſchen und andern Thieren mehr, die von Weibern ſollen gebohren ſeyn.

(*) S. Salmons heutige Hiſtorie der Sundaiſchen Inſulſt. pag. 112.

(**) Hiſt. Natur. lib. 7. cap. 3.

ſeyn. (*) Jene Frau in Norwegen legte gleich wie eine Henne ein Ey, anſtatt eines Kindes. (**)

Man verräth ſeine Leichtglaͤubigkeit, wann man, den alten Wunder-Buͤchern zu Gefallen, dieſe und dergleichen Geburten fuͤr wahr haͤlt, da doch bekannt iſt, wie wenig ihnen zu glauben ſtehet. Wann zuweilen Weibs-Perſonen wunderlich geſtaltete Geburten an das Tages-Licht gebracht, ſo hat man dieſelbige nicht fuͤr eine ordentliche Geburt, ſondern fuͤr eine ſo genannte Molam, oder Mond-Kind, zu halten. Die Molæ ſind ein haͤutigtes, fibroſes und bisweilen fleiſchigtes Gewaͤchſe, und entſtehen aus mancherley Unreinigkeiten der Mutter, haben auch oft eine wunderliche Geſtalt, woraus die thoͤrichte Phantaſie Hunde, Katzen, Schlangen, Eydexen und andere Thiere gemacht hat. Sie koͤnnen aber kein Leben haben, und daher muß man denjenigen Berichten nicht trauen, welche wollen, daß Weibs-Perſonen wuͤrckliche und lebendige Katzen, Hunde &c. zur Welt gebracht.

Ich will bey dieſer Gelegenheit anfuͤhren, was ſich gemeine Leute von ſolchen Molis fuͤr wunderliche Gedancken zu machen pflegen. Wann eine Frau dergleichen zur Welt bringet, wird ſie es nicht leicht offenbahr werden laſſen. Es kommt nach der Geburt heraus, durchlaͤuft alle Winckel des Gemachs, und beunruhiget die Kindbetterin,

(*) S. D Georgii Volmari Hartmanni Epiſtol. de Bruto ex homine. pag. 12 ſeq.

(**) Happelii Relat. Curioſ. Tom. 4. pag. 57.

weswegen man eine ſolche Molam mit Fleiß verfolgt, bis man ſie erhaſchet, tödtet und verbrennet; dann die Leute glauben beſtändig, wann man ſie nicht hinrichte, werde ſie ſich äuſſerſt bemühen, damit ſie wieder in Mutter-Leib komme, daran die Kindbetterin alsdann ſterben müſſe. (*) Solche Mährgen gehören für die alte Weiber, welche gern von wunderbaren Dingen ſchwatzen.

Die Molæ werden zum öftern mit einer ordentlichen Leibes-Frucht getragen, und kommen dann nach der Geburt hervor. Hieraus ſind die Fabeln entſprungen von thieriſchen Mißgeburten, die zugleich mit einer menſchlichen Frucht gebohren worden. Z. E. Adler, Habichte, Eulen, Eydexen, u. ſ. w. (**) Wer wird ſich nicht höchlich wundern, wann er höret, daß Anno 1651 eine Jüdin in Mähren ein todtes Kind nebſt einem lebendigen Elephanten zur Welt gebohren, der dem Kinde das Fleiſch an der Seiten gantz weggefreſſen, und etliche Stunden hernach gelebet hat; Nachdem ihn aber die Juden mit heiſſem Waſſer begoſſen, geſtorben iſt? (***) Das beſte iſt, daß der Schreiber, welcher dieſes aufgezeichnet, noch eine andere Wunder-Geburt hinzu thut, die noch viel abgeſchmackter iſt, und damit zu erkennen gibt, daß beyde verdienen unter die wahrhafftige Lügen geſetzt zu werden. Nächſt dieſem, fähret er fort, hat man damahlen auch

(*) Happel. loc. cit.
(**) Idem ibidem.
(***) S. Happelii Relat. Curioſ. Tom. 5. pag. 86.

auch aus Mähren Bericht gehabt, daß daſelbſt an einem gewiſſen Ort eine Frau 2 Kinder wollen tauffen laſſen, deren eins, als es zur Tauffe gebracht, zum erſtenmahl zum Fiſch, das andere mahl zum Strohwiſch, und endlich zum Brod, jedesmahl aber, als man es zurück gezogen, wieder zum Kinde worden. Als es zum Brod worden, hat es der Prieſter getauft, und da es nach Hauſe gebracht, und zum Kinde worden, hat es geredet und geſagt: Wann es der Prieſter, als es ein Fiſch worden, getauft, wäre die Welt groſſen Theils durch Waſſer, und im Strohwiſch durch das Feuer verderbt worden; weil er aber verzogen, bis es zum Brod worden, bedeute es nun groſſen Uberfluß dieſes Jahr an Korn-Gewächſe. O der thörichten Wunder-Gedichte!

Ich finde keine Urſach, mich bey dieſer zweyten Art der Mißgeburten länger aufzuhalten, nachdem ich zur Gnüge entdecket, was zu ihrer Erdichtung Gelegenheit gegeben.

Wir wollen weiter von denen Mißgeburten reden, welche natürliche Urſachen zum Grunde haben. Hieher gehört zuförderſt diejenige, welche der Herr D. Hartmann beſchreibet: (*) Eine Frau, welche einen Monath ſchwanger war, kam auf dem Marckt zu Erfurth an eines Marcktſchreyers Theatrum, welcher einen groſſen Affen bey ſich hatte. Solcher Affe kam plötzlich hervor geſprungen, und fing an mit der einen Vorder-Pfote den Hintern zu kratzen. Das Weib, welches

(*) S. deſſen Epiſtol. de Bruto ex homine. pag. 11.

welches davon vorher nichts wuſte, ward dadurch in groſſes Schrecken geſetzt, und bildete ihr die ungewöhnliche und vorher niemahls geſehene Geſtalt des Affens ſo feſt ein, daß ſie derſelben nicht wieder vergeſſen konte. Wann ſie aber an ihre Schwangerſchafft gedachte, ſo empfand ſie bis zur Zeit der Geburt groſſe Bangigkeit. Endlich brachte ſie eine monſtröſe Frucht zur Welt, welche am Haupt, Armen, Leib und einer ſchwärtzlichten Haut dem Affen gleichte, die Füſſe aber hatten mehrentheils die ordentliche Geſtalt der menſchlichen. Man trifft in den Geſchichten mehr dergleichen Exempel an, von menſchlichen Köpffen, die den Hunden- Katzen- und Affen-Köpffen gleich geweſen. (*) Herr D. Walther beſchreibt (**) eine monſtröſe Geburt, an welcher nicht allein das Geſichte ſehr unförmlich war, ſondern es befand ſich auch auf dem Haupt ein ungemein groſſer Geſchwulſt, oder Gewächſe, welches an der Gröſſe den Kopf bey weiten übertraf. (***) Dabey mercket er folgende Umſtände an: Eine Frau zu Leipzig, welche im Jahr 1723 zum erſtenmahl ſchwanger war, beſuchte im andern Monath ihrer Schwangerſchafft einen Knaben, der an den Pocken blind lag, ſeine Stirne war von den Pocken aufgeſchwollen, und das gantze Geſichte ſahe davon ungeſtalt aus. Als die Frau ihn

(*) Dergleichen hat D. Hartmann loc. cit. zuſammen geleſen.

(**) v. Acta Eruditor 1732. pag. 521. ſeq.

(***) Faſt gleiche Mißgeburt erzehlet Levin. Lemnius de Miraculis occultis Natur. lib. 1. cap. 4.

ihn anſichtig ward, erſchrack ſie ſehr, ſchlug die Hände für die Augen und Geſichte, und gieng davon. Nach etlichen Tagen kam ihr unvermuthet ein Bettel-Junge für Augen, der einen ungewöhnlichen groſſen Kopf hatte, ſeine Augen waren ungeſtalt, und die Naſe ſehr platt, an den Lippen hatte er eine Haaſen-Scharte, und ſahe überall ſehr heßlich aus. Dafür erſchrack die Frau abermahls, und ſchlug die Hände fürs Geſichte, kratzte auch überdem ihr linckes Ohr, da der Junge, den ſie eine Kröte ſchalt, davon lief. Nach der Zeit empfand ſie zum öftern groſſe Schmertzen im Unter-Leib, und am Ende des 8ten Monaths brachte ſie vorgedachte monſtröſe Geburt auf die Welt, welche zwar lebendig war, aber am dritten Tage ſtarb.

Sonſt hat man auch angemercket, wie mannigmahl 2 Kinder gebohren worden, die zuſammen gewachſen geweſen, auch zuweilen nicht 2, ſondern nur einen gemeinſchafftlichen Unter-Leib gehabt.

Joh. Bapt. Porta bezeuget, (*) er habe zu Neapolis einen lebendigen Knaben geſehen, aus deſſen Bruſt ein anderer gantzer Knabe heraus ging, alſo daß in des andern Bruſt nichts als der bloſſe Kopff ſtack, und waren ſie mit den Bäuchen zuſammen gewachſen. Auch will er ihrer viel geſehen haben mit 4 Armen und 4 Füſſen, mit

(*) Mag. Natur. lib. 2. cap. 17. Dieſes Knabens gedenckt auch Simon Majolus Tom. 1. dierum Canicular. Colloquio 2 und meldet dabey, daß er Sebaſtian geheiſſen.

mit 6 Fingern an den Händen, und ſo viel Zehen an den Füſſen. Zu Maynz haben zu Sebaſtian Münſters Zeiten 2 Weiber mit einander geredet, deren die eine ſchwanger war, die dritte ſchleicht hinter denſelben her, und ſtöſſet ihnen die Köpffe zuſammen das ſie beyde erſchrecken. Als die Geburths-Zeit der ſchwangern herbey kömmt, bringt ſie 2 Töchter auf die Welt, welcher Stirnen hart zuſammen gewachſen waren. und haben gelebet bis in das 10te Jahr. Eine iſt viel Tage für der andern geſtorben, und hat von ihr müſſen geſchnitten werden, darauf ſie auch erkrancket, und den Geiſt aufgegeben. (*) Die Schottiſche Geſchicht-Schreiber melden von einer Mißgeburt männlichen Geſchlechts, ſo nur einen Unter-Leib hatte, darauf aber befunden ſich 2 Ober-Leiber, nebſt 2 Köpffen und 4 Armen. Der König hat ſolches Monſtrum in der Singe-Kunſt unterrichten laſſen, worin es ſich auch beſonders hervor gethan. In den beyden Ober-Leibern zeigten ſich öfters 2 wiederwärtige Willen, und ſie geriethen mannigmahl in ſcharfes Wort-Gezäncke. Dis Ungeheuer lebte bis ins 28te Jahr, und der eine Ober-Leib ſtarb viel Tage eher dann der andere, als welcher durch die Verfaulung des erſtorbenen angeſteckt wurde, und endlich auch muſte des Todes ſeyn. (**)

Nicht weniger gibt es gleiche Exempel von thieriſchen Geburten. Bey der Stadt Ulm ward Anno

(*) S. Die remarquable hiſtoriſche Briefe. pag. 467.

(**) S. Happelii Relat. curioſ. Tom. I. pag. 106.

Anno 1621. in Eraſmi Geutſchens Garten ein Haaſe gefangen, der einen zwey-fachen Leib, 8 Füſſe, 4 Ohren und doppeltes Geſichte hatte. Am Rücken war er zuſammen gewachſen. Man erzehlet von dieſem Haaſen, wann er auf den einen 4 Füſſen müde worden, habe er ſich herum geworffen, und ſey auf den andern 4 Füſſen mit neuen Kräften davon gelaufen. (*)

Vor einigen Jahren ward in denen öffentlichen Zeitungen gedacht, wie man auf die Naturalien-Cammer in Dreßden eine auf einem Dorfe bey Neuſtadt an der Orla hervorgebrachte Mißgeburt eines Lammes, in einem ſtarcken Spiritu aufbehalten zu werden, geſetzet. Selbige hatte einen Kopff in der Geſtalt eines Gänſe-Schnabels, welcher mit ſehr ſtarcken Zähnen verſehen war, 2 Leiber, 1 Nabel-Schnur, 2 Schweiſe und 6 Beine, hat aber nicht länger als eine halbe Stunde gelebet.

Ich habe vorhin geſagt, es könten ſolche und dergleichen Mißgeburten aus natürlichen Urſachen entſtehen, welche dann nunmehro werden zu erforſchen ſeyn. Hier nimmt man gemeiniglich ſeine Zuflucht zu der ſtarcken Einbildung der Schwangern, welche der Leibes-Frucht dieſe oder jene Geſtalt eindrücken ſoll. Nun iſt nicht ohne, daß die Einbildung oft von groſſer Würckung ſey: Wie dann Exempel vorhanden, daß ſie bey manchem Menſchen den Tod verurſachet hat. Ein Edelmann hatte eine gute Geſellſchaft bey ſich

(*) Idem Tom. 4. pag. 396.

ſich zu Gaſte gehabt, und rühmte ſich nach etlichen Tagen, wiewohl nur im Schertz, er hätte ihnen eine Katze in einer Paſtete zu eſſen gegeben, darüber bekam eine Jungfrau von der Geſellſchaft ſolches Grauen, daß ſie darüber in eine groſſe Undäuung des Magens, und in ein Fieber fiel, und war unmöglich, ihr zu rathen und zu helfen. (*)

Die Einbildung erreget mancherley Affecten, wodurch zugleich unordentliche Bewegungen im Cörper entſtehen, die von einer wunderbaren Würckung ſeyn können. Weil auch die Frucht im Mutterleibe ein ſehr genaues Verbündniß mit der Mutter hat, und inſonderheit von ihr die Nahrung empfänget, auch der Umlauf des Geblüts der Mutter zu der Frucht überbracht und fortgeſetzet wird, ſo iſt leicht zu begreiffen, wie die durch eine ſtarcke Einbildung der Mutter in ihr erregte unordentliche Bewegungen bis zu der Frucht gelangen, und ſelbige auf eine und die andere Weiſe alteriren, und inſonderheit die ordentliche Geſtalt der Gliedmaſſen verändern könne. Man muß aber ſolche Krafft der Einbildung nicht gar zu weit extendiren, wie einige thun, welche wollen, daß durch ſothane Einbildung die menſchliche Frucht in eine vollkommen thieriſche verwandelt werden, oder daß ſie der Frucht im Mutter-Leibe ein und das andere Glied gänzlich benehmen könne. Zu Eiſenach ſoll eine ehrbare Matron eine Ratze zur Welt gebracht haben.

(*) S. Die remarquable hiſtoriſche Briefe. pag. 260.

haben. Dann ihr Nachbar hatte eine Katze eine Schelle angehängt, und ſie damit laufen laſſen, welche Katze der Schwangern unvermuthlich begegnete, worüber ſie erſchrocken, darauf die Frucht im Leibe die Geſtalt einer Katzen gewonnen. Eines Beckers Weib, welche der Geburt ziemlich nahe war, wolte den Schweinen etwas fürwerfen, und indem ſie etliches hin und her zerſtreuetes Getreyde aufzuſammlen bemühet war, erwiſcht ihr eine groſſe Sau mit der Schnautzen die rechte Hand, daher die Frau erſchrickt, und bald darauf ein Mägdlein gebieret, welches im übrigen gantz geſund, nur daß es nicht die rechte Hand hatte; Man konte auch nirgends einige Spuhr finden, daß irgendswo die Hand geſeſſen, auch kein Zeichen der Fäulung. (*) Was die erſte Geſchichte anlanget, ſo muß man ſie wohl für eine Fabel halten, wo nicht etwa die zur Welt gebrachte Katze ein Mond-Kind geweſen. Bey der andern hat es die Einbildung nicht thun können, ſondern man muß ſich, um ſie zu erklären, nach andern Urſachen umſehen, welches bald mit mehrern geſchehen ſoll.

Weil ich auf die Kraft der Einbildung kommen bin, ſo ſchicket ſich füglich der Einfall hieher, daß eine Frau durch bloſſe Einbildung könne ſchwanger werden, und ein Kind gebären. Es wird erzehlet, wie eine adeliche Frau in Franckreich vorgegeben, um mit ihrem Kinde des verſtorbenen Mannes Güter zu erben, ſie ſey von

(*) S. Eben dieſelbige Briefe. pag. 468.

ihrem abweſenden Mann ſchwanger worden, der ihr einsmahls frühe im Traum erſchienen, und ſich ihr ehelich zu erkennen gegeben. Die Heb-Ammen und einige Medici zu Montpellier hielten es nicht für unmöglich. Das Parlament zu Grenoble ſprach demnach für die Frau. Aber die Sorbonne zu Paris verwarf die Sententz, unter andern aus dieſer Urſach, weil ſolches der Empfängniß Chriſti ohne Zuthun eines Mannes præjudicirlich wäre. (*) Es iſt aber faſt nicht zu glauben, daß das Collegium Medicum zu Montpellier, welches allemahl aus gelehrten und geſchickten Leuten beſtanden, die Sache ſolte haben für möglich gehalten, da ſie nicht allein der Erfahrung, ſondern allen vernünftigen Gründen ſchnurſtracks zuwieder iſt. Daher iſt auch Iſaaci Schoockii (**) Muthmaſſung nicht zu verwerfen, daß die gantze Geſchichte von einem gottloſen Juden erdichtet ſey, um damit die Geburth Chriſti von einer unbefleckten Jungfrau zu verſpotten.

Wir kommen wieder zu den Mißgeburten, und den natürlichen Urſachen derſelben. Von der Einbildung iſt bereits gemeldet worden, daß ſie hiebey etwas vermöge, bey vielen Fällen aber nicht zureichend ſey, weswegen man noch auf andere Urſachen zu gedencken hat. Diejenigen verdienen keinen Glauben, welche zu dem Geſtirn ihre Zuflucht nehmen, und aus deſſen Lauf und Conſtel-

(*) S. Herrmann Südens Gelehrten Criticum. Tom. I. Qu. 9. pag. 116. ſeq.

(**) In Centuria rariorum Problematum. Probl. 29.

Conſtellation die Mißgeburten herleiten, (*) weil die Würckung des Geſtirns auf die menſchliche Cörper heutiges Tages nicht mehr gelten will. Die gantze Sache beruhet vielmehr auf der Art und Weiſe, wie die Zeugung der Menſchen und Thiere geſchicht, ſintemahl ſich daraus der Urſprung der Mißgeburten am deutlichſten erklären läßt.

Die Alten glaubten, die Geburten entſtünden aus einer Vermiſchung des männlichen und weiblichen Saamens. Womit ſie es aber ſchlecht getroffen haben. Die menſchliche ſo wohl als thieriſche Cörper ſind von einer organiſchen Structur, und beſtehen aus ſo mancherley verſchiedenen Theilen, und vielen wunderns-würdigen kleinen Machinen, die bey Menſchen und Thieren von einerley Art, immer einerley, und auf einerley Weiſe zuſammen geſetzet ſind. Nun iſt nicht zu begreifen, wie aus bloſſer Vermiſchung eine ſo künſtliche Machine, als die Leiber der Menſchen und Thiere ſind, entſtehen ſolte, und ihre Bildung allemahl auf einerley Art ausſchlagen. Wann nicht ein vernünftiges Weſen dazu kommt, welches die vermiſchte Materie bildet und formiret, ſo wird ſie gewiß ein wüſter Klumpen bleiben, und in Ewigkeit daraus kein künſtlicher Leib werden. Hieraus läſſet ſich zugleich abnehmen, was von der Meynung zu halten, da man nebſt der Materie, oder dem vermiſchten

(*) S. Peucerum de præcipuis Divinationum generibus,

Manns- und Weibs-Saamen, als dem Stoff der Leibes-Frucht, noch ein geiſtliches Weſen annimmt, welches man den Aſtral-Geiſt, oder auch Spiritum Plaſticum nennet, und der die Bildung der Frucht im Mutterleibe verrichten ſoll. Dieſem Geiſt werden zwar Einbildungen, Appetit, Eckel und andere ſinnliche Verrichtungen, nicht aber ein eigendlicher Verſtand beygelegt: Daher ich vollkommen überzeugt bin, daß er ſo wenig einen künſtlichen organiſchen Leib zu bilden vermögend ſey, als daß ein Thier ſolte können eine künſtliche Uhr verfertigen.

Der berühmte D. Stahl und ſeine Anhänger machen die vernünftige Seele zum Werckmeiſter der menſchlichen Leiber, und gleichwie dieſelbige ihnen ein thätiges Principium ſeyn muß, welches alle Bewegungen im Cörper würcket, alſo ſoll ſie auch die Frucht im Mutterleibe bilden, und ihr die gehörige Geſtalt geben. (*) Es läßt ſich aber mit Recht fragen, was dann für ein Principium die thieriſche Geburten bilde und formire? Die Thiere haben auſſer Zweiffel keine vernünftige Seele, und gleichwol zeugen ſie ihres gleichen, d. i. ſo künſtliche organiſche Machinen, die von niemand anders als einem vernünftigen Weſen können verfertiget werden. Da nun bey den Thieren keine vernünftige Seele anzutreffen iſt, welche ihre Zeugung dirigirt und ins Werck richt, warum ſoll es bey den Menſchen die vernünftige Seele thun? Es iſt höchſt

(*) S. D. Hartmanni Epiſtol. de Bruto ex homine.

höchſt wahrſcheinlich, daß die Zeugung der Menſchen und Thiere, was nemlich die Cörper betrifft, auf einerley Art geſchicht, darum wird die vernünftige Seele mit Bildung des menſchlichen Leibs nichts zu ſchaffen haben. Uberdem kan man ſich leicht vorſtellen, daß wann die Seele die menſchlichen Cörper bilden ſolte, ſie eine gantz genaue Erkenntniß aller innerlichen und kleinſten Theile derſelben haben müſte. Wir ſind aber alle ohne Unterſcheid überzeuget, daß es unſerer Seele daran mangelt, folglich kan ſie nicht die würckende Urſach von der Bildung des menſchlichen Cörpers ſeyn. Wann ſie auch eine gantz vollkommene Erkenntniß aller Theile des Cörpers hätte, ſo ſcheinet doch die Bildung deſſelben für ſie viel zu hoch und ſchwer. Sie iſt ein Werck nicht eines endlichen, ſondern unendlichen Geiſtes, der allein auf ſolche Weiſe eine ſo künſtliche Machine, als die Leiber der Menſchen und Thiere ſind, zu verfertigen vermag.

Die beſte Meynung iſt wohl, daß Menſchen und Thiere aus einem Saamen gezeuget werden, darin die Cörper nach allen, auch den geringſten Theil und Gliedern, ſchon im kleinen verborgen liegen, eben wie man durch die Mecroſcopia bemercket hat, daß in dem Saamen der Pflantzen ſchon die gantze Pflantze nach allen ihren Theilen enthalten iſt. Ob aber ſolcher Saame ſich in den Eyergen befinde, die bey den Weibern in einem gewiſſen Behältniß, welches der Eyerſtock genannt wird, aufbehalten werden, oder ob er in dem männlichen Saamen, wie Leuwenhœck

und andere behaupten, anzutreffen ſey, will ich hier nicht ausmachen, weil es eigendlich nichts zu meinem Vorhaben thut. Der Saame, oder die kleine Thierlein, wie es einige nennen, wird nach geſchehener Empfängniß von der Mutter ernähret, und fängt an zu wachſen, und ſich aus einander zu wickeln, biß die Frucht ſo groß worden, daß ſie die Häutgen, worin ſie eingewickelt liegt, zerreißt, und darauf den Ausgang ſuchen muß. Solche Zeugung iſt gantz natürlich und begreifflich. Es gehet aber, eigentlich zu reden, dabey keine neue Zeugung vor, ſondern nur eine Auswickelung und Ausdehnung des Saamen-Thierleins. Man kan ſich die Sache gantz deutlich vorſtellen, wann man täglich gewahr wird, wie die kleinen Kinder von Speiſe und Tranck bis zu einer gewiſſen Gröſſe zunehmen und wachſen. Aus ſolcher Hypotheſi nun laſſen ſich die Mißgeburten an füglichſten erklären. Wann ein Ey, als woraus die Zeugung der Menſchen und Thiere geſchicht, beſaamet wird, und an den gehörigen Ort der Empfängniß kömmt, ſo können ſich darin manchmahl 2 Saamen-Thierlein befinden, welche aus verſchiedenen Urſachen und Zufällen zuſammenwachſen, und gleichſam nur eine Geburth ausmachen. Wann die 2 Saamen-Thierlein ſich in einander verwickeln, ſo iſt es nicht unmöglich, daß des einen Unterleib dadurch am Wachsthum gehindert werde, und daher beyde nur einen gemeinſchaftlichen Unterleib bekommen, welcher aber einen doppelten Oberleib und Kopff hat. Man muß auch zugeben, daß die

Saamen-Thierlein durch einen oder den andern Zufall können ſchaden nehmen. Z. E. Es kan bey der Auswicklung ein Arm oder Bein zurück bleiben und aus verſchiedenen Urſachen nicht aus-einander gewickelt, oder weil alles noch ſehr klein und ſubtil iſt, krumm und ungeſtalt werden, oder ein Glied, wann es Schaden genommen, klein bleiben und zu ſchwinden anfangen. Daher läßt ſich begreiffen, warum an mancher Geburt ein Glied fehlet, oder daſſelbige nicht ſeine gewöhnliche Geſtalt und Gröſſe hat. Weiter können in der Auswickelung einige Theile verſchoben werden, und alſo an einen unrechten Ort gerathen, oder durch eine Druckung eine ungewöhnliche Geſtalt bekommen. Und was dergleichen Zufälle mehr ſind, welche der Frucht eine monſtröſe Geſtalt geben können. Indeſſen kan auch eine ſtarcke Einbildung der Schwangern in gewiſſen Fällen dazu vieles beytragen, wie aus angeführten richtigen Exempeln zu erſehen iſt.

Ehedem pflegte man die Monſtra für unmittelbare und auſſerordentliche Würckungen GOttes auszugeben, welche er entweder den Menſchen zur Strafe verhängt, oder wodurch er wenigſtens ſeine bevorſtehende Gerichte kund gemacht. Zu dem Ende hat man ſich nicht geſcheuet, Dinge zu erdichten, die allen Glauben überſteigen. Eine gewiſſe alte Legend berichtet, (*) wie zu Hamburg eines gewiſſen Wendiſchen Herren

(*) Legenda de ſanctis Martyribus in Hamburg & in Ebbekeſtorp, apud Leibnitium Scriptor. Brunſuicenſ. Tom. I. pag. 185.

Weib, Nahmens Hermann, ſich verlauten laſſen, es wäre GOtt und der Natur unmöglich, daß eine Jungfrau ohne Zuthuung eines Mannes ſolte empfangen und gebären, und nach der Geburt gleichwol Jungfer bleiben. Was geſchah? Diß Weib muſte darauf eine Frucht 2 Jahre lang mit groſſen Schmertzen im Leibe tragen. Endlich gebar ſie einen Sohn, und muſte darüber das Leben einbüſſen. Als das Kind auf die Welt kam, fing es ſchon an zu reden, und zu laufen. Es war ein Ungeheur mit 2 Köpffen, hatte Hände wie Kälber-Füſſe, ſchreckliche Augen, und an dem einen Kopff Eſels-Ohren. Es hatte Bären-Füſſe, worauf es gantze Nächte durch ſtand, auch am hüpffen und tantzen ein Belieben fand. Dieſes Monſtrum ſchrie mit einer erſchrecklichen und ungewöhnlichen Stimme, und ſprach: Mein Fleiſch iſt verfaulet, und die Seele in dem Rachen des Teufels und der Hölle begraben, wo ſie ewig ſoll geqvälet werden. JEſus Chriſtus, der Sohn GOttes, hat zum Heil der Menſchen und Engel menſchliche Geſtalt an ſich genommen. Maria, welche von keinem Mann wuſte, hat als Jungfrau einen Sohn gebohren, gleichwie ein Strahl den andern. Wer dieſes leugnet, ſoll des ewigen Lichts beraubet und immerdar geqvälet werden. Worauf das Ungeheuer mit dem Angeſicht auf die Erde fiel, und des Todes war. Der Mann des vorgedachten Weibes, Namens Baruth, glaubte, die Chriſten hätten dieſes Wunder durch zauberiſche Künſte zuwege gebracht, worüber ſich eine groſſe Verfolgung der Chriſten in Hamburg erhub.

König

König Robertus in Franckreich hatte gar zu nahe ins Geblüte geheyrathet, und ward darüber nebſt ſeiner Gemahlin von allen Biſchöfen in Franckreich in den Bann gethan. Darauf brachte die Gemahlin einen Sohn zur Welt, der einen vollkommene Gänſe-Hals und Kopff hatte. Deßwegen ging der König in ſich, ſcheidete ſich von ihr, und heyrathete eine andere. (*) Zu Niederbrechen im Trieriſchen Bißthum, hat ein Weib im Jahr 1394. ein Kind geboren, welches war unten ein Menſch, und aufwerts geſtalt wie eine Kröte. Dieſes iſt aus ſonderbarem Verhängniß GOttes geſchehen, und den Weibe zu einer Strafe. Dann da man zu ihr, als ſie ſchwanger ging, ſagte, ſie trüge ein Kind, ſo gab ſie zur Antwort: Ja eine Kröte! (**) In einem Fränckiſchen Dorfe, Nahmens Steinhauſen, wieß ein Beamter die armen Leute, welche Korn von ihm kaufen wolten, mit dieſen Worten ab: Er hätte kaum ſo viel, daß es für ſeine Schweine gnug wäre. Darauf kam ſeine Frau ins Kind-Bette, und brachte 7 lebendige Ferckel zur Welt. (***) Zu Ravenna in Italien ward 1512. ein Kind geboren, welches auf dem Haupt ein Horn, und an ſtatt der Arme Flügel hatte, nur einen einigen Fuß mit Klauen wie ein Raub-Vogel, am Knie ein Auge, und war dazu ein Hermaphrodit, hatte mitten an der Bruſt den Buchſtaben Y, und

E 5 das

(*) S. Simonis Majoli Dies Caniculares. Tom. I. Colloq. 2. pag. 52.
(**) Die remarquable hiſtoriſche Briefe. pag. 469.
(***) Hondorfii Theatrum Hiſtoricum. pag. 667.

das Zeichen des Creutzes. Anno 1543. iſt in den Niederlanden eine gantz ebentheuerliche und ſeltſame Wunder-Geburt, von einem edlen Weibe auf die Welt kommen. Das Kind hatte brennende und gläntzende Augen, Mund und Naſe waren wie an einem Ochſen geſtalt: An der Bruſt hatte es einen Affen-Kopff, und an den 2 Ellenbogen und Knien Hundes-Köpffe; Unter dem Nabel 2 Katzen-Augen. Seine Hände und Füſſe ſind geweſen wie Schwanen-Füſſe, hat auch hinten einen langen krummen Schwantz gehabt, welcher in die Höhe aufgerichtet war, und iſt 4 Stunden im Leben geblieben. (*)

Ob ſchon dieſe Monſtra nur ſcheinen erdichtet zu ſeyn, ſo frägt ſichs doch, ob GOtt nicht dergleichen unmittelbar verhänge und würcke, entweder den Menſchen zur Strafe, oder zu einer Vorbedeutung ſeiner obhandenen Gerichte? Das erſte, nemlich, daß GOtt ſolche Mißgeburth den Menſchen zur Strafe verhänge, begehre ich nicht gäntzlich zu leugnen: Aber daß ſie GOtt ſelbſt, auſſerordentlich und unmittelbar hervorbringen ſolte, wird nicht zu erweiſen ſtehen. Die Mißgeburten haben, wie erinnert, ihre natürliche Urſachen, und GOtt concurrirt dabey nicht unmittelbar. Dem ohngeachtet können ſie eine göttliche Strafe ſeyn, eben wie Feuer und Waſſers-Noth, Peſtilentz, Hunger, Krieg und andere Land-Plagen, welche Dinge GOtt nicht unmittelbar würcket,

(*) Julius Sperber im Tractat von vielerley wunderbarlichen auch ungewöhnlichen Dingen und Händeln. pag. 104.

würcket, ſondern durch eine von ihm beſtimmte Ordnung gewiſſer auf einander folgender natürlichen Dinge und Begebenheiten hervorbringt. Und eben dieſes muß man auch von den Mißgeburten ſagen. Sie entſtehen aus natürlichen Urſachen, darum müſſen auch die Gedancken wegfallen, daß ſie von GOtt zu einer Vorbedeutung dieſes oder jenen Unglücks verhängt würden. Ich habe ſchon anderweit erinnert, (*) wie es der Weisheit GOttes nicht gemäß ſey, natürliche Begebenheiten zu Vorboten ſeines Zorns und ſeiner Gerichte zu machen, weil ſolche den Menſchen nicht gnugſam in die Augen leuchten, ſie auch ſonſt Urſach haben würden, alle ungewöhnliche wiewohl natürliche Begebenheiten für Zeichen des göttlichen Zorns zu halten. Dieſe falſche Einbildung ſchreibt ſich von den Heyden her, welche alle ungewöhnliche Dinge für Prodigia, Oſtenta, Portenta oder vorherbedeutende Wunderzeichen hielten. Cornelius Gemma, Prof. zu Löwen hat demnach eine höchſt unnütze und vergebene Arbeit übernommen, wann er in einem Buche unter den prächtigen Titul: Ars Coſmo-Critica, ſeu de naturæ divinis Characteriſmis, die Bedeutung der Monſtrorum und Mißgeburten in ein ſyſtema gebracht, und nach gewiſſen Kunſt-Regeln abgefaſſet hat. (**) Er hätte damit wohl mögen zu Hauſe bleiben.

62. Wun-

(*) Tom. I. dieſes Schau-Platzes, cap. 10. von den Prodigiis. pag. 235. ſeq.

(**) S. Morhofii Polyhiſt. Philoſoph. lib. 2. part. 1. cap. 2. §. 4.

62.

Wunderbare Hörner.

Unter den wunderbaren Hörnern, ſtehet billig das Einhorn oben an.

1) Das Einhorn ſoll ein vierfüſſiges Thier ſeyn, ſo nur mit einem Horn an der Stirne verſehen iſt, wann hingegen andere gehörnte Thiere zwey haben. Die Alten haben ſchon von einem Thier geſchwatzet, welches ein eintziges langes Horn vor der Stirn tragen ſoll. Plinius beſchreibt (*) es mit folgenden Worten: Das Einhorn ein überaus wildes Thier, gleicht dem Leibe nach einem Pferde, hat einen Hirſch-Kopf, Elephanten-Füſſe, und einen wilden Schwein-Schwantz. Mitten an der Stirne hat es ein eintziges ſchwartzes Horn, 2 Ellen lang, und kan erſchrecklich brüllen. Man ſagt, es laſſe ſich niemahls lebendig fangen. Dem ſetzet Ælianus noch hinzu, (**) dis Thier könne ſich mit allen andern Thieren ſehr wohl vertragen, aber mit ſeines gleichen, ſo wohl vom männlichen als weiblichen Geſchlecht, lebe es in beſtändiger Feindſchafft. Unter den neuern beſchreibet ſolches Thier Paulus Jovius alſo: (***) Das Einhorn hat die Geſtalt eines Füllens, iſt Aſch-Farbe und mit einer Mähne am Halſe verſehen, hat einen Bart gleich einem Bocke, und an der Stirne ein 2 Ellen langes Horn, welches glatt

(*) Hiſt. Natur. lib. 8. cap. 21.
(**) Hiſtor. Animal. lib. 16. cap. 20.
(***) S. Majoli Dies Caniculares Tom. I. Colloq. 7. pag. 182.

glatt wie Helfenbein, und daneben weiſſe gewundene Streiffe hat, und von ſonderbarer Krafft wider alles Gifft iſt. Wann etwa vergifftete Thiere aus einem Brunnen getruncken, und ihn damit vergifftet haben, ſo ſtecket es ſein Horn in das Waſſer, und machet es ſolchergeſtalt wieder geſund und heilſam. Zu dem Horn kan man nicht gelangen weil das Thier lebt, ſintemahl es ſich auf keine Weiſe fangen läßt. Es wirft aber ſein Horn ab, wie die Hirſche, und dann wird es an wüſten Oertern gefunden. Man ſetzt das Horn auf groſſer Herren Tiſche, da es dann, wie geſagt wird, alſobald anfängt zu ſchwitzen, wann etwa vergifftete Speiſen vorhanden ſind.

Wie wir vernommen, ſo läſſet ſich das Einhorn niemahls lebendig fangen, gleichwohl geben andere eine kurtzweilige Manier an die Hand, wie es könne berückt und gefangen werden. Tzetzes ſchreibt, (*) es müſſe ſich ein ſtarcker Jüngling in Jungfern-Kleider ſtecken, und mit allerhand wohlriechenden Specereyen verſehen, dann würde das Einhorn, welches an dem lieblichen Geruch groſſes Belieben trägt, kommen und ſein Horn in des verkleideten Jünglings Ermeln verwickeln, daß man ſeiner alsdann leichtlich mächtig würde. Iſaac Voſſius (**) redet von der Sache ein wenig anders. Man ſagt, lauten ſeine Worte, das Einhorn trage eine groſſe Liebe zu dem weiblichen Geſchlecht, und wann es eine Jungfrau gewahr würde, nahe es ſich zu derſelben, und lege ſeinen Kopf in

(*) Happelii Relat. Curioſ. Tom. I. pag. 74.
(**) de Ortu & Progreſſu Idololat. lib. 3. cap. 60.

in ihren Schooß, und lege alſo ſeine Wildheit ab, da es dann, nachdem es in dem Schooß der Jungfrau eingeſchafen, gefangen werde.

Es fehlet auch nicht an Leuten, die ſolches Einhorn würcklich wollen geſehen haben. Ein Portugieſiſcher Hauptmann, als er mit 20 ſeiner untergebenen Soldaten in Abyſſinien auf der Reiſe war, und ſie ihre Pferde in einem Thal daſelbſt zu graſen gehen lieſſen, ward nebſt ſeiner Geſellſchafft, das mehr beſchriebene Einhorn gewahr, welches aus einem dicken Gehöltz hervor kam. Sein Lauf war ſchnell und muthig, daß es die Pferde nicht eher wahrnahm, bis es unter dieſelbe gekommen, da es dan anfing zu ſtutzen, und kehrete geſchwinde wieder in den Wald zurück. (*) Ludovicus di Barthema will auf ſeiner Reiſe zu Mecha 2 Einhörner geſehen haben, ſo dem Sultan daſelbſt von einem Könige aus Mohrenland verehret worden; deren das gröſſeſte ſich einem drittehalb jährigen Füllen verglichen, und ein Horn auf der Stirn bey 3 Ellen lang, das andere aber, ſo wie ein jähriges Füllen geweſen, ein Horn ungefehr 4 Spannen lang gehabt. (**) Olaus Wormius berichtet: (***) wie ein Abgeſandter des Königs von Longa, der Nation nach ein Africaniſcher Mohr, dem Könige von Dänemarck erzehlet, daß in der Wüſten Cano ein gehörntes Thier, Namens Toré Biná lebte, in der Gröſſe eines mittelmäßigen

(*) S. D. Bräuners Entlarvten teufeliſchen Aberglauben. pag. 595.

(**) S. Mart. Zeileri Send-Schreiben. Epiſtol. 26.

(***) In Muſeo, pag. 287.

mäßigen Pferdes, und auf der Stirn ein Horn 3 Spannen lang hätte. Solches Horn würde von den Africanern ſehr hoch geſchätzet, und wider das Gifft gebraucht. Es müſten aber alle Hörner dem Könige bey Leib- und Lebens-Strafe überliefert werden.

Indeſſen hat man doch ſtarcke Urſach zu zweifeln, ob dergleichen Thier in der Welt zu finden ſey. Man hat heutiges Tages faſt alle Winckel des Erdbodens durchkrochen, und dennoch das Einhorn nirgends unter den Thieren finden können. Gleichwohl iſt es an einem Einhorn nicht gnug, ſondern man zehlet 5 Thiere her, die alle nur ein Horn haben ſollen, nemlich: der Indianiſche Ochſe, der Indianiſche Eſel, das Rhinoceros oder Naſehorn, das Thier Oryx, eine Art wilder Ziegen, und das eigentlich ſo genannte Einhorn. (*)

Ein Frantzöſiſcher Apothecker, Laurentius Catelan rechnet gar 8 vierfüßige Thiere her, die alle nur mit einem Horn verſehen ſind, als das Naſehorn, die Wald-Eſel, einhörnige Ochſen und Kühe in Mohrenland, Pferde in Indien, ein Thier Amphybias Camphure genannt, Gemſen in gewiſſen Ländern, das Thier Rangifer, oder Rennthier in Liefland, und dann das rechte Einhorn, in Indien Cardazonus, in Franckreich und Italien Lycornu, oder Löwenhorn genannt, weil dieſes Thier ſo ſtarck und grauſam iſt, wie die Löwen. (**) Ich halte aber gäntzlich dafür, daß alle dieſe

(*) S. Thom. Brown in Pſeudodox. Epidemica. lib. 3. cap. 23.

(**) S. Zeileri Send-Schreiben, Epiſt. 268.

dieſe Thiere erdichtet ſind, auſſer dem Naſehorn, wovon ich hernach reden werde, und dem Rennthier, welches, wie alle Welt weiß, nicht ein, ſondern zwey Hörner hat.

Welche das Einhorn vertheidigen, beruffen ſich a] auf die heil. Schrifft, worin deſſen ausdrückliche Meldung geſchicht 4 Moſ. 23, 22. Hiob 39, 12. Pſ. 22, 22. Jeſa. 34, 7. Darauf läßt ſich antworten, es müſſe bewieſen werden, daß das hebräiſche Wort ראם ein Einhorn bedeute. Denn daß die 70 Dollmetſcher und andere Uberſetzer dis Wort durch Einhorn gegeben, will die Sache noch nicht ausmachen; zumahl da die heil. Schrifft ſelbſt dieſem Thiere nicht ein ſondern zwey Hörner beylegt. 5 Moſ. 33, 17. Pſ. 92, 11. Wenn man auch durch das hebräiſche Wort ein Einhorn verſtehen wolte, ſo findet ſich das Rhinoceros oder Naſehorn, welches vorn auf der Schnautze ein Horn hat. Es iſt nächſt dem Elephanten das gröſſe Thier, hat aber weit kürtzere Beine. Es hat einen Rüſſel wie ein Schwein, der aber vorne weit ſpitzer, und oben an der äuſſerſten Spitze mit einem Horn bewapnet iſt, welches unterweilen ſchwartz, unterweilen aſch-grau oder weiß iſt. Dieſes Thier hat keinen Schild, wie man den Leuten weiß macht, ſondern eine Haut, die überall gleich hart iſt, und weil ſelbige überall runtzlicht iſt, ſieht das Thier nicht anders aus, als wenn es mit Schildern über und über bedeckt wäre. Es thut niemanden Leid, ohne wenn es gezerret wird; Iſſet auch kein Fleiſch, ſondern Kräuter und zarte Zweige von den Bäumen, doch meiſtentheils ſtachlichte

Kräuter.

Kräuter. Wann es erzürnet iſt, kan ihm niemand wiederſtehen, ſondern es vernichtet alles, was ihm vorkommt. Wann es ein Thier oder einen Menſchen ergriffen hat, leckt es ihm alles Fleiſch biß auf die Knochen vom Leibe herunter, und tödtet ihn alſo. Sein Fleiſch iſt ſehr hart und zähe wiewohl es die Mohren in Oſt-Indien eſſen. (*) Man gibt ſolches Thier für einen gefährlichen Feind der Elephanten an, welchen es mit ſeinem ſpitzigen Horn den Unterleib aufreiſſet, und ſie alſo öfters tödten ſoll. Wann nun durch ראם ein Einhorn zu verſtehen wäre, ſo könte es füglich dieſes Naſehorn ſeyn, wie dann unter andern Jobus Ludolphus in Hiſtoria Æthiopica es dahin deutet: Jedoch läſſet ſich mit Gewißheit nicht ausmachen, von was für einem Thier die H. Schrift redet: Gnug daß dadurch das oben beſchriebene erdichtete Einhorn nicht kan verſtanden werden.

b) Beziehet man ſich auf diejenige Hörner, welche hin und wieder als eine Raritæt aufgehoben werden, und ehedem ſind ſehr theuer bezahlet worden. Das Dresdniſche, ſo an einer gülden nen Kette hanget, wird auf eine Tonne Goldes geſchätzet. (**) Zu Prag ſoll eins verhanden ſeyn, welches ehemahls mit 50000 Thaler bezahlet worden. (***) Zu ſolchem hohen Preis aber ſind ſie

(*) v. Salmons Gegenwärtigen Staat der Sundaiſchen Inſuln. pag. 113.

(**) S. Zeileri Send-Schreiben. Epiſt. 268.

(***) S. des getreuen Eckarths Mediciniſchen Maul-Affen. pag. 347.

durch die Einbildung von ihrer groſſen Kraft und Würckung geſtiegen. Sie muſten inſonderheit dem Gift wiederſtehen, und man rühmete an ihnen, daß ſie die Pocken und Maſern austreiben, auch in Fiebern gute Dienſte thäten. Bey dem allen aber hat man ſich gar ſehr betrogen, ſintemahl die Hörner ſelbſt nicht von einem vierfüßigen Thiere, ſondern von gewiſſen Fiſchen ſind, die ſich in den Nordiſchen Gewäſſern aufhalten. Sie ſind auch viel zu groß und ſchwer, daß ſie ein Thier, nicht gröſſer als ein mittelmäßiges Pferd hätte an der Stirn tragen, und ſich deſſelbigen gebrauchen können. Der Fiſch, von welchen ſie eigentlich kommen, wird Narhual genannt, und iſt eine Art von Wallfiſchen. Dieſe Fiſche ſind den übrigen Wallfiſchen nicht ungleich, und ohngefehr 30 Ellen lang; Haben 2 Floß Federn auf den Seiten, 3 Hügel auf dem Rücken, und unten am Bauch nur einen. Aus ihren lincken Ober-Kinnbacken ſtehet ein langer Zahn gerade vor ſich heraus, womit er das Eiß brechen ſoll, weswegen auch das ſogenannte Horn öfters vorn abgebrochen iſt. Es gehet alſo dieſer Zahn nicht aus der Naſe, indem dieſer Fiſch keine Naſe hat, und wie die andern Wallfiſche durch 2 Löcher, ſo oben in dem Nacken ſtehen, und nicht durch die Naſe reſpiriret, auch das Waſſer daraus in die Höhe wirft; Sondern er ſitzt in ſeiner Höhle am oberſten Kinnbacken, wie die Zähne an andern Thieren. (*)

Da

(*) Bräuners Entlarvter teufeliſcher Aberglaube. pag. 599. ſeq.

Da haben wir das wahre Einhorn, womit man ehedem die Welt betrogen, und es für ein Thier-Horn ausgegeben hat: Heutiges Tages macht man nicht mehr ſo viel daraus, und dergleichen Einhörner ſind auch nicht mehr ſo rar, ſondern werden auch bey vielen Apothecker gefunden. Das wunderbarſte an dieſem Fiſch iſt, daß er nur ein einiges dergleichen Horn, oder beſſer zu ſagen, Zahn hat: Wiewohl Happelius (*) in Hamburg den Kopf von einem ſolchen Fiſch geſehen, der mit 2 Hörnern verſehen geweſen. Weil aber ſolche Hörner oder Zähne, wie aus dem dabey befindlichen Abriß zu erſehen, nicht diejenige Lage haben, welche dem Zahn des Narhuals beygelegt wird, ſo müſſen ſie entweder von einem andern Fiſch, oder gar nur durch Kunſt ſeyn zuſammen geſetzt geweſen. Es finden ſich noch mehr Fiſche, an denen man dergleichen Zähne gewahr wird, und die haben auch zum öftern Einhörner bedeuten müſſen. Ja die Wallroß-Zähne, die ziemlich groß ſind, und den Helfenbein viel gleichen, ſind wohl ehedem davor verkauft und gehalten worden.

Was die Kraft und Tugend des Einhorns anlanget, ſo beſtehet ſie bloß darin, daß es gleich dem præpariten Hirſchhorn, Krebs-Augen, Muſcheln und andern dergleichen Dingen, den Schweiß treibet, und alſo dem menſchlichen Cörper zu vielen Dingen heilſam iſt. Jedoch kan man ſich eben ſo gute Würckung von dem præparirten Hirſch-Horn verſprechen. Demnach würde derjenige

(*) In Relat. curios. Tom. 4. pag. 629.

ſein Geld ſehr übel anlegen, welcher das Einhorn ſo theuer als ehedem bezahlen wolte, wann er es auch bloß zur Curioſität anſchaffte, ſintemahl ſie heutigs Tages ſchon ſehr gemein worden ſind.

Man hat ein gewiſſes Stein-Marck Unicornu foſſile genannt, welches wie Beine von Menſchen und Thieren ausſiehet, oder die Geſtalt der Hörner und Zähne hat, und aus der Erde gegraben wird. Die Gelehrten können ſich nicht vergleichen, ob es würckliche Knochen, oder Hörner von Thieren ſind, oder ob es eine Art Steine ſey, die alſo in der Erde gewachſen. Solches Unicornu foſſile hat gleiche Kraft mit dem vorbeſchriebenen Einhorn, und mag vormahls gleichfalls für das wahre Einhorn ſeyn ausgegeben worden. (*)

2) Kommen wir auf die Hörner anderer Thiere, von welchen allerhand wunderbare Dinge erzehlet werden. In Indien ſoll ſich eine Art wilder Ochſen finden, mit ſo langen Hörnern, daß wann ſie den Kopf in die Höhe heben, ſelbige bis an den Schwantz reichen, die auch übrigens ſo groß ſind, daß die Einwohner dieſelben an ſtatt der Eymer brauchen. (**) Man meynt vermuthlich die Büffel-Ochſen, die in Oſt-Indien ſehr häufig ſind. Ihre Hörner ſind ziemlich lang, daß man ſie ihnen auch muß abſägen. Dann weil man darauf zu reuten pflegt, ſo würden ſie ſonſt damit dem Reuter Schaden zufügen, wenn ſie ſich damit der Fliegen und anders Ungeziefer erweh-

ren

(*) S. Kircheri Mund. Subterr. lib. 8. Sect. 2. cap. 5.
(**) S. Majoli Dies Caniculares. Tom. I. Colloq. 7. pag. 179.

ren wollen. (*) Aber eine Fabel iſts, daß, wenn ſie den Kopf erheben, die Hörner bis an den Schwantz reichen. Sie können zwar damit den Schwantz erreichen, wann ſie den Kopf und Leib darnach wenden; aber das können unſere Ochſen auch, ob ſie gleich keine übrig groſſe Hörner haben. Ein gleiches Mährgen iſt es, daß die Hörner wegen ihrer Gröſſe an ſtatt der Eymer gebraucht werden, man wolte dann aus einem Trinck-Geſchirr einen Eymer machen. Eben ſo fabelhafft lautet es, wann Franciſcus Alvarez von gewiſſen Aethiopiſchen Ochſen redet, deren Hörner 3 Eymer faſſen. Dann weil bey den Hörnern der Thiere die Länge gegen die Dicke ihre Proportion hat, ſo würde eine ungeheure Länge heraus kommen, wann ein Horn 3 Eymer in ſich enthalten ſolte. Gleichwie aber ſchon Ælianus eines Horns gedencket, worin 3 Eymer gegangen, (**) alſo haben wir ihn mit den übrigen Fabel-Hänſen in eine Claſſe zu ſetzen.

Athanaſius Kircherus berichtet, wie er in den Secretis Ariſtotelis ad Alexandrum M. welches Buch in der Vaticaniſchen Bibliothec aufbehalten wird, von einem wunderbaren Horn des Alexanders geleſen, welches einen ſolchen Schall von ſich gegeben, daß er damit ſein Kriegs-Heer, ſo ſich auf 100 Stadia ausgebreitet, können zuſammen rufen. (***) Wo dieſem Bericht des Ariſtoteles

(*) Salmons Gegenwärtiger Staat von Indoſtan. pag. 202.

(**) Majolus loc. cit.

(***) S. deſſen Phonurgiam, lib. 1. ſect. 6. cap. 6.

zu glauben ſtehet, ſo wird gedachtes Inſtrument nicht ein Horn von einem Thiere, ſondern eine Art von Sprach-Rohr, und aus Blech ſeyn verfertiget geweſen, daher es auch uneigentlich ein Horn heiſſet.

Wer hat jemahls Ochſen geſehen, die die Hörner an den Schultern gehabt? Gleichwohl wollen uns die Alten überreden, es würden dergleichen bey den Neuris gefunden. (*) Sie wollen uns auch weiß machen, es gebe Ochſen mit Hörnern, welche ſie eben wie die Ohren nach Belieben bewegen könten, nemlich in Phrygien, Indien und bey den Erythräern. Man ſetzet noch hinzu, dieſe bewegliche Hörner gewiſſer Aetiopiſchen Ochſen, würden, wann ſie mit andern in einem Kampff geriethen, ſo ſtarr und ſteif, daß ſie nicht könten gebeuget werden. (**) Ariſtoteles, welcher ſich inſonderheit darauf legte, die Urſachen der Dinge zu erforſchen, gibt vor, die Hörner wären dieſen Ochſen nicht am Kopf oder dem Hirn-Schedel befeſtigt, ſondern nur an der Haut, und daher käme ihre Beweglichkeit. Er hat es aber hierin, wie in vielen andern Dingen ſchlecht getroffen, weil ſolchergeſtalt ihnen die Hörner wenig oder nichts nütze, und zu der Abſicht, wozu ſie ihnen GOtt und die Natur verliehen, im geringſten nicht geſchickt wären. Wann auch ihre Hörner nur an der Haut feſte ſäſſen, ſo mögte gern wiſſen, wie ſie in dem Kampf mit andern ſo ſteif und unbeweglich werden können.

Die

(*) S. Æliani Hiſtor. Animal. lib. 5. cap. 27.
(**) Majolus loc. ſæpius cit.

Die gehörnte Schlangen müſſen hier auch nicht vergeſſen werden. Plinius (*) und andere melden von einer Schlange, Cerastes genannt, daß ſie 4 Hörner haben ſoll. Dieſe verbirgt ſich alſo in dem Sand, daß nur ihre Hörner hervorragen, damit ſie die Vögel, welche herbey fliegen und ſich darauf ſetzen, betriegen und fangen möge. Die Sache ſelbſt ſcheinet nicht gar unmöglich zu ſeyn, daß eine Schlange, etwa wie die Schnecken, mit Hörnern verſehen wäre. Aber damit iſt die Würcklichkeit ſolcher Schlangen noch nicht ausgemacht, weil man nach der Zeit nirgendswo dergleichen wahrgenommen hat. Des Alberti M. Schlangen, welche Hörner gleich den Widdern haben, und damit die Menſchen tödten ſollen, (**) gehören ſchlechterdings unter die Fabeln. Denn wer hat jemahls gehöret, daß eine Schlange nicht durch den Biß Menſchen getödtet, ſondern mit ihren Hörnern zu tode geſtoſſen hätte?

3) Die gehörnte Menſchen ſind noch ein weit gröſſer Wunder, als die gehörnte Thiere, und man ſolte meynen, derjenige hätte allen Verſtand verlohren, der von gehörnten Menſchen redet. Der Actæon, welcher die Diana im Bade nacket geſehen, von ihr mit Waſſer beſprützet, und darüber mit einem Hirſch-Geweihe gecrönet worden, gehöret unter die poetiſche Gedichte. Dafür hat man auch folgende Begebenheit zu erkennen: Cyppus, König in Italien, als er einsmahls ein Stier-Gefechte mit anſahe, und ſolches nicht aus

(*) Hiſtor. Natur. lib. 8. cap. 23.
(**) S. Majoli Dies Canicul. Tom. I. Colloq. 3. p. 215.

den Gedancken konte loß werden, ſchlief zwar endlich darüber ein, des Morgens aber fand ſichs, daß ihm ein Paar Hörner am Kopf gewachſen waren. (*) Cornelius Agrippa will die Möglichkeit dieſer Sache erweiſen, und beruft ſich auf die ſtarcke Einbildung, welche einem Menſchen wohl ein Paar Hörner könne zuwege bringen. Wann dem alſo wäre, ſo ſolte es nicht unmöglich ſeyn, daß die Einbildung einen Menſchen würcklich in ein Thier verwandelte, welches doch höchſt ungereimt iſt.

Die Herren Medici wiſſen uns auch Exempel von gehörnten Menſchen zu erzehlen. Ein Frantzöſiſcher Medicus ſchreibt: Einsmahls kam zu mir ein Einwohner zu Montpellier, um zu verſuchen, ob ich ihm ohne Gefahr ein Horn abſchneiden könte, ſo ihm an der lincken Seite des Vorhaupts, ein wenig in den Haaren hinein, hervor gewachſen. Solches verurſachte bey mir ein groſſes Nachdencken, ſintemahl das Horn an dem Knochen feſte, auch eines halben Schuhes lang, und eines Daums dick war. Die Geſtalt war uneben, am Ende dick, und oben hinaus zugeſpitzt, geſchelpet wie das Horn eines halbjährigen Widders. Endlich ließ ich mich bewegen, und ſägete das Horn ab, worauf eine groſſe Menge Eiter erfolgte, daß ich mich eines Cauterii bedienen muſte, und alſo iſt dieſer Mann in kurtzer Zeit eines beſchwerlichen Horns ohne weitere Gefahr entlediget worden. Im Anfang des 17ten Seculi iſt in dem Wald von Beaule ein Bauer gefunden worden, welcher Hörner an dem Vorhaupt trug. Dieſer pflegte ſich

(*) S. Corn. Agripp. Philoſ. occult. lib. 1. cap. 64.

ſich vorher ſtets im Walde aufzuhalten; hernach aber iſt er jedermann zur Schau in Franckreich herum geführet und gezeiget worden. Einer Dirne in der Schweitz, Berner Gebiets, war in Anno 1612 der gantze Rücken, Arme und Beine mit ſo viel Hörnern bewachſen, als wann ſie ihr auf die Haut geſäet wären. D. Paulus Lentulus curirte ſie von dieſer Beſchwerlichkeit, aber wegen übler diæt ward ſie aufs neue damit befallen. (*) Ich will dieſen Berichten Glauben beymeſſen, muß aber nothwendig erinnern, wie man dergleichen aus der Haut hervorragende Dinge uneigentlich Hörner nennt, da es nur Wartzen oder andere Gewächſe geweſen, welche ſchwerlich weder die Gröſſe noch Härte eines Horns gehabt. Die Artzney-Verſtändige nennen ſolchen Zufall Affectum cornutum, thäten aber beſſer, wenn ſie dieſen Gewächſen einen andern und zwar eigentlichen Namen gäben, ſo würde mancher einfältiger nicht auf die Gedancken gerathen, daß es würckliche Hörner seyn müſſen.

4) Soll es auch Horn-tragende Bäume geben. In der Gegend der Stadt Mexico in Neu-Spanien findet man eine Art Bäume, welche die Indianer Hoitzmamxali nennen. Dieſer Baum gleicht, dem Stamm nach, faſt einer Tannen, bringt gelbe Blumen, und trägt Hülſen-Früchte, die in der Speiſe gebraucht werden; neben dem aber trägt er auch Hörner, welche den Ochſen-Hörnern gantz ähnlich, und an den Aeſten und Stamm häufig hervor kommen. In den

(*) S. Happelii Relat. curioſ. pag. 619.

Hörnern wachſen kleine Ameiſen, deren Biß ſehr ſchmertzhafft und ſchädlich iſt. (*) Dieſe Gewächſe werden abermahls uneigentlich Hörner genannt, und die bloſſe Gleichheit mit den Hörnern iſt nicht zureichend, daraus würckliche Hörner zu machen; ſonſt könte man mit gleichem Recht behaupten, daß es Bäume gebe, welche Brat-Würſte tragen. Dann in West-Indien findet ſich ein Baum, aus deſſen Ecken oder Zacken eine Wurtzel wächſt, welches dem Baum ein Anſehen gibt, ob hinge er voller kurtzen und langen Weſtphäliſchen Würſte. Dieſe Wurtzeln werden mit der Zeit immer länger, bis der gantze Buſch mit allen ſeinen Bäumen überall und durcheinander, gleich als mit viel 1000 Ketten feſt gebunden, und einen beſchwerlichen, ja faſt unmöglichen Durchgang verurſachet. (**)

5) Johann Hugo von Linſchotten berichtet, (***) wie unweit Goa in Oſt-Indien ein gewiſſer Platz ſey, wo man das Vieh zu ſchlachten, und deren Hörner dahin zu werfen pflege. Hieſelbſt will er angemerckt haben, daß einige Hörner eingewurtzelt geweſen, und zu wachſen angefangen. Er riß eins aus, welches Wurtzeln 2 bis 3 Spannen lang geſchoſſen hatte. Allein er hat ſich ſehr geirret. Die an dem Horn befindliche Wurtzeln kamen nicht von dem Horn her, ſondern von einer Pflantze, oder andern Erd-Gewächſe, ſo in der Höhle

(*) S. Berckenmayers Curieuſ. Antiquar. Tom. 2. pag. 411.

(**) Idem loc. cit. pag. 413.

(***) In ſeinen Schiffarthen. Part. 4. cap. 17.

Höhle des Horns verborgen lag, und weil ſie ſich daſelbſt nicht ausbreiten konte, an dem Horn feſt angeſetzt hatte, und darüber ſamt der Wurtzel aus der Erde gezogen ward. Hätte Linſchotten die Sache nur genau unterſuchet, würde er ſie nicht anders, als geſagt, befunden haben.

Wir kommen nun auch zu einigen wunderbaren künſtlichen Hörnern, und wollen

6) Handeln von dem beſchrienen Oldenburgiſchen Horn. An demſelben haben wir zu bewundern, theils deſſelben Beſchaffenheit und ſonderbare Geſtalt, theils die Art und Weiſe, wie man dazu gekommen iſt. Die Geſtalt des Horns anlangend, ſo iſt es krumm wie der halbe Mond, und ohne den Deckel faſt einem Jäger-Horn gleich, nur daß es zu eingehenden Schall kein Loch, wohl aber 3 Füße hat, daß es aufrecht ſtehen kan. Des Horns Größe nach der Länge und Krümme, erſtreckt ſich mit dem Deckel auf eine Oldenburgiſche Elle und ein Qvartier, weniger ein Viertel vom Qvartier. Die Länge deſſelben, ohne den Deckel, iſt eine Oldenburgiſche Elle, weniger ein Viertel vom Qvartier. Das Mundloch hat im Umkreyß eine halbe Elle, weniger eines Fingers breit. Es hält in ſich eine halbe Oldenburgiſche Kanne, und wiegt 4. Pfund, weniger 4. Loth. Auf dem Deckel ſind zu ſehen einige Caſtelle mit ihren Thürmen. Ferner præſentiren ſich darauf unterſchiedene Manns- und Weibs-Perſonen, Löwen und andere Thiere, ingleichen die Namen der H. 3. Könige, Jaſpar, Melchior, Baltaſar. An dem Horn ſelbſt ſind überhaupt viele Thürme mit be-

waffneten Leuten, GOttes Häuſer, andächtigen Perſonen, geiſt- und weltlichen Gemählden, kunſtreichen Bildern und mancherley Wappen. Um das Mundloch ſtehen dieſe Worte: O mater dei, memento mei: Welche längſt hernach ſcheinen hinein gegraben zu ſeyn. Es ſind darauf noch andere Worte zu leſen, welche man aber nicht recht verſtehen kan, ohne das Ave Maria, ſo ſich dabey befindet. Gantz oben an dem andern Ende ſtehet eine Jungfrau in einem runden Gefäſſe, mit einem Zettul in der Hand, worauf die Worte zu leſen: Drinc all uit.

Der Urſprung des Horns iſt weit wunderbarer, nach dem Bericht Hermann Hamelmans. (*) Graf Otto von Oldenburg war auf der Jagt am Bernefeuers Holtze, etwa eine Meile von Oldenburg, und jagte gantz allein einem Rehe nach bis an den Oſſenberg. Auf dieſem Berg hielt er mit ſeinen weiſſen Pferde ſtill, und ſahe ſich nach ſeinen Hunden um, ſprach aber bey ihm ſelber, weil es ſehr heiß war: Ach GOtt! Wer nur einen kühlen Trunck hätte. Alsbald that ſich der Berg auf, und es kam eine ſchöne Jungfrau hervor, mit einem Geſchirr, in Geſtalt eines Jäger-Horns in der Hand, welches gefüllet war. Dis bot ſie dem Grafen dar, daß er daraus trincken, und ſich damit erqvicken mögte. Der Graf nahm das Horn an, als er aber hinein geſehen, wolte ihm der Trunck nicht gefallen. Die Jungfrau ſprach zu ihm, wann er daraus trincken würde, ſolte es ihm nicht ſchaden, ſondern vielmehr ihm

(*) In der Oldenburgiſchen Chronic, Part. I. cap. 10.

ihm und den Seinigen wohl gehen: Wo nicht, ſo ſolte künftig in ſeinem Geſchlecht keine Einigkeit bleiben. Darauf ſchwengte der Graf das Horn hinter ſich, und goß es aus, wovon etwas auf das weiſſe Pferd ſprützte, daß ihm davon die Haare ausgingen. Die Jungfrau forderte ihr Horn wieder zurück, der Graf aber machte ſich mit ſeinem Pferde eilend davon, und brachte das Horn mit nach Oldenburg. Als er ſich unterwegens einmahl umſahe, ward er gewahr, wie die Jungfrau wieder in den Berg hinein ſpatzirte.

Man will auch, um das Wunder deſto gröſſer zu machen, vorgeben, niemand könne wiſſen, aus was für einer Materie das Horn gemacht ſey. Einige geben es für ein Electrum, oder unzeitiges Silber aus, welches im Wachsthum mit Gold und Kupffer vermiſcht geweſen. (*) Man erzehlet auch, diß Horn ſey aus Unvorſichtigkeit einsmahls auf die Erde gefallen, und ein Stück davon abgebrochen, welches die Goldſchmiede, weil ſie die Natur des Metalls nicht gewuſt, nicht wieder anſetzen können. (**)

Herr Sibrand Meyer, ein Prediger im Oldenburgiſchen, muthmaſſet, die Materie des Horns ſey nichts anders als fein Klocken Gut. (***) Wiewohl Balthaſar Becker bezeuget, (****) daß er es abgemahlet geſehen in einer der gröſſeſten

(*) S. Happelii Relat. curioſ. Tom. 2. pag. 508.
(**) Idem Tom. I. pag. 31.
(***) In den Muthmaßlichen Gedancken von dem ſogenannten Oldenburgiſchen Wunder-Horn. pag. 28.
(****) In der Bezauberten Welt. lib. 4. cap. 17. §. 16.

ſten Herbergen in Oldenburg, da dann darunter geſtanden, daß es von verguldeten Silber ſey.

Die Erzehlung Hamelmanns, wie Graf Otto zu dieſem Horn kommen, gehöret Zweifels ohne unter die Fabeln, zumahl da man mehr dergleichen Mährlein antrifft, welche vermuthlich zu dieſem Gelegenheit gegeben. Ich will ein Paar aus dem Gervaſio Tilberienſi anführen. (*) In der Engelländiſchen Grafſchaft Cheſter war ein Wald, darinnen man wilde Schweine, Hirſche und andere Thiere zu jagen pflegte. In dieſem Wald war ein kleiner Berg in der Geſtalt eines Menſchen, auf welchen ſich die Jagende begaben, wann ſie vor die Hitze und Durſt ein Mittel ſuchten. Nach Beſchaffenheit des Orts und der Sache aber muſte allemahl nur einer auf den Berg ſteigen, und wann er alsdann, gleichſam als zu einem andern ſprach: Mich dürſtet, ſo ſtund ihm alſobald jemand zur Seite, und reichte ihm mit der Hand ein groſſes Horn dar, welches mit Gold und Edelgeſteinen gezieret war, dergleichen ſich die älteſten Einwohner Engellandes zu bedienen pflegten. In ſolchem Horn war ein vortrefflicher Tranck, eines unbekandten aber ſehr lieblichen Geſchmacks, wovon derjenige, der ihm zu ſich nahm, von der Hitze und Müdigkeit dergeſtalt erqvicket ward, als wenn er noch gar keine Arbeit und Bemühung übernommen hätte. So bald er das Horn ausgeleeret, reichte ihm der nebenſtehende Diener ein Tüchlein zum abwiſchen des Mundes dar, worauf derſelbe wieder verſchwand,

(*) S. deſſen Otia Imperialia. pag. 980. und 984.

ſchwand, und weder eine Belohnung annehmen, noch ſich in ein Geſpräch einlaſſen wolte. Einsmahls ging auch ein Soldat auf den Berg, und nachdem man ihm das Horn mit dem Trunck gereichet, gab er es nicht wieder zurück, ſondern behielt es für ſich. Allein der Graf und Herr dieſes Orts verdammte ihn deßwegen als einen Räuber zum Tode: Das Horn aber ward einem der vorfahren Kayſers Otto des vierten, nemlich dem Könige Heinrich, welches der Kayſer Henricus Anceps geweſen, verehret.

Die andere Geſchichte lautet alſo: Als ein gewiſſer Soldat in Engelland in einem Walde auf der Jagt war, entſtund ein erſchreckliches Gewitter mit Donner und Blitz. Da ſahe er einen groſſen Hund für ſich über laufen, welcher Feuer aus ſeinem Rachen ſpie. Es begegnete ihm auch ein ander Soldat, der ein Jäger-Horn trug. Dieſer ſuchte den erſten Soldaten, welcher ſehr erſchrocken war, alle Furcht zu benehmen, und ſprach deshalb zu ihm: Ich bin der heil. Simeon, den du bey entſtandenem Ungewitter angerufen haſt, und ſchencke dir dieſes Horn, womit du und deine Familie dich allemahl wieder Donner und Blitz wirſt verwahren können. Denn ſo bald man in diß Horn bläſet, wird alle Furcht davor verſchwinden, auch das Gewitter, ſo weit der Schall des Horns gehöret wird, keinen Schaden thun. Weiter fragte ihn der heil. Simeon, ob er ſonſt was wunderbares geſehen? Er erzehlete ihm die Geſchichte mit dem Feuer-ſpeyende Hunde, den der heil. Simeon verfolgte, und darüber verſchwand, das

Horn aber in des Soldaten Händen ließ. Es war ziemlich groß, und krumm wie ein Jäger-Horn, und ſchien von Ochſen-Hörnern gemacht zu ſeyn. Der Feuer-ſpeyende Hund kam in ein nahes Dorf, und lief durch das Haus des Prieſters, welches er anzündete, daß der Prieſter zugleich mit ſeiner unrechtmäßig gezeugten Familie verbrennen muſte. Hieraus ſiehet man augenſcheinlich, wie die Geſchichte von dem Oldenburgiſchen Horn, nach dem Modell dieſer Engelländiſchen, inſonderheit der erſten, erdichtet ſey.

Indeſſen iſt der Autor der Unterredungen vom Reich der Geiſter (*) gleichwohl der Meynung, daß die Oldenburgiſche Geſchichte an ſich wahr, und das Horn von natürlichen Menſchen, die unter der Erden gewohnet, hergekommen ſey. Worauf aber, als gleiches Fabelwerck, wenig zu geben iſt.

Das Urtheil Balthaſar Beckers (**) geht dahin; die Jungfrau, welche dem Grafen das Horn überreicht, ſey eine würckliche Weibs-Perſon geweſen, die das Horn mit Gifft gefüllet, und damit den Grafen vergeben wollen.

Viele haben geglaubt, dis Horn ſey eine heydniſche Antiquität, womit aber die Aufſchrifften nicht einſtimmen wollen, worin der heil. drey Könige und der Jungfrau Maria gedacht wird.

Joh. Juſt. Winckelmann hegt davon folgende Gedancken: Als Kayſer Carl der Groſſe den Sächſiſchen Fürſten Widekind zum Chriſtenthum

(*) Tom. I. pag. 463.
(**) In der bezauberten Welt. lib. 4. cap. 17. §. 17.

thum gebracht, ſo habe er viele Geiſtlichen aus Engelland kommen laſſen, welche die Leute im Chriſtenthum unterrichtet. Dieſe Geiſtlichen hätten das Horn verfertigen laſſen, und es dem Kayſer Carl offeriret, der es im Jahr 785 bey der Tauſe dem Fürſten Widekind geſchenckt, und auf Geſundheit und gutes Glück einander daraus zugetruncken. Welches eine Sache iſt, die man ohne Beweiß nicht kan gelten laſſen.

D. Oliger Jacobæus eignet das Horn dem Könige Chriſtiano I. in Dänemarck zu, welcher es verfertigen laſſen, als er 8 Tage nach der heil. 3 Könige Feſt, Anno 1475 ſich zu Cölln aufgehalten, die zwiſchen dem Hertzog von Burgund, und der Cöllniſchen Kirche entſtandene Fehde, auf Anſuchen des Kayſers, beyzulegen. Wogegen aber andere erinnert haben, daß das Geſchirr, ſo damahls König Chriſtianus I. verfertigen laſſen, nicht ein ſo köſtliches Horn, ſondern nur ein Pocal geweſen, den er auch nicht mit ſich genommen, ſondern den heil. drey Königen zum Geſchenck, in Cölln zurück gelaſſen. (*)

Oben gedachter Herr Sibrand Meyer hat es vermuthlich am beſten getroffen, wann er Ottoni, einem gebohrnen Grafen von Oldenburg, welcher erſtlich Abt zu St. Paul vor Bremen, und nachmahls zu Raſtede geweſen, dis Horn zuſchreibet, und ſeine Muthmaſſungen mit vielen Gründen, und inſonderheit durch eine ziemlich

(*) Dieſe Meynungen erzehlet Sibrand Meyer in den Muthmaßlichen Gedancken vom Oldenburgiſchen Wunder-Horn.

probable Erklärung der darauf befindlichen Bilder, beſtättiget, welche anzuführen für unnöthig achte. Seine Meynung gehet dahin, dieſer Otto habe ihm ſolches Horn zu einem Trinck-Geſchirr angeſchafft und verfertigen laſſen. Denn zu geſchweigen, daß er ein ſplendider und Gaſt-freyer Herr geweſen, welcher die Canonicos der Kirche von Bremen, ſo Pröbſte von Frießland geweſen, wenn ſie in Synodal-Sachen gen Raſted gekommen, zuerſt aufgenommen hat; ſo waren zu ſeiner Zeit der Grafen zu Oldenburg viel, welche demnach, wo ſie nicht das Recht der freyen Wirthſchafft an das Cloſter gehabt, weil es von ihren Ahnen geſtifftet, und unter ihrer Advocatie geſtanden; dennoch wegen der nahen Verwandſchafft mit dem damahligen Abt, ſich allem Vermuthen nach öfters daſelbſt werden eingefunden haben. Und daher ſey es kein Wunder, daß dieſer Herr aus ſolcher Urſach das Horn verfertigen, und beyde ſeine hohe Ankunft und vornehme Würde daran ſehen laſſen.

7) Muß ich des Tunderiſchen Horns auch nicht vergeſſen. Daſſelbe iſt aus dem allerfeinſten Golde gemacht, und beſtehet aus 2 ziemlichen Gold-Blechen. Das auswendige Gold-Blech iſt aus eilf unterſchiedenen Stücken zuſammen geſetzt, um das inwendige Blech zierlich und feſt angeflochten, und jedes Stück an jeder Seiten mit einem Ring von dem andern unterſchieden. Die 7 erſten umgeflochtene Gold-Bleche, von dem groſſen Ende an zu rechnen, ſind mit allerhand Bildern ausgeſtochen, die übrigen aber

leer.

ker. Die Bilder ſind Schlangen, Menſchen, Satyre, Fiſche, Thiere, Raub-Vögel und dergleichen, welche alle ausführlich zu beſchreiben unnöhtig iſt. Was die Gröſſe des Horns betrifft, ſo iſt es, nach der Krümme zu rechnen, 5 Viertel Ellen lang; der Diameter, oder Durchſchnitt des groſſen Endes iſt 5 Zoll, und des kleinen anderthalb Zoll. Dem Inhalt nach dürfte es ohngefehr drittehalb Oeſſel in ſich faſſen. Sonſt wiegt es beynahe 100 Untzen, und wird auf 1200 Thaler geſchätzet. Es iſt aber auf folgende Weiſe gefunden worden. Anno 1639 den 20 Julii, ging eine Magd aus dem Dorfe Oſterby, nicht weit von der Stadt Tundern, im Hertzogthum Schleßwig, des Weges nach Meeltundern, da ſie bey Gallhus zum erſtenmahl dis Horn, mit einem Ende aus dem Koth am Wege herfürragend, geſehen. Sie ließ es aber liegen, weil ſie ſolches für eine alte Baum-Wurtzel hielt. Acht Tage hernach, als ſie wieder nach Meeltundern wolte, ward ſie abermahl das Horn gewahr, und nachdem ſie es recht in Augenſchein genommen, arbeitete ſie ſo lange, bis ſie es mit Macht aus der Erden riß. Ihre Geſellſchafft, ſo mittlerweile vorangegangen war, hielten es für ein untaugliches Jäger-Horn, und riethen der Dirne, es wegzuwerffen, welches ſie nicht thun wolte, ſondern es beym nächſten Bach abwuſch, da der güldene Glantz herfür ſchimmerte, ſo ſie anfänglich für Kupffer angeſehen. Damit ſie aber recht erfahren mögte, was es wäre, hat ſie ein Stücklein oder Ringlein von dem Horn einem Goldſchmidt in Tundern gezeiget, der es bald für

Gold erkannte. Worauf endlich dis Horn an den damahligen König in Dänemarck kommen iſt, welcher dem Mädgen davor eine anſehnliche Verehrung reichen ließ. Man ſuchte nachhero an dem Ort, wo das Horn gefunden war, weiter, und gedachte noch ein mehreres zu finden, aber vergeblich.

Es ſchreibt ſich dis Horn ohne Zweiffel noch aus dem Heydenthum her, weil darauf unter andern ein Frauens-Bild zu ſehen, welches in der Hand ein groſſes Meſſer hat, und vor ſich einen Menſchen, denſelben zu ſchlachten, und den Bauch aufzuſchneiden. (*) Vermuthlich iſt es dazumahl entweder im Kriege, oder beym Gottesdienſt zum blaſen gebraucht worden, und die heydniſche Pfaffen werden es, nachdem das Chriſtenthum in dieſen Ländern aufkommen, in die Erde verſcharret haben.

Merckwürdig iſts, daß vor weniger Zeit ein dergleichen Horn, nicht weit von dem Ort, wo das vorgedachte gelegen, in der Erde gefunden worden, wovon uns damahls die Zeitungen folgende Nachricht gaben. Anno 1734 hat ein Bauer, in dem ohnweit der Stadt Tundern gelegenen Dorffe Gallehuß, beym Leim graben ein güldenes Horn, 7 Pfund, 14 Loth ſchwer, den 21 April gefunden. Er hat es ſeiner Herrſchafft, dem Grafen von Schackenburg eingeliefert, der es einem jeden auf geziemendes Anſuchen zeigte. Der Ort, wo es gefunden worden, iſt nur etliche Ellen von demjenigen Platz entfernet, wo das vorgedachte im Jahr 1639 gefunden ward, und welches noch jetzo in der Königlichen Kunſt-Kammer zu Coppenhagen aufbehalten

(*) S. Happelii Relat. Curioſ. Tom, 2. pag. 491. ſeq.

behalten wird. Dis letztere übertrifft das erſtere, ſo wohl an Gröſſe, als an Gewichte, und hält noch über eine Kanne Wein. Die Zeichnungen oder Characteres des letztern, kommen mit denjenigen, ſo auf dem erſten befindlich ſind, ſehr überein, indem dieſelben, eben ſo wie auf dem vorigen, aus allerhand Figuren der heydniſchen Götter, und aus vielen untermiſchten Runniſchen Buchſtaben beſtehen. Das Gold des letztern iſt gleichfalls ſo fein, daß gegen ſelbiges kein anderes den Strich halten kan.

63. Wunderbare Oerter.

MAn wird nicht leicht einen wunderbaren Ort antreffen, als die Gegend, oder Meer-Enge zwiſchen dem Neapolitaniſchen und der Inſul Sicilien, die insgemein fretum Siculum heiſſet: Daher wir derſelben allhier auch zuerſt gedencken.

1) Es findet ſich in dieſer Meer-Enge eine gefährliche Klippe, von den Alten Scylla genannt, gegen über aber ein Strudel oder Meer-Schlund, ſo den Namen Charybdis führet. Beyde ſind den Schiffenden gefährlich, und ehedem glaubte man, daß niemand durch ſolche Meer-Enge ſchiffen könte, ohne entweder an der Klippe Scylla zu ſcheitern, oder von dem Meer-Schlund Charybdis verſchlungen zu werden. Dis will der alte lateiniſche Vers ſagen:

Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim.

Die Alten machten daraus 2 Ungeheuer, von welchen die Schiff-Leute verſchlungen würden, wie

dann unter andern Homerus dichtet, ſie hätten 6 der Gefährten Ulyſſes aus dem Schiffe hinweggerafft und gefreſſen. Wobey ich mich aber nicht länger aufhalten will.

Eine nähere Betrachtung verdienet diejenige Lufft-Geſchichte, welche ſich zum öftern in ſolcher Meer-Enge zeigen ſoll, und gemeiniglich Morgana genennet wird. Die Beſchreibung, welche Kircherus davon gibt, (*) lautet alſo: Bey der Stadt Reggio in Calabrien, läſſet ſich in der Sicilianiſchen Meer-Enge gemeiniglich mitten im Sommer die *Morgana* ſehen. Da eröffnet ſich plötzlich in einer dünſtigen Lufft ein Schau-Platz, welcher mit ſo vielen verſchiedenen Dingen ausgeziehret iſt, daß faſt nichts zu finden, ſo ſich darauf nicht *præſenti*ren ſolte. Man erblicket darauf wohlangeordnete Schlöſſer, Palläſte und andere Gebäude, auch eine unzehlige Menge Säulen, alles nach den Reguln der Bau-Kunſt ordentlich und prächtig eingerichtet. Wann dis alles allmählich verſchwunden, ſo folgen darauf ſchöne Wälder, und andere in einer *accurat*en Ordnung gepflantzte Bäume. Man ſiehet Felder, welche mit einer groſſen Menge Leute, und mit vielen Heerden groß und klein Vieh angefüllet ſind, alles mit mancherley unterſchiedenen Farben, und in ſolcher Vermiſchung des Lichts und Schattens, auch mit ſo lebhaften Geberden,

(*) In Arte magna Lucis & Umbræ, lib. 10. Sect. 2. cap. 1.

den, daß menſchliche Kunſt und Fleiß nichts dergleichen hervorzubringen vermögend iſt. Das gantze *Spectacul* aber wird von den Einwohnern zu *Reggio Morgana* genannt. Wann ſich alles daſelbſt in der Lufft ſo deutlich und ordentlich darſtellet, als es dieſe Beſchreibung Kircheri mit ſich bringt, ſo geſtehe ich gern, daß ſich davon nicht leicht eine hinlängliche Raiſon geben läßt. Kircherus gibt ſich viele Mühe in Erklärung dieſer Lufft-Geſchichte, er hat es aber damit ſchwerlich getroffen. Seine Meynung gehet ohngefehr dahin: Weil er befand, wie gegen der Stadt Reggio über, ſich ein Berg mit einem dunckeln Strich, bis an das Sicilianiſche Vorgebürge Capo del Faro, hinaus zog, daneben der Meerſtrand mit vielen groben Kieß erfüllet war, welcher aus Antimonio, oder Spieß-Glas, und andern durchſichtigen Materien beſtand, und aus denen nahen Bergen, die mit ſolchen Mineralien angefüllet waren, herab gefloſſen; So urtheilte er, der Staub davon würde durch die Sonnen-Hitze mit den Dünſten in die Höhe geführet, und daraus in der Lufft mancherley Flächen oder Taffeln formiret. Indem aber ſolche Taffeln von den groben Dünſten, ſo in der Mitte ſchweben, ingleichen von den gegen über ſtehendem Bergen gleichſam ſchattiret würden, ſo entſtünden daraus vollkommene vieleckigte Spiegel. In dieſen Lufft und Dunſt Spiegeln preſentirten ſich demnach die Dinge, ſo ſich würcklich auf der Erde befinden, alſo, daß wann nur eine Säule am Ufer ſtünde, in den vieleckigten Spiegel-

Flächen eine gantze und odentliche Reihe von Säulen erſcheinen müſte, und ſo weiter. Nun iſt wohl an dem, daß die dünſtige Nebel oder Wolcken einiger maſſen die Art eines Spiegels an ſich nehmen, wie man aus den Neben-Sonnen gewahr wird, da das würckliche Sonnen-Licht ſich, wiewohl etwas dunckel und unordentlich, in ſolchen Dünſten oder Wolcken præſentiret, und alſo ihr Bild dem menſchlichen Auge darſtellet. Allein es iſt zwiſchen der Vorſtellung des Sonnen-Lichts, und der Dinge in der Morgana, ein groſſer Unterſcheid. Die Sonne hat ein eigenes und ſehr helles Licht, darum kan ſie ſich auch wohl in einem dünſtigen Nebel, oder in einer etwas glatten und Spiegel-förmigen Wolcke præſentiren, weil dabey nicht nöthig, daß ſie darin ordentlich und nach aller ihren Theilen vorgeſtellet werde, ſondern was davon vorgeſtellet wird, iſt Licht, oder eine Helle, und weiter nichts. Die Dinge hingegen, ſo man in der Morgana ſiehet, haben kein eigenes Licht, ſondern bekommen ihre Erleuchtung anders woher, können ſich demnach in einem Dunſt-Spiegel lange nicht ſo helle præſentiren, als das Sonnen-Licht. Dis ſchlieſſe ich unter andern daraus, weil man noch niemahls wahrgenommen, daß ſich die Dinge auf dem Erdboden in einer Spiegel-förmigen Wolcke oder Nebel præſentiret hätten, gleichwie es von dem Sonnen-Lichte zum öftern iſt bemercket worden. Solte ſich z. E. ein Gebäude deutlich in der dünſtigen Lufft abſchildern, ſo müſte es darin nach allen ſeinen Theilen ordentlich vorgeſtellet werden. Wer ſiehet aber nicht, daß zu einer ſolchen Vor-

ſtellung

ſtellung ein vollkommen glatt polirter Spiegel nöthig ſey, dergleichen aus Dünſten in der Lufft nimmermehr entſtehen kan. Kircherus legt zwar den Dünſten, welche die Morgana verurſachen, weil ſie mit Spieß-Glas und andern durchſichtigen Materialien vermengt ſeyn, ein beſonders Spiegel-förmiges Weſen bey, und gedencket der Sache damit ein Gnüge zu thun. Er bringt auch ein Experiment bey, da, wenn man gewiſſe Saltz-Waſſer auf glüende Kohlen gieſſet, daraus ein Dampf entſtehet, in welchem ſich gleich als in einem Spiegel unendlich viele Bildergen gegenwärtiger Dinge præſentiren ſollen; wiewohl er hinzu ſetzt, dis Experiment ſey ſchwer, und erfordere Fleiß und Geſchicklichkeit. Wann man aber erwägt, daß die Theilgen ſolcher Dünſte unmöglich ſo dichte können zuſammen gefügt werden, daß ſie einer Spiegel-Tafel gleichten, ſintemahl dieſes wider die Natur der Dünſte iſt, ſo fallen auch ſolche Gedancken weg. Ich ſage noch mehr, wann ſie auch ſo dichte zuſammen gefügt würden, daß viele gleichſam ein Corpus ausmachten, und ſolchergeſtalt einem vollkommenen Spiegel gleichten, ſo iſt es abermahls unmöglich, daß ſolche Spiegel-Tafeln ſolten in der Lufft hangen bleiben, ſondern ſie müſten wegen ihrer Schwere auf die Erde fallen, eben wie wir die wäſſerige Dünſte, wann ſie nahe zuſammen treten, in dem Regen herabfallen ſehen. Wann ich endlich zugeben wolte, daß würckliche Spiegel-Tafeln in der Lufft vorhanden, worin ſich die Dinge præſentirten, ſo kömmt dabey noch ein Umſtand vor, der viel ſagen will. Es ſind nemlich

die Dinge, ſo darin vorgeſtellt werden, von ſolchen Spiegel-Tafeln gar zu weit entfernet, als daß ſie darin ſo deutlich, als Kircherus vorgiebt, ſolten zu erkennen ſeyn. Hernach ſtehet auch das Auge des Zuſchauers gar zu weit von den Spiegel-Tafeln ab, daß es dasjenige, was ſich auch in ſolchen Spiegeln deutlich præſentirte, nicht deutlich erkennen kan. Nimmt man beydes zuſammen, nemlich die Entfernung der Sache und des Auges von dem Spiegel, ſo kan ein jeder, der ſich nur ein wenig in der Optic umgeſehen hat, ohnſchwer begreiffen, wie ſich unmöglich oberwehnte Dinge ſo deutlich und kunſtreich darſtellen können, als uns Kircherus überreden will.

Indeſſen muß doch etwas an der Sache ſeyn, weil ſie durch viele Zeugniſſe bekräftiget wird. Der Herr *Autor* der Unterredungen vom Reich der Geiſter (*) hat dieſe Luft-Geſchichte ſelbſt geſehen, und giebt davon einen gantz andern Bericht. Wir wollen auch nicht, lauten ſeine Worte, von den Cometen, Lufft-Zeichen und andern *Meteoris* handeln, dergleichen ich ſelbſt bey der Meer-Enge zwiſchen *Reggio* und *Meſſina* in Sicilien wahrgenommen habe. Denn weil daſelbſt das obere und untere Meer gleichſam mit einander ſtreiten, und dadurch gewaltige Ausdämpffungen der ſchwefelichten und ſaltzigten Theilgen geſchehen, welche von der Sonnen-Hitze in die Höhe gezogen werden; So pflegen ſich des Abends, wann die Luft kühle wird, unter-

(*) Tom. I. pag. 585.

unterſchiedlich gefärbte Figuren vorzuſtellen, daß man öffters gantze Schiffs-Flotten mit vollen Seegeln durch die Lufft ſtreichen, auch ſonſt mancherley Geſtalten von Menſchen, Thieren ſonderlich Pferden, mit ordentlichen Farben ſiehet, wie ſich etwa ſolche in einen Regenbogen zu zeigen pflegen. Wenn man aber dergleichen Luft-Bilder am genaueſten betrachten will, ſo verlieren ſich dieſelben ehe man ſichs vermuthet, aus dem Geſichte. Von dieſen Erſcheinungen läſſet ſich aber eine natürliche Erklärung machen. Wenn nemlich die in die Höhe gezogene und ſubtiliſirte Alcaliſche Meeres Feuchtigkeiten von denen entgegen ſcheinenden Sonnen-Strahlen erleuchtet, durch die Wolcken aber auf unterſchiedene Art gebrochen werden; ſo muß aus der ungleichen Eintheilung des Lichts auch nothwendig ein Unterſcheid in denen Farben entſtehen, wiewohl dieſelben nicht gar lange dauren köñen, indem ſie nur durch einen Zufall der Natur entſtanden ſind. Hieraus iſt abzunehmen, wie man nicht Urſache habe mit Kirchero Spiegel-Taffeln zu erdichten, worin ſich die in der Nähe befindliche Dinge abſchildern, ſondern das gantze Phænomenon beſtehet aus bloſſen Dünſten, welche bald dieſe, bald jene Figur haben, und von dem Sonnen-Licht gleich den Regenbogen gefärbet werden, daneben aber, wegen beſtändiger Bewegung der Dünſte, ſolche Figur nicht lange behalten, ſondern

davor

davor bald wieder andere in die Stelle treten. Es gehet damit zu, wie mit den Wolcken, welche mannigmahl auch eine Geſtalt haben, woraus Leute von ſtarcker Phantaſie allerhand Figuren machen.

Ich will noch eine Begebenheit anführen, die uns das gegenwärtige Phænomenon ſehr gut erläutern kan. Auf einem Schiffe, welches von Briſtol nach Dublin in Irrland ſeegelte, wolte man gegen Abend auf etliche Meilen weit ein Land ſehen, auch darauf Bäume in großer Anzahl, desgleichen auch Vieh, ſo daſelbſt auf der Weide ging, erkennen. Ein Holländer aber, ſo mit auf dem Schiffe war, half ihnen aus dem Traum. Er erzehlte, wie ſie nicht die erſten wären, die bey Anſchauung ſolcher Sache in einen Mißverſtand gerathen, ſondern dergleichen ſey oft den erfahrenſten See-Leuten wiederfahren, was ihnen wie Land fürkäme, ſey anders nicht als ein dicker Dampf, der ſich nicht höher aufziehen könte, wegen der Zeit und Entfernung der Sonnen. Was wie Bäume und Thiere ſchiene, wären Stücke und Theile ſolchen Dampfs, der ſich an einem Ort mehr verdickt als am andern. Weiter berichtete er, wie er von einem erfahrnen Schiff-Hauptmann gehöret, daß nach vieler Meynung, gegen dem Nord-Pol zu, unterſchiedene Inſuln zu finden ſeyn ſolten, deren etliche flöſſen, etliche nicht, daß man ſolche zwar ſehen, aber ſchwerlich dahin gelangen könte, welches die Zauberinnen verurſachten, die darauf wohneten, und alle Schiffe, die ſich unterſtünden daſelbſt anzuländen, durch erregtes

regtes Sturm-Wetter zu Grunde richteten. Der Schiff-Hauptmann aber hätte alles für lauter Fabelwerck gehalten, und hingegen bemerckt, daß ſolche flieſſende Inſuln von Dünſten und Dämpffen entſtünden, ſo von den Planeten aufwerts gezogen und erhöhet würden, aber bey näherer Anſchauung ſich aus dem Geſichte verlören, auch gemeiniglich auf ſothane Dunſt-Erſcheinungen ein Ungewitter folgte. (*) Mit der Morgana wird es eben die Beſchaffenheit haben, und die ſo ſehr gerühmte künſtliche Sachen, ſo ſich darin præſentiren, nicht anders ſeyn, als einige aus Dünſten formirte undeutliche Figuren, welche wegen der dabey befindlichen mancherley Farben, die Leute erſtlich in Verwunderung geſetzet, daß ſie, nachdem dadurch ihre Einbildungs-Krafft erreget worden, die Dinge weit gröſſer und künſtlicher gemacht, als ſie in der That ſind.

2) Folgen einige Inſuln von beſonderer Eigenſchafft, die ſie aber in der That nicht haben. Iſt es nicht eine wunderbare Sache, wenn man von Inſuln ſchreibt, worauf kein Menſch ſterben kan? In dem Irrländiſchen Hertzogthum Mounſter, ſoll eine Inſul ſeyn, in welcher niemand jemahls ſtirbt; ſondern, ob ſchon daſelbſt die Leute kranck werden, ſo ſterben ſie doch nicht daran, ſo lange ſie ſich daſelbſt aufhalten; daher ſie auch der Lebenden Inſul genannt wird. (**) Wann es wahr wäre, ſo wolte ich viel verwetten, es würde dieſe Inſul bald ſo häufig mit Menſchen angefüllet werden, daß keiner dem andern weichen könte, weil den

(*) S. Happelii Relat. Curioſ. Tom. 4. pag. 498.
(**) S. Mart. Zelleri Send-Schreiben. Epiſtol. 264.

den meiſten das Leben lieb iſt. Aber ſo iſt es ein abgeſchmacktes Mährlein, wovon man keinen Grund angeben kan.

Eben dieſes muß man von den Inſuln ſagen, auf welchen keine Weiber, auch ſo gar keine Thiere weiblichen Geſchlechts leben können. Nahe bey der Inſul Zocotora ſind noch 2 andere Inſuln anzutreffen, auf deren einer nur Manns-Leute, auf der andern aber nur Weibs-Perſonen leben können. Wann ſie ſich einander, um das Geſchlecht fortzupflantzen, beſuchen, ſo dürffen die Männer auf der Weiber-Inſul, und die Weiber auf der Männer Inſul, ſich nicht 3 Monath aufhalten, ſonſt müſten ſie gewiß des Todes ſeyn. (*)

In dem vorgedachten Hertzogthum Mounſter iſt auf einer Land-See eine Inſul, worauf kein Weib, noch einiges Thier weiblichen Geſchlechts bey Leben bleibt, wie ſolches daſelbſt von den anlangenden Fremdlingen täglich an Hunden, Katzen und mehr andern Thieren probiret und wahr befunden wird; Dann ſo bald ſolche Thiere auf beſagte Inſul kommen, müſſen ſie verrecken. (**)

Solche und dergleichen Erzehlungen haben ſchon längſt ihren Credit verlohren, und es müſte jemand ſehr einfältig ſeyn, der ſie für bekannt annehmen wolte.

3) Will ich einige wunderbare Berge anführen. Die Einwohner in China erzeigen ſich ſehr

(*) S. Sim. Majoli Dies Caniculares. Tom. I. Colloq. 14. pag. 344.

(**) S. den Curiouſen Antiquar. Tom. I. pag. 228.

ſehr kurtzweilig, wann ſie von gewiſſen Bergen in ihrem Lande reden, welche die Geſtalt der Thiere, Menſchen und anderer Dinge haben. Der Berg Paoki in der Provintz Xenſi, iſt wie ein Hahn anzuſehen, und deswegen muß er auch krähen. Denn ſo ein Sturm entſtehen will, vernimmt man auf 30 Stadia davon ein greuliches Geräuſch. In der Provintz Kiamſi, ſiehet man einen Berg oben in 2 Spitzen vertheilet, davon die öberſte einen Drachen, die unterſte aber ein Tieger-Thier, die gegen einander gleichſam im Grimm anſpringen, gar lebhafft und natürlich vorſtellen, daher auch jener der Drachen- und dieſer der Tieger-Berg genannt wird.

Ein anderer Berg hat 7 ſeltſam gebildete Spitzen, welche das Geſtirn des groſſen Bärs am Himmel artig vorſtellen. In der Landſchafft Fokien, haben die Einwohner einen Berg durch Kunſt ſo formiret, daß er eines ihrer Götzen-Bilder ſo groß vorſtellet, daß man es auf etliche Meilwegs erkennen kan. In der Landſchafft Xenſi, iſt ein Berg, der kein Trommeln vertragen kan, ſondern ſo bald nur eine Trommel darauf gerühret wird, fängt es an zu donnern und zu blitzen. Ein anderer Berg hält das ſeine ſo feſt, daß wenn jemand Holtz, Kräuter oder Früchte davon nehmen will, er ſich darauf verirret, daß er nicht wieder herunter kommen kan. Es gibt daſelbſt Berge, welche die Geſtalt eines Weibs-Bilds, oder auch eines Elephanten haben. Ein Berg, der auf ſeinen Spitzen 2 Seen hat, wird das Himmels-Auge genannt, und ein anderer heißt das

Himmels-

Himmels-Ohr, weil darauf ein ſo zarter Widerhall iſt, daß eine Stimme, wie leiſe ſie auch immer iſt, doch auf der andern Seite, gleich als wenn es donnerte, gehöret wird. (*) Damit man ſich aber in dieſe wunderliche Erzehlungen finden könne, ſo darf man nur mercken, wie die abergläubiſche Chineſer die Berge zur Wahrſagerey gebrauchen, und derſelben Lage, Geſtalt, Spitzen, Höhlen, Brunnen und dergleichen mit groſſer Aufmerckſamkeit unterſuchen, und folglich daraus ihre Prognoſtica formiren, auf die Weiſe, wie die Aſtrologi aus dem Geſtirn zu weiſſagen pflegen. (**) Dann brauchts nicht groſſe Mühe, ſolche wunderbare Berge in der Chineſer Phantaſie zu erblicken. Sie werden aber in der That den Dingen, die ſie vorſtellen ſollen, eben ſo ähnlich ſeyn, als die himmliſche Stern-Bilder den Thieren, von welchen ſie den Namen führen.

Plinius (***) und Solinus (****) melden von einen ſehr hohen Berg nahe bey Antiochia in Seleucien, Caſius genannt, daß man auf demſelben noch in der 4ten Nacht-Stunde (vigilia quarta) die längſt untergegangene Sonne ſehen könne, wie ich des Solini Worte davon verſtehe. Plinius aber ſchreibt, man könne um ſolche Zeit die Sonne ſchon wieder aufgehen ſehen, daß

(*) S. Adam Brands Beſchreibung ſeiner Chineſiſchen Reiſe. pag. 282.
(**) Idem ibidem.
(***) Hiſtor. Natur. lib. 5. cap. 22.
(****) In Polyhiſt. cap. 37.

daß ſie alſo durch ihren kurtzen Umlauf zu gleicher Zeit Tag und Nacht machte. Dieſer thörichte Einfall kömmt daher, daß man die rechte Beſchaffenheit des Erdbodens nicht wuſte, ſondern ſich davon wer weiß was für Gedancken machte. Wen aber bekannt iſt, daß die Erde eine runde in freyer Lufft ſchwebende Kugel iſt, der kan ohne ſonderliche Mühe begreiffen, daß die Sonne auch auf den allerhöchſten Bergen, wann ſie auch, wie Plinius von dem Berg Caſius berichtet, 4000 Schritte hoch ſeyn ſolten, lange nicht eine, geſchweige dann 4 oder mehr Stunden nach ihrem ordentlichen Untergang, oder vor ihrem Aufgang, kan zuſehen ſeyn. Es iſt unmöglich, daß man von einem Berge die Sonne ſchon ſolte wieder aufgehen ſehen, nachdem man ſie nicht lange vorher noch im Untergange erblicket hat. In den Mitternächtigen Ländern, woſelbſt die Sonne zur Sommer-Zeit wenig oder gar nicht untergehet, ſiehet man ſie zwar ſchon wieder aufgehen, wann ſie kaum untergegangen iſt, aber dazu thun die Berge nichts, ſondern es rühret daher, weil die Polus-Höhe daſelbſt ſehr groß iſt. Die Stadt Antiochia aber, bey welcher der Berg Caſius anzutreffen, hat eine weit geringere Polus-Höhe, und deswegen kan daſelbſt dergleichen nicht geſchehen.

Der Kirchen-Lehrer Clemens von Alexandrien berichtet (*) aus den Perſiſchen Geſchicht-Schreibern, daß in Perſien auf einer groſſen

(*) lib. 6. ſtromatum.

Ebne 3 Berge befindlich. So man an den erſten komme, höre man ein Geſchrey, als wenn etliche 1000 Menſchen miteinander eine Schlacht hielten, auf dem andern werde ſolches Geſchrey immer gröſſer, und auf dem dritten vernehme man ein Freuden-Geſchrey, dergleichen man nach erhaltenem Siege zu erheben pflegt. Die Urſach hievon ſucht Clemens in den Höhlen dieſer Berge, allwo die darin eindringende Luft ſolches Gethöne machen ſoll, wiewohl die gantze Sache mehr einer Fabel ähnlich iſt.

Einige vorwitzige Leute, die mehr wiſſen wollen, als uns GOtt in ſeinem Worte geoffenbaret hat, haben ſich unterſtanden den Ort der Höllen, oder des Aufenthalts der Teufel und der Verdam̃ten aufzuſuchen. Ein Engelländer Nahmens Schwind, gab vor etlichen Jahren einen Tractat in ſeiner Mutter-Sprache heraus, welcher auch ins Teutſche überſetzet worden, worin er die Natur und den Ort der Höllen unterſuchte. Er behauptete, die Hölle ſey in der Sonne, welche deswegen erſt nach dem Fall der Teufel erſchaffen worden, damit ſie darin könten geqvälet werden: Daher auch der Teufel die Heiden dahin gebracht, daß ſie der Sonne, als ſeiner Wohnung, göttliche Ehre erwieſen. In den vorigen Zeiten glaubte man, die Hölle ſey mitten in der Erde, und wolte ſolches aus den Feuer-ſpeyenden Bergen ſchlieſſen, welche man für die Pforten der Höllen hielt. (*) Hieraus

(*) S. Majoli Dies Canicul. Tom. I. Colloq. 22. p. 498.

aus entſtunden mancherley wunderliche Hiſtörgen, wie die Teufel die Verſtorbenen nach ſolchen Bergen hingeſchleppet, und ſie da hinein geſtürtzet. Hatto I. Ertzbiſchoff zu Mayntz, führte ſich nicht ſo auf, als es einem ſolchen vornehmen Geiſtlichen wohl angeſtanden hätte, und bekam deswegen den Zu-Namen Malus. Zuletzt holete ihn der Teufel, und ſtürtzte ſeinen Cörper in den Feuer-ſpeyenden Berg Ætna in Sicilien mit dieſen Worten:

Sic peccata lues, ſicque ruendo rues.

So fährt man in die Höllen-Gluth,
Allwo man ewig Buſſe thut. (*)

Um den Feuer-ſpeyenden Berg Hecla in Jßland ſollen ſich mancherley erſchreckliche Geſpenſter ſehen laſſen; Denn ſo an einem Ort eine Feld-Schlacht geſchicht, ſo wiſſen die Jßländer, ſonderlich die, welche auf dem Meer nahe bey dem Heckelberg ſchiffen und fiſchen, den Tag derſelbigen Schlacht, ob ihnen gleich nicht bekannt iſt, wo ſie geſchehen. Dann ſie ſehen, wie ſie ſagen, die böſen Geiſter herausfahren, und mit vielen Seelen wiederkommen, welche ſie aus der Schlacht, darin ſie geblieben, überbringen. Ein Fiſcher ſeegelte einsmahls neben dem Heckelberg vorbey, da ihm ein ander Schiff begegnete. Er fragte, wo es herkäme, und wer ſie wären? und bekam von dem andern Schiffer zur Antwort,

(*) S. Hübners Fragen aus der Politiſchen Hiſtoria. Tom. 7. pag. 34.

er hätte den Ertz-Biſchoff von Bremen auf, welchen er nach dem Heckelberg bringen wolte. Nachhero erfuhr man, wie der Ertz-Biſchoff an eben dieſem Tage mit Tode abgegangen. (*) Weil die Feuer-ſpeyende Berge natürliche Urſachen zum Grunde haben, ſo iſt es ungereimt, ſie für den Eingang zur Höllen zu halten. Das hölliſche Feuer kan auch kein natürliches Feuer ſeyn, indem es die Teufel und menſchliche Seelen qvälet, die als Geiſter von einem natürlichen Feuer, dergleichen ſich auch in der Sonnen finden muß, keine Empfindung haben können. Mit einem Wort zu ſagen, wir wiſſen den Ort der Höllen nicht, doch werden ihn die Gottloſen nach ihrem Tode zeitig gnug erfahren.

Weil die Höhlen und Klüffte der Erden was fürchterliches an ſich haben, ſo hat man daher Anlaß genommen.

4) Auch einige wunderbare Höhlen zu erdichten. Ælianus ſchreibt (**) von einer ſehr groſſen und weiten unterirrdiſchen Höhle in Indien, worin die Einwohner des Landes aus Aberglauben täglich viel Vieh hinein ſtürtzten, welches nimmermehr wieder heraus käme. Alſo hörte man darin ein beſtändiges Geſchrey von Ochſen, Schaafen, Ziegen und Pferden. Dieſer Autor muß geglaubt haben, daß das Vieh in dieſen

(*) S. Dietmari Blefkenii Beſchreibung von Jßland. cap. 8.

(**) In Hiſtor. Anim. lib. 16. cap. 16.

in dieſen Höhlen ſeine Weide finde, und daher beym Leben bleibe, welches aber eine leere Einbildung iſt.

Von der Sibyllen-Höhle in der Anconitaniſchen Marck fabulirt das gemeine Volck, ſie wäre der Eingang zu einem weitläufftigen unterirrdiſchen Reich, worin die Sibylle die Herrſchafft führete, und viele Völcker unter ſich hätte, die ihre Zeit in mancherley wollüſtigen Weſen zubrächten. (*)

Nahe bey Wiburg in Carelien iſt eine tiefe Höhle. Wann jemand ein wildes Thier hineinwirft, ſo entſtehet ein ſolcher Knall, daß die umſtehende nicht allein taub davon werden, ſondern auch alle Sinne verlieren: Und ob ſie gleich gantz ſinnloß worden, kan doch ihr Leib nirgends Ruhe haben, ſondern wird hin und her getrieben, alſo daß viele von ſolchem Knall des Todes ſind. Man hat erfahren, wie dieſer eintzige Knall oft mehr Menſchen getödtet, als eine abgeſchoſſene Stück-Kugel. (**)

Die Patricius-Höhle in Irrland iſt bey den Papiſten ſehr berühmt, weil daſelbſt der Eingang zum Fege-Feuer ſeyn ſoll. Die Erzehlung davon iſt folgende. Als der heil. Patricius in Irrland predigte, und die Leute weder durch ſeine Wun-

(*) S. Becmanni Hiſtor. Orb. Geograph. Cap. 7. §. 17.

(**) Olaus Magnus in Hiſtor. Septentrion. lib. 11. cap. 14.

ne Wunder, noch durch Ankündigung der göttlichen Strafen, auch nicht durch Verheiſſung der himmliſchen Freude bewegen konte, daß ſie ſich bekehret hätten, ſo ließ GOtt auf ſein Gebet eine tiefe und wunderbare Höhle entſtehen, wodurch man in das Fege-Feuer kommen konte, welche Höhle man hernach das Fege-Feuer des heil. Patricii genannt hat. Viele ſind in dieſe Höhle hinabgeſtiegen, und theils nicht wieder zurück gekommen, theils aber haben bey ihrer Zurückkunft vieles zu erzehlen gewuſt von der erſchrecklichen Marter, welche die im Fege-Feuer befindliche Seelen ausſtehen müſſen. (*) Da wir aber gnugſam überzeuget ſind, daß das Fege-Feuer nirgends anzutreffen iſt, ſo rechnen wir ſolche Höhle billig unter die papiſtiſche Legenden.

Die gröſſeſte Verwunderung verdienet wohl die Höhle, worin die Teufel ihre ordentliche Wohnung haben. Davon wollen wir den Gervaſium Tilberienſem (**) uns ein trauriges Exempel erzehlen laſſen. In Catalonien iſt ein Berg Namens Cavagum, auf deſſen Spitze ein unergründlicher See ſich findet, welcher ſchwartzes Waſſer führet. Hier ſollen die Teufel in einem ſchönen Pallaſt ihre Wohnung haben, deſſen Thüre aber verſchloſſen iſt, und von niemand kan gefunden werden. Ein Ackersmann, der nicht

(*) S. Majoli Dies Canicul. Tom. I. Colloq. 15. in fine.

(**) In Otiis Imperial. pag. 982.

nicht weit von dieſem Berge wohnete, fluchte einsmahls ſeiner kleinen Tochter, daß ſie der Teufel holen ſolte; alſobald war dieſer böſe Geiſt zur Hand, und die Tochter ward dem Vater durch einen Wind aus dem Geſichte entführet. Nach 7 Jahren ſahe jemand an dem Fuß dieſes Berges, einen Menſchen, der geſchwinde lief, und ſich mit kläglicher Stimme über die Laſt beſchwerte, die er zu tragen hätte. Auf Befragen, was die Urſach ſeiner Klagen ſey? antwortete er: Er habe nunmehro ſchon 6 Jahr auf dem Berg Cavagum in dem Dienſt der Teufel zugebracht, die ihn täglich an ſtatt eines Wagens gebrauchten: daneben erzehlte, wie die Tochter vorgemeldten Ackermanns auch bey den Teufeln in Dienſten wäre, ſie wären ihrer aber gantz überdrüßig, und würden ſie dem Vater gern wieder zuſtellen, wenn er ſie zurück forderte. Der Vater, dem es berichtet ward, ging auf den Berg, beſchwor die Teufel, ihm ſeine Tochter wieder zu geben, und alsbald kam ſie zum Vorſchein, da es ſchien, als hätte ſie ein Wind herbey gewehet. Sie ſah aber abſcheulich aus, verſtund keine menſchliche Sprache, und es war auch faſt nichts menſchliches mehr an ihr zu ſpüren. Der Biſchoff von Girona ſtellte ſolches Mädgen der verſammleten Gemeine vor, erzehlte den gantzen Handel, und vermahnte die Leute, daß ja niemand die Seinigen dem Teufel befehlen mögte. Nicht lange hernach kam auch vorgedachter Menſch, den die Teufel ſtatt eines Wagens gebraucht, wieder zum Vorſchein, nachdem

dem ihn ſein Vater auch von den Teufeln zurück gefordert, und erzehlte, daß der Pallaſt, worin die Teufel wohnten, in einer unterirrdiſchen Höhle ſey, allwo ſie ſich in Freuden verſammleten, nachdem ſie alle Theile der Welt durchgereiſet.

Mit dergleichen Weiber-Mährgen hielt man ehedem das einfältige Volck auf, und wolte dadurch dieſe und jene grobe Laſter und Gewohnheiten abſchaffen. Man hätte aber beſſer gethan, wann man ihnen die Abſcheulichkeit ſolcher Laſter aus GOttes Wort und der geſunden Vernunft vorgeſtellet, ſolches würde weit beſſern Nachdruck gehabt haben, als abgeſchmacktes Fabelwerck, welches nur zur Spötterey Gelegenheit gibt.

Schau-Platz
Vieler
Ungereimten Meynungen
und Erzehlungen:
Worauf die unter dem Titul
Der MAGIÆ
NATURALIS
So hoch geprieſene
Wiſſenſchafften und Künſte/
Von dem Geſtirn und deſſen Influentz,
Von den Geiſtern/ ihren Erſcheinungen
und Würckungen,
Von andern natürlichen Dingen/ ihren
geheimen Kräfften und Eigenſchafften:
Jngleichen
Die mancherley Arten der Wahrſagerey/
und viel andere fabelhaffte, abergläubiſche und
ungegründete Dinge mehr,
Vorgeſtellet, geprüfet und entdecket werden.
Zur Beförderung der Wahrheit,
Wie auch
zum Unterricht und Warnung
Sich für thörichten Einbildungen und Betrug zu hüten:
eröffnet Von
THARSANDERN.

XVIII. Stück.

Berlin und Leipzig,
Zu finden bey Ambroſius Haude, 1739.

Inhalt.

64.) Wunderbare Brunnen, Flüſſe und Seen.
65.) Wunderbare Schrifften.
66.) Wunderbare Spiegel.
67.) Creaturen, ſo im Feuer leben.
68.) Von Geſchlechts-Mählern.

64.

Wunderbare Brunnen, Flůſſe und Seen.

WIr machen den Anfang von den Brunnen, und treffen zuerſt ſolche an, welche nicht beſtändig flieſſen, ſondern nur zu gewiſſen Zeiten, auch wohl in einem Tage, ſich bald verlieren, bald aber wiederum mit gantzen Ströhmen ausbrechen.

So gibt es Brunnen, die nur 3 Monath lang flieſſen, als etwa von Marien bis Johannis, und die gantze übrige Zeit im Jahr kein Waſſer geben. An den Grentzen des Land-Gerichts Sultzbach zwiſchen Lauterhofen und Brun, unweit des Fluſſes Lauter, findet ſich eine ſehr Waſſer-reiche Qvelle, alſo, daß wann ſie flieſſet, ſie ſo gleich im Ausqvellen eine Mühle von 2 Gängen treiben könte. Sie flieſſet aber im Jahr nur 3 Monath, nemlich von Mitfaſten ohngefehr bis Johannis, die gantze übrige Zeit des Jahrs bleibt ſie trocken. (*)

(*) S. Happel. Relat. Curioſ. Tom. 3. pag. 378.

Die Schweitz iſt gleichſam das gröſſeſte Waſſer-Behältniß von Europa, woraus viele und groſſe Flüſſe entſpringen, die ſich in die benachbarte Länder ergieſſen. Darin hat es viele dergleichen Brunnen, welche nicht allezeit flieſſen, ſondern nur zur gewiſſen Zeit, als das berühmte Pfeffers-Bad, der Siedmanns-Bach in der freyen Herrſchafft Spietz, unſer Frauen Brunn in dem Lencker-Bad in Wallis, welche alle im Majo anfangen zu flieſſen, und im September gegen den Herbſt ſich wiederum verlieren. (*) Von ſolchen Brunnen nun läßt ſich die Urſach leicht entdecken. Sie haben keine beſtändige Qvelle, ſondern entſtehen von dem geſchmoltzenen Schnee der Berge, welcher gegen die Sommer-Zeit zu ſchmeltzen beginnet, und den Brunnen gnugſam Waſſer verſchaffet. Sie müſſen aber aufhören zu flieſſen, wann aller Schnee geſchmoltzen, weil es ihnen ſodann an Zufluß fehlet.

Die Brunnen, welche an einem Tage flieſſen, und ſich auch wieder verlieren, haben bey vielen groſſe Verwunderung erwecket, doch gehet es mit denſelben gantz natürlich zu. Der jüngere Plinius gedencket (**) ſchon eines Brunnens in Italien, der in den Comer-See flieſſet, und in einem Tage bald gantz vertrocknet, bald aufs neue

(*) S. Johann Jacob Scheuchzers Physic. Part. 2. cap. 23 §. 30.

(**) In ſeinen Briefen, Lib. 4. Epiſtol. ad Surram. Man kan auch conferiren den ältern Plinium in Hiſtor. Natur. Lib. 2. cap. 103.

neue zu flieſſen anfängt, weiß ſich aber nicht darin zu finden, wann er die Urſach davon erforſchen will.

Es gibt noch hin und wieder dergleichen Brunnen, die ich aber wegen beliebter Kürtze nicht anführen kan. Einen eintzigen will noch berühren. Auf dem Berge Engſtlen im Haßlithal, Berner Gebiets, iſt ein ſeltſamer Brunn, der nur von Mitte des May, bis in Mitten Augusti, in dieſer Zeit aber nicht immerfort, ſondern nur Morgens um 8. und Abends um 4 Uhr, da dann das Cryſtall-lautere Waſſer aus denen Gruben, welche in der Ebene ſeyn, ſo ſtarck hervor qvillet, daß es faſt eine Mühle treiben könte. Das Vieh trincket davon mit groſſer Begierde. Daraus haben einige ein groſſes Wunder gemacht, welche ſchreiben, der Brunn fange Morgens und Abends an zu flieſſen, ſo bald man das Vieh dahin zur Träncke treibt. Wie wunderbar dieſe Sache auch ſcheinet, ſo läſſet ſie ſich doch gantz deutlich und begreifflich erklären. Man ſetzet, daß in dem Berge, woraus dieſer Brunn entſpringet, ein gewiſſes Waſſer-Behältniß iſt, darin der geſchmoltzene Schnee zuſammen läuft, und aus welchem hernach der Brunn ſeinen Urſprung nimmt. Der Ausfluß dieſes Waſſer-Behälters iſt eine Röhre oder Hölung in der Form eines Hebers, und geht vom Grunde des Waſſer-Behältniß es bis beynahe an die Höhe deſſelben, von wannen die Röhre ſich wieder niederwerts krümmet. Das Waſſer kan durch dieſen Heber oder Röhre nicht eher zu flieſſen an-

fangen, bis das Behältniß gantz voll iſt, und das Waſſer darin höher ſtehet, als die vom Grunde in die Höhe gehende Hölung, wodurch es ſeinen Ausgang nimmt. Nachdem aber das Behältniß durch den Zufluß des geſchmoltzenen Schnees bis oben angefüllet iſt, ſo muß nach den Geſetzen der Hydraulic das Waſſer durch den Heber zu flieſſen anfangen, und nicht eher aufhören, bis der Behälter faſt gantz ausgeleeret iſt: Eben wie wenn man einen Heber in ein Faß ſteckt, und macht, daß das Bier dadurch erſt heraus zu flieſſen anfängt, es zu flieſſen nicht eher aufhöret, bis das Faß ſo weit ledig iſt, als das eine Ende des Hebers hinein reichet. Nachdem nun das Waſſer-Behältniß einmahl ausgeleeret iſt, ſo höret der Brunn auf zu flieſſen, und fängt nicht eher wieder an, als bis es durch den ordentlichen Zufluß aufs neue wieder gefüllet worden. Hieraus iſt zur Gnüge abzunehmen, wie in ſolchem Brunnen das Waſſer an einem Tage flieſſen, und auch wieder aufhören kan. Man hat daneben noch wahrgenommen, daß wenn viel Regen fällt, oder der Schnee häufig geſchmoltzen wird, daß der Brunn auch vor der gewöhnlichen Zeit zu flieſſen anfängt, und mannigmahl die gantze Nacht über beſtändig fortflieſſet; (*) wodurch denn obige Erklärung zum Theil beſtättiget wird.

Hierauf folgen andere Brunnen von recht ſonderlicher Eigenſchafft, die man aber nicht ſo gleich für bekannt annehmen muß.

In

(*) S. Scheuchzer loc. cit. §. 31.

In der Gegend um Phaliſcum in Campanien iſt ein See, in welchem ein Brunn entſpringet, darin ſcheinen Gebeine von Ottern, Eydexen und andern Schlangen zu liegen: Wann man ſie aber heraus nehmen will, findet man nichts. (*) Dis muß ſchlechterdings ein Gedichte, oder etwa ein optiſcher Betrug ſeyn. Dann wann man ſolche Dinge würcklich darin liegen ſiehet, ſo müſſen ſie auch, oder etwas dergleichen vorhanden ſeyn; Oder es ſind lebendige Schlangen und andere im Waſſer lebende Creaturen, welche, wenn man darnach greiffen will, etwa in gewiſſe Löcher ſchlupffen, und ſich alſo aus dem Geſichte verlieren.

Man ſchreibt von Brunnen, die die Kraft haben ſollen, die Menſchen gleich dem Wein truncken zu machen, (**) welches endlich nichts unmögliches iſt. Giebt es doch andere, wodurch die ſo daraus trincken wahnſinnig werden. (***) Daraus lieſſe ſich auch erklären, wie es möglich ſey, daß gewiſſe Waſſer einem das Gedächtniß benehmen können, nemlich nur auf eine kurtze Zeit, ſintemahl ein Trunckener oder Wahnſinniger ſeines Gedächtniſſes nicht recht mächtig iſt. Nach einer Fabel aber ſchmecket es, wann Plinius berichtet, (****) es wären in Bäotien 2

(*) S. Joh. Bapt. Portæ Mag. Natur. Lib. 1. cap. 17. §. 16.

(**) Plinius Hiſtor. Natur. Lib. 2. cap. 103.

(***) Porta loc. cit. §. 19.

(****) Lib. 31. cap. 2.

Brunnen, deren einer das Gedächtniß ſchwächet, der andere daſſelbige ſtärcket. Diß hat man einfältigen Leuten leicht weiß machen können, die wann ſie hernach aus ſolchen Brunnen getruncken, ſich eingebildet, als wäre ihr Gedächtniß davon würcklich entweder geſchwächet oder geſtärcket worden.

Unter die fabelhafte Brunnen zehle ich auch diejenigen, von welchen die Schaafe, ſo daraus trincken, ihre Wolle verändern ſollen. Plinius redet (*) von 2 Brunnen, deren einer den Schaafen eine ſchwartze der andere aber eine weiſſe Farbe zuwege bringt, trincken ſie aus beyden, ſo werden ſie buntſprenglicht. Das letztere kan den gantzen Kram verdächtig machen.

Eben derſelbe (**) gedencket 2 andern Brunnen in Phrygien, Nahmens Clæon und Gelon, das iſt, der Weinende und Lachende. Der erſte macht, daß die, ſo davon trincken, in Betrübniß gerathen und zu weinen anheben; der andere hingegen macht die Menſchen frölich und lachend. Hiebey kömmt es nur darauf an, daß jemand eine gute Einbildung und ſtarcken Glauben hat, ſo werden ſich die gedachte Würckungen an ihnen ſchon äuſſern, obgleich das getrunckene Waſſer nichts dazu beygetragen.

Eine recht heilſame Qvelle findet ſich in Theſſalien, Scotusſis genannt. Sie heilet augenblicklich alle Geſchwüre und geqvetſchte Glieder

(*) Ibidem.

(**) Ibidem.

der der Menſchen und Thiere; ja wenn man geſpaltenes, doch nicht gantz von einander getrennetes Holtz hinein wirſt, heilet es alſofort wieder zuſammen. (*) Die Sache iſt eben ſo glaublich, als daß, wie einige vorgeben, die Schwartz-Wurtz oder Beinwell (Conſolida) wann man ſie in den Topf zu einem zerſchnittenen Stück Fleiſch thut, ſie ſelbiges wieder zuſammen heilet.

Weil die Brunnen flieſſen, und alſo eine Bewegung haben, ſo iſt ihnen auch eine Art von Empfindung angedichtet worden. Solinus (**) meldet von einem Brunnen in der Landſchafft Haleſina, wie derſelbige ſtill und ruhig ſey, ſo lange man dabey auch ſtill iſt: So bald man aber auf der Flöte bläſet, fange er vor Freuden an zu tantzen, und ſchwelle dergeſtalt auf, daß er überläuft. Gleiches berichten die Reiſe-Beſchreiber von einem Brunnen in dem Königreich China, der bey Spielung eines Inſtruments zu brodeln und zu ſieden beginnet. (***) Vielleicht iſt es einmahl geſchehen, daß da man bey dieſem Brunnen eine Muſic gemacht, ſelbiger eben dazumahl zufälliger Weiſe zu brodeln und überzulauffen angefangen; Daraus hat man geſchloſſen, es rühre ſolches von der Muſic her, da doch andere natürliche Urſachen daran ſchuld geweſen. Die

 durch

(*) Simon Majolus Dier. Canicul. Tom. I. Colloq. 13. pag. 323.

(**) In Polyhiſt. cap. 10.

(***) S. Happelii Relat. Curioſ. Tom. 2. pag. 659.

durch ein muſicaliſches Inſtrument, in eine kleine Bewegung geſetzte Luft, kan ſolches aufſchwellen und aufſieden unmöglich verurſachen, ſonſt hätte man ſich billig zu verwundern, warum nicht eine weit ſtärckere Bewegung der Luft, z. E. wann der Wind wehet, oder ſich ein Donner hören läßt, eben dergleichen Würckung thun ſolte. Hieraus iſt auch abzunehmen, was von des M. Varro Bericht zu halten, der ſelbſt will geſehen haben, wie auf einer See in Lydien einige ſchwimmende Inſuln, nach dem Schall einer Flöte, einen ordentlichen Tantz gehalten, indem ſie ſich von dem Ufer nach der Mitten zu in einem Creys bewegt, und hernach in ſolcher Ordnung wiederum nach dem Ufer zurück gekehret. (*)

Noch gibt es andere Brunnen, die nicht leiden können, daß man dabey redet, ſondern deswegen gleichſam für Zorn und Eyfer zu toben anfangen. In der Neapolitaniſchen Landſchaft Baſilicata iſt ein Brunn, welcher Saltz-Waſſer führet. Nahet man ſich ſtillſchweigend zu demſelben, und kehret ſich nicht um, ſo findet man darin hell und klares Waſſer. Fängt man aber an zu reden, oder gehet nicht gerade vor ſich, und kehret ihm den Rücken zu, ſo wird er gleich trübe. (**) Bey der Peruaniſchen Stadt Quito iſt ein Brunn, der ſo lange ſtille ſtehet bis ein Menſch nahe

(*) Cornel. Agrippa in Philoſoph. Occult. Lib. 2. cap. 24.

(**) Simon Majolus Tom. I. Dier. Canicul. Colloq. 13. pag. 329.

nahe bey ihm anfängt zu reden, alsdann beginnet er zu ſieden, und ſolches ſo viel mehr, nachdem ein Menſch ſtärcker rufet. Redet man gar leiſe, ſo wird ſich das Waſſer auch nur ein wenig rühren, ſchweigt man aber gantz ſtille, ſo bleibt es unbeweglich ſtehen. (*) Ich kan hievon nicht anders urtheilen, als daß die geringe Bewegung der Luft, ſo durch das Reden entſtehet, ſolche Würckung zu thun nicht vermögend, folglich dieſe Eigenſchaft der Brunnen nur erdichtet ſey.

Zacharias Theobaldus ſchreibt, (**) im Schloſſe Rieſenberg in Böhmen, welches auf einem hohen Berge liegt, ſey ein Brunn, der die Natur an ſich hat, daß, wenn ein Weib, die ihre monathliche Zeit hat, zu dieſem Brunnen gehet, und Waſſer daraus ſchöpffet, er verſeiche, und etliche Jahr auſſenbleibe. Darum er insgemein einem alten Mann vertrauet werde, um zu verhüten, daß kein Weibsbild dazu komme. Dis iſt gewiß ein Mährlein. Denn wie ſolte ein Brunnen, der einen ſo ſtarcken Zufluß hat, daß er beſtändig Waſſer gibt, durch eine ſo geringe Urſach vertrocknen können: Es müſten ſodann ſeine Qvellen anders wohin geleitet werden. Wie es aber damit zugehen ſolte, fället mir und vielleicht jedermann unbegreifflich. Der Hüter dieſes Brunnens mag wohl in gantz anderer Abſicht beſtellet ſeyn, und ſolches zu dem gantzen

Gedichte

(*) Oliver. Dapper in der Beſchreibung von America. Lib. 3. cap. 3.

(**) In der Hiſtorie von dem Hußiten-Krieg. cap. 76.

Gedichte Gelegenheit gegeben haben, indem ſich der gemeine Mann eingebildet, oder von andern ihm weiß gemacht worden, daß derſelbe die Weibs-Perſonen vom Brunnen zurück halten müſte.

Bey dem Dorfe Delitſch anderthalb Meilen von Schlau in Böhmen iſt ein Brunn, der verlieret eine Zeitlang ſein Waſſer, wann ein unreiner, als Auſſätziger, mit dem Frantzoſen behafteter &c. daraus trincket, oder ſich daraus wäſcht. (*) Auch dieſe Dinge ſind nicht vermögend, die Qvellen des Brunnens zu verſtopffen; Sondern weil es eine eckle Sache iſt, ſich des Waſſers zu bedienen, woraus ein ſolcher unreiner Menſch getruncken, oder ſich gewaſchen, ſo hat man dieſen Fund erdacht, um dergleichen Leute davon zurück zu halten.

In der Grafſchaft Hohenems in Schwaben iſt ein Brunn, der auch in der dürreſten Zeit Waſſer gibt, welches ſehr klar und geſund zu trincken; So bald es aber zum waſchen oder einiger Sudel-Arbeit gebraucht wird, verlieret ſich die Qvelle, und kommt in 14 Tagen nicht wieder, welches doch ſonſt, wie trocken und dürre die Jahrs-Zeiten immer ſeyn mögen, niemahls geſchicht. (**) Der Brunn iſt vielleicht einmahl vertrocknet, da man ſein Waſſer zur Sudel-Arbeit gebraucht, aber nicht deswegen, ſondern aus

(*) S. Paullini Bauren-Physic. 1. Abtheilung cap. 5.

(**) Berkenmeyers curieuſ. Antiquar. Tom. I. pag. 570.

aus andern natürlichen Urſachen, daran hat dann ſolcher Gebrauch ſchuld ſeyn müſſen. Oder man hat dis Vorgeben zu dem Ende auf die Bahn gebracht, weil der Brunn nicht gar zu häufig Waſſer gibt, und doch zum trincken ſehr geſund iſt, damit er mögte verſchonet, und nicht zu andern Dingen gebraucht werden.

Die weiſſagende Brunnen würden das gröſſeſte Wunder der Natur ſeyn, wenn es damit ſeine Richtigkeit hätte. Es gibt Brunnen, welche, wann ſie häufig flieſſen, theure Zeit verkündigen. Wie es damit natürlich zugehe, habe ich ſchon anderswo (*) angeführet, die Alten ſchreiben von gewiſſen Brunnen, die den Meyn-Eyd entdecket haben. So war einer in Sicilien, zu welchem ſich die einen Eyd geſchworen hatten nahen, und dasjenige, was ſie damit bekräftiget, auf eine Tafel ſchreiben, und ſolche in den Brunnen werfen muſten. Hatten ſie recht geſchworen, ſo ſchwamm die Tafel oben, wo nicht, ſo ging ſie zu Grunde, und alsbald kam Feuer hervor, welches den Meyneydigen zu Pulver und Aſche verbrannte. (**) Nach Solini Bericht waren in Sardinien gewiſſe Brunnen, welche zu mancherley Gebrechen der Augen dieneten. Wann jemand einen Eyd abgeleget hatte, daß er dis oder jenes nicht geſtohlen, ſo muſte er mit dem Waſſer ſolcher Brunnen ſeine Augen waſchen. War er unſchuldig, ſo wurden ſeine Augen

heller

(*) In dem 1. Theil dieſes Schau-Platzes. pag. 222.
(**) S. Agripp. Philoſoph. Occult. Lib. 3. cap. 48.

heller darnach; hatte er aber falſch geſchworen, ſo ward er blind davon. (*) Ein Fluß in Bithynien, Nahmens Olachus hat die Eigenſchaft, daß die Meyneydigen in deſſen Wirbel eine brennende Flamme empfinden. (**) Hier braucht es nicht viel Kopfbrechens, was es mit dieſen und dergleichen Brunnen für eine Bewandniß gehabt. Man bildete den einfältigen Leuten davon ſolche Dinge fälſchlich ein, um ſie deſto eher zur Bekenntnis der Wahrheit zu bringen, und den Meyneyd zu verhüten. Dann welche geglaubt, daß gedachte Brunnen ſolche Eigenſchafft hätten, werden lieber die Wahrheit bekannt haben, als es auf die Probe ankommen laſſen. Es war ein liſtiges Stückgen der heidniſchen Prieſter, welche, um dieſe Brunnen den Leuten fürchterlich zu machen, dabey zuweilen heimlich eine Betriegerey werden angebracht haben.

Die Brunnen, welche den Menſchen ihren Tod verkündigen, müſſen auch nicht vergeſſen werden. Unweit Franckfurth am Mayn iſt ein Brunn, der faule Brunn genannt, weil ſein Waſſer wie faule Eyer ſtinckt. Kommt jemand zu dieſen Brunnen, der daſſelbige Jahr ſterben ſoll, ſo wird die Qvelle von Stund an trübe. (***) Bey dem Dorfe Milawetz, unweit Tauß in Böhmen

(*) Solinus in Polyhiſtor. cap. 9.

(**) Plinius Hiſtor. Natur. Lib. 31. cap. 2.

(***) S. Berkenmeyers curieuſ. Antiquar. Tom. I. pag. 547.

Böhmen, hat ein Brunn Woytieska genannt, die Art an ſich, ſo ein Krancker mit dem Gefäß, daraus er getruncken, läßt Waſſer ſchöpffen, und der Brunn trübe wird, ſo ſtirbt er, bleibt er hell, ſo kommt er wieder auf. (*) Ich weiß nicht, was man hievon für natürliche Urſachen angeben will. Sollen etwa gewiſſe verdorbene Ausdünſtungen aus des Menſchen Cörper gehen, der den Tod ſchon nahe iſt, und das Waſſer trübe machen, ſo wundert mich, warum nur dieſe, und nicht auch andere Brunnen davon trübe werden. Alsdann müſte ſolches auch nur von Menſchen, die eines natürlichen Todes ſterben, verſtanden werden: Von denen, die gewaltſamer Weiſe ihr Leben verlieren, können dergleichen Ausdünſtungen nicht ausgehen, die das Waſſer trübe machen, ſo wenig als von andern Menſchen, die noch lange zu leben haben. Was ſind es aber für Ausdünſtungen, und wie kommen ſie in das Waſſer, wann ſich jemand nur zu dem Brunnen nahet? Sie müſſen ſehr häufig von den krancken Menſchen ausgehen, wann ſie ſolten einen gantzen Brunnen trübe machen. Das ſind lauter Dinge, welche nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit haben.

Ein Brunnen in Francken qvillet an einem Berge, wobey ein fürnehmes adliches Geſchlecht ſein Stamm-Haus hat. Das gantze Jahr über hat er ſchönes, lauteres und überflüßiges Waſſer, das zu flieſſen nicht eher aufhöret, als wenn jemand

(*) S. das Amphith. Mag. Univerſ. Lib. 19. pag. 918.

jemand aus demſelbigen Geſchlecht ſterben ſoll. Alsdenn vertrocknet er, ſo gar, daß man auch faſt kein Zeichen oder Spur mehr findet, daß jemahls daſelbſt ein Brunn geweſen. (*) Hier müſte GOtt Wunder thun, weil ein Brunn natürlicher weiſe den Tod ſeiner Herrſchafft weder mercken noch verkündigen kan. Ob aber GOtt ſolche Wunder thun, und den Menſchen ihren bevorſtehenden Tod verkündigen wolle, mag man aus dem 12 Abſchnitt dieſes Schau-Platzes beurtheilen.

Unter die päbſtliche Legenden gehört der Brunn, welcher die wahre Oſter-Zeit ſoll entdecket haben. Auf einem hohen und mit vielen Bäumen bewachſenen Berge iſt ein kleines und geringes Kirchlein, darin ein Tauf-Stein, welcher in der Oſter-Nacht, um die Stunde, da man zu taufen pflegt, von ſelbſt mit Waſſer angefüllet wird, ob gleich kein Canal verhanden, auch kein Brunn in der Nähe angetroffen wird, und nachdem man wenige getauft, ſo verliehret ſich das Waſſer von ſelbſt wieder. Als nun in der Abendländiſchen Kirche, zur Zeit der Tauffe des Pabſts Zozimi, wegen der Oſter-Feyer ein Irrthum entſtanden war, und der Prieſter die gewöhnliche Taufe verrichten wolte, wartete er bis an den hellen Morgen, daß das Waſſer, wie ſonſt geſchehen war, in den Tauf-Stein kommen ſolte, aber vergebens, und die Täuflinge muſten wieder nach Hauſe gebracht werden. Er hatte aber

(*) Happelii Relat. Curioſ. Tom. 4. pag. 43.

aber einen unrechten Tag zur Oſter-Feyer erwehlet, nemlich den 25ten Martii. Aber in der Nacht vor den 22ten April, welches der rechte Oſter-Tag war, ward der Tauf-Stein gewöhnlicher maſſen mit Waſſer angefüllet. (*) Wir wiſſen die Gewohnheit des Pabſtthums wohl, daß wo man mit tüchtigen Beweiß-Gründen nicht fortkommen konte, man zu erlogenen Wundern ſeine Zuflucht nahm, wie auch hier geſchehen iſt.

Nun kommen wir zu den Flüſſen, von welchen nicht weniger wunderbare und unglaubliche Dinge erzehlet werden. Von dem groſſen Fluß Nilus in Africa glaubt Simon Majolus, daß er in ſeinem Lauf nicht wie andere Flüſſe abwerts rinne, ſondern vielmehr immer in die Höhe ſteige. Weil dieſer Fluß, ſchreibt er, (**) bey dem Vorgebürge der guten Hoffnung ſeinen Urſprung nimmt, allwo unſere *Antipodes* oder Gegenfüßler wohnen, ſo iſt zu verwundern, daß er ſich in das Mittländiſche Meer ergieſſet, und alſo von unten auf immer in die Höhe ſteigt. Auf dieſe Gedancken hat ihn der alte Erdbeſchreiber Pomponius Mela gebracht, welcher vorgibt, wann auf dem Erdboden Leute gefunden werden, die ihre Füſſe gegen die unſrige kehren, ſo ſey es auch nicht gar zu weit von der Wahrheit entfernet, daß der Nil-Fluß bey ihnen entſpringe, und durch

(*) Sim. Majolus Dier. Canicul. Tom. I. Colloq. 13. pag. 318.

(**) Dier. Canicul. Tom. I. Colloq. 11. pag. 281.

verborgene Gänge unter dem Meer zu uns herauf komme, auch deswegen um die Sonnen-Wende (Solſtitium) wachſe, weil alsdann des Orts, wo er ſeinen Urſprung hat, Winter iſt. Allein es findet eines ſo wenig ſtatt, als das andere. Daß es Antipodes gebe, daran zweifelt heutigs Tages niemand mehr: Aber daraus folgt vors erſte nicht, daß die Antipodes von Europa, oder Aegypten, woſelbſt der Nil-Fluß ins Meer fällt, um die Gegend ſeines Urſprungs anzutreffen ſind; Sondern man hat unſere eigentliche Gegenfüßler eine gantze Strecke über das Vorgebürge der guten Hoffnung hinaus zu ſuchen. So hat auch Majolus den Urſprung des Nil-Fluſſes gantz unrecht angegeben, ſintemahl er von mehr gedachtem Vorgebürge noch wohl 300 teutſche Meilen entfernet iſt. Wenn endlich auch dieſer Fluß bey dem Vorgebürge der guten Hoffnung entſpringe, ſo würde er doch von dort, wider die Natur der Flüſſe, nicht aufwerts flieſſen. Denn weil die Erde rund iſt, wie eine Kugel, ſo kan man nicht ſagen, daß ein Land oben oder unten liege, ſondern alle Einwohner derſelben bilden ſich ein, daß ſie oben, und ihre Gegenfüßler unten wohnen. Bey ſolcher, wiewohl falſchen Einbildung, iſt auch Majolus ſtehen blieben, und hat daraus den Schluß gemacht, der Nilus flieſſe von unten auf in die Höhe, da er doch gleich allen andern Flüſſen abwerts rinnet, ſonſt wäre es unmöglich, daß er ſeinen Lauf fortſetzen könte. Wann ſein Schluß richtig wäre, ſo könte man mit gleichem Recht in Holland behaupten, der

Rhein

Rhein kâme zu ihnen aus der Schweitz aufwerts gefloſſen, welches aber ungereimt iſt. Was Pomponius Mela dichtet, daß der Nil-Fluß durch verborgene Gänge unter dem Meer, von den Gegenfüßlern herauf komme, braucht keiner Widerlegung, da wir es heutigs Tages weit beſſer wiſſen.

Eine alte Fabel iſt es, daß der Fluß Alpheus in Arcadien durch verborgene Gänge unter dem Meer flieſſe, und in dem Brunnen Arethuſa in Sicilien wieder hervor komme. Dis will man daraus geſchloſſen haben, weil, wann etwas in den Alpheus geworffen wird, ſolches in dem Brunnen Arethuſa wieder zum Vorſchein kömmt. (*) Seneca ſchreibt, (**) wann zur Zeit der Olympiſchen Spiele der Miſt von den Opffer-Thieren in den Alpheus geworffen würde, ſo kâme ſolcher in mehr gedachtem Brunnen wieder hervor. Wiewohl Plinius nur ſagt, der Brunn hätte zu ſolcher Zeit einen Miſt-Geruch. (***) Jedoch die Sache widerlegt ſich durch den Augenſchein, indem der Alpheus-Fluß ſich in das Meer ergießt, und nicht durch unterirrdiſche Gänge nach Sicilien ſpatziret.

Wenn man von Flüſſen ſchreibet, in welchen alle Jahr nothwendig ein Menſch ertrincken muß, ſo iſt es ein Weiber-Mährgen, welches daher rühret, weil nicht leicht ein Jahr fürüber

(*) Plinius Hiſt. Natur. lib. 2. cap. 103.

(**) Natural. Quæſt. lib. 3. cap. 26.

(***) Hiſtor. Natur. lib. 31. cap. 5.

gehet, daß darin nicht ein oder der andere Menſch erſauffen ſolte. Solches aber geſchicht zufälliger Weiſe, und daraus muß man keine Nothwendigkeit machen. Der Inn-Fluß, ſo durch Stargard in Pommern fleſſet, hat die fatilität an ſich, daß allemahl auf Johannis-Tag, wenn ſie den Jahrmarckt haben, jemand in demſelbigen ertrincket, daher auch die Leute ſollen von der Cantzel gewarnet werden, ſich davor zu hüten. (*) Es iſt kein Wunder, wenn an den Marckt-Tägen, da ſich das gemeine Volck voll zu ſauffen pflegt, jemand aus Unvorſichtigkeit im Waſſer ertrincket. Dis kan in Stargard einige mahl hinter einander geſchehen ſeyn, daraus aber folgt nicht, daß es alle Jahr geſchehen müſſe.

Von dem Fluß Sabbatius in Syrien berichtet Joſephus, (**) wie derſelbige 6 Tage lang beſtändig flieſſe, am ſiebenden aber, nemlich an dem jüdiſchen Sabbath, von welchem der Fluß den Nahmen führet, vertrockne, und gleichſam ruhe. Wiewohl nun Plinius eben dieſes bekräfftiget, (***) ſo weiß man doch, daß es ein jüdiſches Gedicht iſt, womit ſie die Heiligkeit ihres Sabbaths beſtättigen wollen, gleich als ſchaffte GOtt durch ein Wunder, daß ſolcher Fluß am Sabbath auch ruhen müſte, um die Menſchen zu erinnern, an ſolchem Tage dergleichen zu thun.

Unter

(*) Berkenmeyers Curieuſ. Antiquar. Tom. I. pag. 693.

(**) De Bell. Judaic. lib. 7. cap. 24.

(***) lib. 31. cap. 2.

Unter den Seen iſt derjenige wohl der wunderbarſte, der in Italien bey Pozzuolo anzutreffen. Er heißt Laco Lucrino, der Wucher-oder Zins-See, weil er niemahls alles wiedergibt, was man hinein tauchet. Hängt man 3 Eyer in einem Körblein hinein, ſo ziehet man nicht mehr als 2 wieder heraus, das dritte behält er als einen Tribut bey ſich. Setzet man Speiſe hinein, um ſie zu kochen, ſo bekömmt man nur die Helfte davon wieder. Gleiches Schlages iſt ein gewiſſer Abgrund, oder Würbel bey Schottland, der das gröſſte Schiff oder Barque unfehlbar verſchlinget, wann nicht die Schiffleute eine Kiſte, Ballen oder ſonſt etwas als einen Tribut hinein werffen; wann ſie aber dieſes thun, ſo hat es keine Gefahr, ſondern ſie kommen glücklich hinüber. (*) Dieſer See und Meer-Strudel müſſen mit beſonderm Verſtand begabt ſeyn, weil der erſte nicht alles zurück gibt, was man hinein ſenckt, ſondern ſein Theil davon nimmt; der andere aber ſeinen ordentlichen Tribut fordert, und wann er den bekommen, die Schiffe frey paſſiren läßt. Dis muß man nur einfältigen Leuten weiß machen.

Wer wiſſen will, wo die Pforten der Höllen ſind, dem wird ſie Gervaſius Tilberienſis zeigen. Bey Pozzuolo, ſchreibt er, (**) iſt ein See, den man den Johannis-See nennet; ſein

(*) Berkenmeyers Antiquar. Tom. I. pag. 444. und 220.

(**) In Otiis Imperial. pag. 966.

Waſſer iſt ſchwartz, wird aber gantz hell und lauter, ſo man Oel darauf gieſſet. Zu ſolchem See kam einmahl der Biſchoff Johannes, und wolte erforſchen, was doch in oder unter dem Waſſer ſeyn müſte, weil er daſelbſt ein abſcheuliches Geheul hörete. Eines Tages goß er eine ziemliche Quantität Oel auf dieſen See, alſobald ward das Waſſer helle, daß er, gleichſam wie bey einem angezündeten Lichte, unter dem Waſſer groſſe eherne Pforten und eiſerne Riegel ſahe, welche übern Hauffen geworffen waren. Da fiel dieſem heilgen Mann ein, es müſten die Pforten der Höllen ſeyn, welche unſer Heiland JEſus Chriſtus zerſtöret, als er die Hölle beraubet. Solte man nicht billig über ſolche Einfalt lachen?

In der Provintz Georgien findet ſich ein See, Geluchalat mit Nahmen, und dabey das Cloſter des heil. Leonardi. Das gantze Jahr über wird man in dem See keinen eintzigen Fiſch gewahr, auſſer in der Faſten-Zeit, da von Aſcher-Mittwoch an bis Oſtern derſelbe mit vielen Fiſchen angefüllet iſt, welche, ſo bald der Oſter-Tag kömmt, wieder davon wandern. (*) Die Fiſche leichen zu gewiſſen Zeiten, und dann laſſen ſie ſich am häufigſten fangen. Nun kan es ſeyn, daß gewiſſe Fiſche etwa um die Faſten-Zeit zu leichen beginnen, und alsdann in ſolchem See gefangen werden, nachher aber ſich nicht leicht fangen

(*) Majolus Dier. Canicul. Tom. I. Colloq. 12. pag. 305.

fangen laſſen, oder gar anderswohin begeben. Daraus hat man ein groſſes Wunder gemacht, als ob GOtt dafür ſorgte, daß die Mönche des Cloſters währender Faſten-Zeit, da ihnen verboten iſt, Fleiſch zu eſſen, dennoch einen Uberfluß an Fiſchen hätten; Wo es nur nicht gar eine päbſtliche Legende iſt.

In Engelland ſoll ein See ſeyn, Gufer genannt, der gibt überflüßige Fiſche, wann jedermann darin zu fiſchen frey ſtehet: So bald aber die Fiſcherey verboten wird, laſſen ſich keine, oder ſehr wenige Fiſche darin fangen. (*) Ich habe von erfahrnen Fiſchern gehöret, daß wenn in einem Waſſer wenig oder gar nicht gefiſchet wird, ſich die Fiſche darin gar zu häufig vermehren, und nicht alle Nahrung haben können, ſondern ſich anderswohin begeben müſſen. Alſo kan es ſeyn, daß wenn im gemeldten See in geraumer Zeit, wegen eines ergangenen Verbots wenig gefiſchet worden, man ſich eingebildet, es müſten darin Fiſche in groſſer Menge zu finden ſeyn: Nachdem aber ſolches aus beygebrachten Urſachen fehl geſchlagen, hat man die Schuld auf das geſchehene Verbot geſchoben. Die Obrigkeit maſſet ſich mehrentheils die Fiſchereyen an, und erlaubet nicht einem jeden zu fiſchen, wann und wo er will, weil ſonſt das Waſſer von Fiſchen gar zu ſehr dürfte erſchöpffet werden. Dis hat Gelegenheit zu dem Gedichte gegeben, als vermehrten ſich die Fiſche, wann einem jeden zu fiſchen er-

(*) Majolus loc. cit. pag. 313.

laubt wäre. Und damit gedachte das gemeine Volck auch Theil an der Fiſcherey zu erlangen.

Auf der Inſul Rügen, nahe beym Vorgebürge Stuben-Kammer iſt ein See anzutreffen, der weder Kahn noch Netze zum fiſchen leidet, ob er gleich voller Fiſche iſt. Als einsmahls einige verwegene Fiſcher einen Kahn darauf brachten, und des andern Morgens um zu fiſchen wieder kamen, konten ſie keinen Kahn gewahr werden. Einer von ihnen aber erblickte endlich denſelben auf einer hohen Büche, und ſchrie voller Verwunderung aus: Da haben alle Teufel den Kahn auf den Baum gebracht. Darauf ſprach eine Stimme, ob ſie gleich niemanden ſahen: Das haben nicht alle Teufel gethan, ſondern nur ich und mein Bruder Nicolaus. (*) Dieſe Geſchichte will ich keinem zu glauben aufdringen, ich mögte mich ſonſt dadurch ſelbſt zum Gelächter machen.

Noch ſind einige Seen übrig, von welchen die gemeine Sage gehet, daß, ſo jemand etwas hinein wirft, darauf entweder ein Regen, oder groſſes Ungewitter mit Donner und Blitz entſtehe. Dis will man auch von einigen Brunnen behaupten. In dem ehemahligen Königreich Arelat iſt ein ſehr klarer Brunn; wenn man aber einen Stein, Holtz oder andere Dinge hinein wirft, entſtehet daraus ein Regen, der den hineinwerffenden durchaus naß macht. (**) In der

(*) S. Cluverii Germ. Antiqu. lib. 3. cap. 27.
(**) Gervaſ. Tilber. pag. 990.

der Inſul, unweit der zerſtörten Stadt Troja, zeigt man den Fremden eine in weiſſen Marmor eingefaßte Brunnqvelle, oben darüber ſtehet in griechiſcher Sprache geſchrieben: Wer betrübtes Hertzens iſt, der werffe einen Stein in dieſen Brunnen. Ein gewiſſer Reiſender warf einen Stein in den Brunnen, welcher nur ſo tief war, daß man ihn mit den Armen ergründen konte. Kaum hatte der Stein den Grund berühret, da kam ein ſolches Gethön heraus, als ob es donnerte, wovon derſelbe gantz taub und blind ward, daß er nicht wuſte, was er thäte, oder wo er wäre, wolte auch davon lauffen; Ein Grieche aber, ſo zugegen war, nahm ihn bey der Hand, und ſchrie ihm ins Ohr: Er ſolte, ſo lieb ihm das Leben wäre, nicht weichen, ſondern den Stein ſelbſt wieder heraus langen, ſonſt würde er nimmermehr zu ſeinem Gehör kommen. Das thät er, alſobald hörete das Getöſe des Brunnens auf, und er kam wieder zu ſich ſelbſt, ward auch frölicher, als er zuvor traurig geweſen. (*) Ob wir gleich hier einen Zeugen haben, der die Würckung dieſes Brunnens ſelbſt erfahren, dürffen wir ihm dennoch nicht trauen, weil bekannt, daß viele Reiſe-Beſchreiber uns von entfernten Ländern allerhand wunderlich Zeug vorſchwatzen, welches aber nachhero falſch befunden wird. Sie wollen gern wunderbare und ſeltſame Dinge zu Marckt bringen, und nehmen deswegen zu Erdichtungen und Lügen ihre Zuflucht.

(*) S. Happelii Relat. Curioſ. Tom. 3. pag. 383.

Von den vielen Seen, die obige Eigenſchafft haben ſollen, will ich nur den vornehmſten, und der am meiſten berufen iſt, anführen. Ich meyne den Pilatus-See in der Schweitz. Er befindet ſich auf dem Berge Francmont, unweit Lucern, und ſo jemand mit Fleiß etwas hinein wirft, entſtehet alſofort ein groſſes Ungewitter, fällt aber zufälliger Weiſe etwas hinein, ſo geſchicht ſolches nicht. Daher niemand ohne Erlaubniß des Richters zu Lucern auf den Berg gehen darf. Man fabuliret auch, Pilatus habe ehedem hieſelbſt auf einem hohen Felſen geſeſſen, und erſchreckliches Wetter gemacht, bis ihn endlich ein Beſchwerer von dort hinab in die See geſtürtzet. (*) Andere thun noch hinzu, Pilatus zeige ſich jährlich auf dieſem Berge einer oder der andern Perſon, welche noch in demſelben Jahr ſterben müſſe.

Von der ſonderbaren Eigenſchaft dieſer und anderer dergleichen Seen, will zwar ein gewiſſer Autor (**) eine Raiſon geben. Er ſchreibt: Wenn man in die tiefe See auf gewiſſen Bergen (von welchen Seen er glaubt, daß ſie keinen Grund haben) Steine wirft, oder das Waſſer mit Stecken umrühret, können Donner, Regen und Gewitter rund umher geſche-

(*) S. Beemanni Hiſt. Orb. Terr. Part. I. cap. 3. §. 22.

(**) Joh. Phil. Maulius in der Beſchreibung des höchſten Kleinods der Welt, oder Geſprächen vom Gold von Mitternacht. pag. 227.

geſchehen, wann die Luft dazu *diſponirt* iſt. Dann weil alles oben ſtille, und die Luft allda ſehr ſubtil iſt, ſo können die aus der Tiefe aufſteigende ſalpetriſche Geiſter die bewegte Waſſer-Theile mitnehmen, welche in der Luft ſich ausbreitend, und in die dickre Luft hernieder ſinckend, allerhand Gewitter erregen. Allein wie iſt es möglich, daß durch eine geringe Bewegung des Waſſers, und in ſo geſchwinder Zeit, ſo viel ſalpetriſche und andere Dünſte aufſteigen ſolten, als zu einem Gewitter mit Donner, Blitz und Regen erfordert werden? Was brauchts auch dergleichen Gloſſen, da die Sache ſelbſt nicht wahr und richtig iſt? Das wollen wir jetzo gleich von dem Pilatus-See hören, und können verſichert ſeyn, daß es mit andern dergleichen Seen ebenfalls auf ein Gedichte hinaus lauffe.

D. Johann Jacob Wagner, (*) welcher 1676 den 15 Julii den Pilatus-Berg beſtiegen, und den beſchrienen See ſelbſt in Augenſchein genommen, bezeuget, daß es damit mehrentheils Fabelwerck ſey. Dieſes Waſſer, ſchreibt er, verdienet kaum den Nahmen eines Seeleins, geſchweige einer See, ſondern nur einer kleinen Pfütze oder Lacke, wo ſich das Waſſer geſammlet. Dergleichen Pfützen habe er drey, nicht weit von einander liegend gefunden, darunter die gröſſeſte der

(*) In Hiſtoria Naturali Helvetiæ curioſa. S. Joh. Frieb. Gregorii oder Meliſſantes Curieuſe Orographic. pag. 403. ſeq.

der Pilatus-See genennet werde. Dieſe befinde ſich nicht auf der allerőberſten Spitze des Berges, ſondern ſchier bey dem Gipfel des eigentlich ſo genannten Pilatus-Bergs. Es gebe auch Weide darum, worauf Vieh gehet. Der Pfuhl ſey faſt rund, und über 3 Picken nicht lang und breit; deſſen Tiefe aber zum hőchſten nicht über 2 Ellen. Wir wurffen, fähret er fort, Steine, Naſen, Hőltzer und was wir ſonſt funden, hinein, es entſtund aber weder Ungewitter noch Sturm, noch Donner, das Waſſer lief auch nicht über. Der Schultheiß zu Lucern hat zwar vor dieſem Erlaubniß gegeben, wenn jemand auf dieſen Berg ſteigen wolte, weil es niemahls an altweibiſcher Superſtition gemangelt. Anno 1594 hat der Rath zu Lucern befohlen, zu Verhütung aller Superſtition das Waſſer dieſes Pfuhls anderswohin zu leiten; allein weil das Lager des Pfuhls alſo beſchaffen (nemlich der Ort ſumpfſigt, und voll tiefen Moraſts, folglich auch gar poroſiſch und lucker iſt) daß ſich das Waſſer von ſelbſt in ſeinen Keſſel hinab ſammlet, hat ſich derſelbige nicht ausleeren laſſen.

65.

Wunderbare Schrifften.

Das Schreiben iſt eine artige und hochzuſchätzende Kunſt, weil wir dadurch, eben wie durch die Worte, unſere Gedancken an den Tag legen, ſie auch andern, wenn ſie noch ſo weit entfernet

entfernet ſind, eröffnen. Hiernächſt kömmt ſolche Kunſt auch dem Gedächtniß fürtrefflich zu ſtatten, indem was man aufzeichnet und in Schrifften verfaſſet, ſo lange dieſe Schrifften übrig ſind, nicht in Vergeſſenheit gerathen kan. Daher wiſſen wir, was in den vergangenen Zeiten geſchehen iſt, und hinterlaſſen dadurch unſern Nachkömmlingen ein Denckmahl von den Geſchichten unſerer Zeiten. Die Schreib-Kunſt hat in der That viel wunderbares an ſich, weil ſie aber überall gebräuchlich iſt, und ſie faſt jedermann verſtehet, dünckt uns ſolches kaum, da wir nur gewohnt ſind, ſeltene und ungewöhnliche Dinge zu bewundern. Gantz anders urtheilten davon die Einwohner in America, als ſie gewahr wurden, wie die Europäer dadurch einander etwas in der Ferne kund thun konten. Sie geriethen deswegen auf die Gedancken, die von den Europäern beſchriebene Blätter hätten Geiſt und Leben, ſie könten reden, und denen, an welche ſie geſchickt werden, verkündigen, was ihnen aufgetragen und anvertrauet worden. Auf der Inſul Hiſpaniola wächſt ein Baum Coppega genannt, auf deſſen Blätter es ſich mit einer Nadel, oder eiſern Griffel, ſehr gut ſchreiben läßt. Nun ſandte ein Spanier ſeinem Freunde durch einen Indianer ein Geſchenck, und gab demſelben ein ſolch beſchriebenes Blatt mit, worauf verzeichnet ſtund, was er ſeinem Freunde ſchickte. Der Indianer überlieferte das Geſchenck nicht gantz, ſondern behielt etwas davon zurück. Diß meldete der Freund dem andern durch ein gleichfals

fals beſchriebenes Blatt, welcher darauf den zurückgekommenen Indianer zur Rede ſtellte, der es nicht leugnen konte, ſich aber höchlich wunderte, woher ſein Herr der Spanier ſolches erfahren. Er fragte ihn darum, und bekam zur Antwort, das Blatt hätte es ihm geſagt. Worüber der gute Tropff auf die Gedancken kam, dieſe Blätter entdeckten den Spaniern alles; weswegen ſich auch nachhero die Indianer nicht unterſtunden, bey vorgedachten Bäumen etwas zu reden, damit ſie von den Blättern nicht mögten verrathen werden. (*)

Man hat unterſchiedene Arten zu ſchreiben, wovon die älteſte und einfältigſte zuerſt bey den Aegyptiern aufkommen iſt. Sie beſtund aus gewiſſen Bildern und Zeichen, deren jedes ſeine Bedeutung hatte, und indem ſie ſolche Bilder hinmahlten, konte derjenige, welcher ihre Bedeutung wuſte, verſtehen, was man damit andeuten wolte. Dieſe Schreib-Art iſt noch heutigs Tages bey den Chineſern und Japaneſern gebräuchlich. Vor Alters hatten die Chineſer ihre Buchſtaben faſt von allen Dingen zuſammen geſetzt, als von vierfüßigen Thieren, Fiſchen, Kräutern, Zweigen der Bäume, Faden, Pünctlein und runden Circkeln, ſo alle auf mancherley Weiſe geſetzt und gemacht wurden, und ſo war der alten Aegyptier Schreib-Art auch beſchaffen. Weil aber ſolche Schreib-Art vieler Verwirrung

(*) Simon Majolus Dier. Canicul. Tom. I. Colloq. 23. pag. 548.

rung unterworfen, ſo waren die Chineſer bald auf andere bedacht, wie man denn 17 Arten von Buchſtaben oder Caracteren zehlet, die ehemahls bey ihnen im Gebrauch geweſen. Heutigs Tages bedienen ſie ſich nur etlicher Züge und Striche, die aber nach den alten Buchſtaben, welche der Dinge Geſtalt abbildeten, ſcheinen gemacht zu ſeyn. Sie beſtehen aus 9 unterſchiedenen Strichen, daher durch Zu- und Abthuung eines Strichleins, eine andere Bedeutung entſtehet. Z. E. Ein kleines Strichlein bedeutet Eins, oder der Erſte, ſelbiges mit einem Strichlein durchgezogen, bedeutet Thi oder 10. wird noch ein Strichlein darunter gezogen, ſo heiſſet es Tou oder Erde: Weiter mit einem Strich vermehret, oben über dem gleich auf und niederwerts gehenden Strich, bedeutet Wang einen König; ſelbige Figur mit einem Pünctlein zur rechten Seite hinzugethan, bezeichnet Jo oder Ju eine Perle; wird aber das Pünctlein zur lincken Seite geſetzt, ſo bezeichnen die Chineſer damit Sem, welches ſchöpffen oder leben heißt: Wird endlich das Pünctlein oben drauf geſetzt, ſo bedeutet es Chu oder Herr. (*) Dieſe Art zu ſchreiben iſt vieler Schwierigkeit unterworffen, weil man dabey eine ungeheure Menge Figuren kennen und im Gedächtniß haben muß. Die Anzahl ſolcher Figuren oder Caracteren ſoll ſich auf 24000 belauffen, und diejenigen werden in China vor ſehr gelehrte Leute

(*) S. Adam Brands Chineſiſche Reiſe, im Anhang pag. 322. ſeq.

Leute angeſehen, welche 15 oder 20000 davon kennen. (*) Jedoch iſt auch ein Vortheil dabey, daß wer die Figuren kennet, der Chineſer Schrifften leſen kan, ob er gleich von ihrer Sprache nicht ein Wort verſtehet. Alſo gebrauchen die Einwohner von Japan, Corea, Cochim China &c. einerley Bücher mit den Chineſern, ob gleich ihre Sprachen ſehr weit von einander unterſchieden ſind.

Die Art zu ſchreiben, deren wir uns bedienen, iſt viel leichter und beqvemer. Wir haben zwar auch Caracteres, oder Buchſtaben, aber aufs höchſte nur 23 bis 24, womit wir alles ſchreiben und ausdrücken können, was wir wollen. Unſere Buchſtaben beziehen ſich nicht auf die Sachen ſelbſt, ſondern nur auf die Worte, und weil alle Worte aus den 24 Buchſtaben zuſammen geſetzt ſind, ſo ſchreiben wir nur die Buchſtaben hin, und drücken damit die Worte aus. Unſere Schreiberey iſt alſo eine gar leichte Sache, weil dazu nur wenige Caracteres nöthig ſind: Allein es wird daneben erfordert, daß man die Sprache verſtehe, worin etwas geſchrieben iſt, ſonſt kan man zwar die Worte ausſprechen, aber nicht wiſſen, was ſie ſagen wollen.

Wir haben bey den Schreib-Arten noch einen Unterſcheid in der Ordnung zu bemercken, wie man die Zeichen oder Buchſtaben nach einander hinſetzt. Man ſchreibt entweder von der rechten

(*) Salmons Heutige Hiſtorie von China, cap. 6. pag. 64.

rechten Seite gegen die lincke, wie die Hebräer, Araber und andere Orientaliſche Völcker; Oder von der lincken zur rechten, wie die Griechen, Römer und alle Europäer. Bey den alten Griechen war noch eine andere Art zu ſchreiben üblich, die ſie Buſtrephedon, das iſt Ochſen-Furche nanuten, weil ſie auf die Art geſchah, wie die Ochſen mit dem Pfluge die Furchen machen, nemlich daß man allda, wo die erſte Riege aufhörete, die andere wieder anfing. So ſollen nach des Pauſanias Bericht die Geſetze des Solonis ſeyn geſchrieben geweſen. Die vierte Art zu ſchreiben geſchicht von oben bis unten, und iſt bey den Chineſern und andern Indianern im Gebrauch. Die Einwohner in America wuſten bey Ankunft der Spanier gar nichts von der Schreiberey, jedoch findet ſich etwas bey ihnen, ſo damit einiger maſſen übereinkömmt. Die Einwohner in Chili bedienen ſich gewiſſer Knoten von Wolle, welche ihnen mit ihren Farben und Falten ſtatt der Zeichen und Buchſtaben ſind, um die Anzahl ihrer Heerden, und die Erinnerung ihrer beſondern Angelegenheiten zu behalten. Die Wiſſenſchafft dieſer Knoten wird von ihnen Quipos genannt, und iſt ein Geheimniß, welches die Väter ihren Söhnen nicht eher offenbaren, als wann ſie ſich ihrem Ende nahe achten. (*)

Weil es mit der gewöhnlichen Schreib-Art langſam von ſtatten gehet, und man im Reden

(*) S. Frezier allerneueſte Reiſe nach der Süd-See. Part. I. cap. 10. pag. 94.

die Worte weit geſchwinder herſagen, als ſie aufſchreiben kan; So iſt man auf Mittel bedacht geweſen, wie man ſo geſchwinde ſchreiben als reden könne, um ſolchergeſtalt, wo es noth thut, die gehaltene Reden von Wort zu Wort aufzuſchreiben. Dieſe Kunſt wird Tachygraphia, oder die Geſchwindſchreiberey genannt. Sie war ſchon den Alten bekannt, und ward auch bey öffentlichen Händeln gebraucht, da dann diejenige, ſo ſich darauf legten, Notarii hieſſen. Es iſt aber ungewiß, ob ſie von den Griechen oder Römern erfunden worden. Kayſer Juſtinianus hat ſie bey den öffentlichen Gerichts-Händeln abgeſchafft und verboten, weil ſie vielem Mißbrauch und Verfälſchung unterworffen war. (*) Man brauchte dabey gewiſſe Zeichen an ſtatt der Worte, oder ſuchte die Worte abzukürtzen, damit ſie nicht ſo viel Schreibens erforderten. In den neuern Zeiten haben ſich die Engelländer vor andern darauf gelegt, damit ſie die in dem Parlament, oder bey anderer Gelegenheit gehaltene Reden genau aufzeichnen können. Die Sache iſt nicht ohne Nutzen, und thut ein jeder Gelehrter wohl, wann er ſich eine Art von Geſchwindſchreiberey bekannt macht, oder ſich ſelbſt gewiſſe Zeichen und Abbreviaturen im Schreiben erwehlet, ſolches kan ihm in vielen Fällen gute Dienſte thun.

Die geheime Schreib-Art hat den Zweck, daß nicht jedermann das geſchriebene leſen und verſtehen ſoll. Darauf verfielen ſchon die Alten, und

(*) S. Morhofii Polyhiſt. lib. 4. cap. 2. § 3 & 4.

und bedienten ſich gewiſſer Zeichen, deren Bedeutung ſie geheim hielten, und ſie nur denen entdeckten, mit welchen ſie einen Brief-Wechſel hatten. Es gibt verſchiedene Arten der Geheim-Schreiberey, wovon ich in der Kürtze Exempel beybringen will.

Erſtlich behält man bey den verborgenen Schrifften die gewöhnliche Schreib-Art, ſucht aber das geſchriebene alſo zu verſtecken, daß es nicht ſo gleich in die Augen fällt. Z. E. Wann man mit Citronen- oder Zwiebel-Safft, wie auch mit zerſtoſſenem und im Waſſer zerlaſſenem Sal armoniac, auf weiß Papier ſchreibt, ſo bleiben die Buchſtaben weiß, und ſind nicht zu erkennen. Wann man aber das Papier ans Feuer hält, daß es ſehr heiß wird, ſo kommt das geſchriebene zum Vorſchein. Auf gleiche Weiſe ſchreibt man mit Urin oder weiſſen Eßig, und wenn man ſolches leſen will, muß man die Schrifft mit verbrenntem Papier reiben, alsdann wird ſie ſichtbar. Dergleichen Schreiberey noch mehr zu verſtecken, ſchreibt man etwa auf gedruckte Sachen, oder auf geſchriebene Sachen, deren Linien ſo weit voneinander ſtehen, daß man noch eine Reihe dazwiſchen bringen kan, damit wenn ſolche Briefe aufgefangen werden, man dabey nicht alſobald eine verborgene Schreiberey vermuthe. Man löſet auch Vitriol in Brandwein auf, und läßt den Brandwein ſo lange durch einen Lappen abtriefen, bis er gantz klar wird. Mit dieſem Brandwein ſchreibt man auf Papier, und läßt es trocken werden. Hernach reibt man gebrennt

Stroh mit Eßig, und ſchreibt damit zwiſchen die vorige Zeilen, was man will. Ferner aber kocht man gute Gall-Aepffel in weiſſem Wein, und netzt darin einen Schwamm, und fährt damit gelinde über das Papier her, ſo lange und viel, bis die ſchwartze Schrifft vergehet, die danckele und verborgene aber hervorkommt und ſichtbar wird. Auf ein Spiel Karten läßt es ſich auch verborgener Weiſe ſchreiben. Man legt die Karten in einer gewiſſen Ordnung, daß eine auf die andere folgt, doch ſo, daß man das oberſte nicht zu unterſt bringet, es wäre denn, daß man dabey genau bemerckte, welche Karten alſo verkehrt gelegen. Hernach kan man auf den Schnitt ſchreiben was man will, und die Karten untereinander miſchen, ſo wird niemand ſo leicht dieſe Schrifft heraus klauben, der nicht die Ordnung der Karten-Blätter weiß.

Weiter behält man im Schreiben zwar die gewöhnliche Buchſtaben, verwechſelt aber dieſelbe, daß ſie zuſammen eine andere Bedeutung bekommen. Z. E.

z	a	y	b	x	c	w	d	u	e	t	ſ
a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m
ſ	g	r	h	q	i	p	k	o	l	n	m.
n	o	p	q	r	ſ	t	u	w	x	y	z.

Hier bedeutet das z, a. das a, b. das y, c. und ſo weiter.

wtkxye xqoxyexp ſrub.

Glück erwecket Neid.

Man

Man kan auch die meiſten Buchſtaben behalten, und anſtatt der 5 Vocales, und 4 flüßigen Buchſtaben, die 9 Ziffern nehmen.

a	e	i	o	u	l	m	n	r.
1	2	3	4	5	6	7	8	9.

k2382 f925d 4h82 623d.
Keine Freud ohne Leid.

Wiewohl dieſe letztere Art zu ſchreiben ſich gar zu leicht entdecken läßt.

Man gebraucht auch ein gewiſſes Wort an ſtatt des Schlüſſels, nach welchem man das Alphabet einrichtet, und einem jeden Buchſtaben ſeine Bedeutung gibt. Die Kaufleute haben im Gebrauch, daß ſie die Zahlen mit gewiſſen Buchſtaben ſchreiben, damit nicht jedermann ſo gleich wiſſen könne, was ſie bedeuten. Sie erwehlen ſich ein Wort von 10 Buchſtaben, z. E. das Wort freundlich, und geben denen Buchſtaben, wie ſie aufeinander folgen, die Bedeutung der Zahlen, folgender geſtalt:

f	r	e	u	n	d	l	i	c	h.
1	2	3	4	5	6	7	8	9	0.

Wollen ſie nun etwa ſchreiben 473 Thlr. 15 Gr. 7 Pf. ſo ſteht es alſo:

ule: fn: l:

Auf gleiche Weiſe kan man ſich im ſchreiben auch eines ſolchen Worts bedienen, und die Buchſtaben, ſo in ſolchem Wort nicht zu finden,

den, nach der Ordnung hinzu thun. Z. E. Kirſch-Baum.

K	i	r	ſ	c	h	b	a	u	m	d	e
a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m
f	g	l	n	o	p	q	t	w	x	y	z.
n	o	p	q	r	ſ	t	u	w	x	y	z.

k bedeutet hier a. i, b. r, c. und ſo weiter.

mtfpq ioufbq caoc.
Kunſt bringt Ehre.

Auf andere Art ein Alphabet nach einem angenommenen Schlüſſel zu formiren, verfährt man alſo. Man nimmt z. E. zum Schlüſſel an das Wort Morgenthau:

M	o	r	g	e	n	t	h	a	u	b	c
d	f	i	k	l	p	q	ſ	w	x	y	z.

und nimmt vor m d, und vor d m, vor o f, und vor f o, und ſo weiter.

kfqq hrlſlq weelh.
GOtt ſiehet alles.

Es iſt aber nicht nöthig, daß man zum Schlüſſel allemahl ein Wort von 10 Buchſtaben nehme, es können der Buchſtaben mehr oder weniger ſeyn: Man kan auch dazu wohl ein ſolches Wort nehmen, welches eigentlich nichts bedeutet.

An ſtatt der 24 Buchſtaben mag man auch 24 Ziffern nehmen, und alsdann kan der Schlüſſel entweder aus Buchſtaben oder Ziffern beſtehen.

hen. Der Schlüſſel ſey Soldaten. Hier ſchreibe ich erſtlich das Alphabet hin, und ſetze die Ziffern darunter.

a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
n	o	p	q	r	ſ	t	u	w	x	y	z.
13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24.

Hernach ſchreibe man den Schlüſſel: Soldaten hin, ſetze unter jeden Buchſtaben ſeine Ziffer aus vorhergehendem Alphabet, und thue hernach die übrige noch fehlende Zahlen hinzu, ſo bekommt man folgendes Alphabet.

S	o	l	d	a	t	e	n				
18.	14.	11.	4.	1.	19.	5.	13.	2.	3.	6.	7.
a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m
8.	9.	10.	12.	15.	16.	17.	20.	21.	22.	23.	24.
n	o	p	q	r	ſ	t	u	w	x	y	z.

Das a wird bedeutet durch 18, b durch 14, c durch 11, und ſo weiter.

24.1.2.17. 13.18.17. 1.13.15.1.
Zeit hat Ehre.

Nimmt man Ziffern zum Schlüſſel an, als

17. 4. 10. 9. 23. 8. ſo kömmt folgendes Alphabet heraus:

17.	4.	10.	9.	23.	8.	1.	2.	3.	5.	6.	7.
a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m
11.	12.	13.	14.	15.	16.	18.	19.	20.	21.	22.	24.
n	o	p	q	r	ſ	t	u	w	x	y	z.

Auf andere Weiſe kan man alſo verfahren. Der Schlüſſel ſey Schimpf: ſelbigen ſchreibe ich hin, thue die noch fehlende Buchſtaben hinzu, und ſchreibe die 24 Zahlen nach der Reihe darunter.

S	c	h	i	m	p	f	a	b	d	e	g
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.

k	l	n	o	q	r	t	u	w	x	y	z.
13.	14.	15.	16.	17.	18.	19.	20.	21.	22.	23.	24.

Die 1. gilt ſ, die 2. c, die 3. h, und ſo weiter.

Endlich kan man ſich an ſtatt der Buchſtaben nach Belieben andere Zeichen erwehlen, und ſich daraus ein Alphabet machen.

Bey den letztern Arten der Geheimſchreiberey laſſen ſich noch beſondere Vortheile anbringen, welche die Schrifft noch mehr verſtecken, daß ſie nicht ſo leicht kan geleſen und aufgeſchloſſen werden. Man verändert die Ordnung der Buchſtaben, daß man nach dem erſten den letzten, hernach den andern, darauf den nächſt dem letzten, ferner den dritten, und ſo weiter hinſchreibt. Wir wollen zu einem Exempel das letzte aus Zahlen beſtehende Alphabet nehmen.

8. 5. 19. 21. 3. 19. 20. 19. 3. 11. 11. 3. 20. 18.
Armuth wehe thut.

Schreibt man ſolchergeſtalt in einer beſtändigen Reihe fort, ſo iſt es gar zu mercklich, daß die Buchſtaben nicht ſo auf einander folgen, als ſie da ſtehen: Daher läſt man zwiſchen einigen Buchſtaben, oder andern Zeichen einen Unterſcheid,

ſcheid, daß es das Anſehen gewinnet, als machten die beyſammen ſtehende Buchſtaben ein Wort, da man doch die gantze Reihe nach vorhergehender Ordnung zu leſen hat. Das Alphabet ſey

H u n d e r t a b c f g
a b c d e f g h i k l m
i k l m o p q ſ w x y z.
n o p q r ſ t u w x y z.

Damit ſchreibe ich die Worte: **Ein jeder lobt das ſeine**, folgender geſtalt:

eie efudp eie bphq kodbb.

Man kan auch eine Anzahl Wörter hinſchreiben, die zuſammen genommen nichts bedeuten, jedoch alſo, daß in jedem Worte entweder der erſte, andere oder letzte Buchſtabe nur allein gilt, und geleſen wird. Z. E.

Fexd piore pdubſi oegſ mtnox bſl eqra
e n d e g u t

mha eft gſhe fero apem utt xſpſe nqwc.
a l l e s g u t.

Wenn man von jedem Wort nur den andern Buchſtaben lieſet, ſo heißt es nach dem kurtz vorhergehenden Alphabet: **Ende gut, alles gut.**

Die Kunſt verborgene Schrifften aufzulöſen wird Ars decifratoria genannt, und hat man dabey folgende Reguln zu beobachten.

Weil die unbekannte Caracteres leicht confuſion verurſachen, ſo muß man, wann die

Schrifft aus ſolchen beſtehet, einem jeden einen Buchſtaben aus dem Alphabet zueignen.

Hernach muß man die Caracteres, oder die davor angenommene Buchſtaben zehlen, und aufſchreiben, wie oft ein jeder vorkömmt.

Weil nun die Vocales öfter dann andere Buchſtaben vorkommen, ſo hat man diejenigen, welche ſich am meiſten finden, für Vocales zu halten.

Endlich will man auch bemercket haben, daß unter den Vocalibus das e am meiſten vorkomme. Das übrige kömmt auf eines jeden Geſchicklichkeit an. Morhof berichtet, (*) der Engelländer Joh. Wallisius ſey in Aufſchlieſſung verborgener Schrifften ſehr geübt geweſen, und habe den Inhalt eines Briefs, den ein Frantzöſiſcher Geſandte nach Polen geſchrieben, und der mit bloſſen Ziffern ſehr verſteckt geſchrieben war, glücklich entdecket.

Ich habe zwar verſprochen in dieſem Abſchnitt von wunderbaren Schrifften zu handeln, bin aber an deſſen ſtatt auf die verborgene Schrifften gerathen. Allein da das Schreiben ſelbſt ſchon was wunderſames an ſich hat, und die geheime Schrifften auch vielen wunderbar ſcheinen, ſo ſiehet man wohl, wohin ich mit der Aufſchrifft dieſes Abſchnitts gezielet habe. Findet der Leſer hier, wie unter den andern Tituln, nicht ungereimte und abergläubiſche Dinge, ſo hoffe doch, daß ihm die kleine Nachricht von allerhand Schreib-Arten nicht werde entgegen ſeyn.

66. Wun-

(*) In Polyhiſt. loc. cit.

66.
Wunderbare Spiegel.

WEnn die Spiegel nicht ſo gemein wären, würden ſie gewiß bey jedermann die gröſſeſte Verwunderung erwecken. Es iſt ſchon was wunderſames, daß das Licht die umſtehende Sachen ſichtbar, und in die Augen fallen macht. Fragen wir die Naturkündiger, was das Licht ſey? ſo bekommen wir zur Antwort, dasjenige werde Licht genannt, welches in unſern Augen eine Empfindung des Lichts verurſachet, oder welches die cörperliche Dinge ſichtbar macht. Dieſe Beſchreibungen erklären im geringſten nicht die Natur des Lichts, ſondern geben nur deſſen Würckung an, die ohnedem jedermann täglich erfähret. Man geht zwar weiter, und ſagt, das Licht entſtehe durch eine Bewegung des leuchtenden Cörpers, welche dem Ætheri, oder der umſtehenden Himmels-Lufft mitgetheilet werde, wodurch dann ſolche Bewegung zu unſerm Auge gelange. Aber dem ohngeacht kan uns niemand die Beſchaffenheit der leuchtenden Theilgen, noch weniger aber der Himmels-Lufft, deutlich erklären, ſondern wir müſſen zugeſtehen, daß dieſe Dinge unter die natürliche Geheimniſſe gehören, welche der menſchliche Verſtand nimmermehr aufſchlieſſen wird. Will man mit den Epicurern behaupten, es gingen aus dem leuchtenden Cörper gewiſſe Theilgen aus, wodurch die Empfindung des Lichts verurſacht würde, ſo weiß man

man doch eben ſo wenig die rechte Beſchaffenheit ſolcher leuchtenden Theilgen, ſondern alles was man von ihnen ſagen kan, läufft auf ihre Würckungen hinaus. Es iſt daher die Beſchreibung des Lichts faſt eben ſo beſchaffen, als die Ariſtoteliſche Beſchreibung des Waſſers, daß es ſey ein feuchtes, d. i. naſſes oder flüßiges Element, ſintemahl damit nur eine Eigenſchafft des Waſſers ausgedrücket, nicht aber deſſen Natur erkläret wird.

Bey dem Licht muß uns ſehr wunderbar vorkommen, wann deſſen Theilgen, oder die durch ſie in Bewegung geſetzte Himmels-Lufft, auf einen Cörper fallen, daß dadurch der Cörper unſern Augen ſichtbar wird, da wir doch die erleuchtende Theilgen ſelbſt nicht gewahr werden, wo ſie nicht gerade in unſer Auge fallen. Wann ich bey Tage in einem Gemach bin, ſo finde ich zwar die darin vorhandene Sachen erleuchtet, ich ſehe aber die Lichts-Strahlen ſelbſt nicht eher, bis ſie von den erleuchteten Sachen zurückgeworffen, und alſo den Augen empfindlich werden. Läſſet man die Strahlen des Sonnen-Lichts durch ein Loch in ein finſteres Gemach fallen, ſo ſcheinet es zwar, als ob ſie ſolchergeſtalt ſichtbar würden, indem wir ſie von der Seite in der freyen Lufft ſehen können. Allein man muß hier mercken, daß, ob man gleich, wenn dieſe Strahlen von der Seite angeſchauet werden, ſelbige ſehen kan, man doch eigentlich nicht die Lichts-Strahlen ſelbſt ſehe, ſondern in ſo fern ſie von den darin befindlichen Sonnen-Stäubgen, und ſubtilen Lufft-Theilgen zurück geworffen werden. Wäre

es möglich, die Lufft und damit zugleich alle Sonnen-Stäubgen aus ſolchem Gemach zu ſchaffen, ſo würde man die Lichts-Strahlen von der Seite her nicht zu Geſicht bekommen.

Nun wollen wir unſere Betrachtung auch auf die Spiegel wenden. Iſt es nicht was wunderſames, daß von einer erleuchteten Sache die Lichts-Strahlen ohne Verwirrung bis zu dem Spiegel gelangen, und weil derſelbe ihnen den Durchgang nicht verſtattet, von dort wieder zurück kommen, und die erleuchtete Sache, abermahls ohne die geringſte Verwirrung, und eben ſo deutlich dem Auge darſtellen, als wenn es dieſelbe unmittelbar und ohne Beyhülffe des Spiegels ſähe? Wir werden die Lichts-Strahlen, welche von dem erleuchteten Cörper zum Spiegel übergehen, wann wir ſie von der Seite anſchauen, unterwegens nicht gewahr, ſehen ſie aber dann erſt, wann ſie von dem Spiegel gerade auf unſer Auge zuſchieſſen. Wie nun ſolches zugehe, läſſet ſich nicht vollkommen ausgrübeln, weil das Weſen und die Natur des Lichts uns verborgen ſind.

Auf die beſonders wunderbare Spiegel zu kommen, ſo würde ein ſolcher von groſſen Nutzen ſeyn, mit welchem man jemanden ſeine Gedancken in weit entlegene Länder entdecken könte. Von dem Pythagoras geben die Alten vor, er habe einen Spiegel gehabt, damit er einem andern vermittelſt des Monds in fernen Landen

etwas

etwas eröffnen können. (*) Wie damit zu verfahren ſey, lehret Cornelius Agrippa. Man ſoll einen paraboliſchen Spiegel nehmen, und darauf ſchreiben, was man einem andern will wiſſen laſſen; hernach aber bey vollem Mond den Spiegel mit den Buchſtaben gegen den Mond halten, ſo wird die Schrifft in dem Mond zu ſehen, und allenthalben zu leſen ſeyn. Dieſer Vorſchlag iſt höchſt ungereimt, weil der Mond viel zu weit entfernet iſt, als daß der Wiederſchein von einem Spiegel, ob er auch noch ſo groß und künſtlich iſt, bis an ihn gelangen könte. Wir werden auch bald hören, daß die ſolchergeſtalt auf einen Spiegel geſchriebene Buchſtaben, ſich kaum auf einige Schritte bemercken und leſen laſſen. Daher muß man ſich wundern, warum Agrippa dergleichen Vorſchlag, wiewohl etwas verändert, in einem Buch (**) wiederholet hat, worin er vieles, wo nicht gar alles wiederrufen, was er vorher de Philoſophia occulta geſchrieben. Daß man aber dem Pythagoras einen ſolchen Spiegel beygelegt, kommt daher, weil ſeine Verehrer ihn gern zum Wunderthäter gemacht hätten, wie es dann nicht an andern Wundern fehlet, die er ſoll gethan haben.

Gleiches Schlages iſt des Joh. Baptiſt. Porta Kunſtſtück, wie man an eine ſehr weit entlegene Wand eine gewiſſe Schrifft zu leſen vorſtellen

(*) S. Jacob Bruckers Fragen aus der Philoſoph. Hiſtorie. Tom. 2 pag. 66.

(**) De Incertitudine & Vanit. Scient. cap. 26.

ſtellen könne. (*) Dis ſoll auch mit einem bloſſen flachen Spiegel angehen. Man ſchreibt nemlich auf die Fläche des Spiegels mit ſchwartzer Tinte, oder mit Wachs ziemliche grobe Buchſtaben, alſo daß der Glantz des Spiegels dadurch gantz verdunckelt werde. Hernach ſtellet man den Spiegel gerad gegen die Sonne, alſo daß die darauf ſchieſſende Strahlen davon dergeſtalt zurück prallen, daß ſie ſich an der Wand eines gewiſſen Zimmers ſehen laſſen. Dann wird allda neben den Strahlen der Sonnen, auch die verdunckelte Schrifft zu leſen ſeyn. Wer ſich die Mühe nehmen will, dis zu verſuchen, kan augenſcheinlich wahrnehmen, daß die Buchſtaben, wenn ſie auch noch ſo groß ſind, kaum auf 3 bis 4 Schritte mögen erkannt und geleſen werden. In einer gröſſern Weite werden die Buchſtaben von dem zurückſtrahlenden Licht des Spiegels gäntzlich verdunckelt, und gleichſam verſchlungen, daß man ſie auf der gegen über ſtehenden Wand nicht mehr erkennen kan. Mit der Zauber-Laterne ſolte dis Kunſtſtück noch eher angehen, jedoch iſt zu wiſſen, daß je weiter ſie davon abſtehet, je undeutlicher und unkenntlicher die Buchſtaben werden.

Von den Zauber-Spiegeln träumet man, wie darin geheime und abweſende Dinge ſollen zu ſehen und deutlich zu erkennen ſeyn. Etwas dergleichen trifft man ſchon bey den Alten an. Bey Cyane an dem Fluß Lycus war ein Tempel des

(*) De Magia Natural. lib. 17. cap. 11.

des Apollo, und nahe dabey ein Brunn. Wer nach vorher verrichtetem Gebet in ſolchen Brunnen ſchauete, konte darin alles ſehen, was er zu wiſſen verlangte: (*) Es war auch eine Art der Wahrſagerey, Gaſtromantia, von einem gewiſſen Gefäß alſo genannt, im Gebrauch, womit folgender geſtalt verfahren ward. Man ſtellete einige runde gläſerne, und mit reinem Waſſer angefüllete Gefäſſe auf einen Tiſch, rund umher aber angezündete Wachs-Kertzen. Hernach ward durch ein zauberiſches Gemurmel ein Geiſt herbey gerufen, und demſelben die Frage vorgelegt. Ein reiner Knabe, oder eine ſchwangere Frau, muſte darauf bey der Hand ſeyn, und fleiſſig die Gläſer anſchauen, auch bey dem Geiſt mit bitten und befehlen um eine Antwort anhalten, bis ſich endlich gewiſſe Bildergen im Waſſer præſentirten, woraus die Antwort abzunehmen war. (**) Will man einen Dieb entdecken, ſo ſoll man ein Cryſtall nehmen, und darauf mit Oel ein Creutz machen, auch den Nahmen der heil. Helena darunter ſchreiben. Dis Cryſtall gibt man einem zehnjährigen aus einem rechtmäßigen Ehebette erzeugten Knaben in die Hand, ſtellt ſich hinter den Knaben, und betet auf den Knien dreymahl das Gebet der heil. Helena. Wenn nun der Knabe den Geiſt in dem Cryſtall

(*) S. Majoli Dies Canicul. Tom. 2. Colloq. 3. pag. 174.

(**) Peucerus de Præcipuis Divinat. Generibus. fol. 182.

ſtall ſiehet, ſo kan man ihn fragen, was man will. (*)

Ob es nun gleich damit nur Betriegerey und leere Einbildung iſt, ſo fing man doch bald an, den Teufel mit ins Spiel zu miſchen, und ihm die Entdeckung verborgener Dinge durch die Spiegel zuzuſchreiben. Johann. Buſchius (**) gedencket einer Frauen, die ihm in der Beichte bekannt, wie ſie einen groſſen Spiegel hätte, darin ein Geiſt gebannet wäre. Wann ſie mit ihrer Artzney-Kunſt Menſchen oder Vieh helffen ſolte, ſo legte ſie ſich auf eine Wieſe nieder, hielte den Spiegel in Händen, und fragte den Geiſt, oder Teufel, wie und womit dieſe oder jene Kranckheit zu heilen ſey? Darauf würde ſie im Spiegel gewahr, wie der Teufel ein und das andere Kraut nehme und damit ein beſchädigtes Glied curire. Dis Kraut merckte ſie fleißig, und nähme es mit ſich, welches dann allemahl die verlangte Würckung thäte. Er ſetzt hinzu, das Weib hätte zum öftern die Pferde des Ertz-Biſchoffs Günthers von Magdeburg curiret. Hätte er aber wiſſen ſollen, daß es durch teufeliſche Künſte zuginge, würde er ſich ihres Dienſtes nimmermehr gebraucht haben, weil er alle Hexen aufſuchen und verbrennen ließ. Was da-

(*) S. Majoli Dies Canicul. Tom. 2. Colloq. 3. pag. 202.

(**) In Hiſtoria de Reformatione Monaſteriorum, apud Leibnitium Script. Brunſvicenſ. Tom. 2. pag. 952.

von zu halten ſey, wird ſich bald zeigen, wann wir zuvor noch andere Zauber-Spiegel, und einige damit vorgegangene Geſchichte werden berühret haben.

Kurtz vor Ankunft der Spanier in America fingen die Mexicaniſchen Fiſcher einen Vogel, in der Gröſſe eines Kranichs, von gar fremder Geſtalt. Dieſen Wunder-Vogel brachten ſie zu ihrem König Mutezuma. Derſelbe ward auf dem Haupte des Vogels etwas, als einen gläntzenden Spiegel gewahr, darin er die Schönheit des Himmels und der Sterne ſehen konte, worüber er ſich höchlich verwunderte, weil an dem Himmel ſelbſt kein Stern zu ſehen war. Darauf that er noch einen Blick in den Spiegel, und ward eines Heers gewahr, ſo von Aufgang kam, daſſelbe kämpfte, und tödtete viel Leute. (*) Die Spanier, welche uns dis Hiſtörgen aufbinden wollen, müſſen entweder unverſchämte Lügner, oder recht einfältige Tropffen ſeyn, die ſich von den noch einfältigern Americanern ſolche närriſche Dinge haben überreden laſſen.

Damit ich auch eine Geſchichte von Zauber-Spiegeln beybringe, welche noch einigen Schein der Wahrheit hat, ſo mag es folgende ſeyn. Als ſich Johann Riſt, der dieſes erzehlet, (**) in einer vornehmen Stadt aufhielt, und

(*) S. Happelii Relat. Curioſ. Tom. 3. pag. 768.

(**) In der alleredelſten Zeit-Verkürtzung. pag. 181. S. Happelii Relat. Curioſ. Tom. 5. pag. 89.

und in einem gewiſſen Hauſe einen jungen Menſchen in etlichen Sachen unterrichtete; ſo hatte der Jüngling eine Schweſter, die ſich in einen feinen Junggeſellen verliebt, der täglich wegen ihrer gemeinen Profeſſion und Handels mit ihren Eltern umgehen muſte, und ſie ward hinwieder von ihm hertzlich geliebt. Allein in ihre Heyrath wolten die Eltern nicht willigen. Es fand ſich aber ein alt Weib bey der Jungfer ein, tröſtete ſie, wie ſie dennoch der geliebten Perſon gewiß theilhafftig werden ſolte, verſprach ihr auch, die gantze Begebenheit in einem Cryſtall zu zeigen. Da nun einsmahls der Jungfern Eltern nicht zu Hauſe waren, ſtellte ſich das alte Weib mit ihrem Kram ein. Weil die Jungfer furchtſam war, ſo bat ſie Herrn Riſten, daß er bey dieſem Handel mögte gegenwärtig ſeyn. Das geſchah, und ſie gingen zuſammen in eine kleine Kammer. Hier breitete das Weib ein blau ſeiden Tüchlein, worauf wunderliche Bilder von Drachen, Schlangen und anderm Ungeziefer geſticket waren, über die Tafel: Auf das Tuch ſetzte ſie eine grüne gläſerne Schale, worin ſie ein ander goldfarben ſeiden Tuch legte, und endlich auf daſſelbe eine ziemlich groſſe Cryſtalline Kugel, die ſie auch mit einem weiſſen Tüchlein bedeckte. Darauf fing ſie an bey ſich etwas zu murmeln, und ſich wunderlich zu gebärden, nahm endlich das Cryſtall mit groſſer Reverentz aus der gläſernen Schale, und rief die beyde anweſende zu ſich gegen das Fenſter. Sie muſten in das Cryſtall ſchauen, und ſahen anfänglich nichts.

Bald darauf aber trat die Braut in ſchöner Kleidung herfür, ſahe aber ſehr betrübt und jämmerlich auß. Gegen der Braut über kam auch der geliebte Bräutigam herfür mit einem grauſamen und erſchrecklichen Geſichte. Derſelbe langete unter dem grauen Reiſe-Mantel 2 neue Piſtolen herfür: Eine ſetzte er auf ſeine eigene Bruſt, und die andere hielt er der Braut recht für den Kopf, worüber Riſt und die Jungfer erſchracken, bis er endlich die eine Piſtol der Liebſten für die Stirne loßdrückte, und zwar mit einem dumpffigen Knall. Alſo endigte ſtich die Comödie zu ihrem größten Schrecken. Was aber das vornehmſte iſt, ſo ſoll der Außgang dieſes Geſichte beſtättiget haben. Die Jungfer ward von ihren Eltern gezwungen, einem vornehmen Fürſtlichen Bedienten die Ehe zu verſprechen; Als ſie aber an dem Hochzeit-Tage mit der Fürſtin Leib-Caroſſe abgeholet wird, fand ſich der erſte Bräutigam mit 2 neuen Piſtolen in einem beqvemen Hauſe ein, da die Braut fürüber fahren muſte, und als ſie dahin kam, gab er Feuer in die Kutſche, aber etwas zu früh, daß er die Braut nicht traf, ſondern nur einer bey ihr ſitzenden Dame den Hauptſchmuck vom Kopf herunter ſchoß. Der Thäter machte ſich durch die Hinterthüre davon, und entrann glücklich; Die Ehe aber, welche darauf mit dem Fürſtlichen Bedienten vollzogen ward, war für die Braut deſto unglücklicher. So weit gehet die Erzehlung, wobey ich hernach noch eins und das andere werde zu erinnern haben. Sonſt ſollen dergleichen Zauber-

Spiegel

Spiegel noch würcklich vorhanden seyn; Dann Eduard Brown ſahe in der Wieneriſchen Bibliothec ein Magiſches, oder zur Zauber-Kunſt dienliches Glas, ſo Kayſer Rudolphus bekommen, dadurch man einige Erſcheinungen ſolte erlangen, und mit Geiſtern Gemeinſchafft haben können. (*)

Nun kömmts auf die Unterſuchung an, ob es mit den Zauber-Spiegeln natürlich zugehe, oder ob dabey der Teufel ſein Spiel habe: Wird ſich keines von beyden finden, ſo iſt nichts gewiſſers, als daß es damit leere Einbildung und Betriegerey ſey.

Theophraſtus Paracelſus macht ſeiner Gewohnheit nach ein natürliches Geheimniß daraus, und will alles aus dem Einfluß der Sterne und einer ſtarcken Einbildung herleiten. Die Sterne müſſen ihm alles wiſſen, was in der Natur geſchicht, und da die Sterne dem Menſchen unterworfen wären, ſo könne er dieſelbige auf eine gewiſſe Sache alſo lencken, daß ſie ſeinem Willen müſten Gehorſam leiſten. (**) Hier nimmt er viele Dinge als bekannt an, die ſich doch nimmermehr erweiſen laſſen, als: Daß den Sternen alles bekannt ſey, was in der Welt vorgehet; Daß ſie ſolche Dinge entdecken können; Daß ſie dem

(*) S. deſſen Reiſen durch Niederland, Teutſchland &c. lib. 3. Part. 1. cap. 10.

(**) S. Walchs Philoſoph. Lexicon, Tit. Cryſtallen-Erſcheinungen.

Menſchen unterworfen ſind, und durch deſſen Einbildung nach Belieben können gelencket werden. Iſt es aber wohl möglich, daß die Sterne als lebloſe Dinge alles wiſſen ſolten? Würde der nicht thöricht handeln, welcher unſerer Erde eine ſolche Erkäntniß beylegen wolte? Und gleichwohl hat dieſelbige mit den Planeten, die auch unter die Sterne gerechnet werden, eine groſſe Gleichheit. Iſt es nicht höchſt ungereimt, daß die Sterne dem Menſchen unterworfen ſind, und er ſie durch ſeine Einbildung zwingen kan? Wir dürfen ja nur eine Probe machen, und unſere Herrſchafft über die Sterne aus allen Kräften zu behaupten trachten, ſie wird gewiß lächerlich ablaufen. So mag auch wohl ein Kind begreiffen, daß wir zwar mit unſerer Einbildung bis an die Sterne ſteigen, aber damit eben ſo wenig ausrichten mögen, als wann wir in der Einbildung nach America ſpaziren, und daſelbſt zwiſchen den Engelländern und Spaniern einen dauerhaften Frieden ſtifften wolten. Weswegen auch Theophraſti Einfälle eine dergleichen leere Einbildung bleiben.

Die Mitwürckung des Teufels bey den Zauber-Spiegeln läſſet ſich zur Gnüge aus dem Abſchnitt von der Zauberey beurtheilen; Jedoch wil ich zu mehrer Uberzeugung, daß ſie nicht ſtatt finde, noch etwas erinnern. Man wil, wie die aus Johann Riſten angeführte Geſchichte bezeugen, durch die Zauber-Spiegel auch zufällige Dinge entdecket haben, und welche lediglich

auf

auf des Menſchen freyen Willen ankommen. War es nicht was zufälliges, daß der junge Menſch mit einer Piſtole nach der Jungfrau ſchieſſen, und ſie zu tödten trachten würde? Dis konte der Teufel unmöglich wiſſen, oder er hat es für dismahl von ohngefehr errathen, (welches doch auch dem alten Weibe nicht unmöglich war,) oder gar den jungen Menſchen zu ſolcher That angeſtiftet: Welches beydes wohl ſeyn könte. Indeſſen wird doch dergleichen Vorgeben dadurch ſchon ziemlich verdächtig. Die gröſte Schwierigkeit thut ſich hervor, wenn man erklären ſoll, wie der Teufel die Dinge in einem Glaſe oder Spiegel præſentiren und abſchildern könne. Er muß es natürlicher Weiſe zuwege bringen, weil er übernatürliche Dinge, d. i. Wunderwercke nicht thun kan. In den Spiegel, oder in eine dichte Cryſtalline Kugel, kan er die Dinge nicht hinein bringen, noch weniger ſie ſo geſchwinde darin verfertigen, und zu Stande bringen, als es die angegebene Umſtände erfordern, zumahl wenn mit den Erſcheinungen vielfältig und geſchwinde hintereinander abgewechſelt wird. Es gehören zu ſolcher Mahlerey Pinſel und Farben: Wie bringt ſolche der Teufel in das dichte Cryſtall? Man müſte ſie ja ſehen. Wie kan er auch ſeine verfertigte Gemählde ſo geſchwinde wieder auslöſchen, und andere an die Stelle ſetzen? Hat er ſich dann auch auf die Mahlerey gelegt? Dazu gehört eine lange Ubung. Solte er nicht was wichtigers zu thun haben, als einfältigen Hexen zu gefallen die Mahlerey zu lernen? Vielleicht

aber hat er gleich einem Taſchen-Spieler ſchon allerhand Gemählde bey der Hand, welche er, nachdem es die Umſtände erfordern, eins nach dem andern gegen den Spiegel hält, daß ſie ſich darin præſentiren müſſen. Wann dis wäre, ſo müſte man auch die Gemählde ſelbſt ſehen, ſonſt wenn ſie unſichtbar wären, könten ſie auch im Spiegel nicht geſehen werden. Lauter Dinge, welche von aller Wahrſcheinlichkeit weit entfernet ſind. Könte endlich der Teufel verborgene und abweſende Dinge entdecken, warum bedient er ſich dazu eines Spiegels, da er es leichter und beſſer auf andere Weiſe thun, und die Sachen etwa an eine Wand mahlen könte? Daß dazu ein Spiegel oder Glas nöthig iſt, läßt gewiß einen Betrug vermuthen. In einer gläſern Kugel, oder Cryſtall, præſentiren ſich die umſtehende Dinge, aber ſehr undeutlich, daß ſie nicht recht zu erkennen ſind, alſo kan der Zauberer daraus machen was er will; Traut jemand ſeinen Worten, ſo iſt er gewiß betrogen. Und ſo iſts auch Herrn Riſten ergangen. Weil Furcht und Verwunderung ſein und der Jungfer Gemüth benebelt hatten, ſo vermeynten ſie in dem Cryſtall zu ſehen, was ihnen das alte Weib vorſchwatzte. Der dumpfige Knall, welchen ſie höreten, kam entweder von ihrer erſchrockenen Einbildung her, oder das Weib hat ihn verborgener Weiſe durch einen liſtigen Handgriff zu machen gewuſt. Frägt man mich aber, wie gleichwohl der Ausgang mit dem, was ſie ſahen und hörten, übereingeſtimmt? So antworte ich, das

Weib habe den Ausgang errathen, weil ſie wuſte, daß der junge Menſch nimmermehr in Güte von der Jungfrau ablaſſen würde. Jedoch wer weiß, ob die Erzehlung überall richtig iſt. Man brachte ehedem gern wunderbaee Dinge zu Marckt, weil noch jedermann ſie zu glauben geneigt war.

Übrigens iſt kein Zweifel, daß bey dem Cryſtall-ſehen, gleichwie bey andern thörichten Wahrſager-Künſten, mancherley Betrug angebracht worden. Ließ man einen Knaben hinein ſchauen, ſo war derſelbe vorher abgerichtet, was er ſagen, und wie er die Comödie ſpielen ſolte. Der Engelländer Webſter berichtet, (*) man ſey ſolchen Leuten, die um Geld zu verdienen vorgegeben, wunderbare Dinge zu zeigen, und vorher zu ſagen, hinter die Sprünge kommen, und habe erfahren, daß ſie ihre Geſellen bey der Hand gehabt, welche den Leuten ihre Güter an einen verborgenen Ort hinparthieret, und dem Künſtler Nachricht gegeben, wo ſie ſtäcken, welcher darauf den Knaben unterrichtet, mit wunderlichen Worten den Mann, der ſie geſtohlen, und den Ort, wo ſie ſtäcken zu beſchreiben, da man ſie denn gefunden, und den Betriegern geglaubt habe.

Daniel Schwenter erzehlet (**) auch ein

(*) In der Unterſuchung der vermeynten Hexerey. cap. 16. §. 50.

(**) In Deliciis Phyſico-Mathemat. die 35. Aufgabe des ſechſten Theils.

artiges Stückgen, womit dergleichen Betrieger die einfältigen zu äffen pflegen. Man ſchreibt, lauten ſeine Worte, viel von Zauberern und Hexen, welche vorgeben, ſie können Geiſter und Geſpenſter erſcheinend machen, welches doch meiſtentheils natürlich zugehet, und aus der *Catoptrica* oder Spiegel-Kunſt herrühret. Denn der meiſte Theil ſolcher Künſtler und Künſtlerinnen, zu ihrem Betrug einen reinen Spiegel, in der Form eines Cylinders oder runden Säulen gebrauchen, hencken ihn in der Mitte eines dunckeln Gemachs auf, laſſen drauſſen vor einem Loch am Laden allerley Larven und abſcheuliche Bildniſſe, von einer andern Perſon, hin und her bewegen, welche an einem gewiſſen Ort durch den Spiegel *reflectiret* werden, unterdeſſen, weil der Künſtler wilde, rauhe und unbekannte Worte herſaget, ſich auch ſtellet, als ob er die Geiſter beſchwüre, darauf auch das Bild allerley fraget, und einen andern, ſo hinter einem Leilach verborgen, durch einen Hafen antworten läßt; Erſchrickt derjenige, ſo ihres Raths pfleget, läuft wohl gar davon, iſt auch froh, daß er dem vermeynten Geſpenſt entrunnen. Auf dieſe Manier nun kan einer, ſo der Sache nachdencket, manche gute Kurtzweil erfahren. Hierzu aber dienen noch beſſer die Gläſer, die man in die Läden ſteckt.

Der Zauber-Spiegel des Kayſers Rudolphi, welcher zu Wien aufbehalten wird, beweiſet nichts mehr, als daß es Betrieger gebe, welche dem Kayſer, der ein groſſer Liebhaber von curieuſen Dingen war, einen gemeinen Spiegel für einen Zauber-Spiegel verkauft haben. Der Herr *Autor* der Unterred. vom Reich der Geiſter hat ſolchen Spiegel auch in Augenſchein genommen, und ſchreibt (*) davon: Man wird dir in der Wieneriſchen Bibliothec einen cryſtallinen Spiegel zeigen, in welchem ein gewiſſer kunſtreicher Meiſter dem Kayſer *Rudolpho II.* dasjenige hat ſehen laſſen, was ſein Hertze begehrte. Ich habe zwar auch in ſelbigen hinein geſchauet, weiter aber nichts als meine eigene Geſtalt zu Geſichte bekommen können. Es mögen noch wohl hin und wieder dergleichen Spiegel oder Cryſtalle vorhanden ſeyn, die den Nahmen der Zauber-Spiegel führen, ob ſie aber leiſten, was ſie verſprechen, iſt eine andere Frage. In den lateiniſchen Actis Eruditorum (**) finde ich, daß es gewiſſe Magiſche Edelgeſteine gebe, welche einige mineraliſche Perlen nennen, und vor dieſem zu mancherley abergläubiſchen Dingen ſind gebraucht worden. Sie ſind durch Kunſt aus Cryſtall verfertiget, und haben eine Kugelförmige, oder auch länglicht runde Figur. Weil nun Eduard Brown den Wieneriſchen Zauber-Spiegel ein

(*) Tom. 2. pag. 293.
(**) 1730. pag. 275.

ein Glas nennet, ſo ſcheint derſelbige auch von dieſer Art zu ſeyn.

Zum Beſchluß will ich noch von einem hieher gehörigen Manuſcript Nachricht geben. Selbiges beſtehet nur aus einigen Bogen, und führet den Titul: *Speculum Salomonis*, oder die *Sphæra* aller Weisheit, eine von der allerfürtrefflichſten Kunſt, ſo GOtt denen Menſchen, die ihm von gantzem Hertzen anhangen, recht kindlich fürchten, lieben, vertrauen, auch ernſtlich nach ſeinem Willen und Geboten leben und wandeln, gegeben. Von einem Liebhaber der Wahrheit, denen Kindern GOttes zu gute aufgeſetzt. Wann es der Mühe werth wäre, wolte ich dieſes Manuſcript, weil es nur kurtz iſt, gantz mit einrücken; Allein da nichts als abgeſchmackte und höchſt abergläubiſche Einfälle und Vorſchläge darin enthalten, ſo will dem Leſer nur daraus einen kurtzen Auszug mittheilen.

Es werden darin 3 Spiegel beſchrieben, deren ein jeder zu ſeinem beſondern Gebrauch beſtimmet iſt. Dieſe Spiegel ſollen aus den 7 Metallen, das Queckſilber mit darunter gerechnet, verfertiget werden. Alſo wird dann zuerſt Anweiſung gegeben, wie dieſe Metalle zu reinigen ſind. Wann ſolches geſchehen, fängt man, wie es heißt, in GOttes Nahmen an, und in der Stunde, wenn der Mond neu wird, thut man das Gold und Eiſen in einen neuen ungebrauchten Tiegel, und ſchmeltzet es mit ſtarckem Feuer

zuſammen, hernach ſchreibt man gewiſſe Caractere und Ziffern auf Papier oder Pergament, und wirft es hinein, daß es verbrennet. Der Tiegel wird aus dem Feuer genommen, zugedeckt und an eine heimliche Städte geſtellet, damit niemand drüber komme. Wann der Mond voll wird, ſetzet man den Tiegel wieder ins Feuer, und wirft zu den vorigen 2 Metallen Kupffer hinein, auch abermahl einen Zettul mit wunderlichen Caracteren und Buchſtaben, der darin verbrennen muß. Hernach wartet man, bis der Mond wieder neu wird, und ſetzet dann den Tiegel aufs neue ins Feuer, wirft Bley hinein, nebſt einem Zettul, worauf die Worte ſtehen: Teonemanuel Iskiroh, und der Tauf-Nahme des Menſchen, dem der Spiegel werden ſoll. Auf gleiche Weiſe wird auch das Silber zu den übrigen Metallen gethan, und zuletzt Zinn und Qveckſilber, wobey aber das Zettulgen mit den Caracteren und des Menſchen Tauf-Nahmen niemahls zu vergeſſen iſt. Hat man nun die 7 Metalle ſolchergeſtalt zuſammen geſchmoltzen, läßt man ſie im Tiegel ſtehen 3 Tage nach dem neuen Mond, am dritten Tage aber, in der Stunde, da vorher der Mond neu worden iſt, ſchmeltzt man die Materie gantz wohl, und gießt die Spiegel in die Form. In vorgedachten 3 Tagen aber muß die Form zu den Spiegeln bereitet werden, wozu ebenfalls eine Anleitung gegeben wird. Sind die Formen fertig, ſo ſchmeltzt man das Metall, und gießt es hinein; Indem

aber

aber die Metalle hinein gegoſſen werden, ſpricht man bey Gieſſung des erſten Spiegels alſo:

Aus GOtt kömmt In GOtt iſt Bey GOtt beſtehet GOtt der Vater liebet	alle Weisheit.

Bey Gieſſung des andern Spiegels ſoll man ſprechen:

GOtt der GOtt der GOtt der	Sohn	erhält erlöſet ſpeiſet	alle Welt.

Und bey Gieſſung des dritten muß man ſagen:

Der Heilige Der Heilige Der Heilige	Geiſt	erleuchtet tröſtet ſtärcket	alle die die Wahrheit lieben.

Sind nun die Spiegel fertig, ſo müſſen auf die hinterſte Seite derſelben mit einem gehärteten ſtählern Steft wunderliche Figuren und Barbariſche Wörter ziemlich tief eingegraben werden, und wann ſolches geſchehen, poliret man die Spiegel.

Der Gebrauch dieſer Spiegel beſtehet in folgenden: Man macht ein Gefäß für jeden Spiegel insbeſondere, von Holtz, Silber, Kupffer, Leder oder wovon man will, daß man den Spiegel da hinein legen könne, und ſchreibt auf das Gefäß um den Spiegel herum allerhand Caractere, und theils verſtändliche, theils unverſtändliche

liche Worte. Die Spiegel thut man in die Gefäſſe, wann der Mond neu wird, und muß auf jeden Spiegel geſchrieben werden, mit Blut von einer weiſſen Taube, des Menſchen Nahme, der den Spiegel brauchen will. Es ſoll kein anderer Menſch, als dieſer hinein ſehen, ſonſt verderben die Spiegel. So iſt dann alles wohl bereitet, und fehlet nichts mehr, als, wenn man den Spiegel brauchen will, daß man die Fragen auf ein Papier ſchreibe, und ſie unter die Spiegel lege, ſo ſiehet man von Stund an darin, was der Menſch begehrt, oder zu wiſſen verlangt.

In dem erſten Spiegel ſiehet man, was an allen Orten geredet und gehandelt wird, als: Was thut der Türckiſche Kayſer? Wer iſt bey ihm? Was redet er? Iſt er fromm? Iſt er ein Mörder? Wie alt iſt er? u. ſ. w. Wann man die Fragen aufſchreibt, ſo muß man allezeit deſſen Tauf-Namen ſchreiben, von dem etwas gefragt wird. In dieſem Spiegel kan man auch leſen, was in einem verſchloſſenen Briefe ſtehet, wann man denſelben darunter legt.

In dem andern Spiegel werden geſehen alle Dinge, ſo einem Menſchen an ſeinem Leibe äuſſerlich oder innerlich fehlen, und wie ihm zu helffen ſey. Die Frage wird mit des Menſchen Urin geſchrieben, und die Schrifft mit Pulver von Vitriol und Gall-Aepffeln beſtreuet, damit ſie ſichtbar werde. Man kan auch durch dieſen Spiegel alle Künſte erfahren, und dem Men-

ſchen

ſchen die Nativität ſtellen: Item, wenn 2 mit einander zancken, wiſſen, wer recht oder unrecht habe.

In dem dritten Spiegel ſiehet man ſehr viel und groſſe Heimlichkeiten, und alles was man in den andern zween nicht ſehen kan oder mag. Man erkennet dadurch alle begangene Ubelthaten, alle Schelmerey und Diebshändel u. ſ. w.

Hieraus iſt leicht abzunehmen, was man von dieſem Manuſcript zu halten habe. Es läuft mit ſolchen Spiegeln auf lauter Aberglauben und thörichte Einbildungen hinaus. Das ſchlimmſte iſt, daß dabey noch der Nahme GOttes ſchändlicher Weiſe gemißbraucht wird.

Noch ſind die Brenn Spiegel übrig, deren Würckung in der That wunderſam iſt. Sie waren zum Theil ſchon den Alten bekannt. Plinius ſchreibt, (*) wenn man eine mit Waſſer angefüllte gläſerne Kugel an die Sonne halte, werde ſie dergeſtalt erhitzet, daß davon die Kleider anbrennen. An einem andern Ort (**) ſpricht er, die Holl-Spiegel, wenn ſie gegen die Sonne gehalten würden, zündeten viel leichter als alles ander Feuer.

Zu unſern Zeiten hat man es damit weit höher gebracht, und Brenn-Spiegel von erſtaunender Würckung verfertiget, unter welchen die Tſchirnhauſiſche wohl den Vorzug haben. Sie ſind

(*) Hiſtor. Natur. lib. 36. cap. 26.
(**) lib. 2. cap. 107.

ſind von dem gelehrten Edelmann Ehrenfried Walther von Tſchirnhauſen verfertiget worden, und hatten ohngefehr eine Elle im Diametro. Damit konte er das Holtz unter dem Waſſer anzünden, alle Metalle faſt in einem Augenblick ſchmeltzen, und ſie entweder in Glas oder Kalck verwandeln. Schiefer-Stein, Gefäſſe von Thon, gemeine Dachziegel und Bimsſtein wurden dadurch zu Glas geſchmoltzen. Das ſonſt für unverbrennlich gehaltene Asbeſtum, oder Feder-Weiß ſchmeltzte dieſer Spiegel alſobald zu einem ſchönen ſchwartzen Glaſe.(*) Wann es aber wahr wäre, was man von dem groſſen Mathematico Archimede vorgibt, daß er durch Brenn-Spiegel die Römiſche Flotte in Brand geſtecket, ſo würden dieſe denen Tſchirnhauſiſchen noch weit vorzuziehen ſeyn. Als die Römer die Stadt Syracuſa mit ihrer Flotte belagert hielten, brachte Archimedes nicht allein allerhand Rüſtzeuge auf die Mauren der Stadt, wodurch viele ſchwere Steine auf die feindliche Schiffe geworffen wurden; ſondern er hatte auch eine Machine verfertiget, welche Livius (**) eine eiſerne Hand nennet, womit er die Schiffe, ſo den Stadt-Mauren zu nahe kamen, bey dem Vordertheil ergriff, ſie damit in die Höhe hub, und alſo gleichſam auf das Hintertheil ſtellete. Wann er ſie nun wieder loß ließ, ſo hatten ſie viel Waſſer geſchöpft, und muſten davon unterſincken.

(*) S. die Remarqu. Hiſtoriſche Briefe. p. 588.

(**) lib. 24. cap. 34.

Weil aber die Römiſche Schiffe ſich deswegen der Stadt nicht nähern durften, ſondern von fern liegen blieben, ſo brachte Archimedes ſeinen Brenn-Spiegel hervor, ſtellete ihn alſo, daß die davon zurückgeworffene Sonnen-Strahlen auf die feindliche Schiffe fielen, und ſie in Brand brachten. (*)

Man kan aber dieſer Erzehlung, was inſonderheit den Brenn-Spiegel betrifft, nicht ſicher trauen. Vors erſte gedencket Plinius, welcher ſonſt nicht leicht dergleichen wunderbare Hiſtörgen auslaßt, des Archimedis Brenn-Spiegel nicht mit einem Wort; auch nicht einmahl an dem Ort, wo er davon zu reden die beſte Gelegenheit hatte, wann er nemlich ſchreibt, daß die Hol-Spiegel von der Sonne viel leichter zündeten, als alles andere Feuer. Solte er hier wohl nicht des Archimedis Spiegel zum Exempel angeführt haben, wann ihm derſelbe bekannt geweſen wäre? Livius weiß auch von ſolchem Brenn-Spiegel nichts, ob er gleich des Archimedes eiſerne Hand anführet, womit er Schiffe verſencket. Er iſt ein viel zu aufrichtiger Geſchicht-Schreiber, als daß er ſeinen Leſer mit Fabel-Werck aufhalten ſolte. Wann wir auch die Sache ſelbſt in Betrachtung ziehen, ſo wird ſie ſich ſelbſt wiederlegen. Der Brenn Spiegel kan unmöglich einen ſo weiten Brenn-Punct gehabt haben, daß er die Römiſche Schiffe hätte erreichen können. Zween Frantzoſen,

(*) S. Majoli Dies Canicul. Tom. I. Colloq. 23. pag. 541.

Frantzoſen, Nahmens Villette, Vater und Sohn, haben zu Lion einen Brenn-Spiegel verfertiget, der 43 Zoll breit war, 135 Zoll ohngefehr im Umfange hatte, und 400 Pfund wog. Gleichwohl war der Brenn-Punct davon nicht über $3\frac{1}{2}$ Schuh entfernet. (*) Wir wollen ſetzen, der Brenn-Punct ſey von des Archimedes Spiegel 20 Fuß entfernet geweſen; wiewohl ich kaum glaube, daß man einen Spiegel von einem ſo weiten Brenn-Punct verfertigen könne, oder wenn er ja zum Stande gebracht würde, dürfte er in ſolcher Weite ſeine Kraft zu ſehr verlieren, und zum Brennen gar untüchtig ſeyn. Nun iſt nicht zu glauben, daß die Römiſche Schiffe den Mauren der Stadt ſo nahe werden gekommen ſeyn, da ſie ſich für den Stein-Hagel und der eiſern Hand zu fürchten Urſach hatten. Geſetzt auch, der Brenn-Punct des Spiegels habe bis an die Schiffe gereichet, ſo war es doch unmöglich, ſie in Brand zu bringen, wann ſie nicht vor Ancker gelegen, und ohne alle Bewegung geweſen ſind. Wann ſie ſich nur etwas bewegten, konten ſie dadurch dem Brand entweichen, ſintemahl ſchlechterdings erfordert wird, daß das Ding, welches man anzünden will, ruhe und ſtill liege, ſonſt fällt der Brenn-Punct von einem Ort auf den andern, und kan nirgends recht ſeine Würckung thun. Hat weiter der Spiegel feſt und unbeweglich gehangen, ſo wird es dem Archimedes damit noch weniger geglückt ſeyn, weil er alsdann nur an einem

(*) S. Wolffs Mathematiſches Lexicon. Tit. Speculum Cauſticum.

einem eintzigen Ort, nemlich im Brenn-Punct zünden können. Welche Schiffe aber in den Brenn-Punct nicht kamen, muſten ohne Schaden bleiben. Endlich iſt das gantze Vorgeben auch deswegen unglaublich, da die beſten Brenn-Spiegel nicht alles auf einmahl in volle Flammen ſetzen, ſondern nur einen kleinen Fleck, welchen der Brenn-Punct berühret, ſo konten ja die Schiffe nicht leicht angezündet, ſondern das Feuer ohne Mühe gelöſchet werden. Wo ja etwas an der Sache iſt, ſo mag Archimedes die Schiffe durch künſtliches Feuerwerck, ſo er darin geworffen, in Brand gebracht haben, dergleichen das nachhero erfundene und ſo genannte Griechiſche Feuer (*) war, von welchem man auch wunderbare Dinge vorgibt, die ich dahin geſtellt ſeyn laſſe.

Joh. Bapt. Porta gibt zwar einen paraboliſchen Brenn-Spiegel an, (**) welcher unendlich weit brennen, und viel vortrefflicher als des Archimedes ſeiner ſeyn ſoll. Allein wann er es verſucht, und einen ſolchen Brenn-Spiegel verfertigt hätte, alsdann wolten wir ihm glauben, ſo aber bleibt ſein Vorſchlag eine leere Speculation und Einbildung.

Man hat noch eine andere Erzehlung, welche mit der vorigen genau übereinkommt. Es berichtet nemlich Zonaras, (***) daß, als Vitalianus

(*) S. davon Majoli Dies Canicul. Tom. I. Colloq. 22. pag. 501.
(**) In Magia Natural. lib. 17. cap. 17.
(***) Tom. 3. Annalium, in Anaſtaſio Dicoro.

lianus mit ſeiner Schiffs-Flotte die Stadt Conſtantinopel eingeſchloſſen und belagert hatte, ein Philoſophus, Nahmens Proclus, ebenfalls Brenn-Spiegel auf die Mauren der Stadt gebracht, und damit die Schiffe angezündet habe. Iſt die Sache mit des Archimedes Spiegel nicht richtig, ſo verdienen des Procli ſeine noch weniger Glauben, ſondern die letzten ſind nach dem Modell des erſten erdichtet worden.

67.

Creaturen, ſo im Feuer leben.

Wenn wir auf die Würckung des Feuers acht geben, ſo können wir uns daſſelbige vorſtellen, daß es beſtehe aus überaus ſubtilen und ſpitzigen Theilen, welche, da ſie ſehr ſchnell bewegt werden, alles durchdringen, und dadurch die cörperlichen Dinge entweder erhitzen und ausdehnen, oder ſie ſchmeltzen und in Fluß bringen, oder durch Zerreiſſung ihrer Theile ſie gar auflöſen und zerſtören. Das Feuer beweiſet ſeine Krafft an allen cörperlichen Dingen auf eine oder die andere Weiſe. Inſonderheit lehret uns die Erfahrung, daß die Creaturen, ſo ein Leben haben, und deren Leiber aus feſten und flüßigen Theilen künſtlich zuſammen geſetzt ſind, durch eine mäßige Wärme erhalten, durch ſtarckes Feuer und Hitze aber alſobald zerſtöret werden. So bald z. E. ein Thier in ein brennendes Feuer geworffen wird, muß es darin umkommen, weil

die ſchnelle Bewegung der Feuer-Theilgen deſſen Structur geſchwind auflöſet und gäntzlich trennet. Hieraus ergibt ſich ſchon von ſelbſt, wie unmöglich es ſey, daß lebendige Creaturen ſich im Feuer ohne Schaden ſolten aufhalten, und darin gleichſam als in ihrem Element leben können. Indeſſen wollen wir doch die Creaturen insbeſondere vornehmen, von welchen man ſolches vorgibt.

Der Wunder-Kopf Theophraſtus Paracelſus, gleichwie er jedem Element ſeine beſondere vernünftige Einwohner zueignet, alſo ſucht er dergleichen auch im Feuer, und nennet dieſe Feuer-Leute Vulcanos und Salamanders. Sie ſollen Donner und Blitz erregen, und ſich in den Feuerſpeyenden Bergen mit ihrem Geſchrey, Zimmern und Werck hören laſſen: Auch ſollen die brennende Lichter auf den Wieſen und Aeckern nichts anders als ſolche Feuer-Leute ſeyn. (*) Dis wird ihm niemand glauben, der da weiß, woher Blitz und Donner, ingleichen die des Nachts herumſchwermende Irrwiſche entſtehen. Seine Meynung läuft auf die Träume von den elementariſchen Geiſtern hinaus, welche weder durch die Erfahrung, noch durch richtige Vernunft-Schlüſſe können erwieſen werden.

Der Chriſtliche Alt-Vater Macarius redet ſchon von Thieren, auch wie es ſcheint, gar von vernünftigen Creaturen, die ſich im Feuer aufhalten. Im übrigen, ſchreibt er, (**) wie man insgemein

(*) Abraham von Franckenberg in Gemma Magica. Part. 2. pag. 53.

(**) In der 14ten Homilie.

insgemein ſagt, ſo ſind etliche feurige Berge, darinnen das Feuer bleibt, und da ſind Thiere den Schaafen gleich, welche zu fangen die Jäger eiſerne Räder machen, und lange Haken ins Feuer werffen. Weil dieſe Thiere an ſtatt der Speiſe, Trancks, Ruhe, Wachsthums, Lebens und aller andern Dinge das Feuer haben ſollen. Welche, wenn man ſie in eine andere Lufft bringt, ſollen ſie alsbald verderben. Ihre Kleider werden nicht mit Waſſer, ſondern mit Feuer gewaſchen, wenn ſie beſchmutzt ſind, und davon werden ſie rein und weiß. Es iſt gut, daß dieſer Alt-Vater ſich auf die gemeine Sage beruft; alſo hat man auf ſeine Erzehlung wenig zu geben, weil, was die gemeine Sage zum Grunde hat, gemeiniglich nur Kinder-Poſſen und Weiber-Mährgen ſind. Nicht viel beſſer ſiehet es mit folgender Geſchichte aus, da man eines heidniſchen Weibes, Nahmens Eziſer gedencket, welche, ſo oft ſie kranck worden, ſich ins Feuer geſencket, und dadurch als in einem Bade erqvicket hat. (*) Wer Vernunft braucht, ſiehet die Sache als unmöglich ein, weil das Feuer die menſchliche Cörper nothwendig zerſtören muß; Wer aber, gleich den Kindern und alten Weibern, nur der Einbildung folgt, und die Sache obenhin anſiehet, kan durch Verwunderung leicht dahin geriſſen werden, ſie für möglich zu halten.

Der groſſe Ariſtoteles muß zuweilen auch geträumet haben, indem er uns überreden will,

(*) S. Happelii Relat. Curioſ. Tom. 3. p. 11.

es würden in den Cypriſchen Ofen, darin man die Ertz-haltige Steine viele Tage lang brennete, mitten in dem Feuer geflügelte Thierlein gezeuget, etwas gröſſer als eine Fliege, welche beſtändig im Feuer lebten und herumſchwermten. (*) Sein Beweis davon iſt ſchlecht gnug. Man findet ihn bey dem Cicero, der da ſchreibt; (**) **Weil unter den beſeelten Dingen einige auf der Erde, andere in dem Waſſer, andere in der Luft entſpringen; ſo kommt es dem *Ariſtoteles* ungereimt vor, daß in demjenigen Theile der Welt, welcher zu der Erzeugung der Thiere am geſchickteſten iſt, keines gezeuget werden ſolt.** Er ſchwatzt hier etwas ohne Bedacht hin. Ich mögte gern wiſſen, welche beſeelte Dinge eigentlich in der Luft entſtehen. Die Vögel hecken ihre Jungen eigentlich nicht in der Luft, ſondern auf der Erde aus, wozu man auch die Bäume, die daraus hervorwachſen, rechnen muß. Zwar leben alle beſeelte Dinge in und durch die Luft, als welche ſich ſelbſt im Waſſer, wo die Fiſche gezeugt werden, findet, auch in der Erde, worin ſich allerhand Würmer aufhalten, und ihr Geſchlecht fortpflantzen; aber deswegen kan man eigentlich nicht ſagen, daß ſie in der Luft gezeugt werden. Er iſt auch zu beweiſen ſchuldig, daß das Feuer zur Zeugung der Thiere am geſchickteſten ſey. Verſtehet er eine gemäßigte Wärme, ſo mag es endlich gelten. Soll es aber ein hellbrennendes Feuer

(*) *In* Hiſtor. Animalium. lib. 5. cap. 19.
(**) De Natura Deorum, lib. 2. cap. 15.

Feuer ſeyn, dergleichen das in den Cypriſchen Oefen war, ſo weiß jedermann, daß es keine lebendige Creaturen ernehren könne, ſondern ſie vielmehr zerſtören und ihre Structur auflöſen muß.

Des Ariſtoteles Anſehen hat viele andere verleitet, welche die Sache für bekannt angenommen haben. Plinius wiederholt ſeine Erzehlung, (*) und nennt dis Feuer-Thier Pyralis oder Pyrauſta. Seneca ſchreibt, (**) das Feuer verzehre alles, und doch würden Thiere darin gezeugt, ob es gleich wider die Wahrſcheinlichkeit zu ſeyn ſchiene. Beym Solino (***) heiſſen dieſe Feuer-Thiere Caryſtiæ. Wobey ich mich aber nicht länger aufhalten will, ſondern nur noch eine Muthmaſſung Edmund. Dickinſons anführen. (****) Die Pyrauſtæ, ſagt er, entſtehen nicht aus dem Feuer, können auch darin nicht leben. Sie werden zwar an ſehr warmen Oertern gezeugt, und wenn ſie ſich von dort wegmachen, müſſen ſie wegen ihrer kalten Natur alsbald ſterben. Im Feuer können ſie nicht, als nur etwa einen Augenblick leben, indem ſie geſchwinde durch die Flammen hinfliegen. Jedoch bin ich mehr geneigt, die Sache für eine Fabel zu halten.

Der Salamander iſt eine Art von Eydexen, und deswegen bekannt, weil er nicht allein im Feuer leben, ſondern auch daſſelbige auslö-

(*) Hiſtor. Natur. lib. 11. cap. 36.
(**) Natural Quæſt. lib. 5. cap. 6.
(***) In Polyhiſt. cap. 17.
(****) S. deſſen Phyſic. Vet. & veram, cap. 10. §. 4.

ſchen ſoll. Der erſte, ſo dieſer Fabel gedenckt, iſt abermahls Ariſtoteles: (*) damit wolte er ſeine Feuer-Thiere beweiſen. Plinius (**) legt ihm eine ſolche Kälte bey, wodurch er das Feuer, welches er nur berühret, alſobald gleich wie Eis auslöſchen ſoll. Allein unter den Alten haben ſchon Dioscorides (***) und Galenus (****) dieſem Gedichte widerſprochen: und in den neuern Zeiten iſt es durch viele Verſuche gäntzlich umgeſtoſſen worden. Matthiolus in dem Commentario über vorangeführte Stelle des Dioscorides bezeugt, es würden im Tridentiniſchen zur Frühlings- und Herbſt-Zeit viele Salamander gefunden, er hätte die Probe gemacht, und welche ins Feuer geworffen, da ſie dann bald angefangen zu brennen, und gäntzlich verzehret worden.

In Oſt-Indien gibt es auch eine Art Salamander, deren einen ein gewiſſer Herr in Rom, Nahmens Corvinus, von dort bekommen hatte. Derſelbe warf dieſen Salamander ins Feuer, und ward gewahr, wie er ſich alſobald aufblies, und viel ſchleimichte Materie ausſpie, wodurch die nächſte Kohlen ausgelöſchet wurden: Auf dieſe ausgelöſchte Kohlen ſetzte er ſich, und ſo bald ſie aufs neue glüend worden, löſchte er ſie abermahl auf vorgedachte Weiſe aus. Nachdem alſo der Salamander 2 Stunden lang mit dem Feuer geſtritten hatte, nahm er ihn heraus, und er lebte nach

(*) loco ſupra cit.
(**) lib. 10. cap. 67.
(***) De Re Medica. lib. 2. cap. 56.
(****) De Temper. lib. 3. cap. 4.

nach der Zeit noch 9 Monath. Seine Speiſe war die Erde, auf welcher man ihn aus Indien gebracht hatte, welche er leckete. Anfänglich war ſolche Erde mit einer dicken Feuchtigkeit bedecket, und wann ſie austrocknete, befeuchtete ſie das Thier wieder mit ſeinem Urin. Als man es aber auf die einheimiſche Erde ſetzte, ſo ſtarb es 3 Tage darauf. (*) Dis iſt es vermuthlich, was zu dem Gedichte Gelegenheit gegeben, als wenn der Salamander gantz unverbrennlich wäre.

Wann einer Sache nur erſt wunderbare Eigenſchafften beygelegt werden, ſo finden ſich bald Leute, welche noch mehr dazu ſetzen. Das iſt dem Salamander auch wiederfahren. Plinius ſchreibt, (**) ſie wären weder männlichen noch weiblichen Geſchlechts. An einem andern Ort (***) ſagt er, wann der Salamander einen Menſchen beſchädigt hätte, würde er vom Gewiſſen getrieben, daß er nicht wieder auf die Erde käme, und alſo umkommen müſte. Ob dis Thier gleich im Feuer lebt, wie von ihm die gemeine Sage iſt, ſoll es doch die Sonnen-Hitze nicht vertragen können, ſondern vom hellen Wetter ſterben. (****) Ich kan nicht begreiffen, wie dis zugehet, da es widerſprechende Dinge ſind, im Feuer leben, und von der Sonnen-Hitze ſterben.

Leute

(*) S. Henrici Oldenburgii Acta Philoſophica Societatis Regiæ in Anglia. pag. 311.
(**) Hiſtor. Natur. lib. 10. cap. 68.
(***) lib. 29. cap. 4.
(****) S. Majoli Dies Canicul. Tom. I. Colloq. 8. pag. 227.

Leute die wunderbare Dinge ausrichten wollen, und deswegen für Zauberer paſſiren, brauchen den Salamander auch zu ihren thörichten Künſten. Wann eine Stadt oder Haus im Brand ſtehet, werffen ſie einen Salamander ins Feuer, in der guten Hoffnung, daſſelbe dadurch zu löſchen. (*)

Man will endlich aus des Salamanders Haut unverbrennliche Riemen ſchneiden. Gervaſius Tilberienſis berichtet, (**) er habe zu Rom bey dem Cardinal Petro Capuano einen langen und breiten Riem von Salamander-Leder geſehen, welcher, wann er beſchmutzt geweſen, ohne Schaden ins Feuer geworffen, und alſo gereinigt worden. Da aber der Salamander ſelbſt nicht unverbrennlich iſt, ſo wird noch weniger ſeine Haut dem Feuer widerſtehen können. Er müſte auch ein groſſes Thier ſeyn, wann man aus ſeiner Haut einen Riemen ſchneiden wolte, der um eines Menſchen Leib reichte. So groſſe Eydexen gibt es nicht, man wolte dann die Crocodile für eine Art Eydexen halten.

Man redet gar von Salamander-Lacken, die etwa aus der Wolle des Salamanders verfertigt worden. Allein dadurch hat man eine gewiſſe Berg-Art zu verſtehen, ſo Alumen Plumoſum, Amianthus lapis, Feder-Weiß oder Stein-Flachs heiſſet. Dis Stein-Gewächſe hat die Art, daß es ſich in Fäſerlein zerreiſſen läßt, die man hernach in Faden flechten, und daraus etwas weben kan.

(*) Thom. Brown in Pſeudodox. Epidemica, lib. 3. cap. 14.

(**) In Otus Imperial. pag. 920.

kan. Weil es aber eine Stein-Art iſt, ſo verbrennet es nicht im Feuer, und man darf ſolche Lacken nicht mit Waſſer waſchen, ſondern ſie nur durchs Feuer reinigen. Vielleicht iſt der Salamander-Riem, den Gervaſius geſehen, auch aus Feder-Weiß bereitet geweſen.

68.
Von Geſchlechts-Mählern.

Ehe wir die Geſchlechts-Mähler vornehmen, will ich eine Unterſuchung der Kennzeichen und Merckmahle anſtellen, welche gantzen Nationen gleichſam von Natur ſollen eigen ſeyn. Man wird gewahr, daß die Völcker des Erdbodens in der Geſtalt und Geberden dergeſtalt von einander unterſchieden ſind, daß man z. E. einen Frantzoſen von einem Teutſchen, Engelländer von Italiäner, Türcken und Perſianer, Chriſten und Juden, unterſcheiden, und einen für dem andern erkennen kan. Die Sache ſelbſt iſt wohl richtig, und wer darauf mit Fleiß acht gibt, wird dergleichen Unterſcheid wahrnehmen. Es frägt ſich aber, worin ſolcher Unterſcheid beſtehe, und woher er komme? Wann einige Nationen von Farbe weiß, andere braun oder Oliven-färbig, noch andere aber Kohl-ſchwartz ſind, ſo fällt ihr Unterſcheid deutlich gnug in die Augen, und man kan ihren Urſprung ohne Mühe erkennen. Allein es gibt Völcker, die in der Farbe wenig oder nichts unterſchieden ſind, und gleichwohl andere Kennzeichen an ſich haben, wodurch ſie ſich

von

von einander unterſcheiden laſſen. Z. E. die Tartarn haben insgemein ein breites Angeſicht, und kleine Augen, da ſie übrigens in der Farbe mit vielen andern Nationen übereinkommen. Die Africaniſche Mohren haben ein krauſes Haar wie Wolle, wann hingegen andere in Oſt-Indien befindliche ſchwartzen ein glattes und langes Haar haben, auch in der Geſichts-Bildung von den erſten abgehen.

Woher mag nun ſolche verſchiedene Geſichts-Bildung bey verſchiedenen Nationen kommen? Davon will kürtzlich meine Meynung eröffnen. Man darf nur bedencken, wie die Phantaſie der ſchwangern Weiber zur Geſichts-Bildung ihrer Leibs-Frucht vieles beyträgt. Solches habe ſchon im 36 Cap. von der Phyſiognomie(*) erinnert. Alſo iſt leicht zu begreiffen, wie die einem Volck mehrentheils gewöhnliche Geſichts-Bildung auf die Kinder fortgepflantzt wird. Die Mütter, welche beſtändig dergleichen Geſichter vor ſich ſehen, imprimiren dieſelbige, und keine andere, durch die Einbildung ebenfalls ihren Kindern, und ſolchergeſtalt wird ſie unter einer Nation immer fortgepflantzt. Geſchicht es aber, daß ſich Leute unter eine fremde Nation zu wohnen begeben, und demnach die Mütter andere Geſichts-Bildungen zu ſehen bekommen, ſo verfällt ihre Einbildung auch öfters auf andere, und daher kommts, daß mit der Zeit die Merckmahle, welche ſonſt ihrer Nation eigen ſind, gar ausgehen, und man ſie zuletzt von der Nation, worunter

(*) Tom. 2. pag. 156.

worunter ſie wohnen, kaum mehr unterſcheiden kan. Dis aber muß bloß von der Geſichts-Bildung, nicht aber von den verſchiedenen Farben der Menſchen verſtanden werden; Denn die Farben laſſen ſich durch die Einbildung der Mütter nicht ändern, und 2 Perſonen von weiſſer Farbe können niemahls einen ſchwartzen, und die von ſchwartzer Farbe niemahls einen weiſſen zeugen.

Was die Geberden anlangt, welche auch bey verſchiedenen Nationen verſchiedentlich gefunden werden, damit kömmt es bloß auf die Gewohnheit an. Die Kinder ſehen die Geberden für gut an, die ſie bey den meiſten gewahr werden, und gewehnen ſich unvermerckt dazu, daher ſie dann unter einer Nation erhalten und fortgepflantzt werden. Bey dem allen aber leiden dieſe Kennzeichen der Völcker, ich meyne die Geſichts-Bildung und Geberden, bey vielen eine Ausnahme, und werden gantz anders angetroffen, als ſie gemeiniglich zu ſeyn pflegen. Ich zweifle auch ſehr, ob es ſeine Richtigkeit habe, wenn man ſagt,

Der Frantzoſe ſey wohlgeſtalt:
Der Teutſche groß:
Der Italiäner mittelmäßig:
Der Spanier klein:
Der Engelländer anſehnlich. (*)

Sondern glaube vielmehr, daß ſich hiebey mehr denn allzuviele Abfälle finden werden.

Wir wollen auch die beſondere Gemüths-Eigenſchafften der Völcker betrachten. Solche nennet

(*) S. Berckenmeyers Curieuſ. Antiquar. Tom. I. p. 9.

nennet man das Naturell der Völcker, unter welchem Titul eine eigene Abhandlung in des Herrn Walchs Philoſoph. *Lexic.* ſtehet. Die Gedancken des Herrn Walchs davon beſtehen in folgenden. Er theilt die Völcker nach den Climatibus ein, und bringt ſie unter 3 Claſſen, indem etliche in den kalten; andere in den heiſſen; und etliche in den temperirten Ländern wohnen. Die kalten Nord-Länder ſollen keinen ſonderlichen Verſtand haben, und zum ſtudiren nicht geſchickt ſeyn. Es fehlet ihnen an Munterkeit und Scharffſinnigkeit, ſie ſind zu Sachen die ein Ingenium und Judicium erfordern, nicht aufgelegt. Zum Exempel führet er Schweden und Dännemarck an, wo die wahre Philoſophie etwas rares iſt, und man immer gern bey dem alten bleibt. Die herrſchende Paßion dieſer Völcker aber ſoll der Geld-Geitz ſeyn. Die in den heiſſen Mittags-Ländern wohnen, haben entweder dumme oder phantaſtiſche Ingenia, welches die alten Aegyptier mit ihrem Exempel beſtätigen, derer Symboliſche, Hieroglyphiſche und Magiſche Weisheit nur Einfälle der Phantaſie waren. Dem Gemüth nach ſollen die Völcker Hochmüthig und Geldgeitzig, auch zur Unzucht und Geilheit ſehr geneigt ſeyn. Die in den temperirten Ländern ſind zu allerhand Künſten und Studien geſchickter, doch hat eine Nation vor der andern was beſonders. Die Teutſchen ſind von Natur nicht die beſten, hurtigſte und ſcharffſinnigſte Köpffe. Was ihnen aber von Natur abgehet, erſetzen ſie durch unermüdeten Fleiß. Sie haben ein

gutes Gedächtniß, jedoch fehlet es ihnen auch an Ingenio und Judicio nicht. Auf Seiten des Willens ſind ſie weder im höchſten Grad hochmüthig, noch Geld-geitzig, noch wollüſtig, ſondern haben von allen dreyen eine ziemliche Doſis, und halten viel auf eſſen und trincken. Die Spanier ſind langſame Köpffe, dabey hochmüthig und aufgeblaſen. Die Engelländer ſind von Natur zu tieffſinnigen Sachen geſchickt. Ihre Complexion neigt ſich ſehr zur Melancholie, daher gibts auch unter ihnen viele Phantaſten und Schwärmer: Sie ſind auch zu groſſen Veränderungen geneigt. Die Holländer kommen in vielen Stücken mit den Teutſchen überein. Die Frantzoſen haben hurtige, muntere und aufgeweckte Köpffe, und ſind daher zu ingenieuſen Wiſſenſchafften gebohren: Zu judicieuſen Sachen aber haben ſie weder die Gedult, noch das nöthige Talent einer Scharffſinnigkeit. In Gedächtniß-Wiſſenſchafften finden ſie kein Vergnügen. Ihr Gemüths-Caracter iſt die Wolluſt, daher ſind ſie leichtſinnig, und lieben ein freyes Weſen. Den Italiänern fehlet es an Judicio nicht. Sie ſind auch in Erfindung ingenieuſer Gedancken und Vorſtellungen, wie man ſie zur Poeſie braucht, glücklich. Ihre Gemüths-Art iſt melancholiſch und ſanguiniſch. Daher ſind ſie ſehr rachgierig, und bey der Wolluſt im höchſten Grad veneriſch.

Soll ich hievon meine Meynung ſagen, ſo ſtehet das gantze Vorgeben von dem Naturell der Völcker auf ſehr ſchwachen Füſſen; Denn man

kan ſolches weder dem Climati, oder der darin befindlichen Lufft zuſchreiben; noch es eigentlich ein Naturell nennen, weil es gröſſten Theils auf Dinge ankömmt, die den Nationen nicht von Natur eigen ſind, ſondern ſich bloß durch die Auferziehung und Gewohnheit bey ihnen eingeſchlichen haben. Was erſtlich die Völcker anlangt, welche in kalten und heiſſen Ländern wohnen, ſo will die Erfahrung eben nicht beſtättigen, daß die Nordländer keinen ſonderlichen Verſtand haben, und zum ſtudiren nicht geſchickt ſeyn, die in den heiſſen Ländern aber dumme und phantaſtiſche Ingenia haben ſolten. Die gantze Sache läufft auf einen Irrthum hinaus, und weil in den heiſſen ſo wohl als kalten Ländern, z. E. in Africa und Indien, ingleichen in Moſcau und der groſſen Tartarey die Studia wenig oder gar nicht getrieben werden, ſo muß man ihnen deswegen nicht ein dummes und phantaſtiſches Ingenium beylegen, noch den Nordländern den ſonderlichen Verſtand abſprechen. Wann dieſe Völcker von Jugend auf ſo wie andere angeführet würden, es ſolten gewiß viele davon auch den Gelehrteſten unter uns beykommen. Ein überzeugendes Exempel haben wir an den Ruſſen, welche ſich ziemlich aufgemuntert haben, nachdem der glorwürdigſte Czaar Peter I. die Anſtalten verfüget, daß ſie in guten Künſten und Wiſſenſchafften ſind unterrichtet worden. Was Herr Walch von den alten Aegyptiern ſchreibt, man könne ihre phantaſtiſche Ingenia aus der ſymboliſchen, hieroglyphiſchen und magiſchen Weisheit, worin

alles nur auf die Einfälle der Phantaſie ankomme, iſt leicht geſagt, aber ſchwer bewieſen. Es ging bey ihnen, wie bey allen Nationen zu, daß da die ſymboliſche Philoſophie und geheime Magie zur Mode worden, ſich jedermann darauf legte, darum folgt hieraus nicht, dieſe Nation ſey vor andern zu phantaſtiſchen Grillen von Natur geneigt geweſen. Die alten Römer wohneten in einem gemäßigten Climate, gleichwohl ſtund unter ihnen in geraumer Zeit kaum ein eintziger auf, der ſich in Künſten und Wiſſenſchafften hätte hervorgethan, wer wolte aber deswegen ſagen, ſie wären dazu von Natur nicht geſchickt geweſen. Man hielt vielmehr damahls die Philoſophie, und andere gute Künſte, für Grillenfängerey und dem Staat nachtheilig, daher ward jedermann davon ab- und zurück gehalten, und man führte die Jugend zu den Kriegs-Ubungen, zur Wirthſchafft, und wenn es hoch kam, zu einer nach ihrem Staat eingerichteten Regierungs-Kunſt an. Wenn man die alten Römer gegen die heutige polite Italiäner halten wolte, ſo ſahe es mit den erſten, nach der gemeinen Art zu reden, noch ziemlich barbariſch aus. Nachdem aber die Studia auch zu Rom eingeführet wurden, ſo zeigte es ſich bald, daß es der Nation an Witz und Verſtand nicht fehlte. Alſo läſſet ſich nicht behaupten, daß das Clima an dieſem oder jenem Schuld ſey, ſondern die Auferziehung der Jugend und die Gewohnheit, welche die gröſſte Krafft über der Menſchen Gemüther hat. Noch weniger kan man aus eingeführten Gewohnheiten einen gewiſſen Schluß auf

die Gemüths-Neigungen einer Nation machen, weil die Gewohnheiten vielfältig über die natürliche Gemüths-Beſchaffenheit Herr werden. Wurden unſere alte Vorfahren nicht auch für ungeſchickte Barbarn gehalten? und in der That mogten an ihnen wenige Spuren eines muntern und aufgeweckten Verſtandes wahrzunehmen ſeyn; da es doch heutigs Tages mit der Teutſchen Nation gantz anders ausſiehet, und ſie andern Völckern in keinem Stück weichen darf. Woher kommt aber ſolcher Unterſcheid? Zweifels ohne aus der veränderten Gewohnheit. Die alten Teutſchen legten ſich nicht auf die Studia. An Verſtand fehlte es ihnen dazu nicht, ſondern nur an Ausübung deſſelben. Wann wir nicht beſſer als ſie angeführet würden, ſolte es mit uns eben ſo ſchlecht ſtehen. Dieſer Unterſcheid aber zwiſchen ihnen und uns kan von dem Climate nicht herrühren, weil wir eben das Land bewohnen, welches ſie beſeſſen haben. Mich wundert höchlich, warum den Schweden und Dänen die Munterkeit des Verſtandes abgeſprochen wird. Soll der kalte Himmels-Strich, welchen ſie bewohnen, daran ſchuld ſeyn, ſo müſte man von den Teutſchen, als ihren Nachbarn, eben das ſagen, weil ihr Clima zum Theil auch kalt genug iſt. Daß die wahre Philoſophie unter ihnen etwas rares iſt, ſolches kömmt nicht von ihrem Naturell her, ſondern von der Gewohnheit: Weil nemlich die Freyheit zu philoſophiren bey ihnen noch nicht eingeführet iſt, ſo bleibt man aus Gewohnheit bey dem alten. Im verwichenen

nen Jahrhundert, da die Ariſtoteliſche Philoſophie noch überall in Teutſchland Mode war, hätte man von den Teutſchen eben das ſagen müſſen, was Herr Walch von den Schweden und Dänen urtheilet. Da aber in dem jetztlauffenden Jahrhundert es bey uns mit der Philoſophie eine gantz andere Geſtalt gewonnen, ſo erhellet daraus, daß es ein übereiltes Urtheil ſey, wenn man das Naturell einer Nation nach dem Climate, worin ſie wohnet, beſtimmen, oder es aus der Art und Weiſe ihrer Aufführung, des Studirens und andern Gewohnheiten ſchlieſſen will. Aendern ſich ſolche Dinge bey einem Volck, welches gar leicht geſchehen kan, ſo müſte man ſagen, es hätte ſich ihr Temperament mit verändert; So dann aber könte das Clima zu dem Temperament nichts beytragen. Ich bin auch verſichert, daß da ſich ſo wohl in Schweden als Dännemarck die Studia immer beſſer empor ſchwingen, und eine geſunde Philoſophie ſchon von einigen getrieben wird, man es daſelbſt bald andern Nationen gleich thun werde. Wenigſtens iſt es nicht unmöglich, da es unter ihnen eben ſo wohl muntere und aufgeweckte Köpffe, als unter den Teutſchen oder Frantzoſen gibt, welche es eben ſo weit als dieſe bringen können.

Wann endlich das Clima zu dem Naturell was beytrüge, ſo müſten die unter einem Climate wohnen, einerley Temperament haben, welches doch weit gefehlet iſt. Die Polen und Ungarn ſind nicht allein der Teutſchen Nachbarn, ſondern wohnen unter einem Himmels-Strich

mit uns, gleichwohl ſind ſie in den Neigungen, Sitten, Studiis und mehr andern Dingen von den Teutſchen weit unterſchieden. Jedoch was brauchts, ſich hiebey länger aufzuhalten, da ja unter jeder Nation Menſchen von ſo verſchiedenen Temperamenten angetroffen werden, daß auch nicht ein eintziger mit einem andern darin vollkommen übereinkömmt. Ich habe ſchon an einem andern Ort (*) ausgeführet, wie die Lehre von den Temperamenten höchſt ungewiß ſey; und wenn man gar gantzen Nationen ein gewiſſes Temperament zueignen will, muß man ſich nothwendig betriegen, und mag kaum etwas wahrſcheinliches zu Marckte bringen.

Es iſt wohl an dem, daß man bey verſchiedenen Nationen einen Unterſcheid in den Sitten, Neigungen und Art des Studirens bemercket, allein diß rühret von der Gewohnheit her. Z. E. daß die Teutſchen gern trincken, die Frantzoſen zur Galanterie geneigt ſind, die Italiäner eyferſüchtig und heimtückiſch, die Spanier großſprecherigt, die Engelländer veränderlich und zum Theil verſchwenderiſch ſind, u. ſ. w. ſolches kan man füglich der Gewohnheit zuſchreiben. Weil die Kinder dergleichen Dinge vielfältig wahrnehmen, ſo gewehnen ſie ſich unvermerckt dazu, in dem falſchen Wahn, daß was die meiſten thun, wohl ſtehe, und ſie auch nachmachen müſten. Man kan gleiches von allen andern Eigenſchafften der Nationen ſagen, nemlich daß es damit mehr

(*) Tom. 2. dieſes Schau-Platzes. pag. 152. ſeq.

mehr auf die Gewohnheit, als auf das Temperament ankomme. Z. E. die Teutſchen müſſen den Vorwurf hören, daß wenn ſie Bücher ſchreiben, ſie dieſelben mit vielen Collectaneis aus andern Büchern anfüllen; So brachte es ehedem die Gewohnheit mit, welche auch noch jetzt im Schwange geht. Indeſſen haben doch ſchon viele angefangen, ſich auf eigene Meditationes zu legen, wovon bereits viele ausnehmende Exempel am Tage liegen. Alſo ſtehet zu hoffen, wir werden mit der Zeit dieſen Vorwurf nachdrücklich widerlegen können. Aus dieſer Urſach mag auch der Schluß nicht gelten, daß es den Teutſchen am Judicio fehle, und ſie nur ein gutes Gedächtniß beſitzen, weil ſie ihre Bücher mit vielen Schrifftſtellen und Allegatis ehedem angefüllet haben.

Alles, worin die Nationen unterſchieden zu ſeyn ſcheinen, läuft auf gewiſſe Gewohnheiten hinaus, zu welchen aber das Clima auch bisweilen etwas beytragen kan. Was Livius (*) von den Eigenſchafften einiger Völcker anführet, hat man ebenfalls der Gewohnheit beyzumeſſen. **Es haben ſo wohl, lauten die Worte, Städte als eintzele Perſonen ihre beſondere Sitten: Auch ſind unter den Völckern einige jachzornig, andere kühn, andere aber furchtſam: Einige ſind zum Trunck, andere zur Geilheit geneigt. Von den Athenienſern ſagt man, daß ſie in ihren Unternehmungen** geſchwin-

(*) Hiſtor. lib. 45. cap. 23.

geſchwinde ſind, und ſich Dinge unterfangen, die über ihr Vermögen gehen. Die Lacedämonier ſind Zauderer, und unterſtehen ſich kaum dasjenige zu beginnen, wovon ſie gleichwohl einen guten Ausgang hoffen können. Ich mag nicht in Abrede ſeyn, daß das Land Aſien prahlhaffte Köpffe hervorbringe, und unſere Lands-Leute (die Rhodiſer) in ihren Reden behutſam ſeyn, und darin für andern benachbarten Städten einen Vorzug zu haben ſcheinen.

Man hat noch ein Regiſter von verſchiedenen Gemüths-Eigenſchafften gewiſſer Nationen, ich bin aber verſichert, der Beweis davon werde ſehr ſchlecht ausfallen. Von den Athenienſern und Spartanern ſagte man ehedem, daß ſie mehr nach Ruhm und Ehren, als Reichthum geſtrebet. Die Römer hingegen und übrige Griechen ſind mehr Gold- als Ehrbegierig geweſen. Die Aſianer hält man für verſchwenderiſch, die Böhmen für ketzeriſch, die Campanier für ſtoltz, die Catalonier für Bund-brüchig, die Teutſchen ſäufig und fräßig, doch arbeitſam und ſtarck, auch friedliebend. Die Frantzoſen achtet man unweiſe und leichtſinnig, doch grauſam in Kriegen und tapffer, die Griechen liederlich und betrieglich, doch geſchickt zum Studiren, die Spanier ruhmräthig, aber ſinnreich und verſchlagen; die Italiäner klug, zart und rachgierig, die Ligurier grob und bäuriſch, die Normänner

argli-

argliſtig, die Sclavonier oder Wenden bos- hafftig. (*)

Wo eine Sache iſt, die erſchrecklich viele Abfälle leidet, ſo iſt es gewiß das Temperament, oder die Gemüths-Eigenſchafft der Nationen, daher es eine vergebene und unnütze Mühe iſt, wenn man ihr Naturell beſtimmen will. Wo man ja noch etwas heraus bringet, welches eini- ger maſſen wahrſcheinlich iſt, ſo ſind es Gewohn- heiten, die mit dem Temperament nicht müſſen verwechſelt werden.

Ich will hierauf auch etwas anführen von gewiſſen Schwachheiten und Gebrechen des Lei- bes einiger Nationen, die man ihnen, ich weiß nicht aus was für einer Urſach, zueignet. Bey den Polen ſind die Wichſel-Zöpffe ſehr gemein, weswegen einige auf die Gedancken gerathen, ſolches Ubel würde bey ihnen durch die Geburt fortgepflantzet. Ich habe aber bereits wahrſchein- lich dargethan, daß der Gebrauch gewiſſer in Po- len befindlichen Waſſer ſolches Ubel verurſache. (**) Von den Einwohnern der Malabariſchen Küſte ſchreibt man, daß ſie alle ein dickes Bein hätten. Es iſt mit mehr als tauſend Euro- päern, ſo läßt ſich hievon Happelius (***) ver- nehmen, zu erweiſen, daß diejenige Brami- nen, oder blinde Heiden in Oſt-Indien auf

 der

(*) S. das Amphitheat. Mag. Univerſ. lib. 14. pag. 630.
(**) S. den 2 Theil dieſes Schau-Platzes. pag. 37.
(***) In Relat. Curioſ. Tom. 2. pag. 78.

der Küſte Coromandel, nahe bey der Stadt *Meliapour*, oder St. Thomas, welche von denen hergeſtammet, die an dem Mord des heil. Apoſtels Thomas, der in dieſer Gegend gelehret, und die Marter-Crone empfangen, ſchuldig geweſen, alleſamt ein Bein haben, das ſo dicke iſt, als ein Elephanten-Schenckel, das andere Bein hergegen hat ſeine gute *Proportion*. Dieſer gantze Bericht hat nichts wahres an ſich, auſſer daß ſich an vorgemeldten Ort Leute finden, deren ein Bein, oder zuweilen auch wohl beyde eine ungewöhnliche Dicke haben. Was man von dem Apoſtel Thomas mit angeflicket, kan nicht beſtehen, weil ſchwerlich zu erweiſen iſt, daß derſelbe jemahls in dieſe Länder kommen. Denn obgleich das Andencken eines Thomas, der die Chriſtliche Religion unter die Malabariſche ſo genannte Thomas-Chriſten eingeführet, bey ihnen noch erhalten wird, ſo iſt dieſer doch nicht der Apoſtel Thomas geweſen, ſondern ein Armenier, Nahmens Thomas Cana, oder Mar Thomas, von welchem die Thomas-Chriſten, die Neſtorianer ſind, herſtammen und den Namen führen. (*) Die dicken Beine der Malabaren, die ſo wohl bey Männern und Weibern, als Kindern gefunden werden, leiten einige von der Natur des Landes her, ingleichen von den kalten Nächten, und von dem

(*) S. La Croze Abbildung des Indianiſchen Chriſten-Staats. lib. 1. pag. 77. der Teutſchen Uberſetzung.

dem vielfältigen Gebrauch einiger auf Malabar wachſenden ſchädlichen Früchte, die Thomas-Chriſten aber ſagen, daß alle diejenige dieſes Zeichen an ſich haben, derer Voreltern den Apoſtel Thomas erwürget haben. (*) Allein die neuern Reiſe-Beſchreiber haben den Urſprung dieſes Ubels noch genauer entdecket, und ſchreiben es dem Waſſer zu, welches daſiger Orten ſehr ungeſund iſt. Das Waſſer, ſpricht ein gewiſſer Autor, (**) iſt nicht allein zu *Cochin*, auf der Malabariſchen Küſte, ſondern auch längſt der ganzen See-Küſte hin, von *Cranganor* bis nach St. Andreas zu, welches ohngefehr eine Weite von 2 Stunden ausmacht, von ſchlechter Art, indem diejenigen, welche es täglich trincken, ein oder gar zwey dicke Beine bekommen, welche zuweilen über den Knöcheln wohl 3 Schuh dick ſind. Sie verurſachen zwar keine Schmertzen, jücken aber ſehr, doch dünckt das dicke Bein dem, der ſich damit trägt, nicht ſchwerer zu ſeyn, als das andere. Die Holländer ſuchen dieſem Ubel dadurch, daß ſie Waſſer von *Verapolis* holen, welches die *Compagnie*-Bedienten umſonſt, die andern aber für Geld kriegen, vorzukommen; allein es glückt ihnen eben nicht allezeit von dieſem Ungemach befreyet zu bleiben.

Nun

(*) S. die Erſte Fortſetzung der Fragen aus der Kirchen-Hiſtorie Neuen Teſtamens. pag. 127.

(**) Salmon in der heutigen Hiſtorie von Indoſtan. pag. 112.

Nun iſt es Zeit, daß wir auf die Geſchlechter kommen, und von ihren beſondern Gemüths- und Leibs-Eigenſchafften reden. Man hat ein kleines Regiſter gewiſſer Römiſcher Geſchlechter, welche in einer oder der andern Tugend oder Laſter ſich ſollen beſonders hervorgethan haben. Die Appii waren hochmüthig und Ehrgeitzig; die Valerii geſellig und freundlich; die Caſſii ernſtlich und traurig; die Bruti beſtändig; die Fabii Liebhaber des Vaterlandes; die Scipiones Ehrſüchtig und kriegeriſch; die Claudii ſtoltz; die Aſinii wild; die Hortenſii beredt, und die Lælii frölich. (*) Wenn man dis Vorgeben recht erweget, ſo mögen kaum 2 oder 3 aus obgenannten Geſchlechtern geweſen ſeyn, von denen man Nachricht findet, daß ſie ſich in den ihnen zugeeigneten Tugenden oder Laſtern hervorgethan. Daraus aber folgt noch nicht, daß ſolche Tugenden oder Laſter den Geſchlechtern eigen geweſen. Drey, vier oder mehr Perſonen machen nicht das gantze Geſchlecht aus, und ich bin verſichert, es werde darin viele andere gegeben haben, welche in andern, auch wohl gantz widerwärtigen Tugenden und Laſtern excelliret. Wann in einem Geſchlecht ein Paar oder mehr wegen einerley Tugend berühmt worden, ſo iſt es vermuthlich daher kommen, daß die Nachkömmlinge ihrer Vorfahren Exempel vor Augen gehabt, (welches inſonderheit bey den Römern ſehr gebräuchlich war) und ſich dadurch zu glei-

cher

(*) S. Mart. Zeileri Sendſchreiben. Epiſt. 45.

cher Tugend aufmuntern laſſen. So können auch die Eltern den Kindern theils durch ihre Exempel, theils durch vielfältige Erinnerungen, dergleichen Neigungen von Kindheit an beygebracht haben. Mit den angegebenen Laſtern iſt es eben ſo zugangen, und die Kinder ſind durch der Eltern Exempel unvermerckt dahin geriſſen, oder wohl gar dazu angeführet worden.

Was die Leibs-Eigenſchafften, oder wie man ſie nennt, Abzeichen gewiſſer Geſchlechter anlangt, ſo ſchreibt Suetonius vom Kayſer Tiberio, (*) er habe lange Haare gehabt, welche ihm bis auf die Schultern herunter hingen und ſie bedeckten, und daraus will Suetonius ein Geſchlechts-Zeichen machen. Doch iſt nicht abzuſehen, wie er die langen Haare für ein Geſchlechts-Zeichen hat anſehen können, da es auf eines jeden Willkühr ankommt, ob er die Haare verſchneiden, oder ſie will lang wachſen laſſen. Die Cincinnati, eine Römiſche Familie, ſollen wegen der natürlich krauſen Haare in ihrem Geſchlecht, alſo genennet ſeyn. (**) Dis hat man etwa aus dem Nahmen geſchloſſen, ob ſchon nicht glaublich, daß alle aus dieſem Geſchlecht krauſe Haare gehabt; Sondern wo ſie davon den Nahmen führen, iſt wahrſcheinlich, es habe der erſte von dem Geſchlecht wegen der krauſen Haare ſolchen Nahmen bekommen. Die Ænobarbi, aus welchem

(*) In Vita ejus. cap. 68.
(**) S. das Amphitheath. Mag. Univerſ. Sect. 14. pag. 634.

welchem Geſchlecht der Kayſer Nero war, ſtammen von L. Domitio her, und die meiſten aus dieſem Geſchlecht ſollen einen rothen Bart gehabt haben. Woher ſolches kommen, davon erzehlet Suetonius (*) eine offenbare Lügende. L. Domitius ging einsmahls von dem Felde nach Haus, da begegneten ihm 2 anſehnliche Jünglinge, die ihm befahlen, dem Römiſchen Rath und Volck einen Sieg zu verkündigen, den ihre Völcker erhalten würden: Zum Wahrzeichen ihrer Majeſtät aber rieben ſie dem Domitio dergeſtalt die Backen, daß ſein ſchwartzer Bart davon Feuerroth ward. Gleichwie nun das letzte eine handgreiffliche Fabel iſt, alſo wird es mit dem Geſchlechts-Zeichen ſelbſt nicht gar zu richtig ſeyn, zumahl da Suetonius ſagt, viele, aber nicht alle aus dieſem Geſchlecht hätten einen rothen Bart gehabt.

Die **Geſchlechts-Mähler** gehören auch unter die beſondere Leibs-Eigenſchafften, oder Abzeichen, und man will vorgeben, es hätten einige Geſchlechter gewiſſe Mutter-Mähler am Leibe getragen, und ſelbige auf die Nachkommen fortgepflantzt. Einige unter den Alten behaupten gar, daß gantze Nationen einerley Geburts-Mähler an ſich gehabt.

Plinius ſchreibt, (**) die Dacier hätten ein gewiſſes Geburts-Zeichen am Arm gehabt, womit allezeit der vierdte in der Geburts-Ordnung bezeichnet

(*) In Vita Neronis. cap. 1.
(**) Hiſt. Natur. lib. 7. cap. 11.

bezeichnet geweſen. Die Spartaner hatten, nach Ariſtotelis Bericht, (*) ein Mutter-Mahl, in der Geſtalt einer Lantze an ſich. Dis alles kommt ſehr fabelhafft heraus, und es fehlet einer ſo merckwürdigen Sache an gnugſamen Zeugen: Plinii und Ariſtotelis Zeugniß aber iſt nicht hinlänglich, uns ſolches zu überreden. Den alten Teutſchen legt Tacitus (**) gelbe oder röthliche Haare, und blaue Augen bey: welches endlich wohl ſeyn kan, wenn man es von vielen verſtehet. Denn daß ſie alle oder die meiſten ſolche Haare und Augen gehabt, iſt nicht glaublich, weil wir es heutigs Tags gantz anders befinden. Was endlich Plinius (***) von den Lepidis, einer Römiſchen Familie vorgibt, daß allemahl drey hintereinander blind gebohren worden, will mir ſchwerlich ein, weil man davon keine Raiſon geben kan. Vielleicht hat ſich dieſes einmahl zugetragen, woraus man hernach eine ungereimte Folge gemacht.

Von der Mutter Selenci Laudice erzehlet Juſtinus, (****) daß, als ſie den Antiochum geheyrathet hatte, ihr geträumet, wie ſie der Apollo geſchwängert, und ihr zur Erkenntlichkeit einen Ring geſchencket, in deſſen Stein ein Ancker geſtochen war, mit dem Befehl, ſolchen Ring ihrem Sohn, den ſie gebären würde, zu geben. Das

(*) De Arte Poët. S. das Amphith. Mag. Univ. l. c.

(**) de Germania. cap. 4.

(***) lib. 7. cap. 12.

(****) Hiſtor. lib. 15. cap. 4.

Das wunderbarſte bey dieſer Sache war, daß nicht allein den Morgen darauf ein ſolcher Ring im Bette gefunden ward, ſondern als ſie mit dem Seleuco ins Kind-Bette kam, hatte das Kind ein Mahl auf der Hüffte, in Geſtalt eines Anckers. Solch Mutter-Mahl aber ſoll Seleucus auch auf ſeine Nachkommen fortgepflantzt haben, die alle einen Ancker auf der Hüffte gehabt. Die Umſtände, ſo bey dieſer Geſchichte vorkommen, machen ſie ſehr zweiffelhafft. Es kan ſeyn, daß Seleucus ein Mahl in der Geſtalt eines Anckers mit auf die Welt gebracht, wie wir dergleichen bey andern finden. Der Kayſer Auguſtus, wie Suetonius meldet, (*) hatte auf der Bruſt und dem Unterleibe unterſchiedene Flecken, oder Mähler, welche ihrer Lage und Anzahl nach das himmeliſche Geſtirn des Bären vorſtelleten. Johann Friederich Churfürſt zu Sachſen, hatte ein gold-gelbes Creutz mitten auf dem Rücken, welches er mit auf die Welt brachte, daher der Prediger, ſo ihn taufte, vorherſagte: **Er würde in ſeinem Leben ein beſondres Creutz zu tragen haben.** Allein daß Seleucus ſolches Mahl auf ſein Geſchlecht fortgepflantzet, ſtehet ſchwerlich zu glauben, wovon nachhero die Urſach ſoll angeführet werden.

Hieher gehöret ferner, was M. Paulus Venetus von den Königen der Conzanorum in Aſien ſchreibt, daß ſie alle einen ſchwartzen Adler auf

(*) In Vita ejus, cap. 80.

auf der Schulter aus Mutterleibe gebracht. (*) Jedermann weiß, wie viel fabelhaffte Dinge ſich bey dieſem Autore finden, und er verdient auch in dieſem Stück keinen Glauben. Von den Grafen von Habſpurg will man vorgeben, ſie hätten von Mutterleibe an ein gülden Creutz auf dem Rücken gehabt, oder weiſſe Häutlein, die als ein güldenes Creutz ausgeſehen. (**) Es ſtammen ja die Ertz-Hertzoge von Oeſterreich aus ſolchem Geſchlechte her, gleichwohl hat man keine Nachricht, daß ſich diß Zeichen auch bey ihnen ſolte gefunden haben. Vielmehr ſagt man, die Ertz-Hertzoge und Ertz-Hertzoginnen von Oeſterreich wären von Natur an den erhobenen Unter-Lippen, und langem Kinne zu erkennen; und daß ſolches dieſem Geſchlecht ein ſonderbares Anſehen und Majeſtät gebe. Ich will es eben nicht in Abrede ſeyn, ſintemahl es ſich wohl zuträgt, daß Kinder denen Eltern gleich ſehen, wie auch die Erfahrung bezeugt; Jedoch glaube ich, daß nicht bey allen, von dieſem Allerdurchlauchtigſten Geſchlecht, ſich dergleichen Geſichts-Bildung werde gefunden haben.

Cardanus gibt zum Beweis der Geſchlechts-Mähler vor, wie alle aus ſeiner Familie eine Wartze am Arm gehabt, dergleichen er auch an ſeinem Sohn Marcello wahrgenommen. (***) Solche Wartzen aber laſſen ſich gar nicht für

(*) S. das Amphith. Mag. Univerſ. Sect. 14. p. 631.
(**) Idem ibidem.
(***) S. Antonii le Grand Curioſ. Naturæ Arcanorum Perſcrutator. pag. 85.

ein Geſchlechts-Mahl halten, weil es ſich von ohngefehr begeben können, daß einige hintereinander eine Wartze oder kleines Mutter-Mahl am Arm gehabt.

Folgende Erzehlung gehöret unter die offenbaren Gedichte. In dem Spaniſchen Königreich Gallicien ging einsmahls eine adeliche Dame am See-Strande ſpatziren, da ſie von einem Meer-Mann, nahe bey einem niedrigen Gebüſche ergriffen, und von demſelbigen geſchwängert ward. Sie brachte nach Verflieſſung der gewöhnlichen Zeit einen wohlgeſtalten Sohn zur Welt, welcher zum Beweis ſeiner väterlichen Herkunft, an 3 oder 4 Orten, etliche mit Schuppen bewachſene Stellen an ſeinem Leibe aufzeigen konte. Als er erwachſen, erwarb er im Kriege ſonderliche Ehre, und einen unſterblichen Nahmen. Er verheyrathete ſich auch, und zeugete Kinder. Es ſollen noch einige aus dieſer Abkunft in Spanien vorhanden ſeyn, die ſich Marinos nennen, und obgeſagte Merckmahle am Leibe, wie ihr Anherr tragen. (*)

Damit wir nun im Stande ſeyn mögen zu urtheilen, ob dergleichen Mutter-Mähler von den Eltern auf die Kinder können fortgepflantzt werden, ſo will nöthig ſeyn, zuförderſt den Urſprung ſolcher Mähler ein wenig zu unterſuchen. Gemeiniglich werden ſie von der Einbildung der ſchwangern Mutter hergeleitet, daher

(*) S. Happelii Relat. Curioſ. Tom. I. pag. 80.

her ſie auch den Nahmen der Mutter-Mähler führen. Es berichtet Kenelmus Digby (*) von einer vornehmen Weibs-Perſon, wie ſie auf ihrem Halſe die Figur einer Maulbeeren ſo eigentlich gehabt, daß ſie ein Mahler oder Bildhauer nicht lebhaffter abbilden können. Sie hatte nicht allein die Gröſſe, ſondern ging auch über das Fleiſch heraus, als wenn ſie ausgehauen wäre. Dieſer Weibs-Perſon Mutter, als ſie hohes Leibs war, bekam Luſt zu Maulbeeren, und indem ihre Einbildung damit ſo hefftig erfüllet, daß, als ſie zum erſtenmahl derer anſichtig wurde, ihr ungefehr eine auf den Hals fiel: Man eilte mit Fleiß, den Maubeer-Safft abzuwiſchen, und ſie ſpürete dazumahl im geringſten nichts. Aber das Kind, ſo bald es zur Welt gebohren, brachte eine Figur einer Maulbeeren auf ſeinem Hals, eben an dem Ort, dahin die Maulbeer auf ihrer Mutter Hals gefallen war; und alle Jahr-Zeit, wenn die Maulbeeren zeitig, geſchwalle ſie, und dieſe Eindrückung, oder vielmehr Auswachſung, vergröſſerte ſich, machte Jücken und entzündete ſich.

Wenn man dieſe Erzehlung des Digby für bekannt annimt, ſo muß man doch geſtehen, es ſey unbegreifflich, wie die Einbildung der Mutter die Geſtalt der Maulbeere bey der Frucht juſt an dem Ort ſolte hervorgebracht haben, wohin ihr die Maulbeere gefallen war. Noch weniger

(*) In der Entdeckung unterſchiedlicher Heimlichkeiten der Natur, oder dem Discours von der Sympathie. pag. 60.

läßt ſich begreiffen, wie die Phantaſie ein Mahl habe würcken können, welches vollkommen einer Maulbeeren gegleichet. Niemand wird erklären können, wie die Phantaſie vermögend ſey, eine gewiſſe Materie an einen determinirten Ort hinzutreiben, zu machen, daß ſie daſelbſt durch die Haut dringe, und ſolchergeſtalt ein Mahl bilde, welches dem cörperlichen Bilde, ſo die Einbildung gefaſſet, und womit ſie vielfältig beſchäfftigt iſt, gantz ähnlich ſey. Daher man billig Anſtand nimmt, ſolche Mähler der Phantaſie zuzuſchreiben. Die Feuer-Mähler, welche auch zu den Mutter-Mählern gehören, können aus obiger Urſach unmöglich daher entſtehen, wann ſich eine ſchwangere Frau für dem Feuer entſetzet, und ſo fort ſich irgendwo am Leibe greifft, da denn das Kind an demſelbigen Ort, wo ſie hingegriffen hat, alſo gezeichnet wird: (*) zumahl da zwiſchen dem Feuer und ſolchen Mählern eine ſchlechte Gleichheit iſt. Die Mutter-Mähler werden vermuthlich bey den Kindern eben den Urſprung haben, als die Wartzen und andere Mähler bey den erwachſenen; nemlich aus den verdorbenen Säfften des Cörpers, als dem Blute und der Lympha, indem nemlich dieſelbige geſtehen, nicht geſchwinde genug flieſſen, oder aus ihren ordentlichen Gefäſſen treten; aus Verſtopffung der Schweiß-Löcher, und was dergleichen mehr iſt. Denn warum ſolten ſich ſolche Zufälle nicht ſchon bey der Frucht im

(*) S. Walchs Philoſoph. Lexicon, Tit. Feuer-Mahl.

im Mutterleibe äuſſern? zumahl da das verdorbene Geblüt der Mutter auch der Frucht mitgetheilet wird. Die Feuer-Mähler laſſen ſich auf gleiche Weiſe erklären, und können ebenfals aus gedachten Urſachen entſtehen. Sie ſind in der That nichts anders als andere Mutter-Mähler, nur daß ſie etwas gröſſer ausfallen, woher zu vermuthen ſtehet, es müſſe an dem Ort, wo ſie ſich befinden, eine gröſſere Verſtopffung der Schweiß-Löcher, Geſtehung und Austretung des Geblüts aus ſeinen ordentlichen Gängen, u. ſ. w. geweſen ſeyn. Was Digby und andere vorgeben, dergleichen Mutter-Mähler, als Maulbeeren, Kirſchen, hätten zu gewiſſen Zeiten auch ihre Bewegungen und Veränderungen, und nähmen unterſchiedene Farben an, nachdem nemlich ſich ſolche Farben bey den natürlichen im Wachsthum ſtehenden Maulbeeren und Kirſchen äuſſerten: ingleichen daß bey vielen, ſo Mähler von Mäuſen getragen, ſolche ordentlich einen Geſtanck wie Mäuſe von ſich gegeben, (*) ſolches halte ich für eine leere Einbildung, die man zu Rettung der Sympathie vor die lange Weile angenommen. Es ſehen ja dieſe und dergleichen Mähler den Dingen nicht einmahl recht ähnlich, welche ſie vorſtellen ſollen, wie iſt es denn möglich, daß man an ihnen eine gleiche Veränderung und Geruch bemercken ſolte?

(*) S. D. Chriſt. Frid. Richters Erkenntniß des Menſchen nach dem Leibe und natürlichem Leben. Cap. 7. des Erſten Theils. §. 31.

Nun antworte ich auf die Frage von den Geſchlechts-Mählern, es ſey unmöglich, daß ſie ſolten von den Eltern auf die Kinder fortgepflantzt werden. Denn entſtehen die Mutter-Mähler aus angeführten Urſachen, welche ja nicht in der Mutter Gewalt ſind, ſo iſt nicht abzuſehen, wie die Einbildung ſelbige ihrer Frucht eindrücken könte. Ich will zugeben, die Einbildung der Mutter trage dazu nicht allein etwas bey, ſondern richte eintzig und allein alles aus, ſo bleibt gleichwohl unbegreifflich, wie die Mähler juſt an den Ort ſolten hervorgebracht werden, wo ſie die Einbildung haben will. So lange man dieſes nicht deutlicher, als bisher geſchehen, erklären wird, ſo bleibt wenigſtens die Sache ſelbſt höchſt ungewiß. Noch ein Punct iſt übrig, welcher die Geſchlechts-Mähler ſehr verdächtig macht. Man muß dabey nothwendig voraus ſetzen, daß die Mütter, welche ſolche Mähler auf die Kinder fortpflantzen, ihre Einbildung, wenn ſie ſchwanger gehen, oft und viel darauf richten. Nun würde es ein groß Wunder ſeyn, wenn alle Mütter in dieſem Geſchlechtern auf ſolche Einbildung verfallen wären, welches ſchwer zu glauben iſt: weßwegen auch die Geſchichte von den Geſchlechts-Mählern bey mir in ſchlechtem Credit ſtehen, vornehmlich weil man davon zu unſern Zeiten keine Exempel anzuführen weiß. Die Alten beſchäfftigten ſich gern mit wunderbaren Erzehlungen, und begingen dabey gemeiniglich den Fehler, daß ſie dieſelbigen nicht nach den Reguln der hiſtoriſchen Wahr-

heit

heit unterſuchten, ſondern ſie immerhin ohne Prüfung annahmen.

Ubrigens gedencke noch eines recht ſonderbaren Mutter-Mahls, wofür es derjenige, ſo es am Leibe trug, ausgab, und wofür es auch Kircherus (*) hält. Ein gewiſſer Sardinier hatte von Natur ein wunderbares Zeichen an ſeinem Arm. Die Figur war gelblicht, in der Gröſſe einer groſſen Hoſtie, und ſtellte den Pabſt vor mit einer Mütze auf dem Haupt; mit der rechten Hand ertheilte er den Segen, und mit der lincken ſtützte er ſich auf dem Stuhl. Gegenüber war ein Engel zu ſehen, welcher einen Vorhang über des Pabſts Kopf zu ziehen ſchien: Innerhalb des Stuhls ſahe man zum Füſſen einen geflügelten Drachen. Kircherus ſchreibt, diß alles wäre ſo accurat ausgedruckt geweſen, daß er im Anfang gemeynet, es ſey durch ein Pulver oder Scheide-Waſſer eingeätzet worden. Nach Erwegung aller Umſtände aber hielt er es für ein Mutter-Mahl, welches die ſchwangere Mutter der Frucht eingedrücket, womit es alſo zugegangen. Die Mutter hatte in ihrem Zimmer das Bildniß Pabſts Gregorii XIII, der auf einem Stuhl ſaß, welcher mit der Figur eines Drachens gezieret war, mit der Hand aber ertheilte er den Segen. Dabey war ein Engel gemahlet, der den Vorhang wegzuthun ſchien, dergleichen man in vielen Schilderenen findet. Diß Bild hatte die ſchwangere Mutter zum

(*) De Arte Magnetica. lib. 3. Part. 7. cap. 7.

zum öftern angeſchauet, und dabey den Arm gekratzet, wodurch ſie ſolches Mahl auf die Frucht gebracht. Kircherus hätte beſſer gethan, er wäre bey ſeiner erſten Meynung geblieben, und hätte diß Mahl für ein gekünſteltes Weſen gehalten. Ein Mutter-Mahl konte es nicht ſeyn, theils weil die Einbildung ſolche Mähler ſchwerlich hervorbringen kan, theils weil es gar zu künſtlich war, und alſo die Kräffte der Einbildung weit überſtieg. Denn gleichwie die Phantaſie mit vielen Verwirrungen vergeſellſchafftet iſt, ſo kan ſie auch unmöglich etwas anders als verwirretes zu Stande bringen. Der Sardinier war ein Betrieger, welcher mit dieſem Mahl Kirchero und andern eine Naſe gedrehet.

Schau=Platz

Vieler

Ungereimten Meynungen und Erzehlungen:

Worauf die unter dem Titul

Der MAGIÆ NATURALIS

So hoch geprieſene

Wiſſenſchafften und Künſte,
Von dem Geſtirn und deſſen Influentz,
Von den Geiſtern/ ihren Erſcheinungen
und Würckungen,
Von andern natürlichen Dingen/ ihren
geheimen Kräfften und Eigenſchafften:

Ingleichen

Die mancherley Arten der Wahrſagerey/
und viel andere fabelhaffte, abergläubiſche und
ungegründete Dinge mehr,
Vorgeſtellet, geprüfet und entdecket werden.

Zur Beförderung der Wahrheit,
Wie auch
zum Unterricht und Warnung
Sich für thörichten Einbildungen und Betrug zu hüten:
eröffnet Von

THARSANDERN.

XIX. Stück.

Berlin und Leipzig,
Zu finden bey Ambroſius Haude, 1740.

Inhalt.

69.) Mancherley Aberglaube beym Gebet.

70.) Von den Steinen und ihren geheimen Kräften.

71.) Von der Muſic und ihrer Würckung.

72.) Von Zeugung ſchöner Kinder.

73.) Vom ewigen Juden.

69.

Mancherley Aberglauben beym Gebet.

Bey der Materie vom Gebet muß zu allererſt unterſuchet werden, auf was Weiſe GOtt der Menſchen Gebet erhöret, weil nach Entſcheidung dieſer Sache ſich mancherley dabey vorgehender Aberglaube von ſelbſt offenbaret.

Der gemeine Mann, auch wohl viele unter den Gelehrten, ſtellen ſich die Sache alſo vor, daß wenn wir beten, und GOtt uns erhöret, er dasjenige, was wir begehren unmittelbar würcke und kommen laſſe. Z. E. Wenn jemand um Befreyung von einer Kranckheit bittet, und ſelbige darauf erfolgt, ſo ſchreibt man die erlangte Geſundheit, wie billig, GOtt zu, glaubet aber daneben, daß er ſie auſſerordentlicher oder gar wunderthätiger Weiſe gewürckt habe: Hat man aber dabey Artzney gebraucht, ſo ſoll ſie GOtt unmittelbar geſegnet haben. Diß hat die Menſchen verleitet, daß ſie ſich unterſtanden, ſolche Dinge von GOtt zu bitten, die nicht durch den ordentlichen Lauf

der Natur, ſondern durch GOttes unmittelbare Würckung, und durch ein Wunder-Werck könne bewerckſtelliget werden. Allein da wir keine Verheiſſung vor uns finden, daß GOtt auf unſer Gebet Wunder thun wolte, ſo iſt es eine ſtråfliche Verſuchung GOttes, oder wenigſtens ein eigenmåchtiges und hochmůthiges Anſinnen, wann wir von ihm dergleichen begehren. Denn ob wir zwar in H. Schrift Exempel finden, wie GOtt auf der Frommen Gebet Wunder gethan, auch unſer Heyland ſeinen Jüngern verheiſſet, daß ſie in ſeinem Nahmen, d. i. wann ſie in ſeinem Nahmen GOtt darum hertzlich anriefen, Zeichen thun würden, nemlich Teufel austreiben, mit neuen Zuugen reden, &c. Marc. 16. 17. 18. ſo iſt doch ſolches auf keine Folge zu ziehen, weil CHriſti Verheiſſung, wie unſere GOttes-Gelehrten erinnern, nur ſeine Jünger, oder die etwa bald nach ihnen gelebet, angehet, welche die Gaben Wunder zu thun beſeſſen haben. Dieſe Wunder-Gaben theilte GOtt damahls den rechtſchaffenen Anhångern JEſu mit, damit ſolcher Geſtalt die Kirche CHriſti mögte gepflantzet und allenthalben ausgebreitet werden. Nachdem ſolches geſchehen, hat die Gabe Wunder zu thun, nach und nach aufgehöret, wie aus der Kirchen-Geſchichte ſattſam erhellet. Der HErr CHriſtus ſpricht zwar Marc. 11, 24. **Alles was ihr bittet in eurem Gebet, glaubet nur, daß ihrs empfangen werdet, ſo wirds euch werden:** Woraus einige ſchlieſſen wollen,

als

als würde ihr Gebet von GOtt erhöret werden, wenn ſie auch von ihm Wunder begehrten. Solche Erklärung aber findet nicht ſtatt, ſondern das Wörtlein Alles hat hier einen eingeſchrenckten Verſtand, nehmlich: Alles was ihr bittet nach GOttes Willen, Befehl und Verordnung, zu eurem Nutzen und Beſten, das ſoll euch gegeben werden. Es iſt demnach ein Aberglaube, wenn man von GOtt Dinge bittet, die nicht anders als durch ein Wunder-Werck können erhalten werden.

Thut nun GOTT auf unſer Gebet nicht Wunder, ſo frägts ſich, wie er ſonſt das Gebet erhöre, wann er nicht durch eine unmittelbare Würckung das Gebetene ſchicket und ſchaffet? Die Antwort iſt, er bringt daſſelbe durch eine vorher eingerichtete Folge natürlicher Dinge, Zufälle und Begebenheiten zu wege, die er im Anfang der Einrichtung des Welt-Gebäudes ſchon alſo geordnet hat, daß ſie, wenn er der Menſchen Gebet zu erhören beſchloſſen, die Erfüllung deſſelben ins Werck richten müſſen. Z. E. Wann jemand auf dem Meer in Gefahr des Schiffs-Bruchs ſchwebet, er betet aber zu GOtt um Hülffe und Errettung, und ſoll von ihm erhöret werden, ſo hat GOtt in der natürlichen Folge der Dinge ſchon ſolche Anſtalten gemacht, die zu ſeiner Errettung ausſchlagen müſſen; wie diß alles in der Leibnitz-Wolfiſchen Philoſophie ſehr wohl und gründlich ausgeführet und erwieſen wird.

Man mögte hier einwenden, (wie dann

ſolcher Einwurf vielfältig iſt gemacht worden) wozu das Gebet nöthig ſey, da dasjenige, was wir von GOtt verlangen, ohnedem durch die vorher beſtimmte und eingerichtete Ordnung der Dinge erfolgen muß. Man antwortet: GOTT, welcher alle auch die zufällige und dem freyen Willen des Menſchen unterworffene Dinge, folglich auch ihr Gebet vorher geſehen, habe ſich in Anordnung der Dinge darnach gerichtet, und wann er es zu erhören beſchloſſen, ſolche Einrichtung und Anſtalt gemacht, daß dasjenige natürlicher Weiſe erfolget, was zu ſolcher Erhörung nöthig iſt. Z. E. Wann er vorher geſehen, daß ein auf dem Meer Nothleidender zu ihm beten würde, und er erhöret werden ſolte, ſo müſſen nach GOttes Einrichtung ſich ſolche natürliche Begebenheiten ereignen, welche zu des Menſchen Errettung erfordert werden. Dieſemnach iſt ja das Gebet nicht umſonſt und vergebens: Wann es unterbleibet, ſo hat GOtt bey Einrichtung der Dinge keine Abſicht darauf haben können, ſondern der Menſch muß dasjenige entbehren, was ihm ſonſt worden wäre, wann er hertzlich gebetet hätte.

Dergleichen Gedancken von Erhörung des Gebets hat ſchon Joh. Barclajus gehabt, wann er in ſeiner Argenis (*) einem heidniſchen Prieſter und Welt-Weiſen folgende Worte in den Mund legt: **Solche Gewalt und Vorſehung des Jupiters, welche alles, was uns verborgen iſt, vorher ſiehet und erkennet,** iſt

(*) Libr. 4. cap. 7.

iſt dasjenige, was wir Philoſophen unter dem Nahmen der *Fortuna* ehren; In betrachtung, daß die Dinge unſerer Blindheit zufälliger Weiſe zu geſchehen fürkommen, ob ſie gleich GOtt nach ſeinem und unſerm Willen allezeit für Augen und durchaus bekannt ſind. Wie wir nun des Jupiters Weisheit *Pallas* nennen; Wie wir ihm unterſchiedene Nahmen geben, wann er Wetter gibt, oder regnen läßt; Alſo nennen wir *Fortuna* die ſämtlichen Dinge, ſo für uns verdeckt ſind, und die Gemüther mit zweiffelhaftigen Gedancken aufhalten. Dieſer ſetzen wir Kirchen und Bilder, damit ſie uns was künftig iſt offenbare, den Ausgang der Sachen mildere, und ſich zu unſerer Wohlfahrt erbitten laſſe. Welches Gebet, wann es billig und mit Eyfer von uns geſchiehet, ſo iſt es ſchon lange gültig geweſen, und hat uns allbereits damahls geholfen, als die Natur den Saamen und Satzungen aller Dinge und Urſachen empfangen hat. Man kan zwar dem Herrn von Leibnitz zutrauen, er ſey wegen ſeines groſſen Verſtandes von ſelbſt darauf gerathen, daß er den Nutzen des Gebets auf vorgedachte Weiſe erkläret hat; (*) Doch lieſſe ſich muthmaſſen, daß ihm vielleicht Barclajus dazu Gelegenheit und Anleitung ge-

(*) S. deſſen göttliche Sache aus ſeiner Gerechtigkeit vertheidiget. §. 44. die der Theodicée angehänge iſt.

gehen, weil ſeine Lebens-Beſchreibung (*) beſagt, wie er kurtz vor ſeinem Ende noch in deſſen Argenis geleſen, und ſich in ſolches Buch gleichſam verliebt gehabt.

Nun wollen wir den Aberglauben ſelbſt vornehmen, der mit dem Gebet getrieben wird. Denen Büchern C. Agrippæ de Philoſophia Occulta iſt ein Tractat beygefüget, welcher den Titul Ars Notoria führet; Darin iſt eine groſſe Menge allerhand Gebets-Formuln befindlich, worin um mancherley Dinge gebeten wird. Es ſteckt aber darunter der allerſchändlichſte Aberglaube, theils weil die Gebether mehrentheils aus unverſtändlichen und nichts bedeutenden Worten beſtehen, theils aber dabey zum Grunde liegt, als wenn GOtt dasjenige, was man bittet, den Menſchen unmittelbar und wunderthätiger Weiſe gewähre. Ich will daraus nur ein einiges Exempel anführen. Ein Gebet um Beredſamkeit führet den Titul: Oratio ad facundiam impetrandam, ut nihil ſupra. Das Gebet ſelbſt lautet alſo: Thezay, lemach oſſan Iomach, Azabath, Azach Azare Geſſemon, und 100 dergleichen unverſtändliche Worte mehr. Was ſollen nichts bedeutende Worte im Gebet helfen, da zum Gebet eine Andacht erfordert wird, wozu unter andern nothwendig gehöret, daß man wiſſe, was man ſagt, und auf ſeinen Vortrag, der verſtändlig ſeyn muß, fleißig

(*) S. Ludovici Entwurf einer Hiſtorie der Leibnitziſchen Philoſophie. Tom. I. §. 219.

fleißig acht habe? Der Verfaſſer dieſer und aller übrigen Gebets-Formuln bildet ſich daneben ein, GOtt werde demjenigen unmittelbar eine beredte Zunge geben, der ſolches Gebet ſpricht, welches durch ein Wunder-Werck geſchehen müſte, dergleichen GOtt auf unſer Gebet zu thun nicht zugeſaget hat.

Man hat weiter unterſchiedene Gebeter, welche die Wunden lindern und heilen ſollen. Daß eine Wunde nicht wehe thue, oder faule, ſoll man täglich dieſe Worte fünfmahl ſprechen, und die Hand auf den Schaden legen:

Chriſte, durch die Wunden dein,
Entzieh mich allem Unglück mein.
Fünf Wunden GOttes helffen mir,
Und ſeynd mein Artzney für und für. (*)

Der Biſchoff Majolus berichtet, (**) wie unter den Spaniſchen Soldaten ein Gebet im Gebrauch geweſen, welches ſie von gewiſſen heiligen Leuten, die man Grüßer oder Segenſprecher genannt, gelernet, die damit und durch bloſſes Auflegen eines Stückgen Leinwand, Wunden curiret. Das Gebet lautet wie folget: **Durch Chriſtum, mit Chriſto und in Chriſto, ſey dir allmächtigen GOtt und Vater, in Einigkeit des Heil. Geiſtes, alle Ehre und Herrlichkeit, in alle Ewigkeit. Wir bitten nach Erinnerung deiner heilſamen**

(*) Staricii Helden-Schatz. part. 2. pag. mihi 107.

(**) In Dieb. Canicular. Tom. 2. Colloq. 3. p. 200. 201.

Gebote, und unterſtehen uns durch die göttliche Lehre unterrichtet, alſo zu ſprechen: Vater unſer, der du biſt im Himmel rc. Amen. JEſus. Die Macht des Vaters, die Weisheit des Sohnes, und die Kraft des H. Geiſtes heile dieſe Wunde von allem Schaden. Amen. JEſus. Mein HErr JEſu Chriſte! ich gläube, daß du in der Nacht des Grünen-Donnerſtags, nachdem du deiner heiligen Jüngern Füſſe gewaſchen, bey dem Abendmahl das Brod mit deinem heiligen Händen genommen, dasſelbige geſegnet, gebrochen, deinen Jüngern gegeben und geſprochen: Nehmet hin und eſſet, das iſt mein Leib. Gleicher Geſtalt haſt du den Kelch in deine allerheiligſte Hände genommen, gedancket, ihnen denſelden gegeben, und geſprochen: Nehmet hin und trincket, diß iſt das Blut des N. Teſtaments, welches für viele vergoſſen wird zur Vergebung der Sünden: So oft ihr dieſes thut, ſolt ihrs thun zu meinem Gedächtniß. Ich bitte dich mein HErr JEſu Chriſte! daß durch dieſe allerheiligſte Worte, und derſelben Kraft, wie auch durch das Verdienſt deines heiligen Leydens, dieſe Wunden und Schaden möge geheilet werden. Amen. JEſus. Im Nahmen des Vaters, des Sohnes und des H. Geiſtes. Amen. JEſus.

Uber den Gebrauch dieſer Gebeths-Formul entſtand unter den Catholicken ſelbſt ein Streit,

da

da der Biſchof von Ypern Simonius das gantze Werck für abergläubiſch und unerlaubt hielt. Er hatte hierin gantz recht, weil GOtt nirgends befohlen, ſondern vielmehr verboten, ſein heilig Wort zu ſolchen Dingen zu gebrauchen. Es bleibt allemahl ein Mißbrauch des göttlichen Worts und Nahmens, wenn man es anders braucht, als wozu es uns gegeben iſt. Uberdem liegt dabey die falſche Meynung zum Grunde, GOtt werde und wolle auf unſer Gebet Wunder thun.

Mit denen Pſalmen Davids iſt auch jederzeit viel abergläubiſches Zeug vorgenommen, und ſelbige zu Dingen angewendet worden, wozu ſie nicht verordnet ſind. Wenn jemand irre gehet, ſoll er den 23 oder 123 Pſalm beten, und darauf ohnfehlbahr wieder auf den rechten Weg kommen. (*) Von dem Marggrafen zu Baden wird erzehlet, daß in der Schlacht bey Wimpffen, ein Soldat gantz unverſehrt blieben, obgleich ſein Hauptmann wahrgenommen, wie derſelbe viel Schüſſe und Hiebe empfangen. Der Hauptmann muſte ihn, auf des Marggrafen Befehl, fragen, wie es damit zugegangen? Der Soldat antwortete, er hätte von ſeinen Vater, der ein Soldat in Engelland geweſen, gelernet, wie man vor der Schlacht allemahl den 91 Pſalm beten müſte. Uber dieſe Sache erholte ſich der Marggraf bey einem Theologo Raths, welcher dafür hielt, es ſey kein Unterſcheid zwiſchen der ſo genannten Paßauiſchen Kunſt,

(*) Staricii Helden-Schatz. Part. 2. pag. 101.

Kunſt, und den Gebrauch dieſes Pſalmens, weil dabey ein Aberglaube vorgehe, und dem bloſſen herſagen des Göttlichen Worts eine natürliche Kraft beygeleget werde. (*) Diß Urtheil hat in ſo weit ſeine gute Richtigkeit, daß es eben eine ſo groſſe Sünde und Thorheit ſey, wenn man durch herbetung dieſes Pſalms ſich für allem Schaden vor Geſchoß und Schwerdt in Sicherheit ſetzen will, als wenn man andere thörichte Mittel zum feſtmachen gebraucht. Indeſſen wird der Hauptmann in der Schlacht nicht recht geſehen haben, welches bey ſolcher Gelegenheit auch faſt nicht möglich iſt, und der Soldat iſt deßwegen unbeſchädiget blieben, weil ihn weder Kugel noch Schwerd getroffen.

Mit dem 109 Pſalm nimmt man gleichfalls viele abergläubiſche und gottloſe Dinge vor. Wer einen Feind hat, der kan ſolchen tödten, wenn er ein gantzes Jahr alle Morgen und Abend dieſen Pſalm betet. Hält er aber einen Tag innen, ſo muß der ſterben, der da betet. (**) Dieſer abſcheuliche Mißbrauch iſt ſehr alt, und wenigſtens ſchon vor der Reformation in Schwange geweſen, ſintemahl man in den Epiſtolis Obſcurorum virorum lieſet, daß wenn der Pabſt fernerhin den Reuchlinum ſchützen würde, ſo wolten die Mönche eines gewiſſen Ordens den Pabſt mit dieſen Pſalm zu todte

(*) S. Dannhaueri Theol. Caſul. pag. 210.

(**) S. die geſtriegelte Rocken-Philoſophie. Cent. 4. cap. 99.

tode beten. Ja wie aus einer Stelle Joh. Calvini erhellet, ſo pflegte man inſonderheit die Franciſcaner-Mönche ums Geld zu dingen, daß ſie in dieſer Abſicht ſolchen Pſalm beten muſten. (*) Es ſcheinet daher, als wenn die müßigen Mönche dieſe Gewohnheit aufgebracht hätten, weil ſie ihnen etwas in den Beutel eintrug. Ubrigens aber braucht es nicht viele Mühe, ſolches gottloſe Beginnen abzufertigen, da der gerechte und heilige GOtt daran nothwendig ein Mißfallen haben muß, wann jemand ſeinem Feinde den Tod wünſchet, und daher ein ſolches dahin gerichtetes Gebet nicht erhören wird.

Von eben dieſem 109 Pſalm glaubt man, daß man damit einen Dieb entdecken könne, wenn man ſolchen 10 mahl betet, welche Kraft auch der 16 Pſalm haben ſoll. (**) Vielleicht iſt es einmahl geſchehen, daß auf herſagung dieſer Pſalme ein Dieb kund worden, ſodann hat man es den Pſalmen zugeſchrieben, da es doch mit der Entdeckung des Diebs natürlich zugegangen, und ſelbige auch würde geſchehen ſeyn, wenn ſchon das beten der Pſalme unterblieben wäre. Ein jeder wird ohnedem wohl begreiffen, daß das göttliche Wort zu dergleichen Dingen ohne Sünde nicht könne gebraucht werden.

Mit dem Evangelio Johannis hat man es nicht

(*) Buddeus de Atheiſmo & ſuperſtitione. cap. 9. §. 2. in Notis.

(**) S. Männlings Curioſitæten In- und Ausländiſcher abergläubiſchen Albertäten. cap. 12. §. 4.

nicht viel beſſer gemacht, indem daſſelbige, der göttlichen Abſicht zuwieder, zu Abwendung mancherley Schadens und Unglücks gebraucht worden. Wieder den Hagel, Wetter, Blitz und Donner ſoll man machen das Zeichen des H. Creutzes, und 3 Körnlein vom Hagel, ſo zu allererſt herabgefallen, in ein Feuer werfen, unter Anrufung der allerheiligſten Dreyfaltigkeit, das Vater Unſer mit dem Engliſchen Gruß 2 oder 3 mahl beten, und das Evangelium Johannis: Im Anfang war das Wort ꝛc. dazu ſprechen. Nach dieſem macht man das Zeichen des H. Creutzes gegen den Hagel und Donner-Gewölcke vor und hinter ſich, und auf allen Seiten, drückts auch in die Erde auf allen 4 Ecken der Welt. Endlich wenn man den Spruch: Das Wort ward Fleiſch ꝛc. dreymahl wiederholet, und zu jedem mahl dieſe Worte geſprochen: Durch dieſen Engliſchen Gruß weiche das Ungewitter von dannen, ſo wird es alsbald nachlaſſen, zuvoraus wenn es durch Zauberey erwecket worden. (*) Die Seefahrende müſſen oft ein Ungewitter erfahren, welches aus einer kleinen Wolcke erwächſt. Dann es geſchicht nicht ſelten auf der See, daß bey ſtillen Wetter ein kleiner Dampff aufſteiget, länglicht-ſchmal wie ein Ermel oder Manns-Hoſe, davon ſie auch den Nahmen bekommen. Der Dampff ſteiget höher auf, und breitet ſich in kurtzer Zeit dergeſtalt aus, daß Himmel und Meer mit Finſterniß überzogen wird: Alsdann folgen

(*) S. Staricii Helden-Schatz. Part. I. pag. 34.

folgen ſtarcke Winde, und die See wirf Him-mel-hohe Wellen auf. Wann die Schiff-Leute eine ſolche Hoſe erblicken, ziehen ſie die Seegel ein, und löſen etliche ſcharf geladene Canonen darauf; Damit ſie dieſelbige auch deſto gewiſ-ſer treffen mögen, gebrauchen ſie Boltzen anſtatt der Kugeln. Und diß thut man auf der Mit-telländiſchen See. Will es aber nichts helfen, ſo nehmen viele ihre Zuflucht zu einem Aberglau-ben. Es fällt einer auf die Knie neben dem Fuß des groſſen Maſts nieder, in der einen Hand hält er ein Meſſer mit einem ſchwartzen Stiel, und lieſet dabey das Evangelium Johannis. Wann er kömmt zu den Worten: Das Wort ward Fleiſch ꝛc. ſo kehret er ſich zur Seiten, da die Hoſe iſt, und macht einen Qveer-Schnitt in die Luft, als wolt er ſie durchſchneiden, ſie ſagen auch, daß die Hoſe alsdann in der That durchſchnitten ſey, und alles Waſſer, ſo ſie faſ-ſet, mit einem groſſen Geraſſel fallen laſſe. (*) Happelius urtheilet hievon, daß die durchſchieſ-ſung der Hoſe mit einer Kugel oder Boltzen natürlich zugehe. Wann aber auf den Luft-Schnitt die Durchſchneidung der Hoſe erfolget, ſoll ſolches nicht vom Meſſer, ſondern vom Teu-fel herkommen, als mit welchem der Schneider zum wenigſten einen ſtummen heimlichen Bund habe, ob er es gleich oft ſelber nicht wiſſe. Das erſte geb ich gern zu, weil bekannt, daß ſich die Wetter-Wolcken durch das Geleut der Glo-cken

(*) S. Happelii Relat. Curioſ. Tom. 4. pag. 777 und 781.

cken, oder donnern des Geſchützes zertheilen laſſen. Das andere Mittel aber iſt höchſtthöricht und abergläubiſch. Man darff aber dabey nicht den Teuffel mit einmiſchen, weil andere Urſachen verhanden seyn können, wodurch das Gewitter natürlicher Weiſe ab- und zurück gehalten wird.

Dieſer und dergleichen Aberglaube beym Gebet iſt dem Urſprung nach heidniſch. Denn gleichwie man im Heidenthum allerhand magiſche Geſänge uud Geheter hatte, womit man Kranckheiten heilen, Gewitter vertreiben, und ſonſt wunderbare Dinge ausrichten wolte; Alſo hat ſich dieſe Gewohnheit auch in das Chriſtenthum eingeſchlichen, jedoch mit dem Unterſcheid, das man an ſtatt der magiſchen Geſänge, Pſalmen und andere Schrift-Stellen genommen, und ihnen, dem Worte GOtte ſchnurſtracks zuwieder, eben dergleichen Kraft und Würckung beygelegt hat.

Ein Aberglaube iſt es auch, wenn man ſein Gebet nicht allein zu GOtt, ſondern auch zu den verſtorbenen Heiligen richtet. Erweget man die Sache bloß mit der Vernunft, ſo iſt es ja unnütze und unnöthig, ſich mit ſeinem Gebet an die Heiligen zu wenden, da uns jederzeit der Zutritt zu GOtt dem HErrn ſelbſt offen ſtehet. Wer die Freyheit hat, ſeinen gnädigen Lands-Herrn ſo oft zu ſprechen, als es ihm gefällt, und demſelben ſeine Noth und Begehren fürzutragen, der hat nicht nöthig, ſich erſt an die Bedienten zu machen, und deren Fürſprache

zu begehren, ſondern erwehlet lieber den nechſten Weg, und trit den Herrn ſelbſt an. So müſſen wir es im Gebet auch machen, da wir gewiß wiſſen, daß GOtt allemahl bereit iſt, es anzuhören. Zwar beten die Lebendigen einer für den andern mit guten Erfolg, daher es das Anſehen gewinnet, als wenn die Fürbitte der Heiligen im Himmel auch wohl könte kräftig ſeyn. Es iſt aber hierauf zu wiſſen, daß die Fürbitte der Lebendigen guten Grund habe, und in der heiligen Schrift befohlen ſey; da man hingegen von der Verſtorbenen Fürſprache darin keine Spuhren findet. Uberdem geſchicht die Fürbitte der Lebendigen alſo, daß ſie entweder freywillig für einander beten, oder wo ſie darum erſucht werden, ſo geſchicht nur eine Vereinigung zwoer oder mehr Perſonen im Gebet, die einerley von GOtt begehren, und deßwegen deſto eher Erhörung hoffen können. Mit der Heiligen Fürbitte aber hat es eine gantz andere Beſchaffenheit, ſintemahl ſie darum erſt angerufen werden, und zwar auf ſolche Weiſe, als man ſein Gebet zu GOtt zu richten pflegt. Hernach iſt derjenige, der ſein Anliegen den Heiligen im Gebet befohlen, ſo ſicher, und ſetzet auf deren Fürſprache ein ſo feſtes Vertrauen, daß er darüber GOtt ſelbſt ſeine Sache durchs Gebet fürzutragen vergißt. Welches lauter Dinge, die der Ehre göttlichen Nahmens nachtheilig ſind. Endlich iſt man auch nicht verſichert, ob die Heiligen unſer Gebet erhören können und wollen, und hat alſo keine gegründete Urſach, ſie um ihre Für-

bitte anzurufen. Demnach iſt zu bedauren, daß die Gewohnheit, die Heiligen im Himmel anzubeten, ſich in der Chriſtlichen Kirche ſehr weit ausgebreitet hat, und ſo hoch getrieben wird, daß auch vernünftige Papiſten ſelbſt daran ein Mißfallen haben.

Der heilige Antonius ſoll ſo groſſe Gewalt über die Teuffel gehabt haben, daß er ſie ohne Mühe erkannt und ausgetrieben. Daher ſchreibt man folgende Verſe als ein gutes Mittel wider Zauberey vor: (*)

Vox ſonat Antonii, quia fortis ad arma fuiſti:
 Extollam toto nomen in orbe tuum.

Heiliger Antoni, bitte für uns!

Die heil. Apollonia iſt eine gute Zahn-Aertztin, weswegen man dieſes Gebet an ſie zu richten pflegt:

Virgo Chriſti egregia,
Pro nobis Apollonia
Funde preces ad Dominum,
Ut tollat omne noxium,
Ne pro reatu criminum
Vexemur morbo dentium.

Man ruft auch ſo gar die Heiligen um die ewige Seligkeit an.

An die heil. *Catharina:*

Flos roſarum,
Conſolatrix animarum,
Tuæ precis interventu
Angelorum nos concentu
Fac gaudere jugiter.

An

(*) S. Gervaſ. Tilberienſ. pag. 992.

An die heil. Eliſabeth:

Eja Mater nos agnoſce,
Libro vitæ nos depoſce
Cum electis inſeri.
Ut conſortes tuæ ſortis
Et a pœnis & a portis
Eruamur inferi.

Das Gebet wird wohl gar an lebloſe Dinge gerichtet.

Alſo ſpricht man zu den Tüchern, worin Chriſtus im Grab gewickelt war:

Du heiliges Tuch Chriſti, bitte für uns,
Heiliges Grabe-Tuch, bitte für uns. (*)

In denen Fortgeſetzten Sammlungen von alten und neuen theologiſchen Sachen (**) ſtehet ein über die Maſſe abergläubiſches Gebet, ſo jetzo unter den Römiſch-Catholiſchen im Schwange gehet.

Ein ſehr kräfftiges und heiliges Gebet, welches zu Cölln am Rhein in der Dom-Kirchen mit güldenen Buchſtaben geſchrieben. Und wer dieſes Gebet beten läſſet, oder höret beten, und bey ſich trägt, der wird behütet wider alle Reiſe-Gefahren, Haupt-Weh, fallende Kranckheit, Fieber, Zauberey, gähen Tod. Und wer diß heilige Gebet in ſeinem Hauſe hat, dem kan keine Peſt noch Donner Schaden thun, und wo eine ſchwangere Frau iſt, die in Kindes-Nöthen,

(*) S. L. Fridr. Ernſt Kettners Dicta illuſtria in 14 Predigten erklärt. pag. 352. ſeq.

(**) ad Annum 1729.

und nicht gebären kan, der gebe man diß heil. Gebet in die rechte Hand, oder bete ihr das vor, daß ſie es höret, ſo wird ſie von Stund an des Kindes entbunden, und dem Kinde, ſo es getauft iſt, lege man diß heil. Gebet in die Wiegen, oder henge es demſelben an, ſo wird das Kind vom beſchreyen und anderm Unglück befreyet ſeyn, denn es ſoll kein Menſch ſeyn, der ſoll das Gebet bey ſich tragen. Es lautet alſo:

Heut ſteh ich auf, und neige mich gegen den Tag in deinem Namen, welchen ich empfangen habe. Der erſte iſt GOtt der Vater, † der andere iſt GOtt der Sohn, † der dritte iſt GOtt der Heilige Geiſt, † der behüte mir mein Fleiſch und Blut, mein Leib, Seel und Leben, welche mir JEſus Chriſtus, der Sohn GOttes, ſelbſt hat gegeben, alſo will ich geſegnet ſeyn. Ich tritt über das Geſchwell, JEſus, † Maria, † und Joſeph, † die heiligen drey Könige Caſpar, † Melchior, † und Balthaſar † ſind meine Weg-Geſellen. Dieſe heilige 6 Perſonen begleiten mich und meine Gefehrten; welche mir begegnen, die haben mich lieb und werth. Dazu verhelffe mir GOtt der Vater, † GOtt der Sohn, † und GOtt der Heilige Geiſt. † JEſus, † Maria, † Joſeph, † Caſpar, Melchior und Balthaſar ſey mit mir in allem meinen Thun, Handel und Wandel, gehen und ſtehen, es ſey auf dem Waſſer oder Land, oder Feuer und Brand, die wollen mich bewahren mit ihrer ſtarcken Hand. GOtt dem Vater verborge ich mich, GOtt dem Sohn befehl ich mich, in GOtt dem Heil. Geiſt

verſencke

verſencke ich mich. Die heilige hochgelobte Dreyfaltigkeit ſey ob mir, JEſus, Maria und Joſeph vor mir, Caſpar, Melchior und Balthaſar ſey hinter mir zu aller Zeit, bis ich komme zu der ewigen Freud und Seligkeit, da helf mir JEſus, Maria und Joſeph, Amen. † † † Sancti tres reges, Caſpar, Melchior, Balthaſar, orate pro nobis nunc & in hora mortis noſtræ. Caſpar fert myrrham, Melchior thus, Balthaſar aurum. Hæc tria qui ſecum portarunt nomina Regum, ſolvitur a morbo Domini pietate caduco. Hæ attigerunt reliquias SS. trium Regum.

Einer, Namens **Friedrich Dörfel**, hat das Gebet des HErrn auf eine ſchändliche Weiſe geändert, und an die Jungfrau Maria folgendergeſtalt gerichtet: (*) Mutter unſer, die du wohneſt im Himmel! Gepreiſet werde du und dein Name von allen Geſchlechtern der Menſchen. Zukomme uns deine Tugenden und Gnade. Das Verlangen deines Hertzens geſchehe wie im Himmel, alſo auch auf Erden. Unſer täglich Brodt JEſum erlange uns heute, und in dem Tag unſers Abſterbens im Sacrament. Und bitte für unſere Schuld, als wir bitten für unſere Schuldiger. Und laß uns ja nicht führen in Verſuchung, ſondern daß wir wegen deiner und deiner Bitte erlöſet werden von allem Ubel und Sünden: durch JEſum Chriſtum deinen lieben Sohn unſern HErrn. Amen.

(*) S. die fortgeſetzte Sammlung von alten und neuen theologiſchen Sachen. 1735. pag. 808.

Heißt das nicht GOttes Wort verdrehen, und die Ehre, die ihm allein gebühret, er ſich auch vorbehalten hat, andern geben.

70.

Von den Steinen, und ihren geheimen Kräfften.

WAs Steine ſind, iſt jedermann bekannt, nemlich feſte und harte Cörper, welche ſich nicht wie das Metall hämmern und ausdehnen laſſen, ſondern durch den Hammerſchlag in Stücken ſpringen, auch ſich theils durchs Feuer in einen Kalck verwandeln laſſen. Es iſt wohl richtig, daß die Steine gleich im Anfang der Schöpfung hervorgebracht worden, doch werden ſie auch noch immerfort von neuen gezeuget. Dieſe haben vermuthlich ihren Urſprung aus einem gantz ſubtilen Sand, und einer dazu kommenden Feuchtigkeit, oder ſchleimichten Weſen, wodurch der Sand gleichſam zuſammen gebacken wird, und endlich die Härte eines Steins überkömmt; Wie wir es an den Ziegel-Steinen wahrnehmen, die aus Leim und Waſſer verfertiget, und durch das Feuer gehärtet werden. Daß die Materie, woraus die Steine entſtehen, erſt flüßig ſey, läſſet ſich aus vielen Gründen behaupten, unter andern an ſolchen Steinen augenſcheinlich erſehen, die aus gewiſſen Adern beſtehen, welche in der Farbe von einander unterſchieden ſind, und

gleichwohl

gleichwohl alſo über einander liegen, daß man nichts anders ſchlieſſen kan, als ſie müſſen ſolche merckwürdige Lage der Adern im Stande der Flüßigkeit bekommen haben. Ich beſitze eine gedrehete Kugel von einem Stein, in der Gröſſe einer Musqveten-Kugel, welcher blaß und einigermaſſen durchſcheinend iſt, ſich aber etwas aufs röthliche ziehet. Darin wird man einige breite Schnee-weiſſe Streiffe gewahr, die alſo über einander liegen, daß immer etwas von der Materie, woraus der Stein beſtehet, dazwiſchen iſt, und die weiſſen Streiffe gantz genau von einander unterſcheidet, welches ein ſchönes Anſehen gibt. Die Zeugung dieſes Steins läſſet ſich auf keine Weiſe erklären, wo man nicht annimmt, daß die Materie, woraus er entſtanden, anfänglich flüßig geweſen.

Indeſſen haben einige Grillenfänger von dem Urſprung der Steine wunderliche Gedancken gehabt. Einige halten davor, die Edelgeſteine wären coagulirte Thränen, die von den Sternen, als den Augen des Himmels herunter fielen. Andere glauben, daß ſie wenigſtens von der Sonne und den Sternen bereitet würden, daher ſie auch einem jeden Stein ſeinen Planeten zueignen. (*) Die Sterne müſſen alles gethan haben, und man mag wohl ſagen, daß ehedem die Unwiſſenheit allemahl zu ihnen ihre Zuflucht genommen.

(*) S. Bourdelon Tombeau de l'Aſtrologie judiciaire. §. 5.

Was Jacob Böhm von den Edelgeſteinen und ihrem Urſprung träumet, iſt ſo unverſtändliches Zeug, wovon er ſelbſt keinen rechten Begriff kan gehabt haben. Anlangend, ſchreibt er, (*) die köſtlichen Steine, als Carfunckel, Jerubin, Smaragden, Delfin, Onyx und dergleichen, die die allerbeſten ſeynd, die haben ihren Urſprung, wo der Blitz des Lichtes in der Liebe aufgegangen iſt. Dann derſelbe Blitz wird in der Sanftmuth geboren, und iſt das Hertz im *Centro* der Qvell-Geiſter, darum ſeynd dieſelben Steine auch ſanfte, kräfftig und lieblich.

Vors erſte wollen wir die gebildeten Steine vornehmen, wobey man freylich viel wunderſames bemercket. Gebildete Steine aber nennet man ſolche, welche entweder die Figur eines andern natürlichen Dinges, als Melonen, Erbſen, Mandelkerne und dergleichen haben; oder wenn man ſie von einander ſpaltet, darin das Bildniß der Fiſche, Krebſe, Gewürme, Kräuter und Blätter, Städte und Landſchafften gefunden wird. Bey den Alten war des Königs Pyrrhi Achat berühmt, in welchem die 9 Muſen und der Apollo mit ſeiner Leyer zu ſehen war, nicht durch Kunſt verfertiget, ſondern von der Natur alſo gebildet, daß auch bey einer jeden von den Muſen ſich ihr beſonderes Zeichen fand. Allein wenn Plinius (**) davon redet, ſo macht ſein fama eſt und traditur die Sache ſelbſt ſehr ungewiß und verdächtig. Der

(*) In Aurora, cap. 18. pag. 368.
(**) In Hiſtor. Natur. Lib. 37. cap. 1.

Der Jeſuit Kircherus (*) ſtellt im Kupffer einige Steine vor, darin ſich das groſſe lateiniſche Alphabet von der Natur gezeichnet befunden; auch andere mit allerhand Geometriſchen Figuren. Er iſt aber ohne Zweiffel gar zu ſcharfſichtig geweſen, und hat aus den verwirreten Zügen, die einige Gleichheit mit den Buchſtaben und Geometriſchen Figuren gehabt, durch ſeine Einbildung würcklich ſolche Dinge gemacht. Man ſchreibt, (**) es würde in den Americaniſchen Inſuln eine Art Meer-Muſcheln gefunden, welche die Natur ſo accurat mit muſicaliſchen Noten bezeichnet, daß man einen Text darunter legen und künſtlich abſingen könte. Man hat auch Steine, welche muſicaliſche heiſſen, weil darauf einige Linien und Noten anzutreffen, die mit den muſicaliſchen einige verworrene Gleichheit haben. Herr Sivers hat einen ſolchen Stein beſchrieben, und im Kupffer vorgeſtellet. (***) Es iſt ein Sand-Stein und aſchfarbig, 10 Zoll lang, und 7 bis 8 Zoll breit. Die Linien und Noten ſind roth von Farbe, und gleichen theils den Noten, wie ſie heut zu Tage gebräuchlich ſind, theils wie ſie ehedem bey den Mönchen im Gebrauch geweſen. Betrachtet man aber das Kupffer davon, ſo ſiehet man augenſcheinlich, daß die Linien und Noten nur ein verwirretes Weſen ſind, und derjenige würde ſich ſehr betriegen, der einen Text

(*) In mundo Subterraneo. Lib. 8. Sect. 1. cap. 8.

(**) S. Joh. Fried. Seyboldi Medull. Mirabil. Natur. Part. 2. pag. 584.

(***) v. Acta Erudítor. 1732. pag. 432.

darunter legen, und ihn abſingen wolte. Es ſolte eine ſchöne Muſic herauskommen, die ſo angenehm wäre, als jenes Sicilianers ſeine, der 4 Eſel männlichen Geſchlechts aufſuchte, von 4 unterſchiedenen Stimmen, die aber miteinander wohl harmonirten. Darauf tunckte er einen Lappen in den Urin einer Eſelin, und legte ihn ſeinen langöhrichten Muſicanten, an ſtatt eines Figural-Buchs vor, welche dann mit 4 unterſchiedenen Stimmen, nemlich Baß, Tenor, Alt und Diſcant, ein ſo angenehmes Concert machten, daß die Zuhörer davor ihre Ohren hätten zuſtopffen mögen. (*).

Mit den andern gebildeten Steinen, welche eine Landſchafft, Bäume u. ſ. w. vorſtellen, und viele im Florentiniſchen Gebiet gefunden werden, wird es gleiche Bewandniß haben, daß ſie nemlich ſolchen Dingen einigermaſſen gleichen, aber ſie nicht ſo deutlich und accurat vorſtellen, daß, wie Kircherus will, ſie ein Mahler nicht ſolte ſchöner mahlen können. Woraus auch zugleich abzunehmen, wie dieſe Figuren ein Spiel der Natur ſind, und die Steine, welche aus einem flüßigen Weſen entſtehen, von ohngefehr ſolche Bildung überkommen haben.

Das Urtheil, ſo Kircherus von den gebildeten Steinen fället, kömmt ziemlich einfältig heraus. (**) **Die ſpielende Natur**, ſchreibt er,

(*) Caſpar Schott in Mag. Univerſ. Naturæ & Artis. Tom. 2. pag. 372.

(**) In Mund. ſubter. Lib. 8. Sect. I. cap. 9.

er, da ſie die vegetativiſche und empfindliche Krafft in dem mineraliſchen Reich nicht kan zuwege bringen, ſo thut ſie ſo viel, als ſie kan. Das iſt: Weil ſie den Dingen nicht Leben und Empfindung geben kan, ſo macht ſie es wie die Mahler, und gibt ihnen wenigſtens die Geſtalt und Bildung. Wiewohl er auch dafür hält, es rühreten einige gebildete Steine von würcklich gemahlten Bildern her, welche in den verlaſſenen Bergwercken zurück geblieben, und hernach zu Stein worden. Doch iſt das eine ſo unrichtig als das andere. Dann daß die Natur ſolte trachten, den Steinen Leben und Empfindung zu geben, iſt eine der allerabgeſchmackteſten Meynungen. Die Steine ſind deſſen nicht fähig, folglich wird ſich auch die Natur nicht bemühen, es ihnen zu geben. Es iſt höchſt ungereimt, zu ſagen, daß die Natur unmögliche Dinge intendire. Mit den gemahlten Bildern kömmt Kircherus auch nicht aus, weil nicht abzuſehen, zu welchem Ende man ſie ſolte mit in die Bergwercke genommen haben, überdem auch an manchem Ort ſich viele einerley gebildete Steine finden, die unmöglich alle von gemahlten Bildern herkommen können.

Endlich urtheilet er von den Steinen, worin ſich Bildniſſe der Heiligen, als Maria mit dem JEſus-Kindlein, Johannes der Täuffer, Crucifixe und dergleichen befinden, daß ſie nach göttlicher Ordnung von der Natur durch Hülffe der Engel hineingebracht worden. Alſo macht er daraus ein Wunderwerck, oder ein ſolches Werck,

das

das über die Kräffte der Natur gehet. Wiewohl es nicht den geringſten Schein der Wahrheit hat, daß GOtt in einer ſo geringen Sache durch den Dienſt der Engel ſolte Wunder thun, zumahl da durch ſolches Wunder die Anbetung der Bilder und Verehrung der Heiligen, wie die Römiſch-Catholiſchen ohnedem daraus ſchlieſſen, würden bekräfftiget werden. Man kan vielmehr auf den Verdacht gerathen, die Steine mit den Bildern der Heiligen seyn nicht ein Werck der Natur, ſondern der Kunſt, weil Kircherus ſelbſt Anweiſung gibt, Bilder auf Marmor zu mahlen, welche tief in den Stein eindringen, daß wenn man ihn von einander ſchneidet, ſie ſich auch mitten in dem Stein præſentiren. Es iſt ohnedem in der Römiſchen Kirche nicht ungewöhnlich, die Lehrſätze, welche man weder aus der heil. Schrifft, noch aus der Vernunfft erweiſen kan, durch erdichtete und gekünſtelte Wunder zu beſtättigen. Von den Bildern in Steinen, die accurat und deutlich ausgedruckt ſind, läßt ſich ebenfalls muthmaſſen, daß ſie durch Kunſt hinein gebracht worden. Die übrigen aber, ſo nur einigermaßen und daneben verworren und undeutlich die Sachen vorſtellen, bleiben ein Spiel der Natur, und haben zufälliger weiſe ſolche Geſtalt bekommen.

In denn Mansfeldiſchen Berg-Wercken und anderswo wird eine Art von Schiefer-Stein gegraben, worin allerhand Kräuter, Blätter, Fiſche, Krebſe, Spinnen und andere Thiere nach dem Leben eingedruckt ſind. Dieſe gebildete

Steine haben einen gantz andern Urſprung, als die vorigen, und kommen würcklich von ſolchen Dingen her, die ſie abbilden. Es werden nemlich dieſe Dinge entweder durch die allgemeine Sündfluth, oder beſondere Uberſchwemmungen in die Ritzen und Klüfte der Berge gerathen ſeyn, und ſind daſelbſt verſchlemmet worden, da ſie dann verſteinert worden, auch ſich ferner die Materie, woraus die Steine erwachſen, an ſie geſetzet, welche ſolcher geſtalt ihr Bildniß empfangen hat. (*) Die Steine, welche die ordentliche Geſtalt der Schnecken, Muſcheln, Knochen von Menſchen und Thieren, der Mandel und Dattel-Kerne ꝛc. haben, ſind nicht anders als ſolche Dinge, die zu Stein worden. Auf dem Berge Carmel im gelobten Lande, findet man ein Feld voller Melonen, welche zu Stein worden. Dabey erzehlet man, wie der Prophet Elias einſten auf dieſem Berge herum ſpatziret, und in einem Garten etliche ſchöne Melonen liegen geſehen, worauf er den Beſitzer des Gartens um eine angeſprochen, welcher aber vorgegeben, es wären nicht Melonen, ſondern alſo gefärbte Steine. Elias antwortete: Ey ſo mögen es Steine ſeyn! und darauf wurden alle im Garten befindliche Melonen in Steine verwandelt. (**) Eine gleiche Fabel erzehlet man von der Jungfrau Maria: Bey dem Grabe Rahels, nicht

(*) conf. Miſcellanea Berolinenſ. Tom. 1. pag. 99. ſeq.

(**) S. Happelii Relat. Curioſ. Tom. 2. pag. 564.

nicht weit von Bethlehem, findet man auf einem kleinen Lande gewiſſe runde Steinlein, die den Erbſen gleichen; Sie ſollen ehedem würckliche Erbſen geweſen, und von der Jungfrau Maria ſeyn in Steine verwandelt worden. Denn als ſie einsmahls mit dem Kindlein JEſu bey dieſem Acker vorbey ging, und einen Bauer, der daſelbſt war, fragte, was er ſäe? So gab der Bauer zur Antwort: Er ſäe Steinlein. Maria ſprach: Seynd es Steinlein, ſo bleiben es Steinlein: Worauf die ausgeſäete Erbſen alſobald in Steine verwandelt worden. (*) Es können aber ſowohl dieſe, als vorgedachte Steine, die einer Melone gleichen, ein bloſſes Spiel der Natur ſeyn, weil ſich vielfältig runde Steine von mancherley Gröſſe finden.

Wir gehen weiter zu den weiſſagenden Steinen, durch deren Hülfe man geheime Dinge entdecken will. Ich darf aber dabey nichts weiter thun, als dasjenige erzehlen, was man uns davon vorſchwatzt, ſo erkennet ſchon jedermann, daß es damit ein abgeſchmacktes Vorgeben ſey. Ein Jude, Nahmens Abraham Hanaſe ſchreibt von dem Stein Calamita, den er für den Magnet hält, wann ein Mann ſeine Fraue in verdacht hält, daß ſie etwa mit andern Männern gar zu vertraulich umgehe, ſo ſolle er ſolchen Stein auf die Frau, wenn ſie ſchläft, legen. Iſt ſie unſchuldig, ſo werde ſie vom Schlaf aufwachen,

(*) S. Joh. Mocquets wunderbare Reiſe-Begebniſſe. Lib. 5. pag. 338.

aufwachen, und ihren Mann liebreich umarmen. Iſt ſie aber ſchuldig, ſo werde ſie aus dem Bette fallen, und davon laufen. Die Diebe ſollen ſich dieſes Steins auch bedienen, und ſelbigen in den 4 Winckeln des Hauſes auf Kohlen legen, wovon alle, ſo in dem Hauſe ſind voller Furcht und Schrecken davon laufen müſſen, und alſo die Diebe nehmen können, was ihnen anſtehet. (*)

Der Stein Galeriates, wann er zerſtoſſen, und damit eine Frau gewaſchen wird, iſt ſie unkeuſch, muß ſie alsbald das Waſſer laſſen, iſt ſie aber keuſch, ſo geſchicht es nicht. Wann man den Stein Quirim einem Menſchen unter dem Kopff legt, ſo er ſchläft, ſo muß er alles ſagen, was er auf den Hertzen hat. Man findet dieſen Stein im Neſt der Wiedehopffen, und nennet ihn gemeiniglich den Verräther-Stein. Will man die Gedancken und das Vorhaben anderer Leute wiſſen, ſo nehme man nur den Stein Beratides, der von ſchwartzer Farbe iſt, in den Mund. (**) Gleichwie aber die Würckung dieſer Steine erdichtet iſt, alſo werden die Steine ſelbſt auch unter die erdichteten gehören, dergleichen ſich noch andere mehr anführen laſſen.

Von dem Kreten-Stein macht man viel fabulirens. Wer ihn bekommen will, ſoll die Kröte

(*) Kircherus de Arte Magnetica. Lib. 1. Part. 1. cap. 6.

(**) S. Monſ. Onſle Seltſame Einbildungen. 1 Theil. cap. 7. pag. 66. in Notis.

Kröte in einen Keſicht ſetzen, ſo mit rothem Tuch beſchlagen, und ſie etliche Tage an die heiſſe Sonne ſtellen, daß ſie allgemach vertrockne, und vor Durſt den Stein ausſpeye, welchen man durch ein Loch, ſo mitten in dem Keſicht gemacht ſeyn muß, in einem darunter geſetzten Gefäß geſchwind auffängt, oder ſonſt behende wegnimmt, damit ſie ihm nicht wieder verſchlingen möge. Andere thun die Kröte in einen mit vielen Löchern durchbohrten Topff, und ſetzen ſelbigen in einen Ameiſen-Haufen. Denn nachdem das Fleiſch von den Ameiſen abgefreſſen worden, findet man noch die Knochen davon, und dieſen Stein. (*) Wozu dienen doch alle dieſe Umſtände? Wann die Kreten Steine bey ſich hätten, dürfte man ſie nur zerſchneiden, um ſelbige zu bekommen, wie es Joh. Bapt. Porta gemacht, (**) der viele Kröten voneinander geriſſen und geöffnet, aber nie keinen Stein darinnen finden können. Kircherus ſagt, (***) Der Kröten-Stein, zu lateiniſch Batrachites, werde in dem Gehirn der Kröten gefunden, und ſey gemeiniglich mit dem Bilde einer Kröte gezeichnet. Solcher Geſtalt müſte man ihn unter die gebildete Steine rechnen, die aus einer verſteinerten Kröte ihren Urſprung genommen, aber nicht in dem Gehirn einer lebendigen Kröte gewachſen ſind.

Jn

(*) S. Antonii Mizaldi 100 curieuſe Kunſt-Stücke. No. 85.

(**) S. deſſen Mag. Natur. Lib. 8. cap. 9.

(***) In Mund. Subterr. Lib. 8. Sect. 2. cap. 3.

In unſern Gegenden, ſonderlich auf den ſandigten und mit Steinen angefüllten Feldern, finden ſich Steine in der Form eines abgekürtz-ten Kegels, deſſen obere Seite aber rund zu läuft. Sie gleichen einem etwas erhabenen Knopf, und haben 5 Reihen Streiffe, welche in ordentlicher Weite voneinander ſtehen, und von oben herab längſt denen Seiten bis in die Mitte der Grund-Fläche laufen, allwo gemeiniglich ein rundes Loch zu ſeyn pflegt, bey dem ſie ſich endigen. Der Streiffe ſind allemahl zwey und zwey bey einander, und ein jeder Streif iſt voll kleiner Löchergen von oben an bis unten zu. Man ſolte den Stein für einen durch Kunſt verfertigten Knopf anſehen. Der Materie nach kommt er den Feuer-Steinen, die man zum Feuer anſchlagen braucht, ſehr nahe. Dieſe Steine werden von dem gemeinen Mann Kröten-Steine genennt, welcher in den Gedancken ſtehet, ſie würden in den Köpffen der Kröten gefunden, welches ein alberner Wahn iſt. Indeſſen weiß ich doch nicht, was ich daraus machen ſoll. Wolte man ſie der ſpielenden Natur zuſchreiben, ſo ſcheinen ſie mir, wegen ihrer guten Proportion, theils in äuſſerlicher Geſtalt, theils in den Streiffen, dazu viel zu künſtlich zu ſeyn. Sollen es natürliche Dinge ſeyn, die verſteinert worden, ſo kan ich mich auf nichts in der Natur beſinnen, das ihnen gleich käme. Durch Kunſt ſind ſie auch ſchwerlich bereitet, weil man ſie häufig antrifft. Alſo überlaſſe das Urtheil von ihnen andern, welche hierin

eine beſſere Einſicht haben. Thomas Brown redet vermuthlich von dieſem Stein, wenn er ſchreibt: (*) Die Steine, ſo man insgemein Kröten-Steine nennet, ſind ein minerali-ſches und bergartiges Gewächſe, werden nicht in Thieren, ſondern auf den Feldern gefunden. Es iſt eine Art von Stern-Steinen. Welches auch freylich ziemlich wahr-ſcheinlich iſt.

Von dem Spinnen-Stein gibt man gleichfalls vor, er werde in den Spinnen gefun-den. Als ich noch auf Schulen war, hatte ich einen Stuben-Geſellen, der ſich den Spinnen-Stein ſo feſt in den Kopf ſetzen laſſen, daß er ihn gewiß von einer Spinne zu erlangen hoffte. Demnach ſetzte er eine groſſe und dicke Spinne in eine kleine Schachtel, und verbarg dieſelbige an einem heimlichen Ort, damit ich ſie nicht finden mögte, weil ich ihm damit auslachte. Er hatte ſich überreden laſſen, die Spinne wür-de ſolchergeſtalt ihren Stein ausſpeyen müſſen. Ohngefehr nach 8 Tagen fand ich unvermuthet die Schachtel mit der Spinne, ſuchte alſo ein klein Steingen, und legte es zu der Spinne hin-ein. Des andern Tages darauf zeigte mir der-ſelbe mit vielem Frohlocken ſeine Schachtel mit der Spinne und den Stein, da dann die Spin-ne noch lebte. Ich entdeckte ihm aber, wie ich den Stein hineingelegt hätte, doch wolte er ſolches nicht glauben, ſondern hielt dieſen Stein für

(*) In Pſeudodox. Epidemica. Lib. 3. cap. 13.

für einen groſſen Schatz, und blieb beſtändig dabey, die Spinne hätte ihn ausgeſpien. Vielleicht hat man durch den Spinnen-Stein einen ſolchen zu verſtehen, worin die Geſtalt einer Spinne zu ſehen iſt, und der folglich von einer verſteinerten Spinne ſeinen Urſprung genommen.

Der Schlangen-Stein wird, gleichwie die vorgedachte Kröten- und Spinnen-Steine ſehr wider das Gift gerühmet, und ſoll gleichfalls von einer Schlange herkommen. Wiewohl andere den Steinen dieſen Nahmen geben, welche mit dem Bildniß einer Schlangen gezeichnet ſind. Der Frantzoſe Thevenat gedencket in ſeinen Reiſe-Beſchreibungen eines Steins, der in China in dem Haupt einer gewiſſen Schlange ſoll gefunden werden, und die Biſſe ſolcher Schlangen, welche ſonſt tödtlich ſind, heilet. Der Stein iſt rund, und in der Mitte weiß, am Rande aber blau oder grünlicht. Wann er auf einen Schlangen-Biß gelegt wird, ſo hängt er ſich daſelbſt feſt an, und fällt nicht eher herunter, bis er alles Gift aus der Wunde gezogen. Hernach wäſchet man den Stein in Milch, und läßt ihn eine Weile darin liegen, vermuthlich um das eingeſchluckte Gift wieder heraus zu bringen. Wann man ihn zum andernmahl auf die Wunde legt, und er daran hängen bleibt, ſo iſts ein Zeichen, daß das Gift zum erſtenmahl nicht gäntzlich ausgezogen worden: Wenn er aber abfällt, ſo iſt kein Gift mehr verhanden. (*) Diß mögen wohl die

(*) S. Henr. Oldenburgii Acta Philoſoph. pag. 78.

die Chineſer vorgeben, ob es aber damit ſeine Richtigkeit habe, und ſolcher Stein von einer Schlange herkomme, laſſe ich einen jeden urtheilen. Ein ander Reiſe-Beſchreiber (*) hält den Stein für ein künſtlich Compoſitum von gewiſſen Mineralien. Indeſſen bleibt doch ſehr zweiffelhaft, ob er das Gift ausſauge und in ſich ſchlucke, ſintemahl ſich ſolches Ausſaugen ſchwerlich natürlich erklären läßt.

Des Kayſers Maximiliani I. Stein, Phengites genannt, behauptet ſeinen Platz auch unter den erdichteten. Er ſoll die Eigenſchaft gehabt haben, daß man darin gleich als in einem Spiegel ſehen können, was gleichwohl hinter den Rücken geſchicht und vorgehet. Solchen Stein trug der Kayſer in einem Ring gefaſſet am Finger, und entdeckte dadurch einsmahls einen Diebſtahl der hinter ſeinem Rücken geſchahe, da einer ſeiner Bedienten eine Hand voll Ducaten aus einem köſtlichen Becher hervor langte, den ihn die Stadt Nürnberg mit Ducaten angefüllet verehret hatte. (**) Jedermann wird geſtehen müſſen, es ſey unmöglich, etwas in einem Spiegel-artigen Stein zu erblicken, wovon die Erleuchtungs-Strahlen nicht auf den Stein zuſchieſſen können, welches aus der Catoptrica ſattſam bekannt iſt. Daher es ein nichtiges

(*) Nemlich Tavernier. S. Happelii Relat. Curioſ. Tom. 4. pag. 557.

(**) S. die remarquable hiſtoriſche Briefe. pag. 108. ſeq.

nichtiges Vorgeben iſt, daß der Kayſer darin erblicket, was hinter ſeinem Rücken geſchehen. Er müſte die Hand mit dem Ringe auf der Seite gehalten, und alſo den Diebſtahl geſehen haben. Solchergeſtalt aber hätte ein ſchlechter Spiegel ihm dieſes eben ſo gut, und noch beſſer entdecken können. Es ſteht aber zu vermuthen, der Kayſer habe auf eine andere Art den begangenen Diebſtahl gemercket, oder er ſey ihm von jemand, der es wahrgenommen, heimlich hinterbracht worden, wobey er im Schertz vorgegeben, daß es ihm der Stein entdecket hätte.

Unter die erdichteten Steine gehöret auch derjenige, welcher den groſſen Alexander ſoll ſeyn zugeſchicket worden. Wann man ihn auf die Wage legte, ſo überwog er alle Laſt, ſie mogte ſo ſchwer ſeyn als ſie wolte: Legte man aber ein wenig Erde darauf, ward er ſo leicht, daß ihn auch das geringſte überwog. Worauf einer dieſe Deutung gemacht: Der Stein bedeutet den König Alexander. Jetzo weil er noch lebt, ſo überwiegt er die gantze Welt. Wann er aber todt, und mit ein wenig Erde bedeckt ſeyn wird, dann würde er ſo leicht ſeyn, als der geringſte Menſch. (*) Hieraus läßt ſich ſchon von ſelbſt abnehmen, wie es mit ſolchem Stein ein lehrreiches Gedichte ſey, woraus man nicht Ernſt machen muß.

Hier muß ich auch des **Diamants** gedencken.

(*) S. Zeileri Send-Schreiben. Epiſt. 600.

cken. Plinius ſchreibt, (*) der Arabiſche Diamant ſey von ſolcher Härte, daß man ihn mit den ſtärckſten Hammer-Schlägen nichts anhaben könne, ſondern es müſſe vielmehr der Amboß, worauf er geſchlagen würde, von einander ſpringen. Indeſſen könne er doch mit friſchem und noch warmen Bocks-Blut erweichet werden. Diß Vorgeben iſt durch die Erfahrung zur Gnüge widerlegt worden, indem es ſich gezeiget, daß der Diamant ſo wenig von dem Bocks-Blut erweicht werde, als er den Hammer-Schlägen zu wiederſtehen vermögend iſt.

Der **Carfunckel**, als der köſtlichſte unter allen Steinen, war bey den Alten in groſſem Ruf. Man kan davon den Plinium (**) nachſchlagen. Er meldet, wie die Carfunckel ſo wohl männliches als weibliches Geſchlechts wären, und die erſten am ſchönſten glänzten. Sonſt ſtunden die Alten einmüthig in dem Wahn, der Carfunckel glänzte auch im dunckeln, und werfe gleichſam Flammen von ſich. Nun iſt zwar der Bononiſche Stein heutigs Tages bekannt, welcher, wann er mit ſeinem eigenen Pulver umſtreuet, und an die Sonne gelegt wird, die Sonnen-Strahlen häufig in ſich ſchluckt, und gleich dem faulen Holtz im dunckeln leuchtet. Man hat noch andere ſo genannte Phosphoros, theils in dichter, theils in flüßiger Geſtalt, welche zuerſt von einem Teutſchen

(*) Hiſtor. Natur. Lib. 37. cap. 4.

(**) Lib. 37. cap. 7.

Teutſchen Nahmens Brand, ſind erfunden worden. (*) Dieſe Phosphori ſind lucker, und die Lichts-Strahlen dringen in ihre Poros hinein, welche dann im dunckeln ſichtbar werden. Von dem Carfunckel aber, der ein harter und ſehr dichter Stein ſeyn ſoll, ſtehet nicht zu glauben, daß er auf gleiche Weiſe die Lichts-Strahlen in ſich ſchlucken ſolte; Sondern die Eigenſchaft, daß er im dunckeln leuchte, iſt ihm Zweiffels ohne nur angedichtet worden. Noch weniger wird er, nach Plinii Bericht, eine Hitze bey ſich haben, und wenn man damit ſiegelt, das Wachs flüßig machen. Zwar redet Plinius (**) noch von einem andern Stein, Nahmens Pyrites, welcher brennen ſoll, wann man ihn mit den Fingern reibet. Allein diß iſt gleichfalls ein Irrthum. Es erhitzen ſich alle Dinge, wenn man ſie eine Zeitlang aneinander reibet, daher kommt es auch, daß wenn man einen Stein mit den Fingern reibt, dadurch eine Wärme entſtehet, die man aber nicht in dem Stein zu ſuchen hat.

Nunmehr können wir folgende Erzehlungen von Carfunckeln leicht beurtheilen. Zu Meſched, einer Stadt in Perſien, ſoll eine königliche Grab-Städte aus purem Golde, anderthalb Piqven hoch, unter einem Gewölbe mit mancherley Edelgeſteinen verſetzt, anzutreffen ſeyn, und ſonderlich ein Carfunckel in

(*) v. Miſcellanea Berolinenſia. Tom. I. pag. 91.

(**) Lib. 37. cap. 11.

der Gröſſe einer Caſtanie ſich darunter befinden, deſſen Schein bey Nacht-Zeiten auf etliche Feldweges weit kan geſehen werden. (*)

In der Stadt Quinſai in China ſoll ein herrlicher königlicher Pallaſt, und darin unter andern ein Saal ſeyn, der mit Helfenbein, Carfunckeln und andern Edelgeſteinen beſetzt iſt, wovon der Saal in der dunckelſten Nacht dergeſtalt erleuchtet wird, als wenn brennende Kertzen darinnen wären. (**) Der König in Franckreich ſoll auch einen Carfunckel haben, von deſſen Licht ein groſſes Gemach mitten in der Nacht erleuchtet wird. (***) Diß iſt lauter Fabel-Werck. Man hat ja den Erd-Boden in allen Theilen der Welt durchwühlet, und doch nirgends einen Stein finden können, der mehr erwehnte Eigenſchaft hätte.

Die neuen Natur-Lehrer halten den Carfunckel-Stein für eine Art der beſten und gröſſeſten Rubinen. Daß ſie aber im finſtern leuchten, oder bey Nacht als eine Kohle gläntzen ſolten, hat der gelehrte Boëtius nicht befunden an dem berühmten Carfunckel des Kayſers Rudolphi, der ſo groß geweſen als ein Ey, und für den gröſſten in gantz Europa gehalten worden. (****)

Balthaſar

(*) S. den curieuſ. Antiquar. Tom. 2. pag. 134.

(**) S. Ernſt hiſtoriſches Bilder-Haus. Tom. 2. pag. 703.

(***) Zeileri Send-Schreiben. Epiſt. 65.

(****) S. Th. Brown Pſeudodox. Epidem. Lib. 2. c. 5. §. 50.

Balthaſar Gracian (*) macht aus dem Carfunckel ein Lehr-Gedichte, und verſteht dadurch die Vernunft, welche die Unwiſſenheit erleuchtet, und die Laſter erkennen lehret.

Man hat dieſem Stein noch viel andere wunderbare Kräffte und Eigenſchafften beygelegt. Happelius ſchreibt, (**) er ſey ein Feind des Gifts und Unkeuſchheit, reitze zum Zorn, erluſtige das Gemüth, und kürtze den Schlaf, daß er aber, wann ein Unglück verhanden, ſeine Farbe ändern ſolle, ſtehet nicht wohl zu glauben. Ich ſetze hinzu, das übrige auch nicht, wie aus folgender Abhandlung von den medicinaliſchen Kräften der Steine wird zu erſehen ſeyn.

Der Bezoar iſt unter den Steinen, die zur Artzney gebraucht werden, der berühmteſte. Er wird in den Leibern einiger Thiere gefunden, und von deſſen Krafft viel Aufhebens gemacht. Ob er den Alten bekannt geweſen, iſt ungewiß. Denn was von dem Scribonio Largo, einem berühmten Medico zu des Kayſers Tiberii Zeiten gemeldet wird, daß er einer Artzney in ſeinen Schrifften gedacht, welche er den Unflath aus den Augenwinckeln der Hirſche genennet, und ſehr wider das Gifft gerühmet, ſolches gehet eigentlich den Bezoar-Stein nicht an. Die Arabiſchen Medici Rhaſis, Averrhoes

(*) S. deſſen Criticon. cap. 5.

(**) Relat. Curioſ. Tom. 3. pag. 141.

und Avicenna gedencken ſeiner zuerſt, und ſtreichen ihn dermaſſen heraus, daß kein ander Gegengifft ihm ſoll zu vergleichen ſeyn, alſo, daß nicht allein, wenn er innerlich eingenommen, ſondern auch, wann er nur äuſſerlich am Leibe getragen würde, durch bloſſes Anrühren dem allergifftigſten Kraut Napello ſeine Macht benehme. (*)

Die Bezoar-Steine werden ſowohl aus Oſt- als Weſt-Indien gebracht, und zwar in ſolcher Menge, daß ihr ehemaliger hoher Preiß ziemlich gefallen iſt. Das Thier, welches dieſelben liefert, ſoll einer Ziegen und Hirſchen gleichen, und an vielen Orten Oſt-Indiens, auch in Perſien anzutreffen ſeyn. Vermuthlich ſchreibt ſich der erſte Bezoar von dieſen Thieren her, wiewohl man ſich nicht vergleichen kan, ob er in dem Miſt, Magen oder andern Theilen des Leibes gefunden werde: woran uns endlich wenig gelegen iſt. Nach der Zeit hat man dergleichen Steine bey andern Thieren entdecket. Auf der Inſul Borneo bekömmt man Bezoar-Steine von den Affen, worunter die grünen die beſten ſind. (**) Auf der Inſul Sumatra findet man den Bezoar-Stein in den Hertzen der Schweins-Hirſche, wie die Thiere genennet werden. Dieſes Thier iſt etwas gröſſer als

(*) S. die remarquable hiſtoriſche Briefe. pag. 718. ſeq.

(**) S. Salmons heutige Hiſtorie der Sundaiſchen Inſuln. pag. 19.

als ein Caninchen, und hat einen Kopf, der einem Schweins-Kopf gleichet, an Pfoten und Klauen aber iſt es einem Hirſch ähnlich. Dieſe Art Bezoar ſoll zehnmahl ſo viel Gold werth ſeyn, als jedes Stück wiegt. Er iſt duncklbraun von Farbe, und auswendig glatt. Wann die erſte Haut abgebrochen iſt, wird er immer brauner, und liegt von unten zu in Lagen über einander, ſchwimmet auch oben auf dem Waſſer. Wann man ihn in einen Liqueur legt, macht er ſolchen ſehr bitter. Man ſagt, daß in dem Magen der Tauben auf den Nicobariſchen Inſuln ebenfalls etliche Steine wachſen ſollen, welche eben ſo bitter ſeyn, als der Bezoar von Sumatra. Die Krafft, welche man gemeiniglich dieſem Stein zuſchreibt, beſtehet darin, daß er den Magen reinigen, Appetit zum Eſſen erwecken, und das Geblüt verbeſſern ſoll. Der Bezoar von den Porcupinen, oder einer Art Stachel-Schweinen, iſt röthlich, und voll von durchſcheinenden Adern, und wenn man Waſſer darauf gießt, gibt er ſelbigen einen bittern Geſchmack. Dieſer Bezoar verzehrt ſich ſelbſt nicht, als der bittere Bezoar von Siaca thut; ſondern er ſincket im Waſſer zu Boden, und liegt eine ziemliche Zeit, ehe und bevor einige Kraft heraus ziehet. (*) Die Steine ſind von verſchiedener Gröſſe, und darnach pflegt man ſie auch zu bezahlen. Sie beſtehen aus Häutlein, welche wie in den Zwiebeln über-

(*) Idem ibidem. pag. 155.

übereinander liegen, und dadurch zu erkennen geben, daß ſie gewachſen und immer gröſſer worden ſind. Ihren Urſprung ſchreibt man gewiſſen Kräutern zu, welche das Vieh frißt, woher ſie auch vermuthlich ihre heilſame Krafft bekommen.

Der Weſt-Indiſche Bezoar kommt von den Thieren Guanaces genannt, ſo etwas von einem Cameel und einem Rehe der Geſtalt nach an ſich haben. (*) Indeſſen iſt auch zu wiſſen, daß man dieſe Steine durch Kunſt nachmacht, und damit die Leute betriegt. Solchen Betrug zu entdecken, muß man die Steine auf einem weiſſen Pappier mit feinem Bleyweiß, Kalck oder Kreide reiben, als welche Dinge von dem rechten und echten Bezoar die grüne Farbe annehmen. (**) Andere geben eine dreyfache Probe an, wodurch man den wahren von dem nachgemachten leicht unterſcheiden könne. (***) Die erſte ſey, daß man ein ſpitzig Eiſen glüend mache, und damit den Bezoar durchſteche, ſey er aufrichtig, ſo werde er keinen Rauch geben, wenn er aber rauche, ſo ſey er falſch. Die andere wäre, daß man ihn in Waſſer zergehen laſſe, und durch ein weiß leinen Tuch ſchlage, auf welchen er die Farbe laſſen werde,

(*) S. Frezier allerneueſte Reiſe nach der Süd-See. 1 Theil. cap. 19.

(**) S. Salmon loc. cit.

(***) S. Walchs philoſoph. Lexicon. Tit. Bezoar-Stein.

werde, wenn er gut. Die dritte und beſte ſey, daß man einem Thier Gift, und darauf auch das Pulver von dem Stein eingebe, und alſo ſeine Würckung erfahre. Und eben darin ſoll ſeine vornehmſte Kraft beſtehen, daß er dem Gift wiederſtehet, und ſolches aus dem Cörper treibt. Der Bezoar treibt den Schweiß, da kan es dann geſchehen, daß er dadurch das Gift, wenn es nicht gar zu häufig verhanden iſt, mit austreibt: Aber deswegen verdienet er nicht ſo hoch geſchätzet und ſo theuer bezahlt zu werden. Wir haben andere weit geringere Dinge, welche ſolches eben ſo gut bewerckſtelligen. Bontius ſchreibt, der Stein aus der Blaſe eines Menſchen habe die Kraft, den Schweiß eben ſo gut, wo nicht beſſer als Bezoar zu treiben. (*) Und Frezier berichtet, (**) nachdem man heut zu Tage die Krebs-Augen und andere Alcaliſche Säfte von eben der Tugend, als Bezoar hat, befunden, ſo hat dieſer ſeinen Werth in Franckreich mächtig verlohren, ob ihn gleich die Spanier noch immer ſehr theuer bezahlen. Hat der Bezoar von Sumatra die Kraft den Magen zu reinigen, Appetit zu erwecken, und das Geblüte zu verbeſſern, ſo haben wir andere Artzney-Mittel, die ſolches eben ſo gut verrichten können.

Ich

(*) S. Rob. Boyle Exercitat. de Utilitate Philoſophiæ Natural. Experiment. Part. 2. Sect. 2. Exercit. 5. cap. 5. pag. 223.

(**) Loco ſupra cit.

Ich finde noch eine merckwürdige Stelle vom Bezoar in Salmons gegenwärtigem Staat des Königreichs Perſien, (*) welche nicht umhin kan dem Leſer mitzutheilen. Der Perſianiſche Bezoar-Stein, ſo lauten die Worte, wird für köſtlicher gehalten, als der in Indien um *Golconda* und *Cananor* gefunden wird. Er hat eine Schale oder Rinde um die andere herum oder übereinander, wie etwa die Jahrwächſe an den Tannen, oder Fichten-Bäumen. Er wird in dem Leibe eines gehörnten Thiers, das den Ziegen oder Hirſchen einiger maſſen, wenigſtens der Hörner wegen, gleichet, und daher *Paſen*, das iſt, ein Geiß-Hirſch, genennet wird, gefunden. Er ſoll von einer gewiſſen Art hartziger Kräuter, ſo dieſe Thiere gerne freſſen, in ihrem Leibe wachſen, und in denen Landſchafften *Choraſſan* und *Lar*, wo diß Kraut am häufigſten und kräftigſten wächſt, auch am meiſten, und zwar bey den Böcken gröſſer und öfter, als bey den Weibgens gefunden werden. Dem ſey wie ihm wolle, wo das Kraut wächſet, da wird es auch wohl in andern Thieren, aber wo es nicht wächſt, auch in den Geiß-Hirſchen nicht gefunden. Er wächſt in dem Eingeweide, das *Pylorus*, oder der vierte Magen genennet wird, liegt mit einem Klumpen Schleim umgeben,

(*) Cap. 4. pag. 61.

ben, woyon er vielleicht jährlich einen Zuwachs um ſich herum erhält. Doch das wäre eine ungegründete Muthmaſſung vom Jahrwachs, wenns gewiß wäre, daß der Stein wieder zerfließe und abnehme, nachdem das Thier Hunger leidet. Man hält dafür, daß die älteſten, magerſten, langhälſigten, die gern von der Heerde abwerts gingen, am meiſten Steine hätten. Wenn das Thier geſchoſſen ſey, ſo könne man an der Rauhigkeit der Zunge erkennen, ob es den Stein habe; wie etwa unſere Schlächter die Schweine auch an der Zunge kennen, die da Finnen haben; woraus man wohl ſchlieſſen ſolte, der Stein mache die Thiere, ſo ihn zeugen, ungeſund, und ſey alſo eine Krankheit, die ihnen Schmertzen mache. Und ſo wäre es deſto merckwürdiger und fragens werth: Ob und wie der Stein, ſo ein Thier kranck mache, einem Menſchen zur Geſundheit dienen könne? Es wird auch geſagt, der Stein ſey nicht hart, ſo lange er im Leibe des Thieres liege, ſondern die Jäger müſſen ihn beym ausnehmen in den Mund nehmen, da er ſeine Härte erſt erhielte: Welches freylich, wie vieles, was von dieſem Stein geſagt wird, auch dahin geſtellt bleiben muß.

Der Blut-Stein, zu lateiniſch Hæmatites, hat den Nahmen von der Kraft das Blut zu ſtillen, welches ihm zugeſchrieben wird. Einige dieſer Steine ſind dunckel-roth, andere

purpur-fårbig, zuweilen auch eiſen-fårbig, und wie man ſagt, ſoll er mannigmahl gleich dem Magnet das Eiſen an ſich ziehen. (*) Er wird ſowohl innerlich als åuſſerlich zum Blut-ſtillen mit gutem Nutzen gebraucht; welches wohl zu glauben ſtehet, weil er eine trocknende und zuſammenziehende Kraft hat, welche in ſolchem Fall gute Dienſte thut. Ob er aber, wie der gemeine Mann dafür hålt, das Blut ſtille, wann man nur die Wunde damit beſtreicht, braucht erſt eine genaue Prüfung, die man bisher nicht ſorgfåltig gnug angeſtellet hat.

In Oſt-Indien wird ein Stein gefunden, den die Portugieſen daſelbſt Pietra de Cevar, den Jugend-Stein nennen. Man hålt ihn ſehr hoch, weil die Indianer in den Gedancken ſtehen, wer denſelben tåglich in der Speiſe gebrauche, dem gebe er Kraft das Leben zu verlångern, und gleichſam in ſteter Jugend zu blühen, alſo daß er nicht ungeſtalt werde, keine Runtzeln bekomme, auch für allen was ihm ſeine lebhafte Schönheit verderben mögte, lange Zeit bewahret würde, derohalben auch die Könige und groſſe Herren ihre Gefåße, als Schüſſeln, Töpffe, Trinck- und Tafel-Geſchirr davon machen laſſen, in Hoffnung, in wohlgeſtalter Jugend zu bleiben. (*) Wer diß ſo hinnehmen kan, muß ohnfehlbar einen guten alten Weiber-Glauben haben.

Daß

(*) S. Walchs philoſoph. Lexicon. Tit. Blut-Stein.

(**) S. Happelii Relat. Curioſ. Tom. 4. pag. 449.

Daß ein Stein ſolte für den Hunger gut ſeyn, lautet wunderlich gnug. Indeſſen wird doch erzehlet, es würde in der Orientaliſchen Provintz Malavar ein Stein gefunden, welchen die Einwohner in gewiſſe Blätter wickelten, und alſo beſtändig in dem Munde herum würffen, da ſie dann theils von der erwärmenden Krafft des Steins, theils aber von den Blättern ſo gut als durch Speiſen geſättiget würden. (*) Dis iſt ſonder Zweiffel zu verſtehen von dem Pinang und Betel, welche man in Oſt-Indien häufig in den Mund zu nehmen, und zu kauen pflegt. Pinang iſt eine Frucht von einer gewiſſen Art Palm-Baume, in der Gröſſe einer Pflaume, welche Traubenweiſe an dem Baum hängt. Sie iſt von auſſen ein wenig holtzhafftig, und mit einer Schale bedeckt. Hieraus hat man, wie oben gedacht, einen Stein gemacht. Betel ſind Blätter von einem Baum, Siri genannt. Aus der Frucht Pinang und den Betel-Blättern wird das Lecker-Bißlein, welches die Indianiſche Völcker beſtändig kauen, folgendergeſtalt bereitet. Man beſchmieret die Betel-Blätter mit naſſem Kalck, wozu vermögende Leute ein wenig Muſcus, Ambra oder Kampffer hinzufügen, und rollet ſie auf als eine Pfeffer-Dütte. Hernach ſteckt man ein Stück von der Pinang-Nüſſe, welche in etliche Theile zerſchnitten wird, hinein. Der Speichel, welcher ſich nach genommenen Pinang im Munde ſammlet, iſt roth, wann aber das Be-

(*) S. Majoli Dies Canicular. Tom. I. Colloq. 18. pag. 411.

tel-Blat nicht mit Kalck beſchmieret iſt, bleibt er grün. Der Pinang ſoll die Krafft haben, die Leute truncken zu machen, und die deſſen nicht gewohnet ſind, darnach, wie vom Toback, ſchwindlich im Haupte werden. (*) Allein, daß man damit den Hunger ſtillen könte, finde ich nicht. Vielleicht gehet es damit alſo zu, wie bey uns, da ſich viele unter den gemeinen Leuten einbilden, ſie könten mit einer Pfeiffe Toback auch den Hunger vertreiben. Denn indem ſie den Toback rauchen, und alſo dem Mund etwas zu thun geben, vergeſſen ſie darüber eine Zeitlang ihres Hungers. Damit aber wird der hungrige Magen nicht geſtillet, ſondern ſo bald man das Toback rauchen angibt, meldet er ſich aufs neue mit groſſem Ungeſtüm.

Die Steine verdienen eine weitere Unterſuchung; welche, am Leibe getragen, oder wann der Leib damit nur berühret wird, darin viel heilſame und wunderbare Würckungen ſollen zuwege bringen.

Von dem Adler-Stein, Aetites, ſchreibt Plinius, (**) er ſey gleichſam ſchwanger, und wann man ihn ſchüttele, ſo vernehme man ein Klappern, welches von einem andern Stein, den er in ſeinem Bauch trüge, herkäme. Er ſoll die Krafft haben, die Geburt zu befördern, oder auch die unzeitige Geburt zu verhüten, nachdem er nemlich an dem untern oder obern Theil des Leibes

(*) S. Salmons gegenwärtigen Staat der Sundaiſchen Inſuln. pag. 108.
(**) Hiſt. Natur. lib. 10. cap. 3.

Leibes angebunden wird, und in dem Adlers-Neſt gefunden werden. Man hat aber viele Arten ſolcher klappernden Steine, und ſeine bloſſe Zeichnung, da nemlich ein Stein in der Mutter, oder dem Leibe eines andern befunden wird, mag jemanden Gelegenheit gegeben haben, dieſem ſchwangern Stein auch eine Krafft zuzuſchreiben, daß er ſchwangern Weibern gut ſey. (*)

Der Smaragd, ein grüner Stein, ſoll dem Gifft wiederſtehen, den Durchlauf und Blut-Fluß, auch die fallende Sucht heilen. (**) In America gibts dieſe Art Steine auch, und werden Jade genannt. Er ſoll ſo ungemein hart ſeyn, daß man ihn ohne Diamant-Staub nicht ſchneiden könne. Die Indianer in Süd-America ſchätzen ihn ſehr hoch, indem ſie ſelbigen nicht nur als ihren gröſten Reichthum und Zierde anſehen, ſondern auch ſeine Krafft gegen die hinfallende Sucht, der ſie ſehr unterworffen, in Betrachtung ziehen. Man ſchätzet ihn nicht minder in Europa, und inſonderheit zu Paris, allda man ſich die ſichre Rechnung macht, daß wann er das Fleiſch berühret, ſo ihn jemand bey ſich trägt, er die Krafft habe, die Nieren-Schmertzen, wie auch Sand und Steine zu vertreiben. (***)

Der Chryſolith dienet wider die Furcht und böſe Träume, auch wider Melancholie, und ſtär-

(*) S. Thom. Brown in Pſeudodox. Epidem. lib. 2. cap. 5. §. 53.

(**) Happelii Relat. Curioſ. Tom. 3. pag. 142.

(***) S. die erbauliche und angenehme Geſchichte derer Chiquitos. pag. 536.

ſtärcket das Gedächtniß, wenn man ihn in Gold eingefaßt am lincken Arm, oder am Halſe trägt. Der Granat widerſtehet dem Gifft, und ſtärcket das Hertz. Wenn man den Carniol an ſich trägt, macht er kühn und frölich, verhütet Zauberey. (*)

Der Nieren-Stein, Nephriticus, ſoll wieder den Stein helffen, wenn man ihn auf die Puls-Ader der lincken Hand bindet. (**) Der Chalcedonier vertreibt die Melancholie und das Seiten-Weh. Der Hyacinth widerſtehet der Peſt, ſtärcket das Hertz, bringt den Schlaf, und macht das Gemüth frölich. Der Jaſpis ſtillet das Blut, wenn man ihn am Halſe trägt, benimmt den Ekel der Speiſen, und hilft wider das ſchwere Gebrechen und Stein. Der Sapphir widerſtehet dem Krebs, daß er nicht weiter um ſich frißt, wenn man damit das angefochtene Glied umſtreichet. Er ſoll das Geſicht erfriſchen, und den Kinder-Blattern wehren, daß ſie die Augen nicht beſchädigen. Er haſſet auch das Gifft; wann er von einem groben Sünder genommen wird, ſoll er den Glantz verlieren. Der Stern-Stein wird den Kindern angebunden für die Flecken oder Maſern, (***) und was dergleichen mehr iſt.

Hier hat man ſich viele Mühe gegeben, ſolche wunderbare Würckungen der Steine natürlich zu

(*) S. Paullini Bauren-Phyſic. pag. 141.
(**) S. Rob. Boyle Exercitat. de Utilit. Philoſ. Natur. Experimental. Part. 2. pag. 272.
(***) S. Happelii Relat. Curioſ. Tom. 3. pag. 140. ſeq.

zu erklären. *Joh. Bapt.* von Helmont nimmt ſeine Zuflucht zu einer gewiſſen Ausſtrahlung, welche von den Steinen ausgehen, und dieſe Würckung thun ſoll. Er ſchreibt davon alſo: (*) Eine eintzige Untze Qveckſilber kan einem Maaß Waſſer wohl 1000 mahl die Krafft geben, die Spul-Würmer zu tödten, und doch ſein voriges Gewicht und Eigenſchafft behalten. Daher iſt offenbar, daß eine *medicinal*iſche Krafft aus einem *Subjecto* in das andere übergehen könne, durch einen bloſſen Strahl, oder durch ſein Anſchauen. Jedoch alſo, daß obgleich das andere Ding eine fremde Krafft erlangt, dennoch dasjenige, ſo ihm ſolche Krafft mittheilet, nichts im geringſten von ſeiner Krafft und Gewichte verlieret. Hiebey hat er vermuthlich auch das Sonnen-Licht für Augen gehabt, welches nicht allein unſerm Erdboden, ſondern auch andern himmliſchen Cörpern, täglich eine groſſe Menge erleuchtender und erwärmender Strahlen zuſchickt, und davon, ſo viel man bisher hat mercken können, nicht abnimmt, oder vermindert wird. Solches aber reimet ſich ſehr ſchlecht zu den Steinen und ihren Ausſtrahlungen. Die Strahlen der Sonne ſind entweder, nach Carteſii Grund-Sätzen, nur eine ſchnelle Bewegung der in dem groſſen Raum des Himmels befindlichen ſubtilen Himmels-Lufft, welche durch das würckliche Feuer der Sonnen in Bewegung geſetzet,

 und

(*) In Tractat. In verbis, herbis & lapidibus eſt magna virtus. Tom. I. Oper. pag. 545.

und weil ſie bis zu uns reichet, auch von uns empfunden wird. Wie will man aber ſolches auf die Steine deuten, da ſie nur dunckele, oder auch durchſichtige Cörper ſind, und allemahl eine anderweitige Erleuchtung brauchen, wo ſie Strahlen von ſich ſchieſſen, oder beſſer zu ſagen, ſie zurück werffen ſollen? Man kan ihnen keine Ausſtrahlung beylegen, weil ſie harte und feſte Cörper ſind, in denen man nicht die geringſte Bewegung gewahr wird, die ſolche Ausſtrahlung verurſachen könte: ſondern es müſte würcklich etwas von ihnen ausgehen, ſo die gerühmte Würckung bewerckſtelligte. Was Helmont ein bloſſes Anſchauen der Steine nennet, heiſſet in der That ſo viel als nichts. Die Gaſſendiſten, welche hierin dem Epicuro folgen, erklären die Ausſtrahlung der Sonnen gantz anders, und halten dafür, es gingen würcklich kleine Cörperlein von der Sonne aus, welche die feurige Strahlen ausmachten, und ſolcher Ausfluß würde durch den Zugang anderer Theile gnugſam wieder erſetzet. Auch dieſe Erklärung kan dem Helmontio nicht zu ſtatten kommen, weil die Steine keine vor ſich leuchtende Cörper ſind, folglich keine Feuer- und Licht-Theilgen von ſich geben können. Was er von dem Qveckſilber beybringt, daß es nichts von ſeinem Gewichte verliere, und doch dem Waſſer wohl 1000 mahl die Krafft die Würmer zu tödten gebe; ſcheint mir nicht ſo gar richtig zu ſeyn; weil nicht zu begreiffen, was die Würmer tödten ſolte, wenn daſſelbe nicht etwas in dem Waſſer ablegte. Woraus denn folgt, daß deſ-

ſen Gewichte dadurch nothwendig muß vermindert werden, ob es gleich nicht ſonderlich zu mercken, da es nur immer etwas weniges iſt.

Der gelehrte Joh. Chriſtoph Sturm hat einen andern Weg erwehlet, und will nicht alle medicinaliſche Kräffte der Steine in Zweiffel ziehen, ſondern ſchreibt ſie mit einiger Wahrſcheinlichkeit gewiſſen Ausdünſtungen zu, welche beſtändig aus ſolchen Steinen gehen, dergleichen man an dem Magnet und andern electriſchen Cörpern bemerckte. (*) Dem ohngeacht bleibt die Sache noch höchſt ungewiß, und es iſt kaum glaublich, daß von den Steinen etwas ausdünſten ſolte. Die Metallen haben in Anſehung der Härte eine groſſe Gleichheit mit den Steinen, man bemercket aber an ihnen keine Ausdünſtungen. Wann dergleichen von ihnen ausgingen, müſte ſolches am erſten und ſehr ſtarck geſchehen, ſo ſie in Fluß gebracht werden. Ob auch ſchon die andere Metallen, wann ſie durchs Feuer flüßig gemacht werden, etwas ausdämpffen, ſo nimmt man doch dergleichen bey dem Golde nicht wahr, ſondern dieſes behält ſein völliges Gewichte, ob es ſchon etliche Monathe durch Hülffe des Feuers in einem beſtändigen Fluß erhalten wird. (**) Die Steine ſind durchaus hart, weswegen nicht abzuſehen iſt, wie ſie etwas ausdünſten ſolten. Sie müſten auch darüber

(*) S. deſſen Compendium Phyſicæ Erotematicum. pag. 460.

(**) S. D. Herm. Frid. Teichmeyeri Elementa Philoſoph. Natur. Experiment. Part. 2. cap. 5. pag. 200.

über etwas vom Gewichte verlieren, das man aber an ihnen niemahls bemercket hat. Auf den Magnet kan man ſich nicht berufen, weil aus ihm keine Ausdünſtungen eigentlich ausgehen, ſondern von auſſen hinein kommen, und durch ihn hin paſſiren. Das Anziehen der electriſchen Cörper rühret auch nicht von den Ausdünſtungen her, die daraus kommen, ſondern aus einer gantz andern Urſach, die an ſeinem Ort ſoll ausgeführt werden. Die medicinaliſche Kräffte der Steine ſind durch die Erfahrung noch nicht gnugſam ausgemacht; ſolten ſie aber dermahleins dadurch auſſer allem Zweiffel geſetzt werden, ſo würde freylich des Herrn Sturms Erklärung derſelben die beſte ſeyn.

Ich finde noch eine merckwürdige Stelle von den Kräfften der Steine beym Gervaſio Tilberienſi. Es iſt kein Edelgeſtein, ſchreibt er, (*) des man nicht zu Erlangung ſeiner äuſſerlichen Krafft, mit dem Kraut, ſo mit ihm gleichen Namen führet, oder mit dem Blut eines Vogels oder Thiers, durch gewiſſe Beſchwerungen weichen könte, wovon die Nachricht auf uns durch den König Salomo kommen iſt. Ich rede von der äuſſerlichen Krafft, da faſt alle Steine ihre innerliche Krafft von Natur haben, die äuſſerliche aber durch Beſchwerungen. Daß der Smaragd durch ſeine natürliche Farbe dem Geſicht nützlich iſt, das hat er von Natur. Daß er aber Gunſt zuwege bringt,

(*) In Otiis Imperial. pag. 970.

bringt, ſolche Krafft bekömmt er durch die Beſchwerung. Alſo vermehret auch der Sapphir den Gewaltigen ihre Macht, und den Uberfluß der Reichen. Man ſiehet hieraus, wie ſich ſchon längſt in der Chriſtlichen Kirche Betrieger gefunden, die ihre thörichte und gottloſe Beſchwerungen unter dem Nahmen des Königs Salomo verkauft haben, worin ihnen dann bis auf unſere Zeiten viele gefolget ſind. Indeſſen bleibt der gantze Kram ein gottloſes und abergläubiſches Beginnen, und wird billig von vernünftigen Menſchen verlachet, und von rechtſchaffenen Chriſten verabſcheuet.

Die Chimici wollen endlich noch die Edelgeſteine aufſchlieſſen, und aus ihnen eine Feuchtigkeit ziehen, welche in der Medicin von groſſem Nutzen ſeyn ſoll. (*) Dis heißt, meines Erachtens, ſich unmöglicher Dinge unterfangen. (Aquam e pumice elicere.) Sie werden es damit ſo wenig zu Stande bringen, als wenn ſie das Gold wollen trinckbar machen, wovon ich im Adepto Inepto weitläuftig gehandelt habe.

71.
Von der Muſic, und ihrer Würckung.

AN der Muſic haben faſt alle Menſchen ein Wohlgefallen, daher auch dasjenige, was von

(*) S. Oſwaldi Crollii Baſilic. Chymic. pag. 181.

von ihrer Würckung geſagt werden kan, dem Leſer nicht unangenehm ſeyn wird.

Ich gedencke zuförderſt der himmliſchen Muſic, welche die himmliſchen Creyſe mit ihrer Bewegung machen ſollen. Pythagoras hat ſie zuerſt gehöret, und uns davon viel wunderbares vorgeſchwatzet. Er war ein groſſer Liebhaber der Muſic, und führte ſeine Schüler dazu an, daß ſie ſich derſelben viel bedienen muſten, inſonderheit des Morgens und Abends, damit durch ſelbige ihr Gemüth in Ruhe geſetzet, und zum philoſophiren deſto beſſer vorbereitet würde. Weil er nun in Gewohnheit hatte, von geheimen und verborgenen Dingen und Wiſſenſchafften viel zu prahlen, ſo redete er unter andern auch von einer himmliſchen Natur-Muſic, die ſonſt niemand als er allein hören könte, und ſuchte daraus die Natur der Muſic, die Tone und ihre Harmonie herzuleiten. Man hegte zu ſeiner Zeit die Meynung, (wo er nur ſolche nicht ſelbſt zuerſt aufgebracht) es wären die Sonne und übrigen Planeten an gewiſſen Cryſtallinen, oder dichten und durchſichtigen Creyſen befeſtiget, welche ſich ſtets umdreheten, und die Planeten mit dahin riſſen, daß wir ſie alſo in beſtändiger Bewegung erblickten. Weil aber die Bewegung der Creyſe nicht ohne einen Schall und Geräuſch geſchehen könte, ſo entſtünde aus ſolchem Schall die himmliſche Muſic, und ein jeder Creys hätte ſeinen beſondern Ton, da dann alle dieſe Tone miteinander unvergleichlich harmonirten und zuſammen ſtimmten.

Die

Die Platonici, welche in vielen Stücken dem Pythagoras folgten, lieſſen ſich die Natur-Muſic auch belieben, und ſetzten den himmliſchen Creyſen noch beſondere Intelligenzien oder Geiſter vor, die ſie bewegten und regierten, und ſolche Geiſter ſolten die Muſen, oder Göttinnen der Poeſie und Muſic ſeyn. Daß alle Menſchen, ſagten ſie, die Muſic gerne höreten, käme daher, weil die Seelen das Andencken der himmliſchen Muſic mit vom Himmel brächten, bey Anhörung einer Muſic ſich derſelben erinnerten, und darüber ein Vergnügen empfünden. (*)

Dieſe abgeſchmackte Grillen haben andere noch weiter vermehret, und vorgegeben, wer die Natur-Muſic recht verſtehe, könne dadurch den Himmel mit der Erde verknüpffen, die Geiſter, wie auch die leblöſen Dinge bewegen und zu ſich ziehen. Thomas Campanella ſchmeichelt ſich gar mit der Hoffnung, es würden dermahleins Künſtler aufſtehen, und ein beſonders Inſtrument zum Gehör erfinden, wodurch man die himmliſche Muſic deutlich hören könte, gleichwie man bereits die Tubos opticos erfunden, und damit den Himmel viel genauer als mit den bloſſen Augen durchſchauet hat. (**)

Zur Widerlegung ſolcher Natur-Muſic iſt gnug, daß die cryſtalline Creyſe, welche ſie machen ſollen, erdichtet ſind. Die Aſtronomi führen

(*) v. Ciceronis Somnium Scipionis, & confer Macrobium in hoc Somnium.

(**) S. Morhofii Polyh. Philoſoph. lib. 1. cap. 2. §. 6.

ren unterſchiedene Urſachen an, warum die dichten Planeten-Creyſe nicht ſtatt finden können. Sie ſind hergenommen von dem freyen Durch-March der Cometen durch ſolche himmliſche Sphæren, indem ſie bald aufſteigen, bald abfahren, bald ſich überzwerg bewegen, welches nicht geſchehen könte, wenn die Planeten-Creyſe dicht und feſte wären: Weiter von dem Planeten Mars, welcher bald über der Sonne iſt, bald unter ſelbige herabſteiget, welches gleichfalls nicht ſeyn könte, wo nicht etwa die Sphære der Sonnen an einigen Orten Löcher hätte, wodurch der Mars paſſiren könte, wie ſich ein Spanier Nahmens Arriaga hat träumen laſſen. Noch führet man dagegen an, daß die Sonnen-Strahlen durch ſolche cryſtallene Creyſe ſehr oft und ſtarck müſten gebrochen werden, ehe ſie zu uns kommen; ja es müſten wegen ſolcher Strahlen-Brechung offt die Sterne in dem Mittags-Circul geſehen werden, wann ſie noch nahe bey den Horizont ſtünden, welches aber wieder die Erfahrung iſt. (*) Ich ſetze noch eine andere und jedermann begreiffliche Urſache hinzu. Man hat durch die Tubos entdecket, wie der Jupiter vier, und Saturnus fünf Neben-Planeten um ſich haben, welche beſtändig um dieſe ihre Haupt-Planeten herum laufen, und zwar alſo, daß ſie vielmahl hinter ihren Haupt-Planeten zu ſtehen kommen, und dadurch ſich aus unſerm Geſichte verlieren: Zum öftern aber werden ſie erblicket unter

(*) S. Johan Jacob Scheuchzers Natur-Wiſſenſchafft. 2. Theil cap. 9. §. 2.

unter ihren Haupt-Planeten; woraus augenſcheinlich abzunehmen iſt, daß ſie vielfältig durch die Creyſe ihrer Haupt-Planeten paſſiren, welche deswegen unmöglich dicht und feſte ſeyn können. Womit dann die cryſtalline Planeten-Creyſe, zuſamt der Muſic, die ſie mit ihrem Umlauf verurſachen ſollen, auf einmahl aus dem Himmel verſchwinden.

Nun kommen wir auf die wunderbare Würckungen der Muſic, wovon wir zwar zu unſern Zeiten nicht leicht Exempel aufweiſen können, bey den Alten aber deſto mehr antreffen. Diß hat viele verleitet zu glauben, die Alten müſten in der Muſic weit gröſſere Künſtler als die Neuen geweſen ſeyn. Was davon zu halten, wird ſich hernach zeigen, wann ich erſt verſchiedene Exempel von Würckung der Muſic werde angeführet haben.

Von dem Pythagoras erzehlet Cicero, wie er einen jungen Menſchen, der voller Weiſe, aus Liebe zu einem Weibs-Bilde, ſeinem Neben-Buhler das Haus anzünden wolte, in welchem ihre Liebſte ſich aufhielt, erſtlich mit dem Phrygiſchen Ton gantz hitzig gemacht, hernach aber mit einem langſamen geiſtlichen Liede wieder beſänftiget und geſtillet. Empedocles, als einer ſeinen Wirth, der ihm mit ſchelten und ſchmähen Urſach gegeben, in Zorn angreiffen wolte, wuſte durch das Pfeiffen die Melodey ſo zu mäſſigen, daß darüber dem raſenden und zornigen Menſchen der Zorn verging. (*) Appollonius Thya-

(*) S. Joh. Bapt. Porta in Magia Natur. Lib. 20. cap. 7.

Thyanæus war nach Philoſtrati Bericht, ein ſo groſſer Meiſter in der Muſic, daß er dadurch Verſtorbene von den Todten auferwecken, den Krancken zur Geſundheit verhelfen, und andere erſtaunende Dinge ausrichten konte. Dieſe und mehr andere Nachrichten, von der wunderbaren Kraft der Muſic, ſchreiben ſich von den Griechen her, welche, da ſie groſſe Liebhaber der Muſic, und daneben ſehr leichtgläubig waren, ſich viele Mährlein aufbinden lieſſen, worunter man auch obige rechnen könte. Zumahl da es nicht ein muſicaliſches Concert, ſondern etwa eine Pfeiffe, Harffe oder Leyer geweſen, womit man die Gewalt der Muſic über die menſchliche Gemüther bewieſen. Wir wollen indeſſen doch die Erzehlungen für wahr paſſiren laſſen, und werden in folgenden vernehmen, wie es damit etwa zugegangen ſey. Was von Apellonio gemeldet worden, kömmt auf Philoſtrati Credit an, welcher wie bekannt nicht weit her iſt.

Von Alexander dem groſſen wird erzehlet, wie ein Muſicant, Nahmens Timotheus, durch den Phrygiſchen Ton deſſen Muth alſo entzünden können, daß er gleichſam aus ſich ſelber kam, und nach den Waffen griff. Jngleichen wuſte er mit veränderten Ton ihm die Hitze wieder zu benehmen, und zur Wolluſt zu bewegen, daß er die Waffen ablegte, und ſich um nichts als um Eſſen und Trincken bekümmerte. Plutarchus ſchreibt, wann Alexander den Antigenides blaſen hören, und zwar den Ton, der vom Auffſitzen auf den Wagen Harmatius genennet

ward,

ward, ſey er ſo entzündet worden, daß er gleich mit ſeinem Gewehr aufgeſprungen, und die angegriffen, ſo neben ihm geſeſſen. (*) Wie es nun damit zugegangen, wird ſich unten mit mehrern zeigen.

Man hatte vorzeiten die üble Gewohnheit, nach dem Modell alter Geſchichte andere zu erdichten, und ſie für die gewiſſe Warheit zu verkaufen. Alſo lieſet man beym Saxone Grammatico, und andern Nordiſchen Hiſtorien-Schreibern eine Geſchichte, welche mit dem, was wir vom Alexander gehöret haben, ziemlich überein kömmt. Zu dem König in Dänemarck Erico, welcher um den Anfang des 12ten Jahrhunderts regierte, kam ein Muſicant, welcher vorgab, er könte mit ſeiner Harfe oder Laute die Leute raſend machen. Der König begehrte davon eine Probe zu ſehen, ließ aber aus Vorſicht alles Gewehr aus dem Gemach ſchaffen. Die Muſic ging an, und der König ward erſt gantz traurig, bald darauf luſtig, und endlich gar raſend. In der Raſerey drung er in die Trabanten-Cammer hinein, und ergriff ein Gewehr, womit er alſofort 4 Perſonen auf der Stelle entleibte, daß man ſich genöthigt ſahe ihn mit Küſſen und Polſtern zur Erden niederzudrücken, bis er endlich wieder zu ſich ſelbſt kommen. Dem Muſicanten aber ſchlug man die Harfe auf ſeinen Kopf in Stücken, wie er anfänglich ſelbſt befohlen hatte, und damit war die Tragödie zu Ende. Die Umſtände die-

ſer

(*) Porta loc. cit.

ſer Geſchichte werden von einigen anders berichtet, welche wollen, der König habe zu Verhütung aller Unordnung Wächter beſtellet, die nach entſtandenem Tumult mit ihren Waffen in das Gemach gedrungen, da dann der König einem das Gewehr aus der Hand geriſſen, und damit die 4 Perſonen getödtet. Andere ſchreiben gar, Er habe ſie mit der Fauſt todt geſchlagen. Weßwegen dann die gantze Erzehlung ſehr verdächtig iſt. Man könte überdem fragen, warum nur allein der König, und nicht auch die andere Anweſende von der Muſic raſend worden? Wann man hiernechſt bedenckt, daß die Nordiſche Geſchichte ohne dem voller Fabeln, und die Autores, welche obige Hiſtorie erzehlen, von den Zeiten, da ſie ſoll geſchehen ſeyn, gar zu weit entfernet ſind, ſo findet man gnugſame Urſachen an der Wahrheit derſelben zu zweiffeln. Iſt ja etwas dergleichen vorgegangen, ſo hat man die Umſtände nicht richtig angeführet, oder die Sache ungemein vergröſſert. Folgende Muthmaßung Kircheri und Naudæi iſt auch nicht zu verwerffen, daß der König mit dem Muſico ein Verſtändniß gehabt, und es nur lauter erdichtetes Werck geweſen, um den Hof-Leuten den Wahn von der ungewöhnlichen Kraft der Muſic beyzubringen. (*) Vielleicht hat auch der König durch ſolchen Griff einige ihm verhaßte Perſonen mit guter Manier vom Brodte helfen wollen, wie dann würcklich geſchehen iſt. Der

(*) S. das Amphitheatr. Mag. Univerſ. Lib. 14. pag. 602.

Der Herr D. Joh. Wilh. Albrecht (*) will dieſe Geſchichte mit einer neuern wahrſcheinlich machen, und berichtet aus einem frantzöſiſchen Autore, daß als auf der Hochzeit des Hertzogs von Joyeuſe ein beſonders muſicaliſches Concert gemacht worden, der damahlige König in Franckreich Henricus III. dadurch in ſolche Bewegung gerathen, daß er einen anweſenden Edelmann nach den Degen gegriffen, und dabey hoch betheuret, er könne ſich unmöglich enthalten, ſondern müſte ſich mit einem ſchlagen. Nachdem man aber darauf angefangen eine andere Arie zu ſingen, ſey er dadurch wieder ſo ruhig worden, als zuvor. Diß laſſe dahin geſtellet ſeyn, und bemercke nur, wie dasjenige, was hier dem Könige in Franckreich begegnet iſt, noch weit unterſchieden ſey von dem, was wir von einem Könige in Dänemarck gehöret haben: Daher auch dieſe letztere Geſchichte durch die erſtere nicht mag gerechtfertiget werden.

Weiter maßten ſich die alten Griechen die Kunſt an, durch die Muſic allerhand Kranckheiten zu heilen. Welche Kunſt ſich denn ebenfalls von Pythagora herſchreibt, der durch gewiſſe Geſänge, Melodien und Beſchwerungen allerhand Kranckheiten heilen wolte. (**)

(*) In Tractat. Phyſico de Effectibus Muſices in Corpus animatum. §. 260. welcher Tractat hier nach oft wird angeführet werden.

(**) S. Jac. Bruckers Fragen aus der philoſoph. Hiſtorie. Tom. 2. pag. 183.

Es iſt gut, daß er auch die Beſchwerungen dazu gebraucht, denn damit giebt er zu erkennen, daß es mit ſolchen Curen leere Einbildung geweſen iſt. Was können die Beſchwerungen zur Geſundheit beytragen?

Man lieſet, welchergeſtalt Terpander und Arion von Methymna, die Lesbier und Jonier durch die Muſic von ſchweren Kranckheiten curiret haben. (*) Wann bey den Lacedämoniern Kranckheiten einreiſſen wolten, ſo lieſſen ſie Muſicanten von andern Orten herkommen, die ſolche Kranckheiten mit der Muſic vertreiben ſolten. (**) Iſmenias, ein Schüler des Antigenides, konte mit ſeiner Muſic den Krancken groſſe Linderung verſchaffen. (***) Da nun einige unter den Neuern ſolche Art zu curiren für bekannt angenommen, ſo haben ſie auch die Muſic zu ſolchem Ende gebraucht. D. Lupus recommandirte dem Kayſer Maximiliano zur Stärckung des Gehirns, und Schärfung des Verſtandes, den Geſang der Grillen: Wiewohl Welſchius ſchreibt, daß der Geſang der Nachtigallen und Canarien Vögel von einigen dazu für beſſer gehalten würde. (****) Welches meines Bedünckens wunderlich genung lautet. Happelius erzehlet (*****) von 2 Frantzöſiſchen Damen, daß die Muſic ihnen in Kranckheiten treffliche

(*) Porta Loc. ſupra cit.

(**) Albrecht Loc. cit. §. 302.

(***) Idem. §. 254.

(****) Idem. §. 252.

(*****) In Relat. Curioſ. Tom. 4. pag. 51.

treffliche Dienſte gethan. Die erſte gerieth in ſolche Raſerey, daß ſie ſich bald ins Feuer, bald aus dem Fenſter, bald ins Waſſer ſtürtzen wolte. Die Medici konten ihr nicht helfen. Auf Rath eines Capuciner Münchs aber ließ man einen Lauten-Schläger holen, der ſtets um und bey ihr ſeyn, ihr auch des Nachts einige Lieder vorſingen muſte. Dadurch ward ſie in 3 Monathen völlig wieder zu recht gebracht. Die andere brauchte in allen ihren Kranckheiten, Wunden, Geburts-Stunden ꝛc. keine Artzney, ſondern behalf ſich anſtatt derſelben mit dem Klang der Flöten, Trommeln und Schallmeyen. In ihrem hohen Alter ward ſie von der Gicht hart angegriffen, da denn der Spielmann ihr Medicus war. Als einsmahls ſolche Gicht-Schmertzen im Knie ſehr groß waren, und der Muſicant ſo lange und unaufhörlich die Trommel ſchlug, und auf der Flöten ſpielte, bis er darüber gantz matt und ohnmächtig ward, und alſo ſeine Muſic ein Ende hatte, ſo geſtund dieſe Frau, daß ſie von den Gicht-Schmertzen niemahls ſo hart angegriffen worden, als da ihre ſo geliebte Muſic aufgehöret. Ich wil nicht gäntzlich in Abrede ſeyn, daß wohl mannigmahl die Muſic mag Kranckheiten curiret haben: (*) Da aber ſolches nur zufälliger Weiſe, oder durch Kraft der Einbildung geſche-

 hen,

(*) Daß die von den Tarantul-Spinnen geſtochene durch die Muſic curirt werden, iſt bekannt; Ich werde die Abhandlung davon bis in den Tractat von der Sympathie und die Antipathie verſparen.

hen, ſo kan man ihr nicht ſchlechterdings die Kraft Kranckheiten zu heilen beylegen.

Auſſer denen bereits angeführten Würckungen der Muſic, gibt man noch folgende an. Es ſollen nehmlich dadurch die Delphinen, Meer-Krebſe und andere Fiſche gefangen; die Schaafe in Arabien feiſt; die Cameele und Hirſche erqvickt; die Crocodillen mit der Stimm, und die Bienen durchs Echo vertrieben; die Elephanten und wilde Pferde gefangen; die Hengſte mit den Pfeiffen ad venerem angetrieben; die von groſſer Hitze ausgetrocknete Brunnen, durch reiner Jungfrauen Geſang und Inſtrumenten, bey dem Urſprung wieder herfür gebracht; die vergiftete Stiche der Taranteln curiret; die Menſchen durch den Geſang luſtig und hurtig; die Traurigen frölich; die Zornigen gelindert; die Sorgfältigen befriediget; die Uneinigen gemäßiget; die Hirnwütende geſtillet; die eitle Gedancken vertrieben; durch Inſtrumente, ſo aus Wacholder-Holtz, Eſchen-Lorbeer-Bäumen-Hollunder- oder Wein-Reben-Holtz, oder auch aus Hirſchbeinen gedrehet und gemacht ſeyn, der Ottern und Schlangen-Stich geheilet; die Soldaten durch den Schall und Klang der Trompeten und Heerpaucken behertzter und muthiger; die kleinen Kinder geſtillet; auch den Bauren und andern arbeitſamen Leuten durch den Geſang, die Arbeit und alle Ungelegenheit gelindert werden. (*) Der bekannte Cantzler in Engelland Thomas Morus, ſoll ſo gar ſein böſes Weib

(*) S. Mart. Zeilers Send-Schreiben. Epiſtol. 87.

Weib durch die Muſic ſanftmüthig und fromm gemacht haben. (*)

Damit wir nun in Unterſuchung dieſer wunderbaren Würckungen der Muſic ordentlich verfahren, ſo müſſen wir gleich Anfangs den Schall, und wie er empfunden wird, in Betrachtung ziehen. Der Schall iſt eine zitternde Bewegung der Luft, die durch Erſchitterung eines Cörpers zuwege gebracht wird. Denn indem man einen Cörper in Erſchitterung ſetzt, ſo wird dadurch der umſtehenden Luft die zitternde Bewegung mitgetheilet, welche ſie gleichſam Wellen-weiſe bis zu dem Ohr überbringt, und daſelbſt gewiſſe im Ohr befindliche Beinlein, nehmlich den Hammer, den Amboß und Stegreiff (die von ihrer Geſtalt ſolchen Nahmen führen) in Bewegung ſetzt, wodurch denn das verhandene Trummel-Häutlein, nach Beſchaffenheit des Schalls, mehr oder weniger geſpannet wird. Iſt der Schall ſcharf, oder der Ton hoch, welcher zum Gehör kömmt, ſo iſt die zitternde Bewegung der Luft geſchwinde, und das Trummel-Häutlein wird ſehr geſpannet. Iſt der Ton tief, ſo iſt die Bewegung der Luft nicht ſo geſchwinde, folglich wird davon das Trummel-Häutlein nicht ſo ſehr geſpannet, als von einem hohen Ton. Wann 2 Saiten aber geſpannet ſind, daß ſie zuſammen eine Octave machen, das iſt einerley Ton haben, deren der eine tief, der andere hoch iſt, ſo ſucht Carteſius (**) und andere die Urſach deſſen

(*) Albrecht. §. 251.

(**) In Epiſtolis, Part. 2. Epiſt. 66.

darin, daß wann die eine Seite, welche den tiefen Ton hat, einmahl ſchwancket, die andere mit dem hohen Ton zu gleicher Zeit zweymahl hin und her ſchwancket; daß demnach der hohe Ton eine geſchwindere Bewegung verurſacht, als der tiefe. Hieraus läßt ſich weiter der Unterſcheid der Töne in der Muſic herleiten, und begreifen, was ſie auf dem Trummel-Häutlein für eine Bewegung verurſachen, indem daſſelbe, je höher der Ton iſt, auch durch die geſchwinde Bewegung mehr geſpannet wird. Hier iſt noch zu mercken, wie ſich auſſer obberührten Beinlein, noch ein kleines rundes Beinlein befindet, welches verhindern ſoll, daß das Trummel-Häutlein nicht zu ſehr geſpannet, und gar zerriſſen werde. (*) Wann nun der Schall, oder Ton, durch Hülfe des Trummel-Häutleins, gleichſam modificirt worden, ſo dringt er von dort in das innere des Ohrs, allwo eine ſchneckenweiſe gekrümmete Höle zu finden, die der Labyrinth, oder Irrgang heiſſet, von wannen ihn endlich die Gehör-Nerven zum Gehirn überbringen, und alſo empfindlich machen. Auf was Weiſe aber die Nerven dasjenige, was durch die Sinne empfunden wird, dem Gehirn eindrücken, läßt ſich nicht gewiß ausmachen, noch weniger gantz deutlich erklären. Die Medici ſtellen ſich die Sache alſo vor, daß eine jede Nerve bis an einen gewiſſen Ort des Gehirns reiche, daſelbſt eine von den Fibris Medullaribus krümme, und darin gleichſam eine Falte

(*) v. Joh. Bapt. du Hamel de corpore animato. Lib. 2. cap. 4. §. 3.

Falte mache, welche eine zeitlang dauren, aber auch wieder vergehen kan, doch alſo, daß die Zäſergen im Gehirn davon eine diſpoſition bekommen, ſolche Falte leicht wieder anzunehmen. Und eben daraus wiſſen ſie das Gedächtniß, die Vergeſſenheit, Wiedererinnerung und andere Dinge gar ſinnreich herzuleiten. (*)

Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo iſt auſſer Zweifel, daß dergleichen bey allen Arten der Empfindung vorgehen müſſe, ſo wohl beym hören, als ſehen, ſchmecken u. ſ. w. Es frägt ſich aber, ob nicht eine Art der Empfindung z. E. das Hören, eine gröſſere Würckung auf den Leib habe, als eine andere, etwa das Sehen? hier ſcheinet es, als wenn die Empfindungen des Gehörs ſtärcker ſeyn müſten. Denn ſie werden verurſacht durch eine Wellen-förmige und geſchwinde Bewegung der Luft, welche mehr Kraft zu haben ſcheinet, als die ſehr ſubtile Lichts-Strahlen, wodurch den Sehe-Nerven eine Bewegung eingedrückt wird. Jedoch wenn man alles wohl erweget, wird ſich, was die Würckung im Gehirn betrifft, wohl ein geringer Unterſcheid finden. Ob ſchon die Bewegung der Luft, ſo das Gehör trifft, ſchnell und oft ſtarck iſt, ſo hat doch das Ohr ſolche Beſchaffenheit, daß ſolche Bewegung nicht mit gantzer Macht hineindringen kan. Die vielen krumme Gänge, welche theils auch ziemlich enge ſind, verhindern es. Der Gehör-Gang iſt mit vielen kleinen Haaren beſetzt, und mit Ohren-Schmaltz erfüllet, welche

(*) S. Albrecht. §. 147. ſeq.

auch etwas beytragen, daß die vom Schall bewegte Luft nicht ſo heftig hineindringet. So findet ſich auch in dem innern Ohr ein rundes Fenſtergen, wodurch der Schall nach der Schnecke zugehet. Es iſt aber mit einem Häutlein überſpannet, welches abermahl dazu dienet, daß die Gehör-Nerven durch die Bewegung der Luft nicht gar zu ſtarck afficirt werden. Daher nicht abzuſehen iſt, warum die Empfindungen des Gehörs von ſtärckerer Würckung ſeyn ſolten, als des Geſichts. Ein ſtarcker Knall afficirt das Gehör ſehr, alſo daß es davon öfters Schaden nimmt. Allein es können ſehr ſtarcke Lichts-Strahlen dergleichen thun, wie wir dann gewahr werden, daß wenn einer eine Zeitlang in die Sonne ſchaut, er davon gantz verblendet wird, und ſolten die Augen gewiß Schaden nehmen, wann er einige Zeit mit Anſchauung der Sonnen fortführe. Hieraus könte man den Schluß machen, daß ſo wenig die Empfindungen des Geſichts ſo groſſe Würckungen thun, Kranckheiten erwecken und heilen, eben ſo wenig würden die Empfindungen des Gehörs dergleichen zu bewerckſtelligen vermögend ſeyn.

Doch wir müſſen den Würckungen der Muſic näher treten. Daß ſie mancherley Affecten errege, begehre ich nicht zu leugnen. Nur iſt die Frage, auf was Weiſe es geſchehe? Die meiſten ſetzen eine natürliche Würckung zum Grunde, und erklären ſich folgendergeſtalt. Wann die dazu beſtimmte Nerven eine Empfindung zum Gehirn überbringen, ſo gibt es daſelbſt eine groſſe

Menge

Menge anderer Zäſerlein (Fibræ) welche zur Bewegung der innern und äuſſern Theile des Leibes beſtimmet ſind; dieſe werden durch die Empfindungen des Gehörs in Bewegung geſetzt, und dadurch gewiſſe Affecten erregt, als welche, außer dem was dabey in der Seele vorgehet, eine außerordentliche Bewegung des Geblüts, inſonverheit der Lebens-Geiſter ſind. Solche Erklärung aber ſcheinet nicht hinlänglich zu ſeyn, weil alle Empfindungen, durch welchen Sinn ſie auch geſchehen, dergleichen würcken müſten, da wir es doch nicht bey allen gewahr werden. Ich weiß ja nicht, was der Geſchmack oder Geruch für eigentlich ſo genante Affecten errege. Darum müſte man deutlicher zeigen, wie die Empfindungen des Gehörs vor andern dergleichen erwecken. Meines Erachtens findet dabey eine moraliſche Würckung ſtatt, und die Affecten werden erregt durch Hülfe der Einbildungs-Kraft, wann dieſelbe durch die angenehme Empfindung der Muſic erwecket worden. Daher auch die Muſic nicht bey allen gleiche Würckung thut, weil ihre Einbildungen weit voneinander unterſchieden ſind.

Von den Würckungen der Muſic bey Kranckheiten erkläret man ſich auf gleiche Weiſe. Nemlich es würden durch die Bewegung der Gehör-Nerven die Bewegungs-Zäſerlein oder Nerven in Bewegung geſetzt, welche dann gewiſſe theile des Leibes, dahin ſie ſich erſtrecken, bald ſchlapp machen, bald zuſammen ziehen, und

dadurch

dadurch den Fortgang der Feuchtigkeiten oder Säfte des Leibes entweder aufhalten oder befördern, oder bald an dieſen oder jenen Ort hintreiben: Eben dieſe Bewegungs-Zäſerlein könten auch den gewöhnlichen Auswurf des Leibes, die Abſcheidungen der Feuchtigkeiten bald vermehren, bald hindern oder gar aufheben: (*) Welches zum Theil zur Geſundheit vieles beytragen müſte. Ich frage hier abermahl, warum allein die Empfindungen des Gehörs, und nicht auch der andern Sinne, ſolche Würckung haben? Zwar iſt nicht zu leugnen, daß angenehme oder verdrießliche Empfindungen gewiſſe Würckungen im Leibe haben, aber nicht ſchlechterdings an und vor ſich, ſondern durch Hülfe der Einbildung, welche ſich darein menget, und wie bekannt mannigmahl Kranckheiten verurſachen, auch wiederum vertreiben kan.

Der Herr D Albrecht hat hier noch einen gantz beſondern Einfall, welcher darauf hinaus läuft: Es würden die Zäſergen, deren es im Menſchlichen Cörper eine unendliche Menge gibt, ohne Zuthuung des Gehörs, durch einen gleichen muſicaliſchen Ton bewegt, woher alſo verſchiedene Würckungen entſtehen könten. Man nimmt wahr, daß von 2 gleichſtimmigen Saiten ſich die eine bewegt, und einen Klang von ſich gibt, wann die andere gerühret wird. Nun ſetzt D. Albrecht, daß alle Zäſergen ihre gewiſſe Spannung hätten, und allezeit bemühet wären, ſich wieder zuſammen zu ziehen, welchen Zuſtand

(*) Albrecht. §. 191. ſeq.

ſtand die Medici den Tonum nennen, und der ſo wohl Kranckheiten, als die Geſundheit zu wege bringen kan. Die Zäſergen ſind von verſchiedener Länge und Spannung, daher vergleicht er ſie mit einer aufgezogenen Saite, und will, es würden durch die Muſicaliſchen Töne, ohne Beyhülfe des Gehörs, diejenigen in Bewegung gebracht, welche wegen ihrer Länge und Spannung mit dieſem oder jenem Ton gleichſtimmig ſind; eben wie eine Saite ſich bewegt, wann eine andere gleichklingende gerühret wird. Dieſes ſtellet er ziemlich wahrſcheinlich vor, (*) und ſucht auch den Einwurf, daß die Zäſergen gemeiniglich mit einen weichen Weſen, welches er Parenchyma nennt, umgeben, und dadurch verhindert würden, daß ſie durch einen gleichſtimmigen Ton nicht könten beweget werden, folgender Geſtalt zu heben. Die Höltzerne Reſonantz Boden, ſagt er, an den Muſiacaliſchen Inſtrumenten hätten ebenfalls viele Zäſergen, deren jede beſonders durch den Klang der Saiten in Bewegung geſetzt würde, die mit der Fibra gleichſtimmig wäre, daß alſo dieſe Höltzerne Zäſergen dadurch am Klang nicht gehindert würden, ob ſie gleich mit andern Holtz-Theilen umgeben wäre. Eben alſo könte das weiche Weſen ſo die Zäſergen des Leibes umgibt, nicht hindern, daß ſie von einem gleichſtimmigen Ton nicht ſolten beweget werden. Allein das Vorgeben von den Reſonantz-Böden iſt noch nicht völlig ausgemacht; es ſcheint vielmehr, als wenn durch Hülfe

(*) §. 286 ſeq.

Hülfe des Stegs, worauf die Saiten ruhen, dem gantzen Reſonantz-Boden die zitternde Bewegung eingedrückt, und dadurch der Klang verſtärcket werde. Wann auch der Klang einer Saite nur diejenige Zäſerlein des Reſonantz-Bodens bewegte, die mit ihr gleichklingend ſind, ſo muß doch daß Holtz ſehr ausgetrucknet ſeyn, wo es geſchehen ſoll. Jn grüner und näßer es iſt, je weniger iſt es zu einer zitternden Bewegung geſchickt. Woraus zu erſehen, daß die Feuchtigkeit die Bewegung der Zäſergen ſehr hindert, oder ſie gar hemmet. Nun ſind aber die Zäſergen des Leibes mit einem weichen Weſen umgeben (wo ſie nur nicht auch gar einen ſubtilen Saft in ſich enthalten) wodurch ſonder Zweifel die vorgegebene Bewegung derſelben gehindert wird. Jch ſetze noch hinzu, daß die zitternde Bewegung der Luft, ſo von einem Ton verurſacht wird, erſt durch die Haut, und andere theils feſte theils flüſſige Theile dringen muß, ehe ſie zu den Zäſergen kömmt. Dadurch wird denn allerdings ſolche Bewegung gebrochen, daß ſie nicht einmahl bis dahin gelangen kan. Weßwegen auch dieſe Gedancken ſchwerlich ſtatt finden können.

Jch finde bey dem Herrn D. Albrecht noch einen andern Beweis (*) von Würckung der Muſic auf die Nerven oder Zäſergen des menſchlichen Cörpers. Wir ſehen, ſchreibt er, daß viele gantze Nächte beſtändig tantzen, und ihren Leib durch andere gewaltſame Bewegungen ohne groſſe Beſchwerung üben, welche doch, wenn ſie ohne Muſic

(*) §. 312.

ſie tantzen ſolten, es weder ſo lange aushalten, noch die Stelluugen des Leibs mit ſolcher Hurtigkeit verrichten würden, ſondern viel eher ermüdet davon abſtehen müſten. Auch dieſes ſcheinet nicht zu erhärten, daß die Muſic auf die innere Nerven würcke. Die Sache ſelbſt läßt ſich aus andern und wahrſcheinlichern Gründen herleiten. Nach der heutigen Mode ſind bey den Tantz allemahl ein Manns- und Weibs Bild beyſammen, daher ſich gemeiniglich die Liebe mit einſchleicht, welche die Täntzer nicht ermüden läßt, ſondern weit kräftiger als alle Muſic iſt. Das Trincken wird dabey auch nicht vergeſſen, ohne welches es die Täntzer ſo lange nicht aushalten würden. Zwar thut die Muſic auch etwas dabey, denn ohne Muſic läßet ſichs ſchlecht tantzen. Sie muß die Tritte und Sprünge gleichſam abmeſſen, und ermuntert auch das Gemüth, daß es dazu aufgräumt bleibt. Weßwegen ſich auch mit Recht behaupten läßeſt, daß ihre Würckung mehr Moraliſch als Phyſiſch ſey.

Wenn man die Würckung der Muſic nicht für moraliſch erkennen will, ſo beruft man ſich auf die unvernünftigen Thiere, welche durch die Muſic bewegt, oder auch erſchreckt werden. Man führet zum Exempel den Orpheus an, der mit ſeiner Leyer Wälder und Felſen bewegt, und die unvernünftigen Thiere ſoll zahm gemachet haben. Allein es geben die Umſtände, daß dadurch ungeſchlachte und ungezogene Menſchen zu verſtehen ſind, die er zu einem Geſellſchaftlichen Leben angeführet. Der Löwe und Elephant ſollen durchs

Hahnen

Hahnen-Geſchrey erſchrecket, durch die Muſic und den Schall einer Trommel aber zahm gemacht werden. Das Gruntzen der Schweine ſoll gleichfalls die Elephanten erſchrecken, und inſonderheit das Geſchrey der jungen Ferckel ihm ſolche Furcht einjagen, als denen Scythiſchen Pferden das Geſchrey der Eſel. Baglio gedencket eines Hundes, dem der Schall der Cithar ſo zuwider geweſen, daß er dabey zu Heulen angefangen. (*) Ich habe ſelbſt einen Hund, welcher ein groſſes Geheul erhebt, ſo bald er einen Ochſen oder Kuh brüllen höret. Einige Thiere laßen ſich durch gewiſſe Stimmen herbeylocken, als die Delphinen, wenn man ſie mit dem Namen Simon ruft, und die Eſel, wenn man ſie Martin nennet, ſo pflegen ſie allemahl darauf zu antworten. (**) Ælianus ſchreibt, (***) der Fiſch Pastinaca werde durch die Muſic gefangen. Der Fiſcher nimmt eine Pfeiffe, und macht damit eins auf, tantzet auch luſtig im Kahn herum. Der Fiſch ſolches hörend ſchwimmet herzu, beluſtigt ſich an der Muſic und Tantz, und wird darüber mit dem Netze berückt. Auf gleiche Weiſe verfahren die Sicilianiſchen Fiſcher, wenn ſie den Schwerdt-Fiſch fangen wollen. Solches geſchicht im May-Monath, da ſie ſich an einem beſtimmten Tag aufs Meer begeben, und wenn ſie dem Fiſch mit einem beſondern Geſang herbey gelockt, wird ihm ein Eiſen mit 3 Spitzen in den Leib geworfen, und nachdem

(*) Albrecht. §. 32.
(**) Idem. §. 33.
(***) de Animalibus. lib. 17 cap. 18.

nachdem er ſich verblutet und gantz matt worden, von den Fiſchern in den Kahn gezogen. (*)

Man muß aber nicht alle dergleichen Erzehlungen ſo gleich für bekannt annehmen. Alſo iſt und bleibt es wohl eine Fabel, daß der Löwe und Elephant ſich für dem Hahnen-Geſchrey, und der letzte ſich für dem gruntzen der Schweine fürchte. Ob aber dieſe Thiere ſich durch die Muſic zähmen und beſänftigen laßen, daran zweifle ich ebenfalls ſehr. Wiewohl es ſeyn kan, daß die Elephanten abgerichtet werden, nach dem laut eines Inſtruments gewiſſe Handlungen vorzunehmen; welches aber gantz was anders iſt, als ſie durch die Muſic zu zähmen. Daß die Schaafe in Arabien, wie wir oben gehöret haben, von der Muſic fett werden, iſt ſo ungereimt, als daß die Spaniſche Mutter-Pferde vom Winde empfangen ſollen. Will man die Bienen durchs Echo vertreiben, ſo lautet ſolches gantz widerſinniſch, indem andere ſie durch den Klang eines Beckens aufhalten wollen, daß ſie ſich, wann ſie ſchwärmen, anſetzen müßen, und nicht davon ziehen. Wann einige Thiere für gewiße Stimmen einen Abſcheu haben, und dafür erſchrecken, ſo kömmt es eigentlich nicht daher, daß ihnen ſolcher Laut von Natur zuwieder iſt, ſondern weil ſie, als ſie ſelbigen zum erſtenmahl gehöret, dafür als für einer ungewöhnlichen Sache erſchrocken ſind: Und weil ſolches bey ihnen eine ſtarcke Impreſſion verurſacht hat, ſo kommt der Schrecken wieder, ſo bald ſie vorigen Laut hören. Damit geht

(*) S. Happelii Relat. curioſ. Tom 1. pag. 100.

geht es ſo zu, als wenn ich einen Hund einmahl derbe abgeprügelt, ſo wird er zu lauffen anfangen ſo bald ich ihm nur den Stock zeige. Daher thut die Muſic hier nichts beſonders, was nicht auch ein Prügel zu thun vermögend iſt. Wann die Thiere auf die Muſic mercken, ſo geſchicht es nur ſo lange, als ſie ihrer nicht gewohnt ſind, denn ſie kömmt ihnen als etwas ſonderliches vor: Eben wie eine Kuh ſtutzet, ſo ſie ein neues Thor gewahr wird, und daſelbe ſtarr anſchauet. Sind ſie aber des Dings erſt gewohnt, ſo verliert ſich ihre Aufmerckſamkeit. Die Fiſche im Waſſer durch einen Schall herbey zu locken, läßt ſich wohl thun, ſie müſſen aber zuvor dazu gewöhnet ſeyn. Als der ſchöne königliche Luſt-Garten noch im Stande war, da waren an 2 Brücken Glocken befeſtiget, auf deren Geläute die im Waſſer befindliche Karpffen herzu ſchwummen. Sie wurden nemlich alsdann gefüttert, und dadurch gewöhnet, ſo bald man mit den Glocken läutete, herbey zu ſchwimmen. Wann es wahr iſt, daß die Delphinen herbey kommen, ſo man ſie mit dem Namen Simon ruft; ſo müſſen es ſolche ſeyn, die dazu gewöhnet worden, gleichwie die Hunde, welche ſich auch einſtellen, wann man ſie bey ihrem Namen ruft. Ein gleiches wird mit dem Eſeln geſchehen müſſen, wo ſie bey Anhörung des Namens Martin antworten ſollen. Hier thut alles die Gewohnheit, nicht aber ein gewiſſer Schall an und vor ſich.

Den wunderbaren Fiſchfang, welchen die Muſic befördern ſoll, rechne ich unter die Mährlein.

lein. Die Fiſcher werden vermuthlich nur zu ihrer eignen Luſt und Kurtzweil pfeiffen und ſingen, woraus andere geſchloſſen, als wenn ſie damit die Fiſche herbey locken wolten, in welchem Wahn ſie dann die verſchlagene Fiſcher nicht allein gelaſſen ſondern auch beſtärcket haben. Denn daß das Singen dabey nichts thue, erhellet daraus zur Gnüge, daß der Schwerdt-Fiſch von den Siciliſchen Fiſchern gemeiniglich im May gefangen wird, welches ihre Leich-Zeit seyn wird, darin ſie ſich am häufigſten fangen laſſen.

Wer diß alles fleißig überlegt, kan leicht den Schluß machen, wie die Muſic bey den Thieren nichts ſonderliches würcke. Ich will den gegenſeitigen Schluß vielmehr umkehren, und ſage: Wann die Würckungen der Muſic bloß phyſiſch wären, ſo müſten dadurch auch die Thiere von gewiſſen Kranckheiten können geheilet werden. Weil ſich aber davon keine Exempel finden, ſo bleibt es dabey, daß ſich bey den Menſchen etwas anders mit einmiſchet, welches die Kranckheiten lindert und heilet.

Woher kommt es dann, frägt man ferner, daß die kleinen Kinder durch ſingen eingeſchläfert werden, ob ſie gleich, aus Mangel des Gebrauchs ihres Verſtandes, einer Uberlegung nicht fähig ſind? Ich antworte, das Singen und die Muſic ſind freylich was angenehmes, weßwegen ſich auch die Menſchen gern damit beluſtigen: Alſo iſt kein Wunder, wann die Kinder dadurch in den Schlaf gebracht werden. Wir wiſſen indeſſen auch aus der Erfahrung, daß die Muſic den erwachſenen

mehrentheils am Schlaf mehr hinderlich als förderlich iſt. Diß kommt von der Einbildung her, welche eigentlich die Gebieterin über die Würckungen der Muſic iſt. Bey einem ſtarcken Geräuſche des Waſſers läßt es ſich ſehr gut ſchlafen, wann hingegen eine noch ſo angenehme Muſic bey den meiſten den Schlaf gäntzlich zu unterbrechen pflegt. Diß rühret daher, indem man bey der Muſic, die man wieder ſeinen willen hören muß, die Uberlegung hat, daß ſie wohl nachbleiben könte, und deßwegen fällt ſie verdrießlich. Bey dem Geräuſche des Waſſers ſtellet man ſich vor, wie es damit nicht zu ändern ſey. Alſo gibt ſich das Gemüth zufrieden, und der Menſch wird ſo dann durch ſolches Geräuſch, gleichwie die kleinen Kinder durchs ſingen in den Schlaf gebracht.

Man bemercket, daß einiger Laut den Menſchen zu wieder iſt, und ſchließt daraus, es müſſe die Würckung ſolches Lauts bloß natürlich ſeyn, indem er in den Nerven und Zäſergen eine widrige Bewegung, und dadurch einen Abſcheu davor verurſache. Viele können Z. E. nicht gern hören, wenn man mit den Nägeln an die Wand kratzt, Metall mit einem Meſſer kratzt oder feilet, das Geſchrey der Katzen bey Nacht-Zeit, und dergleichen mehr. (*) Jedoch ich bin der gäntzlichen Meynung, daß wenn die Einbildung nicht dazu käme, dergleichen Laut ſchwerlich eine widrige Empfindung verurſachen würde. Denn einmahl finden ſich ja Menſchen, denen ſolcher Laut gar nicht zuwider iſt. Was einem zuwider iſt, kan der andere

(*) D. Albrecht §. 30. 31.

dere ohne Abſcheu hören. Welches aber hier am meiſten zu mercken iſt, wann jemand in tiefen Gedancken ſitzt, und ſeine Ohren gleich den widrigen Laut empfinden, wird er doch dadurch im geringſten nicht gerühret, weil ſeine Gedancken auf etwas anders gerichtet ſind. Woraus klärlich erhellet, wie die Einbildung dabey das beſte, wo nicht alles thue. Solches iſt auch daraus abzunehmen, daß dergleichen widriger Schall bey manchem einen Schauer verurſacht, ob er ihn gleich nicht höret, ſondern nur daran gedenckt, wie mir faſt allemahl begegnet, ſo oft ich an das Kratzen mit den Nägeln an die Wand gedencke. Hier iſt der Laut in der That nicht vorhanden, die Würckung aber findet ſich doch. Was folgt anders daraus, als daß ſie nicht eigentlich von dem Schall, ſondern von der Einbildung herrühre.

In dem 44. Cap. dieſes Schau-Platzes habe ich geſagt, alles was die Muſic würcket, ſey eine angenehme Empfindung im Gehör. Dadurch nun wird die Einbildungs-Krafft erwecket, welche vermögend iſt, mancherley Würckungen im Leibe zu bewerckſtelligen. Solchergeſtalt können Kranckheiten geheilet, und die Schmertzen des Leibs geſtillet werden: Wiewohl es nicht bey jederman zutreffen wird. Wer nicht von ſtarcker Einbildung iſt, bey dem muß die Krafft der Muſic vergebens ſeyn. Zum öftern lindert auch die Muſic die Schmertzen nur zufälliger Weiſe, indem ſie eine angenehme Empfindung macht, wodurch die Empfindung des Schmertzens gleichſam verdunckelt wird, daß man ſeiner darüber eine Zeitlang

vergißt. Hat ſich jemand der Muſic zu Vertreibung der Leibs-Schmertzen zum öftern bedienet, wie wir oben Exempel vernommen haben, ſo macht die Gewohnheit, daß ſie alsdann deſto eher ihre Krafft beweiſet.

Daß aber die Muſic einen in Raſerey verſetzen ſolte, wie wir von einem Könige aus Dänemarck gehöret haben, iſt nicht glaublich, oder wenigſtens gantz uneigentlich geredet. Wolte man hier eine eigentlich ſo genannte Raſerey verſtehen, ſo wäre nicht zu begreiffen, wie die Muſic ſelbige ſo geſchwinde ſolte zuwege bringen, noch weniger aber, wie ſie durch eine Art der Muſic alſofort wiederum ſolte gehoben werden. Darum hat man die deswegen angeführte Exempel entweder für erdichtet zu halten, oder man hat eine ſolche Raſerey zu verſtehen, als ſich bey trunckenen Leuten zu äuſſern pflegt: Sintemahl es nicht ungewöhnlich, die Trunckenheit eine freywillige Raſerey zu nennen. Da nun gedachte Würckung der Muſic ſich bey Gaſtmahlen geäuſſert, allwo man fleiſſig zu trincken pflegt, ſo kan man die Raſerey eher dem ſtarcken Geträncke, als der Muſic zuſchreiben. Was aber die Truncken öfters für wunderliche Dinge beginnen, und wie die Trunckenheit gemeiniglich die Menſchen behertzt mache, iſt eine aus der Erfahrung bekannte Sache.

Hat der Cantzler Morus ſein böſes Weib durch die Muſic auf andere Gedancken gebracht, ſo kan es damit alſo ſeyn zugegangen. Dieſer kluge Mann mochte mercken, daß ſein Weib die Muſic nicht wohl leiden konte, daher ließ er alſobald

die

die Muſicanten holen, wann ſie anfing zu poltern. Wolte ſie nun deſſen überhoben ſeyn, muſte ſie ſich hüten, es dem Mann nicht ſo nahe zu legen, daß er ſie ihr zum Verdruß herbey rufen ließ. Oder ſie war eine Liebhaberin der Muſic, und der Mann konte ſie nicht beſſer beſänftigen, als wenn er ihr das plaiſir davon verſchaffte. Alſo hat hier die Muſic an und vor ſich es nicht gethan.

Nunmehr läßt ſich auch die Frage entſcheiden, ob die alten beſſere Muſicanten geweſen, als die neuen ſind? Dis will unter andern der Herr D. Albrecht (*) behaupten, vornehmlich aus der Urſach, weil die alten mit ihrer Muſic ſolche Dinge ausgerichtet, welche die neuen nicht leiſten können. Solches ferner zu beſtätigen, führet er an, wie die alten zu einem jeden Affect einen gewiſſen Modum muſicum, oder eine gewiſſe Reihe und Ordnung der Töne gehabt, welchen ſie gantz rein behalten, und keine andere modos darunter gemengt. Indem ſie nun mit ſolchem beſondern modo, oder Stückgen, wie es die Muſicanten nennen, eine Zeitlang angehalten, und es immer wiederholet, ſo hätte es die verlangte Würckung thun müſſen. Die heutigen Muſicanten hingegen mengten zur Kützelung des Gehörs allerhand modos untereinander, und erregten durch eine Harmonie einen Affect, welchen ſie aber bald durch eine andere, die ſolchem Affect entgegen wäre, wieder umſtieſſen, und damit ihre gantze Muſic unkräfftig machten. Ich weiß aber nicht, wie hieraus folgt, daß die Alten in der Muſic es den neuen

(*) §. 235. & 248.

weit zuvor gethan. Denn erſtlich hat man den griechiſchen Aufſchneidereyen, von der Krafft ihrer Muſic wenig zu trauen, und wo ſie ja damit etwas ausgerichtet, ſo hat die Muſic, wie ich klärlich dargethan habe, ſolches nur zufälliger Weiſe gewürcket. Kommt es darauf an, daß man mit einem modo beſtändig fortfahre, und keinen andern darunter menge, ſo iſt dis eine ſchlechte Kunſt, die unſere Muſici eben ſo gut verſtehen, wann ſie nur wüſten, was es für Nutzen hätte. Der eigentliche Endzweck der Muſic iſt die Beluſtigung des Gehörs, wozu aber die eintzeln modi lange nicht ſo geſchickt ſind, als wenn viele in eine Harmonie gebracht, und geſchickt miteinander verbunden werden. Hierin übertreffen die neuen ohne Widerrede die alten ſehr weit, und machen dadurch die Muſic lieblicher und angenehmer, als ſie ehedem geweſen iſt. Man muß ihnen alſo den Vorzug vor den alten einräumen, denen die heutigen geſchickte Muſici ſo weit vorgehen, als denen Sack-Pfeiffern und Bierfiedlern, die gleich den alten Griechen nur einige wenige Stückgen, und dazu noch ſchlecht gnug aufſpielen, und damit rechten Kennern der Muſic mehr Verdruß als Beluſtigung erwecken.

Wann wir in dem Buche Joſua leſen, wie die Mauren der Stadt Jericho umgefallen, nachdem das Volck ein Feld-Geſchrey gemacht, und dabey die Poſaunen geblaſen worden; ſo haben einige vorgegeben, ſolches ſey durch den Klang der Poſaunen und das Geſchrey geſchehen. Unter den jüdiſchen Auslegern hat ſich Gerſonides dieſe

Meynung gefallen laſſen, welchem Marius Merſennus und der berühmte Morhof gefolget ſind. (*) Der letztere bringet unterſchiedene Gründe bey, die Möglichkeit dieſer Sache zu erhärten. Erſtlich führet er aus dem Borello an, daß als derſelbe ſich zu Taormina in Sicilien aufgehalten, er wahrgenommen, wie ſich von dem Brand des Berges Ætna die Lufft, auf 30 Meilen weit, dergeſtalt beweget, daß die Gebäude davon ungemein erſchüttert werden. Allein man hat die Erſchütterung der Gebäude nicht der ſtarcken Bewegung der Lufft, ſondern einem Erdbeben zuzuſchreiben, welches, wie gemeiniglich zu geſchehen pflegt, mit dem Toben des Ætna vergeſellſchafftet geweſen. Wann die Stücken gelöſet werden, ſo entſtehet dadurch eine Erſchütterung der nahe liegenden Gebäude, alſo daß zum öftern davon die Fenſter-Scheiben zerbrochen werden. Dis kan zum Theil von dem Knall der Stücken, und der dadurch bewegten Lufft herrühren; Jedoch da bey Loßbrennung eines Stücks die Erde davon ſehr erſchüttert wird, ſo hat man es gröſſten Theils ſolcher Erſchütterung zuzuſchreiben. Herr Morhof beruft ſich zur Bekräfftigung ſeiner Meynung noch auf eine andere Begebenheit, und erzehlet, wie er in Amſterdam einen Weinhändler, Nahmens Nicolaus Petter, angetroffen, der die Gläſer entzwey ſchreyen konte. Er nahm ein Wein-Glas, welches man insgemein einen Römer nennet, und nachdem er deſſen

(*) S. Buddei Exercitat. Hiſtorico-Philolog. de Ruina murorum Hierichuntinorum. §. 14. ſeq. Sie findet ſich in ſeinen Parergis Hiſtorico-Theologicis

deſſen Ton erforſchet, hielt er den Mund mitten an das Glas, und fing an in einem etwas höhern Ton zu ſchreyen, als das Glas von ſich gab: Wie er damit eine Zeitlang fortfuhr, fing das Glas an ſich zu erſchüttern, und ging endlich gar entzwey. Dieſes Kunſtſtücks erwehnet auch Joh. Bapt. du Hamel, (*) und macht dabey folgende Anmerckungen: Das Glas müſſe fein glatt ſeyn, und keine hohle oder eingeſchnittene Streiffen haben. Der Ton des Glaſes müſſe auch nicht zu hoch ſeyn, damit der Schreyer ihn mit der Stimme erreichen könne. Dann müſſe man zu ſchreyen anfangen in dem Ton, welchen das Glas hat, aber allmählich die Stimme bis über die Octave erheben. Ein anderer, Cornelius Meyer mit Nahmen, konte die Kunſt auch. Er ſchrie aber in eben dem Ton, welchen das Glas von ſich gab, und hielt den Mund über das Glas, da hingegen Petter in einem höhern Ton geſchrien, und den Mund mitten an das Glas gehalten. (**) Meyers Manier ſcheint auf die beſte zu ſeyn. Dann weil man gewahr wird, daß eine gerührte Saite nur diejenigen Saiten in Bewegung ſetzt, die mit ihr gleichen Ton haben, ſo könte man ſchlieſſen, daß eben der Ton, den das Glas hat, und kein anderer, dem Glaſe eine zitternde Bewegung mitzutheilen, und es dadurch zu zerbrechen vermögend ſey: Wenigſtens muß es ſolchergeſtalt leichter und geſchwinder angehen. Man kan aber mit dieſer Begebenheit nicht erweiſen, daß die

Mauren

(*) de Corpore animato. lib. 2. cap. 4.
(**) S. Walchs Philoſoph. Lexicon. Tit. Schall.

Mauren zu Jericho von dem Geſchrey des Volcks und der Poſaunen Klang übern Hauffen gefallen; ſintemahl zwiſchen einem Glaſe und einer Mauer ein groſſer Unterſcheid iſt. Das Glas gibt einen Ton von ſich, die Mauer aber nicht. Denn wer will beſtimmen, was eine Mauer für einen Ton habe? So iſt auch auſſer Zweiffel, daß man auf den Poſaunen nicht immer einerley Ton geblaſen: Noch weniger iſt das Geſchrey des Volcks aus einem Tone gegangen; ſondern es war ein verwirretes Geſchrey aus mancherley verſchiedenen Tonen, wie es bey ſolcher Gelegenheit zu ſeyn pflegt. Alſo konten dadurch ohne dem die Mauren nicht zerriſſen, noch weniger umgeworffen werden. Endlich ſind Mauren viel zu ſtarck, als daß ſie von einem Schall einfallen ſolten, ſonſt würde dergleichen auch in Belagerung der Städte geſchehen, und die Mauren von dem bloſſen Donnern des Geſchützes umfallen.

Indeſſen läßt ſich die Meynung von dem Fall der Mauren zu Jericho, durch den Schall und Geſchrey, daraus zur Gnüge widerlegen, daß, wie der Jude Abarbanel angemercket hat, das Volck zum Zeichen des Sieges ein Geſchrey erhoben, nachdem die Mauren gleich vorher umgefallen waren. (*) Erweget man hiernächſt, was wir Hebr. 11, 30. leſen, daß die **Mauren zu Jericho durch den Glauben gefallen**, ſo erhellet daraus, wie es der Schall und das

(*) S. Buddei Exercitat. ſupra cit.

das Geſchrey nicht gethan, ſondern GOtt dabey ein auſſerordentliches Wunderwerck verrichtet habe.

72.
Von Zeugung ſchöner Kinder.

Von dieſer Materie werde ich eben nicht viel zu ſagen haben.

Wann dem Oppiano zu glauben, ſo hatten die Lacedämonier in Gewohnheit, daß ſie in den Gemächern, worin ſich ihre Weiber am meiſten aufhielten, allerhand ſchöne Gemählde aufhingen, damit ſie, wann ſie ſchwanger wären, ſolche beſtändig für Augen haben, und daher eben ſo ſchöne und wohlgeſtalte zur Welt bringen möchten. Seine Worte lauten alſo: (*)

Ipſa ſolent etiam ſæpe uſurpare Lacones,
Dum uxores cernunt utero catulire tumenti,
Eximie pictas tabulas, & ſplendida ponunt,
Quique hominum genere effulſerunt inter Ephebos.

Zu Sparta braucht man auch die Kunſt an manchem Weibe,
Dann wann dieſelbe geht mit einem ſchwangern Leibe;

So

(*) Porta in Magia Natur. lib. 2. cap. 20.

So hängt man ihr Gemähld' in ungemei-
ner Zier,
Von ſchöner Menſchen Art in ihrer Kam-
mer für.

Man findet aber nirgends Nachricht, ob ſie damit ihren Zweck erreichet haben. Noch weniger lieſet man, daß die Lacedämonier ſchön von Perſon und Anſehen gewesen, wie es hätte ſeyn müſſen, wann obige Gewohnheit bey ihnen allgemein geweſen, und die begehrte Würckung gethan hätte. Dieſe Nachricht haben wir von ihnen, daß ſie ein kriegeriſches und tapferes Volck waren, welches meines Erachtens von der Leibs-Schönheit nicht wird viel Weſens gemacht haben. Sie waren vielmehr befliſſen, ihre Kinder recht hart zu erziehen, und ſie zur Arbeit, auch Ertragung alles Ungemachs anzuführen. Wir leſen von ihnen faſt mit Erſtaunen, daß ſie an einem gewiſſen Feſt, bey dem Altar der Dianæ Orthiæ, ihre Knaben bis auf den Tod gepeitſchet, da ſie dann untereinander geſtritten, wer die Schläge am längſten aushalten konte, und ſolcher trug mit groſſem Ruhm den Sieg davon. Dis bekräfftiget auch Cicero, welcher, als er zu Sparta geweſen, vernommen, daß wenn man die Knaben auch bis auf den Tod gepeitſchet, ſie dennoch nicht geſchrien, auch nicht einmahl geſeufzet hätten. Die Eltern ſtunden dabey und vermahnten die Kinder, die Schläge geduldig und ſtandhafftig auszuhalten, droheten ihnen auch wohl, ſo ſie es nicht thun würden. Viele muſten unter ſolchen Schlägen erliegen, und davon des

Todes ſeyn, die man öffentlich und als Sieger mit einem Krantz auf dem Haupt begrub, auch ihnen zu Ehren Statuen ſetzte. (*) Solte ſich eine ſo ſtrenge Nation wohl viel um die Zeugung ſchöner Kinder bekümmert haben?

Indeſſen glaubt man doch, es könten die Mütter auf ſolche Weiſe ſchöne Kinder zur Welt bringen. Joh. Bapt. Porta (**) gibt groſſen Herren den Rath, ſie ſolten in ihren Schloß-Gemächern, und wo das Ausſehen derſelben hingehet, Bilder von Cupido, Adonis und Ganymedes aufhängen, oder nach dem Leben aufſtellen laſſen, damit ihre Gemahlinnen dieſelbige ſtets für Augen haben, und durch die Einbildung ihrer Leibes-Frucht gleiche Schönheit zuwege bringen möchten. Er erzehlet ferner, wie er vielen Leuten dieſen Rath gegeben: Solches hörete einsmahls auch eine Frau, die gern ſchöne Kinder gehabt hätte, und ſtellete ſich darauf ein ſehr ſchönes aus weiſſem Marmor gehauenes Kindlein vor Augen, worüber ſie nachhero ein Kind zur Welt brachte, ſo ſchön, fett und volles Geſichtes, faſt wie das Marmor-Bild, aber auch ſo blaß war, daß es ausſahe wie ein natürlicher Marmor.

Die gantze Sache kommt auf die Einbildung der Mutter an, weil dieſe der Leibs-Frucht eine oder die andere Geſichts-Bildung zu geben vermögend iſt. In dem 36 Abſchnitt dieſes Schau-

(*) S. Ioh. Gothofr. Lackemacheri Antiquitates Græcorum Sacr. Part. 4. cap. 2, §. 10.

(**) Loc. cit.

Schau-Platzes (*) habe ich geſagt, es ſey glaublich, daß wir die Geſichts-Bildung im Mutter-Leibe durch die Impreſſion der Mutter empfangen: Dem ohngeacht zweifle ich ſehr, ob das, zu Zeugung ſchöner Kinder, angegebene Mittel allemahl und bey allen werde die verlangte Würckung thun. Dabey wird erfordert, daß die Mutter nicht allein von ſtarcker Einbildung ſey, ſondern auch ihre Einbildung beſtändig auf das Bild richte, dem das Kind ſoll ähnlich werden. An einem von beyden aber pflegt es gemeiniglich zu mangeln. Entweder iſt die Einbildungs-Krafft der Mutter nicht ſtarck gnug; wie dann bekannt, daß ſie nicht bey allen von gleicher Stärcke iſt; und deswegen mag ſie wenig oder nichts ausrichten. Oder die Einbildung wird nicht gnugſam auf das Bild, ſondern auf etwas anders gerichtet, indem die Mutter mit andern Vorſtellungen beſchäfftiget iſt, und in Anſchauung des Bildes kein Vergnügen findet. Da muß es wiederum fehl ſchlagen. Geſchichts aber, daß beydes bey einer Mutter im hohen Grade angetroffen wird, ſo könte dadurch wohl etwas ausgerichtet werden. Gleichwohl iſt dergleichen Vornehmen denen Müttern nicht zu rathen. Sie thun beſſer, wann ſie die Bildung der Geſtalt ihrer Kinder lediglich GOtt und der Natur überlaſſen. Nur haben ſie ſich zu hüten, daß ſie durch widrige Einbildungen und Vorſtellungen ihre Frucht nicht ungeſtalt und monſtröſe machen.

Was

(*) Tom. 2. pag. 156.

Was hilft endlich einem Kinde die Schönheit des Leibes, welche mehrentheils eine dumme und Laſterhafte Seele zum Gefehrten hat; Jener Mutter kam es theuer zu ſtehen, als ſie auf vorgedachte Weiſe eine ſchöne Tochter geboren hatte. Sie ging als ſie ſchwanger war alle Tage in die Kirche, um ein ſchönes Marien Bild fleißig zu beſchauen, damit ihre Leibs-Frucht dergleichen Geſichts-Aehnlichkeit überkommen möchte, welches auch erfolgte. Sie gebahr eine Tochter, welche, da ſie erwachſen, wegen ihrer Schönheit denen Nachſtellungen des Manns-Volcks ſehr unterworffen war. Sie ward endlich geſchwängert, brachte das Kind um, und verlohr darüber, zum gröſten Leidweſen der Mutter, den Kopf. (*)

Claude Quillet, hat unter dem Nahmen Calvidii Læti, ein Werck herausgegeben, ſo den Titul führet: Callipædia, ſive de pulchræ prolis habendæ ratione. Es iſt ein ſchön lateiniſches Gedichte, aber für die Jugend ziemlich anſtößig; und weil es daneben auf falſchen Gründen erbauet iſt, ſo möchte er damit nur lieber ſeyn zu Hauſe geblieben. Der Autor war ein Abt, für den ſich ſolche Sache nicht wohl ſchicken, und es ſcheint, als hätte er in dieſer Materie mehr Erfahrung gehabt, als es einem Abt anſtändig iſt.

Man gibt nicht allein Anweiſung zu Zeugung ſchöner, ſondern auch verſtändiger und glücklicher Kinder. Plinius (**) redet von einer

Artzney

(*) S. Cruſts Hiſtoriſches Bilder-Haus. Tom. 2. pag. 405.

(**) Hiſtor. Natur. lib. 26. cap. 4.

Artzney des Democritus, die zur Zeugung nicht allein ſchöner, ſondern auch guter und glückſeliger Kinder gedienet. An einem andern Ort (*) ſchreibt er: Hermeſias wird genannt, nicht ein Kraut, ſondern eine Artzney aus klein geriebenen Fichten Aepffel-Kernen, mit Honig, Myrrhen, Safran und Palm-Wein; hernach miſcht man Theobrotium (**) und Milch darunter, und läßt es die, ſo Kinder zeugen wollen, inſonderheit aber die Mütter nach der Empfängniß trincken, ſo werden davon gute, auch an Geſtalt und Gemüthe vortreffliche Kinder gezeugt. Von den Qvitten will man, daß, wenn ſchwangere Weiber ſie oft und viel eſſen, ſie davon geſchickte und mit vielem Verſtand begabte Kinder gebären ſollen. (***)

Wann Morhof des Scrutinii Ingeniorum Jani Huarti gedencket, (****) ſo ſagt er, es finde ſich dabey ein Anhang unter dem Titul: Quomodo generari ingenioſi & ſapientes liberi poſſint: Worin vermuthlich dieſe und dergleichen Kunſtſtücke mehr werden anzutreffen ſeyn. Es iſt aber mit dem allen ein unnützes und vergebenes Beginnen. Denn glückſelige Kinder zeugen wollen, iſt die allerungereimteſte Sache, weil der Menſchen Glück und Unglück nicht von der

(*) lib. 24. cap. 17.
(**) Was dis ſey, weiß ich nicht.
(***) S. Antonii le Grand Curioſ. Naturæ Arcanorum Perſcrutator. pag. 266.
(****) In Polyhiſt. Phoiloſoph. lib. 2. part. 2. cap. 47. §. 2.

der Zeugung oder Geburt herrühret, ſondern aus gantz andern Qvellen entſpringet. Denenjenigen, welche durch dergleichen Mittel verſtändige Kinder zeugen wollen, dürfte es leicht ergehen, wie jenem, der in ſolchem Fall ſeine Zuflucht zur Aſtrologie nahm. Es war einer, ſchreibt Joh. Barclajus, (*) von dieſem Aberglauben dermaſſen eingenommen, daß er auch nicht in ſeines Weibes Schlaf-Kammer ging, ehe er die Sterne zu Rath genommen hatte. Wann entweder der Schwantz des Drachens die Sterne umſchlingete, oder ſie der Scorpion mit ſeinen Scheeren anſteckete, oder etwan ſonſten was ungeheuers am Himmel ſtund, ſo ſchlief er durchaus alleine. Fraget ihr, wie es hinaus iſt gelauffen? Er hatte etliche Kinder bekommen, und ſie ſeynd alle Narren worden.

Herr D. Walch führet aus vorgedachtem Huarto an, (**) daß die Kinder in ihrem Naturell gemeiniglich nach den Eltern geriethen, und wenn dieſe von groſſem Verſtande wären, ſelbigen auch auf die Kinder fortpflantzten, hält auch ſolche Meynung für ſehr wahrſcheinlich. Dis aber gründet ſich hauptſächlich auf den willkührlichen Satz, daß die Seelen der Menſchen per traducem fortgepflantzet würden, und alſo von den Seelen der Eltern herkämen. Solche Meynung iſt noch vielen Schwierigkeiten unterworffen, und ohnedem

(*) In Argen. lib. 2. cap. 17.

(**) Im Philoſoph. Lexic. Tit. Naturell der Seelen.

dem nicht zu begreiffen, wie die Seele, als ein einfaches Ding, von einer andern entſtehen ſolte; weßwegen auch nicht viel da auf zu geben iſt. Zudem bezeugt die Erfahrung das Gegentheil, wann nemlich verſtändige Eltern zum öftern die dümmſten Kinder zeugen. Herr Walch will zwar auch dieſen Einwurf heben, und ſchreibt: Es iſt auch die Beſchaffenheit der Zeit, da der Beyſchlaf geſchicht, und ob die Eltern nüchtern oder truncken geweſen, dieſen oder jenen Affect eben gehabt, ingleichen der Zuſtand der Mütter währender Schwangerſchaft, nicht aus der Acht zu laſſen, daß wenn ſich hiebey außerordentliche Urſachen finden, auch auſſerordentliche Würckungen erfolgen. Indeſſen bleibt die Sache doch ſehr zweiffelhaft, indem man nicht gewiß weiß, ob dieſe Dinge einen ſolchen Einfluß haben, daß davon der Verſtand der Kinder ſolte Schaden leiden. Was will man endlich dazu ſagen, wenn dumme Eltern verſtändige Kinder zeugen, dergleichen Exempel ja nicht ſelten ſind? Davon kan man die Urſach nicht in den Eltern ſuchen. Ich mache daher den Schluß, daß verſtändige und kluge Eltern eben ſo wenig Urſache ſeyn können, wann ſie verſtändige Kinder zeugen.

73.

Vom ewigen Juden.

Die Fabel vom ewigen Juden iſt ſchon ſehr alt, im vorigen Jahrhundert aber wieder aufgewärmet worden. Solcher gedencket zu erſt

Matthæus Pariſienſis in ſeinen Engelländiſchen Geſchichten.(*) Anno 1229 berichtet er, kam ein Armeniſcher Ertz-Biſchof nach Engelland, welcher die Leute beredete, es befinde ſich der ewige Jude bey ihnen in Armenien, und er ſelbſt habe ihn vielmahl geſprochen. Seinem Vorgeben nach hätte er zuerſt Cartaphilus geheiſſen, und wäre Thür-Hüter des Gerichts-Hauſes Pilati geweſen. Als man JEſum ausgeführet, habe er ihm noch einen Schlag mit der Fauſt auf den Rücken gegeben, und geſagt: Lauf JEſu was zauderſt du. Worauf ſich der HErr umgewendet, und geſprochen: Ich gehe dahin, wie geſchrieben ſtehet, du aber ſollſt warten, bis ich komme. Seit der Zeit nun könne dieſer Menſch, der nachmahls von Anania getauft, und Joſeph genennet worden, nicht ſterben; Sondern wenn er 100 Jahr alt würde, ſo fiele er in eine ſchwere Kranckheit und Ohnmacht, käme aber nachhero wieder zu ſich ſelbſt, und hätte das Anſehen und die Kräfte eines Mannes von 30 Jahren. Diß hatten ſich die einfältigen Mönche von dem Ertz-Biſchof ſo weiß machen laſſen, die es auch eine Zeitlang mögen geglaubet haben.

Nach der Hand ward es von dieſem Juden wieder gantz ſtille, bis ſich ums Jahr 1604 jemand fand, der, nachdem er obiges von ihm beym Matthæo Pariſienſi geleſen, dieſe Geſchichte mit vielen andern und verſchiedenen Umſtänden welche er dazu ſetzte, in öffentlichen Druck gab. Dann es ſchreibt Nicolaus Heldvaderus, ein Schleßwi-

(*) *Ad Annum* 1209. item 1229.

giſcher Theologus und Mathematicus: In dieſem 1604 Jahr iſt eine Fabel in öffentlichen Druck ausgangen von einem Juden, der zu Jeruſalem, zu Zeiten des HErrn Chriſti, ſolte ein Schuſter geweſen ſeyn, und deßwegen, daß er den HErrn JEſum auf dem Char-Freytage, mit einer Schuh-Leiſten, als er zu ſeiner Marter gegangen, geſchlagen, nicht ſterben können, ſondern muͤſte in der Welt herum laufen und vagiren bis an den juͤngſten Tag. (*)

Man gibt dieſem Juden mancherley Namen als Carthaphilus, Joſeph, Ananias, Gregorius, Buttadæus, Ahaſverus. (**) Martin Zeiler berichtet aus einem Schreiben Chriſoſtomi Dudulæi folgendes von ihm: (***) Herr Paulus von Eitzen, der Heil. Schrift Doctor, und Biſchof zu Schleßwig, habe dieſen Juden Anno 1547 in der Kirchen zu Hamburg, an einem Sonntag, in gar ſchlechten Kleidern, und barfuß im Winter angetroffen, ſo eine lange Perſon, mit langen über den Schultern hangenden Haaren, welcher gar andächtig der Predigt zugehöret, und anzuſehen geweſen, wie ein Mann von 50 Jahren. Nachgehends habe der Herr Doctor mit ihm auſſer der Kirchen geredet, der ihm beſcheidentlich geſagt, er wäre ein geborner Jude von Jeruſalem, mit Nahmen Ahasverus, ſeines Handwercks ein

(*) S. Martin Zeilers Sendſchreiben. Epiſt. 507.
(**) Hermann Südens gelehrter Criticus. Tom. I. pag. 66.
(***) In dem angeführten 507 Sendſchreiben.

Schuhmacher, ſo perſönlich bey der Creutzigung Chriſti geweſen, und bis dahero lebendig verblieben, davon er, wie auch von den Apoſteln, den Regiments-Veränderungen in den Orientaliſchen Ländern ꝛc. ordentliche Erzehlung gethan, und geſagt: CHriſtus habe, unter dem ſchweren Creutz, an ſeinem, des Juden Haus ruhen wollen, er aber habe ihn abgetrieben, und geſprochen: er ſolle ſich weg verfügen, dahin er gehöre; Darauf CHriſtus zu ihm geſagt habe: Jch wil alhie ſtehen und ruhen, aber du ſolſt gehen bis an den jüngſten Tag. Er der Jude hat ſich gar ſtill und eingezogen gehalten, und nicht vielmehr, denn was man ihm gefragt, geredet. Wann er den Namen JEſus hörete, neigte er ſich zum demüthigſten, und ſchlug inniglich an ſeine Bruſt. Wann er einen fluchen gehört, hat er mit grimmigen Eyfer und Seufzen geſagt: O du elender Menſch! O du elende Creatur! ſolteſt du den Nahmen deines HErrn GOttes, und ſeiner bittern Marter und Leiden alſo liederlich mißbrauchen: hätteſt du, als ich, geſehen, wie ſchwer und ſauer dem HErrn CHriſto ſeine Marter, meiner und dein ſelbſt wegen, wäre worden, du würdeſt dir ehe ſelbſt groß Leid anthun, als alſo umſonſt ſeinen Nahmen zu entehren.

Wann dieſer Jude zu Gaſt geladen ward, hat er wenig geſſen und getruncken, und wann ihm Geld verehret worden, hat er nicht viel über 2 Schillinge genommen, wovon er doch alsbald wiederum den Armen umher ausgetheilet hat, mit Anzeigung, er bedürfte keines Geldes, GOtt

werde

werde ihn wohl verſorgen. Man hat ihn niemahls lachen geſehen. In welches Land er kommen, deſſelben Sprache hat er gebraucht; wie er dann dazumahl gut Sächſiſch geredet. Es ſeynd mehr Leute, auch Herrn-Standes und von Adel geweſen, ſo dieſen Menſchen in Engelland, Franckreich, Italien, Hungarn, Perſien, Hiſpanien, Polen, Moſcau, Liefland, Schweden, Dänemarck, Schottland und an andern Orten, und auch in Teutſchland, zu Lübeck, Roſtock, Wißmar, Dantzig, Königsberg geſehen. Anno 1575 haben 2 Hollſteinſche Geſandten, darunter der Secretarius Chriſtoph Kraus, ihn zu Madrit in Spanien, in aller Geſtalt, Leben, Alter, Kleidung und Geberden angetroffen, und ſelbſt mit ihm geredt: Er konte gut Spaniſch. Anno 1599 befand er ſich zu Wien, und 1601 zu Lübeck. Anno 1616 iſt er in Liefland, zu Cracau in Polen, und in der Moſcau von vielen Leuten geſehen worden, die auch mit ihm geredet.

Dis Schreiben Dudulæi iſt Anno 1618 datirt, nachdem bereits 1604 die Geſchichte von ſolchem Juden in öffentlichen Druck kommen war. Dudulæus mag zu der gedruckten Relation noch vieles hinzugethan haben, ſo er von der gemeinen Sage hergenommen.

Man hat nicht nöthig, dieſes Gedichte zu widerlegen, da es ſich ſelbſt gnugſam widerſpricht, und von den Gelehrten ſchon längſt verworffen worden. Der Jude ſolte auch Anno 1604 zu Paris geweſen ſeyn, allein Julius Cæſar Bulengerus, der ſich um dieſe Zeit zu Paris aufgehalten,

will davon nichts wiſſen, ſondern ſchreibt vielmehr: Credat Judæus Apella. (*)

Mit dieſem Juden hat ziemliche Gleichheit ein Prophet, von welchem man folgendes närriſches Zeug ebenfals gedruckt findet: (**) Der Prophet hält ſich zu Londen in Engelland auf, weiß von keinen Eltern zu ſagen, hat ſeiner Mutter Bruſt niemahls geſogen, rühmet ſich, daß ſein Geſchlecht noch vor Adam und Eva ihrer Zeit geweſen. Er trägt eine blutige Krone auf ſeinem Haupt, ſein Kleid iſt weder gemacht, noch geſtücket, von keinen Leinen, Wollen oder Seiden, noch Haaren, er trincket keinen Wein, allein Waſſer; behilft ſich mit geringer Speiſe, achtet kein Geld, trägt auch keinen Gürtel oder Schwerdt, gehet doch ſeinen Feinden wacker unter Augen. Er diſputiret mit niemanden, läßt einen jeden bey ſeiner Religion, beklagt ſich über die Reformirten, hält mehr auf die Römiſch-Catholiſchen um die Faſten halben; ruhet den gantzen Tag und Nacht wenig, beklagt ſich über etliche Römiſche Biſchöfe, welche ihm keinen Glauben halten: hält nichts von Betten, ſondern ſchläft auf hartem Holtz, ruft mit lauter Stimme und ausgeſtreckten Armen über die böſe Welt, daß Thür und Fenſter ſich aufthun, als ob er den jüngſten Tag des HErrn verkündigte. Er iſt in allen Spra-

chen

(*) Martin Zeiler. loc. cit.

(**) S. die Nachdenckliche Prophezeyungen, Viſionen und Träume, die in dem jetztlauffenden 1800ten Seculo ihren Periodum erreichen ſollen. Im Anhang. §. 14.

chen erfahren, daß man ihn in allen Ländern verſtehen kan: Er hält viele Weiber, hält aber an keiner Heyrath, ſchläft auch bey keiner, und wenn ſie untereinander ſtreitig ſeyn, macht er alsbald Friede unter ihnen. Er iſt ein ſonderlicher Liebhaber mit ſeinen Weibern von ſchönen Gärten, die vornehmſten Leute haben ihn oftermahls bey ſich, er grüſſet niemanden, converſiret auch mit wenig Leuten; doch glauben viele, daß ſein Geſchlecht würde bleiben bis an der Welt Ende. Er ſagt, daß er ſey in der Arche Noah geweſen, er prophezeyet von ſich ſelber, daß er keines natürlichen Todes ſterben werde, ſondern daß die böſe Welt ihn würde ſuchen umzubringen, ſaget auch, er ſey bey der Creutzigung Chriſti geweſen; doch glaubt er keine Auferſtehung des Fleiſches, uoch ewiges Leben.

Der ewige Jude und dieſer Prophet ſolten eine ſchöne Unterredung im Reich der Todten, oder der Lebendigen abgeben.

Schau-Platz
Vieler
Ungereimten Meynungen und Erzehlungen:
Worauf die unter dem Titul
Der MAGIÆ NATURALIS
So hoch geprieſene
Wiſſenſchafften und Künſte,
Von dem Geſtirn und deſſen Influentz,
Von den Geiſtern / ihren Erſcheinungen und Würckungen,
Von andern natürlichen Dingen / ihren geheimen Kräfften und Eigenſchafften:
Jngleichen
Die mancherley Arten der Wahrſagerey / und viel andere fabelhaffte, abergläubiſche und ungegründete Dinge mehr,
Vorgeſtellet, geprüfet und entdecket werden.
Zur Beförderung der Wahrheit,
Wie auch
zum Unterricht und Warnung
Sich für thörichten Einbildungen und Betrug zu hüten:
eröffnet Von
THAR SANDERN.

XX. Stück.

Berlin und Leipzig,
Zu finden bey Ambroſius Haude, 1740.

Inhalt.

74) Von den Zigeunern.
75) Der Sonnen Oſter-Tantz.
76) Die Auferſtehung der Todten bey Cairo in Egypten.
77) Ob der Menſch eine kleine Welt ſey.
78) Das künſtliche Gedächtniß.
79) Einige großſprecheriſche Gelehrten.
80) Allerhand untereinander.

74.

Von den Zigeunern.

WEil die Zigeuner mit der Wahrſagerey, und andern abergläubiſchen Künſten umgingen, welche auf dieſen Schau-Platz ſind aufgeführet worden; ſo mögen ſie endlich auch ſelbſt auftreten.

Sie werden mit mancherley Namen belegt, und heiſſen Attingani, Cigani, Cingani, Cyani, Cigari, Cyngari, Zigeuni, Zigineri, welche alle einerley Namen ſind. Selbſt das Wort Attingani, womit ſie von den Griechen benennet werden, ſcheinet mit den andern einerley zu ſeyn, wenn die Sylbe at weggeworffen, und das t in c oder z verwandelt wird. Sie heiſſen auch Tartarn und Heyden, vornehmlich aber Egyptier, da dann vermuthlich aus dem Namen Ægyptiani, die Benennung Cyani, Cingani &c. entſproſſen iſt: Indem unſere Vorfahren die Teutſchen die Namen zu verkürtzen pflegten, ſo haben ſie von Ægyptiani die beyden erſten Sylben weggeworffen, und allein Ciani übrig gelaſſen. (*) Einige leiten den Namen

(*) S. Jacobi Thomaſii Anno 1652 in Leipzig gehaltene Diſſertation, de Cingaris. §. 4. ſeq.

Zigeuner aus dem teutſchen her, und er ſoll ſo viel heiſſen als Ziehteinher, weil dieſes Volck keinen gewiſſen Sitz hatte, ſondern von einem Ort zum andern zog: (*) welches dadurch noch mehr würde beſtättigt werden, wann es an dem, daß die Alten den Nahmen Zihegan den Landläuffern gegeben, ehe noch die Zigeuner bekannt worden ſind. (**)

Was den Urſprung der Zigeuner betrifft, darüber hat man ſich zur Zeit noch nicht vergleichen können. Eine gewiſſe und ausgemachte Sache aber iſt es, daß ſie im 15ten Jahrhundert, unter der Regierung Kayſers Sigismundi, zuerſt in Teutſchland geſehen worden. Zeilerus ſchreibt, ſie wären Anno 1414 zuerſt in Heſſen ankommen. Weil aber faſt alle Geſchicht-Schreiber ihre erſte Ankunft in Teutſchland in das Jahr 1418 ſetzen, ſo will Jacob. Thomaſius es lieber mit den letztern halten. (***) Von der Zeit an durchzogen ſie in 2 Jahren gantz Teutſchland, und wandten ſich nachhero auch nach Italien, Franckreich und Spanien. Der erſte Hauffe, ſo in Teutſchland ankam, beſtand aus 14000 Menſchen, an Männern, Weibern und Kindern, und war in verſchiedene kleine Hauffen vertheilet, deren der eine ſich hie, der andere dorthin wandte. Sie hatten Pferde, Mauleſel und Eſel bey ſich, und ſtunden unter dem Befehl eines Königs, oder Oberſten, Namens

(*) S. Zeileri Sendſchreiben. Epiſt. 71.
(**) Idem in dem 276ten Briefe.
(***) loc. cit. §. 16. 17.

Namens Michael. Aventinus aber ſchreibt, ihr Oberſter, den ſie Anno 1439, als ſie in Bayern geweſen, gehabt, hätte Zindelo oder Zandadel geheiſſen. Stumpſius bezeuget in ſeiner Kayſer-Chronic, daß ſie bey ihrer erſten Ankunft die nöthige Lebens-Mittel für baares Geld gekauft, und viel Gold und Silber bey ſich gehabt, ob ſie gleich in ſchlechten und zerriſſenen Kleidern gingen. Kayſer Sigismundus ſoll den erſten, wegen ihrer guten Aufführung, einen Freybrief und ſicheres Geleit ertheilet haben. (*) Ubrigens waren die Zigeuner von Farbe ſchwärtzlich, und nicht gar zu reinlich in Kleidern und übrigen Aufführung. Sie wolten Chriſten ſeyn, und gaben vor, daß ſie aus Klein Egypten kämen; daher ſie auch in dem kayſerlichen Freybrief Egyptier genennet worden. Solches bekräfftigen auch 3 Grabſchrifften ihrer Oberſten, welche Mart. Cruſius in ſeinen Schwäbiſchen Annalibus anführet. (**) Die erſte lautet: **Als man zehlet nach Chriſtus unſers Seligmachers Geburt 1445 auf S. Sebaſtians Abend, iſt geſtorben der hochgeborne Herr Panuel, Hertzog in Klein Egypten, und Herr zum Hirſchhorn deſſelben Landes.** Die andere: Anno Domini 1453 obiit nobilis Comes Petrus de minori Ægypto, in die Philippi & Jacobi Apoſtolorum. Die dritte: Anno 1498 **auf Montag nach** Urbani, **ſtarb der wohlgeborne Herr Johann,**

(*) Thomaſius loc. cit.
(**) Idem. §. 31.

Freygraf aus kleinern Egypten: Des Seel GOtt gnädig und barmhertzig woll ſeyn. Von der Urſach ihrer Reiſe ſchwatzten ſie den Leuten vor, wie ſie das Chriſtenthum verleugnet, und 7 Jahr lang das Heydenthum angenommen, ſolche Sünde wolten ſie durch eine ſiebenjährige Wallfahrt büſſen. Sie mengten auch wohl den Pabſt mit ein, der ihnen zu Büſſung ihres Abfalls vom Chriſtenthum, dieſe ſiebenjährige Wallfahrt auferlegt hätte. (*) Andere ſagen, ihr Vorgeben ſey geweſen, daß ſie mit ihrer Wanderſchäfft die Sünden ihrer Vorfahren büſſen müſten, als welche die Jungfrau Maria mit dem JEſus-Kindlein nicht aufnehmen wollen, nachdem ſie auf ihrer Flucht in Egypten ankommen.

Wann einige die Zigeuner gar zu Cains Nachkommen machen, die gleich ihrem Stamm-Vater unſtet und flüchtig ſeyn, und in der Welt herumſchwermen müſſen; (**) ſo wiſſen ſie nicht, was ſie ſagen, da ja das gantze Geſchlechte Cains in der Sündfluth untergegangen iſt. Will man ſie zu Chams Nachkömmlingen machen, ſo kan es wohl ſeyn, man ſiehet aber alsdann doch keine Urſach, warum ſie deswegen Vaganten und Landläuffer ſeyn müſten, da andere aus Chams Geſchlecht beſtändige Wohnungen haben.

Der Zigeuner eigenes Vorgeben, von der Urſach ihrer Reiſe, war auch nur ein Gedichte, womit ſie die Leute bewegen wolten, ſie zu dulden.

(*) Zeiler. Epiſt. 71.
(**) Thomaſius. §. 54.

den. Solches gelung ihnen auch anfänglich, man hatte Mitleiden mit ihnen, und trug Bedencken, ſie zu beleidigen. Man meynte auch, ſie würden ſich nach Vollendung ihrer ſiebenjährigen Wallfahrt wieder nach Hauſe verfügen, aber es geſchah nicht, ſondern wenn man ſie deswegen zur Rede ſetzte, hieß es: Der Weg wäre ihnen verlegt, daß ſie nicht in ihr Vaterland zurück kehren könten: Oder ſie müſten nach 7 Jahren die Wallfahrt wieder von neuen antreten, thäten ſie es nicht, ſo würden ſie mit Mißwachs und andern Land-Plagen heimgeſucht. Zwar ſchreibt Stumpfius, die erſten Zigeuner wären nach verfloſſenen 7 Jahren wieder in ihr Vaterland zurück gekehret. Es kan aber nicht ſeyn, weil ſie als Landläuffer nirgends zu Hauſe waren, und kein gewiſſes Vaterland hatten. In andere Chriſtliche Länder mögen ſie wohl zum Theil gezogen ſeyn, doch blieben ihrer viele in Teutſchland zurück, und man hat Nachricht, daß ſeit der Zeit immer welche darin anzutreffen geweſen. Einige wollen die Uberbleibſale der Zigeuner nur für einen zuſammen gelauffenen Hauffen von Dieben, Mördern, Spitzbuben und anderm loſen Geſindel halten, die ſich nach dem Abzug der Zigeuner zuſammen rottirt, und für Zigeuner ausgegeben. Nun iſt nicht zu leugnen, daß ſich allerhand loſes Geſindel zu ihnen mag geſellet haben, welches ſie auch willig aufnahmen, und ihnen die ſchwartze Farbe durch allerhand Schmierereyen zu geben wuſten damit ſie nicht mögten erkannt werden.

Man lieſet ſo gar von einem Spaniſchen Edelmann, der ſich in ein Zigeuner-Mädgen verliebt, und dadurch bewogen worden, zu ihrer Geſellſchafft zu treten. (*) Bey dem allen aber iſt doch auſſer Zweiffel, daß viele würckliche Zigeuner im Lande geblieben, zu welchen ſich allerhand ruchloſes Volck geſchlagen hat.

Ob die erſten Zigeuner redlicher geweſen, als ihre Nachkommen, läßt ſich ſo eben nicht ſagen, wiewohl es Thomaſius behauptet. Sie waren doch wenigſtens Betrieger, die ſich mit allerhand Lügen von ihren eigenen Umſtänden zu behelffen ſuchten. Doch können ihre Nachkommen immer ſchlimmer geworden ſeyn, wie es bey ſolchen Landſtreichern zu gehen pflegt. Sie waren unverſchämte Bettler, die, was ſie mit Güte nicht erhalten konten, mit Liſt oder Gewalt an ſich brachten, wie ſie dann vortrefflich darauf abgerichtet waren, durch allerhand Griffe und Betriegereyen die Leute ums Geld zu bringen. Zu dem Ende legten ſie ſich aufs wahrſagen und beſchweren, gaben auch viele mediciniſche Geheimniſſe vor, womit es aber eitel Tand und Betrug war. Wolte die Liſt nicht helffen, ſo brauchten ſie wohl Gewalt, mit rauben, morden und plündern. Man gibt ihnen gar Schuld, daß ſie der Türcken Spionen geweſen, die ihnen die Anſchläge und das Vorhaben der Chriſten verrathen hätten. Daher ſchon ſeit Anno 1500, faſt in allen Chriſtlichen Ländern, wo ſie anzutreffen geweſen,

(*) Thomaſius. §. 62.

geweſen, wider ſie ſcharffe Befehle und Verordnungen ergangen ſind. Heutigs Tages höret man nicht groß mehr von ihnen, auſſer daß vor wenigen Jahren im Mecklenburgiſchen und am Rhein-Strom ſich noch einige Rotten hervorthaten. Weil ſie aber nunmehro allenthalben verfolgt werden, ſo dürften ſie bald gäntzlich ausgerottet seyn.

Sie gaben ſich zwar vor Chriſten aus, und lieſſen ihre Kinder tauffen, aber das geſchahe nur in der Abſicht, damit ſie dadurch das gewöhnliche Pathen-Geld gewinnen mögten. Sonſt waren ſie wohl ſchlechte Chriſten, weil ſie ſich weder der Predigt des göttlichen Worts, noch des heil. Abendmahls bedienten: wenigſtens habe ſolches von ihnen nie geleſen oder gehöret.

Eine Frage iſt noch übrig: **Was ſie eigentlich für eine Nation geweſen, und woher ſie zu uns kommen ſind?** Sie ſelbſt geben ſich für Egyptier aus: Das war aber der Wahrheit nicht gemäß, ſintemahl Belonius bezeugt, er habe die Zigeuner in Egypten, in groſſer Menge, unter den Palmbäumen an den Fluß Nilus geſehen, welche daſelbſt eben ſo wohl, als anderswo, fremde geweſen. (*) D. Wagenſeil zu Altdorf hat hin und wieder in ſeinen Schrifften davor gehalten, daß die Zigeuner urſprünglich von den Juden herkommen ſeyn, welche im 13 und 14 Seculo nach Chriſti Geburt groſſe Verfolgung in Teutſchland und andern Ländern

(*) Zeilerus Epiſt. 532.

erdulden müſſen, dahero diejenigen, ſo dem Feuer und Schwerdt entronnen, ſich in die Wälder begeben, daſelbſt eine Zeitlang, ſo viel möglich, verborgen gelebt, endlich aber mit verſtellten Kleidungen und Sprache wieder hervorkommen, und ſich vor Egyptier ausgegeben, denen hernach allerhand loſes Geſindel, um ein freyes liederliches Leben zu führen, ſich beygeſellet. (*) Solcher Meynung aber ſtehet entgegen, daß ſchwerlich zu begreiffen, wie eine ſo groſſe Menge Menſchen, nemlich 14000, ſich ſo lange in den Wäldern hätte aufhalten und verborgen bleiben können. Die ſchwartze Farbe der Zigeuner ſtimmet auch damit nicht überein, als welche wir an den Juden nicht gewahr werden. Weit beſſer treffen es diejenigen, welche ſagen, ſie ſeyn aus der Türckey und denen Ungariſchen Grentzen zuerſt in Teutſchland ankommen. Denn hier werden ſie noch heutigs Tages häufig angetroffen. Um Groß Waradein in Ungarn gibt es viel Zigeuner, ſo eigene Häuſer haben, und theils mit Roßtauſchen, theils mit Schmiedewerck, und theils mit Stehlen ſich ernehren. Sie laſſen ſich auch hin und wieder in Ungarn und Siebenbürgen für Hencker oder Scharfrichter gebrauchen. Anno 1676 plünderten die Zigeuner das Ungariſche Städtlein Potack, und ſteckten es ſamt der Kirche in Brand. Unter dieſen Zigeunern hat ſich ein Frantzöſiſcher Ingenieur, Pierre Durois, befunden, ſo ins 9te Jahr

(*) S. Hübners Staats-Zeitungs- und Converſations-Lexicon. Tit. Zigeuner.

Jahr bey ihnen geweſen, und groſſe Wechſel aus Franckreich gezogen. Derſelbe wurde von den Kayſerlichen gefangen, und fand man bey ihm faſt aller Ober-Ungariſcher und Reichsſtädte Abriß. In der Wallachey ſollen die Zigeuner Muſicanten abgeben, wiewohl ihre Muſic erbärmlich gnug klinget. (*) Die Zigeuner ſind zuerſt in Teutſchland ankommen, und von hier aus in andere Länder von Europa gegangen, daher gantz vermuthlich iſt, daß ſie aus Ungarn und denen Sclavoniſchen Ländern gekommen. Thom. Brown ſchreibt, (**) der Zigeuner Sprache ſey Sclavoniſch geweſen, wodurch obiges noch mehr beſtättiget wird; Sintemahl dieſe Sprache in Ungarn und der Türckey, auch am Türckiſchen Hofe ſelbſt, ſehr gebräuchlich iſt.

Gleichwohl muß doch auch daſelbſt nicht ihr eigentliches Vaterland ſeyn, und es frägt ſich, wo ſolches zu ſuchen? Allein, wo will man daſſelbe finden, da die Zigeuner ein umlauffendes Volck ſind, ſo nirgends zu Hauſe gehöret. Mir gefällt alſo am beſten, was man von ihnen in Salmons heutiger Hiſtorie von Perſien (***) lieſet. Die Fackirs, heißt es daſelbſt, in Mahomethaniſchen, die Kalenters in Heydniſchen, und die Zigeuner in Chriſtlichen Ländern, ſind einander ſo ähnlich, als ein Ey dem andern, und ſie ſind

(*) S. Martin Zeilers Beſchreibung des Königreichs Ungarn, vermehrt von Andreas Stübel. pag. 29. 748. 1017.

(**) In Pſeudodox. Epidem. lib. 6. cap. 13.

(***) Cap. 9. pag. 247.

ſie ſind ohne Zweiffel ein Geſchlechte. Die Kalander oder Kalenter ſind eigentlich heidniſche Bettel-Mönche, die Fackirs aber mahomethaniſche; Wie nun dieſe oft in Indien ziehen, weils da wohl ſo viel Mahomethaner gibt als Heiden; Beyderley Religioſen aber wohl von einer Religion ſo viel, als von der andern, d. i. von keiner was halten, ſo machen ſie leicht Compagnie, und ſind bald in Perſien, bald in Indien, bald in Egypten, bald in Europa, da wir ſie Zigeuner, oder Heiden, oder Tarters nennen. Ich halte ſie, alle drey Sorten, gantz und gar für einerley, und eben daſſelbe Volck, ſie mögen in Aſia oder Europa ſeyn; nur daß ſie bey den Völckern, da ſie ſich aufhalten, eine in etwas veränderte Geſtalt und Benennung annehmen oder bekommen. Bey den Heiden und Mahomethanern paſſiren ſie für eine Art Mönche, die ſich alles Dings enthalten, daher würde ſichs nicht wohl ſchicken, Weibs-Volck ordentlich und öffentlich bey ſich zu führen: Inzwiſchen geſchichts doch heimlich, wenn ſie nöthig finden, ſich damit auf Reiſen zu behängen. In Chriſtlichen Ländern, da ſie bey den Catholiſchen die Wallfahrtenden, und bey den Proteſtanten andere, aus gantzen und etlichen Familien beſtehende Bettel-Banden für ſich haben, ſetzen ſie ſich auf eben den Fuß, wachſen auch oft mit ihnen, wie in Aſien mit den Fackirn und Kalentern, in einen Hauffen zuſammen, nachdem ſie dort oder hier ſind. Daß ſie aber einerley Volck, und bald in Europa, bald in Aſia ſind,

kan

kan man aus Hertzogs Heinrichs zu Sachſen Reiſe ins gelobte Land ſehen, die er 1498 nach damahliger Zeiten Gewohnheit, gethan hat. Der Verfaſſer der Lebens-Beſchreibung dieſes Fürſten erzehlet davon folgendes: Er, der Hertzog, redete aber ſelten von dieſer Reiſe, als die nun faſt vergeſſen war, es hätte ſich denn ſonderliche Occaſion oder Gelegenheit dazu gegeben, als wenn man etwa der Gezeunter oder Zigeuner, wie man ſie nennet, gedachte: Denen war er gram, und hieſſe ſie Verräther, oder Ausſpäher der Lande, darum daß ſie ihn in Syria gekannt und gemeldet hatten, dadurch er in Sorge und Gefahr geſtanden, wolte ſie auch derohalben in ſeinem Gebiete nicht leiden. Alſo daß ich die gantze Zeit, weil ich zu Freyberg am Hofe, und ſonſten in Seiner F. G. Städten und Aemtern geweſen, nie keine Zigeuner allda geſehen, wenn ſie gleich ſonſt im Lande geweſen.

75.

Der Sonnen Oſter-Tantz.

In der Stern-Kunſt kommt die Frage vor: Ob die Erde feſt und unbeweglich ſtehe, und die Sonne um dieſelbe herum lauffe; Oder ob vielmehr die Sonne am Himmel ruhe, die Erde aber ſich bewege, und ihren ordentlichen Lauf um die Sonne halte? Eins von beyden muß

muß geſchehen, weil ſonſt keine Abwechſelung der Tage und Nächte, ingleichen der verſchiedenen Jahrs-Zeiten auf dem Erdboden ſeyn würde, als welche durch Bewegung entweder der Sonne oder der Erde veurſachet wird. Ehedem hielt faſt jedermann die Erde für unbeweglich, und die Sonne ſolte mit unglaublicher Geſchwindigkeit ihren Lauf am Himmel haben. Nachdem aber Nicolaus Copernicus die Sache genauer unterſuchet, ſo hat er mit ſehr wahrſcheinlichen Gründen dargethan, daß die Sonne im Mittel-Punct ihres Planeten-Würbels ruhe, und die Planeten, worunter auch unſere Erde gehöret, um dieſelbige ihren beſtändigen Lauf haben. Copernicus findet heutigs Tages den meiſten Beyfall, und da ſeine Meynung Grund hat, ſo fällt der vergebliche Oſter-Tantz der Sonnen von ſelbſt weg. Man muß zwar der Sonnen eine Bewegung um ihre Axe zugeſtehen, aber daraus entſtehet kein Auf- und Niederhüpffen, wie man ſich etwa den Tantz der Sonnen vorſtellet. Wann auch die Copernicaniſche Gedancken nicht ſtatt fünden, ſondern die Sonne am Himmel beſtändig fortliefe, ſo bleibt doch ihr tantzen und hüpffen eine ungereimte Sache, weil es nicht möglich iſt, daß ſie auch nur eine Hand breit aus ihrem ordentlichen Gleis treten ſolte, ohne daß daraus, ſo wohl im Himmel als auf der Erden, groſſe Veränderung und Verwirrung entſtehen müſte.

Die Meynung, von der Sonnen Oſter-Tantz, iſt ſonder Zweiffel zuerſt von unwiſſenden

Mönchen

Mönchen auf die Bahn gebracht worden. Die Gelegenheit dazu haben ſie genommen aus Pſ. 19, 6. Dieſe Schrifft-Stelle lautet nach der teutſchen Uberſetzung: **Die Sonne gehet heraus, wie ein Bräutigam aus ſeiner Kammer, und freuet ſich, wie ein Held zu lauffen den Weg.** In der gemeinen lateiniſchen Bibel aber iſt ſie alſo überſetzet: Et ſol tanquam ſponſus procedens de thalamo ſuo, exultavit, ut gigas ad currendam viam. Da dann ſolcher Irrthum aus dem Worte exultavit, welches ein vor Freuden Hüpffen und Springen bedeutet, ſeinen Urſprung genommen. Jedermann ſiehet, wie hier auf eine verblümte und figürliche Art von der Sonnen geredet werde: Warum will man denn die Worte in eigentlichem Verſtande nehmen, und ihr wider alle Wahrſcheinlichkeit ein Tantzen und Springen andichten? Am heil. Oſter-Tage iſt die Sonne der Gerechtigkeit JEſus Chriſtus aufgegangen, d. i. aus dem Grabe wieder auferſtanden, nachdem er darin bis an den dritten Tag gelegen. Darum hat man nicht allein die Worte des Pſalms auf CHriſtum gedeutet, ſondern ſie auch von einem eigentlichen Hüpffen des natürlichen Sonnen-Lichts angenommen, und geglaubet, ſolches geſchehe an dem Tage, da CHriſtus wieder auferſtanden iſt. Dieſe Gedancken ſind folglich gar in die Poſtillen gefloſſen, und auf den Cantzeln vorgetragen worden: Wie dann **Georg Rollenhagen in ſeinen wahrhafftigen Lügen ſchreibt: Ich finde in etlichen**

Poſtillen,

Poſtillen, der Menſch ſolle ſich billig des Oſter-Feſts freuen; dann auch die herrliche ſchöne Sonne am Himmel thue auf den erſten Oſter-Tag früh, wann ſie erſt aufgehet, und darnach zu Abend, ehe dann ſie untergehe, drey Freuden-Sprünge; nach den Worten des 19 Pſalms v. 6. Man mag auch wohl hieher gedeutet haben die Worte eines bekannten Oſter-Liedes: **Die Sonn, die Erd, all Creatur, alls was betrübet war zuvor, das freut ſich heut an dieſem Tag, da der Welt-Fürſt darnieder lag.** Und ſolchergeſtalt hat ſich dieſer Irrthum weit ausgebreitet.

Vorzeiten war es nicht ungewöhnlich, daß das gemeine Volck an dem 1 Oſter-Tage der Sonnen Aufgang mit Fleiß bemerckte, um ſich von der Wahrheit ihres Tantzes deſto mehr zu verſichern, da dann gemeiniglich jedermann die 3 Sprünge wolte geſehen haben. Der Pabſt Gregorius führte im Jahr 1582 einen neuen Calender ein, ſelbiger aber wolte von den Proteſtanten nicht angenommen werden. Man verfiel gar dahin, und wolte aus der Sonnen Oſter-Tantz entſcheiden, welches der rechte Oſter-Tag ſey, und ob er im alten oder neuen Calender recht angegeben worden, folglich welcher Calender der beſte und richtigſte ſey. Bald nach Einführung des Gregorianiſchen Calenders, nemlich 1584, ging viel Volcks auf einen hohen Berg, bey der Stadt Cranach in Francken, das Kindloß genannt, am 1 Oſter-Tage,

und

und wolten ſehen, wie die Sonne ſprünge, damit ſie auch möchten gewiß ſeyn, daß der alte Oſter-Tag noch der rechte wäre. Da denn die Sonne Blut-roth aufgegangen, Feuer herab gefallen ſeyn, und es endlich gar Brod ſoll geregnet haben. (*)

Inzwiſchen iſt der Sonnen Tantz eine gantz ungereimte Sache. Ich will nicht läugnen, daß es vielen Leuten ſo mag vorkommen ſeyn, als wenn ſie die Sonne am Himmel hätten hüpffen geſehen. Dann wie vor angeführter Rollenhagen ſchreibt; Wann die Leute die Sonne ſo lange angeſehen, bis ihnen blau und braun, Licht und Finſterniß vor die Augen kommen, ſo hätte einer hie, der andere dort gerufen; Jetzund that ſie den erſten; da bald den andern, und dann den dritten Sprung. Wer nun ſagen wollen, er hätte es nicht geſehen, den würde man für blind, oder für einen Gotteslåſterer gehalten haben. Andere legen die Urſach des Hüpffens der Sonnen auf die in der Lufft ſchwebenden, von der Sonne erhitzten und in Bewegung gebrachten Dünſte, welche ſonderbahr häufig ſind im Frühling, wann Tag und Nacht gleich iſt. (**) M. Daniel Schwenter will die Sache auf folgende Weiſe erklären: (***) Es kan wohl ſeyn, lauten ſeine Worte, daß der Menſch einen groſſen Sprung der Sonnen zu

(*) S. Meliſſantes Curieuſe Orographie. pag. 538.
(**) Scheuchzers Phyſic. Tom. 2. cap. 11. §. 9.
(***) In den Mathematiſchen und Philoſophiſchen Erquickſtunden. In der 1 Aufgabe des 7 Theils.

ſehen vermeynt. Dann wann die Aſtronomi gefragt werden, warum die Sonne ſich bisweilen eher ſehen laſſen, als ihre Zeit aufzugehen, und in das Geſicht zu kommen? antworten ſie, dieſes geſchehe wegen des groſſen Dampfs der Erden, und wegen des Nebels, dadurch uns die Sonne reflectirt werde. Nun kan es wohl ſeyn, daß demjenigen, ſo die Sonne gedachter maſſen anſiehet, ein Dampf oder Nebel zwiſchen die Sonne und ſeinem Geſicht, welches dem Geſicht nach die Sonne etwas erhebet, ſo er aber jähling über ſich, oder auf die Seiten ſteiget, kommt die Sonne wieder an ihrem rechten Ort zu ſehen, und hat alſo dem Geſicht nach einen groſſen Sprung gethan. So weit Schwenter.

Ubrigens kan man die Ungereimtheit des Sonnen-Tantzes daraus ohne Mühe erkennen, daß wann er würcklich geſchehen ſolte, die Sonne gantzer 24 Stunden lang nichts anders thun müſte, als hüpffen und ſpringen. Man ſetzet ja nicht eine gewiſſe Gegend, woſelbſt nur ihr Tantz könte bemercket werden, ſondern ſie muß allenthalben tantzen, wo ſie den Einwohnern der Erden aufgehet. Es iſt aber mehr dann bekannt, wie ſie an einem Ort eher, als an dem andern aufgehet, folglich der Oſter-Tag ſich eher in den öſtlichen als in den weſtlichen Gegenden anfängt. Wann in jenen der Oſter-Tag bald verfloſſen iſt, ſo hebt er ſich erſt in dieſen an. Z. E. zu Conſtantinopel wird bey den Griechiſchen Chriſten am Oſter-Tage ſchon Abend

ſeyn, wann hingegen ſolcher Oſter-Tag in America erſt anbricht. Solte die Sonne allenthalben bey ihrem Aufgang drey Sprünge thun, ſo müſten wir ſie den gantzen Tag über hüpffen ſehen: Sintemahl ſie den gegen Abend liegenden Ländern erſt aufgehet, wann ſie bey uns ſchon ziemlich hoch ſtehet, oder wohl gar ſchon wieder untergehet. Diejenigen, ſo niedrig wohnen, ſehen die Sonne nicht ſo bald aufgehen, als andere, welche höher und zugleich unter eben derſelben Mittags-Linie wohnen. Solten beyde die Sonne tantzen ſehen, ſo müſte ſie ihre Sprünge zum öftern wiederholen, ja, wie ſchon geſagt, den gantzen Tag damit fortfahren, welches ſo wohl wider die Erfahrung als geſunde Vernunft iſt.

76.

Die Auferſtehung der Todten bey Cairo in Egypten.

IN dem 56 Abſchnitt dieſes Schau-Platzes (*) habe ich von den Mäuſen geredet, welche, wann der Nil-Fluß in Egypten wieder zurück in ſein Ufer trit, aus der zur Geburt geneigten Feuchtigkeit und Erde erwachſen ſollen, alſo daß man ſehen kan, wie ſich ihre Formirung anhebt, indem ſie nemlich an einem Theil des Leibes ſchon ein Leben haben, wann die hinterſte Bildung noch

(*) Tom. 2. pag. 790.

noch lauter Erde iſt. Mit ſolchem Wahn waren die Alten überall eingenommen, wovon ich nur Plinii und Pomponii Zeugniß anführen will. Der erſte läßt ſich vernehmen: (*) Diß alles wird beſtättiget durch die Uberſchwemmung des Nil-Fluſſes. Dann wann derſelbige wieder fällt, ſo werden daſelbſt aus Erde und Waſſer gezeugte Mäuſe gefunden, alſo daß ein Theil ihres Leibs ſchon lebt, die hinterſte Bildung aber noch Erde iſt. Pomponii Melæ Worte aber wollen eben dieſes ſagen. (**)

Hieran war es noch nicht gnug, ſondern man glaubte gar, daß die Erde von ſelbſt einen menſchlichen Cörper bilden und hervorbringen könte, oder deutlicher zu reden, daß gleichwie vorgedachte Mäuſe aus einer ſchleimichten Erde entſtünden, alſo könte auch wohl auf gleiche Art daraus ein menſchlicher Leib gebildet werden und hervorkommen. Plato war dieſer Meynung zugethan. Sein Schüler Ariſtoteles (***) hat ſie gleichfalls angenommen, und durch ihn iſt ſie ſehr weit ausgebreitet worden. Empedocles wolte es recht künſtlich machen, und ſagte, es wären ſolchergeſtalt zuerſt eintzele menſchliche Glieder, als Köpffe, Arme, Füſſe, und ſo weiter, aus der Erden, als einer ſchwangern Mutter hervorgewachſen, welche hernach zuſammen gekrochen,

(*) Hiſt. Natural. lib. 9. cap. 58.
(**) De Situ Orbis. lib. 1. cap. 5.
(***) lib. 2. Politic. cap. 8. Item de Generatione Animalium. lib. 3. cap. 11.

gekrochen, und Menſchen gebildet hätten, die das Anſehen von 30 Jahren gehabt. (*) Epicurus erdichtete gewiſſe der weiblichen Gebär-Mutter gleiche Höhlen, welche ſich in der Erde befunden, und nachdem ſie von einer ſchleimichten Feuchtigkeit erwärmet und aufgeſchwellet worden, ſo wären darin Kinder gezeuget, die ihre Nahrung und Wachsthum von einem daſelbſt vorhandenen Milch-artigen Saft gehabt, bis ſie zu einer gewiſſen Gröſſe gelanget, da ſie dann die Häutgen, worin ſie gelegen durchbrochen, und ſich anderweitige Nahrung geſucht, auch fernerhin das menſchliche Geſchlecht fortgepflantzet hätten. (**) Als die Mahomethaniſche Araber zu philoſophiren anfingen, erwehlten ſie den Ariſtoteles zu ihren Führer, und daher kam es, daß ſie die freywillige Zeugung der Menſchen aus der Erden von ihm annahmen. Der unter ihnen berühmte Avicenna, oder wie ſein Name eigentlich lautet, Ebn Sina, hat ſich vor andern hierin des Ariſtoteles Meynung gefallen laſſen. In ſeinem Buche von der Sündfluth behauptet er, daß nach den groſſen Uberſchwemmungen der Länder, ſo gar auch der Menſch, weil kein menſchlicher Saame übergeblieben, bloß aus den faulenden Leichen, mit Hülffe des himmliſchen Einfluſſes, wieder gezeuget worden, wie auch die andern Thiere. Dahero wäre zur Zeugung des Menſchen der Mutter-Leib und andere Zugehör nicht eben ohne

(*) S. Plutarchum de Placitis Philoſ. cap. 19.
(**) Lucretius Carus de rerum natura, lib. 5.

Ausnahme vonnöthen, ſondern nur daß ein Kind deſto beqvemer formiret werden könne. Dieſe Meynung zu behaupten führet er an, die aus der Erden gewachſene Mäuſe, auch daß aus Weiber-Haaren Schlangen würden. (*) Die Araber haben auch einen philoſophiſchen Roman, deſſen Autor ſeyn ſoll Ebn Tophail, und welcher den Titul führet: **Der von ſich ſelbſt gelehrte Welt-Weiſe.** Darin wird gedichtet, wie ein Kind Hai Ebn Jockdahn, das ausgeſetzet war, von einem Rehe ernähret worden, und alſo ohne menſchliche Geſellſchafft aufgewachſen, durch das Licht der Natur zur Erkenntniß der natürlichen und übernatürlichen Dinge, abſonderlich GOttes, der Unſterblichkeit der Seele, und des andern Lebens gelanget ſey. Dis Werck iſt in viele Sprachen, und auch von Joh. Georg. Pritio in die teutſche überſetzet worden. (**) Unter andern findet man darin folgenden Satz weitläufftig ausgeführet: **Unter dem Æquatore, oder der Mittel-Linie, iſt es wegen des temperirten Climatis möglich, daß Menſchen ohne Erzeugung vom Vater und Mutter auf die Welt kommen. Solche Erzeugung geſchicht, wann die Erde zu gewiſſer temperirten Zeit alſo zu gähren anfängt, daß endlich das warme und kalte, das feuchte und das trockene in einer ſo richtigen Gleichheit mit einander vermiſcht werden,** daß

(*) Porta Mag. Natural. libr. 2. cap. 1.
(**) S. Jacob Bruckers Fragen aus der philoſoph. Hiſtorie. Tom. 5. pag. 239. ſeq.

daß keines über das andere die Oberhand behält. (*)

Von den Arabern iſt die Ariſtoteliſche Philoſophie auf die Chriſten kommen, und daher kein Wunder, wann dieſe ebenfalls dahin verfallen ſind, daß ſie die freywillige Zeugung der Menſchen aus der Erde nicht für unmöglich halten. Albertus Magnus, Petrus Pomponatius, Johannes Bodinus, Fernelius, Cæſalpinus, Cardanus, Petrus Aponenſis und Picus Mirandulanus (**) waren mit ſolcher Meynung eingenommen. Wie unvorſichtig aber ſie hierin gehandelt, will ich mit mehrern zeigen.

Die heidniſche Weltweiſen hielten entweder die Welt für ewig, oder glaubten, daß ſie aus einer vorher exiſtirenden Materie, welche Epicurus Atomos nannte, zufälliger Weiſe entſtanden ſey. Den erſten konte man entgegen ſetzen, wann die Welt ewig, ſo wäre es zu verwundern, wie noch immer von den Menſchen könten neue Dinge erfunden werden, da doch zu vermuthen, daß ſie ſchon von Ewigkeit her müſten erfunden ſeyn. Weiter, man hätte ja Nachricht, wie die Menſchen vor kurtzer Zeit noch ziemlich einfältig gelebt, ſo wohl was ihre Speiſe und Tranck, als auch Wohnungen und übrige Lebens-Art betrifft: daher könne das gegenwärtige menſchliche Geſchlecht noch nicht ſehr alt,

(*) Idem ibidem. pag. 368.
(**) Dieſe und ihre Schrifftſtellen führet an Iſaac Schoockius in Centur. variorum Problemat. Probl. 54.

alt, weniger von Ewigkeit her ſeyn. Dis waren ſehr wichtige Einwürffe, die man aus dem Wege räumen muſte, wo anders die Ewigkeit der Welt beſtehen ſolte. Da verfiel man nun auf gewiſſe Revolutiones und Abwechſelungen, welche die Welt gehabt, indem ſie bald zu Grunde gegangen und zerſtöret worden, ſo dann aber aufs neue wie der Vogel Phœnix aus der Aſche wieder hervorkommen. Fragte man ferner, wo die Thiere und Menſchen auf unſerm ſolchergeſtalt erneuerten Erdboden herkommen, da die vorigen entweder durch Waſſer oder Feuer gäntzlich untergegangen? ſo muſte man nothwendig ſeine Zuflucht zu einer freywilligen Zeugung aus der Erden nehmen, weil man von einer göttlichen Schöpffung nichts wiſſen wolte. Epicurus konte auch auf keine andere Weiſe auskommen, wann er den Urſprung der Welt und der Menſchen ohne göttliche Mitwürckung erklären wolte, als daß er die Menſchen aus dem Schooß der Erden herleitete, worin ſie von ſelbſt gezeuget worden, und erwachſen.

Dis müſſen vorangeführte Chriſtliche Weltweiſen nicht erwogen haben, ſonſt hätten ſie die gröſſeſte Urſach von der Welt gehabt, ſolche freywillige Zeugung, als eine der göttlichen Schöpffung höchſt verkleinerliche Sache, gäntzlich zu verwerffen. Sie müſſen auch von der menſchlichen Seele einen ſchlechten Begriff gehabt, und ſie nicht für uncörperlich gehalten haben, weil ſie ſonſt aus der Erde nicht hätte entſtehen können. Sie werden dieſelbige wohl

anderswo hergeleitet haben. Dennoch aber iſt und bleibt die freywillige Zeugung der Menſchen und Thiere aus der Erden eine unmögliche Sache, wie in dem angeführten 56 Cap. dieſes Schauplatzes (*) unwiderſprechlich erwieſen worden.

Nun auf die Auferſtehung der Todten bey Cairo in Egypten zu kommen, ſo gibt davon Phil. Camerarius folgenden Bericht: (**) Es hätte ihm ein glaubwürdiger Mann, der lange in Egypten geweſen, erzehlet, wie er nicht weit von den Egyptiſchen Pyramiden an einem Ort, wo an einem gewiſſen Tag des Mertz-Monaths viele Menſchen zuſammen kämen, um wie ſie ſagten, die Auferſtehung der Todten zu ſehen, mehr als einmahl geſehen, daß die Leichname der verſtorbenen aus den Gräbern erſchienen, und gleichſam allmählich hervorgekommen, aber nicht gantz, ſondern zuweilen eine Hand, bald Füſſe, oder noch gröſſere Theile des Leibes: darauf wären ſie wieder verſchwunden, und unter die Erde gekrochen. Chriſtophorus Tuverus, der mit Alexandern von Schulenburg in Egypten geweſen, und deſſen Reiſe-Beſchreibung noch vorhanden, ſagte zu Camerario, er hätte zwar dieſes nicht geſehen, aber von vielen gehöret, daß ſich die Sache alſo verhalte. Eine Italiäniſche Reiſe-Beſchreibung redet davon alſo: Die Chriſten aus Cairo begeben ſich zu einem Berg, welcher 2 Meilen davon entlegen iſt, und

(*) Tom. 2. pag. 797. ſeq.
(**) In Horis ſubciſ. lib. 1. cap. 73.

es kommt daſelbſt viel Volck zuſammen, um die Leichname zu ſehen, welche aus den Gräbern herfürkommen. Dis fängt ſich an am Donnerſtags Abend, und währet bis auf den Sonnabend.

Zwey Dinge haben zu dieſem Gedichte Gelegenheit gegeben. Erſtlich die Meynung von den Mäuſen, welche um die Gegenden des Nils aus dem Schlamm wachſen ſollen, woraus die heidniſche Weltweiſen ſchloſſen, es könten auf gleiche Weiſe daſelbſt Menſchen gezeugt werden. Die alten Egyptier gaben gar vor, die erſte Menſchen wären würcklich in ihrem Lande vorgedachter maſſen entſtanden, wie Diodorus Siculus (*) berichtet. Daher haben Leute, welche den Alten nicht gern widerſprechen, ſondern ihre Ausſprüche, ob ſie noch ſo ungereimt ſind, für Orakel annehmen, ſich eingebildet, es könten noch wohl heutigs Tages, wo nicht gantze Menſchen, doch vollkommene menſchliche Gliedmaſſen, an dieſen Orten von ſelbſt wachſen und hervorkommen. Das andere, wodurch ſie in ſolchem Wahn geſtärcket worden, ſind die menſchlichen Leichname entweder gantz, oder Stückweiſe, welche in dieſen Egyptiſchen Gegenden gefunden, und Mumien genennt werden. Da hat man ſich eingebildet, ſie wären daſelbſt gewachſen, ob ſie gleich nichts anders als begrabene menſchliche Cörper ſind.

Man hat dem Gedichte damit ein Färbgen

(*) In Bibliotheca Hiſtor. lib. 1. cap. 2.

anſtreichen wollen, indem man es als ein Bild der zukünftigen Auferſtehung unſerer Leiber angegeben, da doch hierunter eine gefährliche Meynung verborgen liegt, nemlich die freywillige Zeugung der Menſchen aus der Erden. Die Allmacht GOttes und ſein Wort verſichern uns von der Auferſtehung zur Gnüge, und wir haben dazu keine Fabeln nöthig, als womit dieſe Wahrheit nicht beſtättiget, ſondern nur in den Verdacht der Ungewißheit geſetzet wird.

Die verſchiedene Erzehlungen der Reiſe-Beſchreiber laſſen ohnedem dem gantzen Vorgeben keinen Schein der Wahrheit übrig, indem einige ſchreiben, dieſe wunderbare Sache trage ſich zu den 25 Mart. andere ſetzen davor den 4 Auguſti, noch andere beſtimmen keine gewiſſe Zeit, ſondern ſagen, es geſchehe an der Kirchweih einer benachbarten Kirche. Einige halten dieſe Leichname für Chriſtliche, andere für heidniſche oder Mahomethaniſche, wie dann auch will vorgegeben werden, es begebe ſich alles bey einer Moſchee, oder Mahomethaniſchen Tempel. (*)

77.

Ob der Menſch eine kleine Welt ſey.

DJe groſſe Welt wird Macrocosmus, und der Menſch als die kleine Microcosmus genannt: Die

(*) S. Becmanni Hiſtor. Orbis Terrar. Geograph. Cap. 6. Sect. 3. §. 1.

Die Stoiſche Weltweiſen glaubten ſchon, daß der Menſch eine kleine Welt ſey. Sie ſagten: Er ſey die kleine Welt, denn es verhalte ſich in ihm, wie in der groſſen Welt, indem er auch aus zwey Stücken, dem Geiſt oder der Seele, und dem Cörper beſtehet, welcher von jener belebt wird. (*)

In ſo weit kan dieſe Vergleichung wohl gelten, wiewohl ſie eine ſchlimme Meynung zum Grunde hat, nemlich daß die groſſe Welt von einem Geiſt regieret werde, welcher mit zu der Welt gehöret, und ein Stück derſelben ausmacht. Uberdem hielten ſie dieſen Geiſt für das allerreinſte Lufft-Feuer, welches abermahls ein gefährlicher Irrthum war. Sie ſetzten ſolche Vergleichung auch noch weiter fort, wie aus dem Seneca zu erſehen. Derſelbige ſchreibt: (**) Die Erde wird durch die Natur regieret, und zwar nach dem Vorbilde unſerer Cörper, in welchen ſich Blut und Puls-Adern befinden, deren jene ein Behältniß des Bluts, dieſe aber der Lufft ſind. In der Erden ſind auch dergleichen Gänge, wodurch theils das Waſſer läuft, theils die Lufft ſtreichet, daher auch unſere Vorfahren ſolche Gänge Adern genennet haben. Gleichwie aber in uns nicht allein Blut, ſondern auch viele andere Arten von Feuchtigkeiten anzutreffen, deren einige nothwendig, andere verdorben und etwas dicker ſind; Alſo ſind auch in der

(*) S. Bruckers Fragen aus der philoſoph. Hiſtorie Tom. 1. pag. 1034.

(**) Quæſt. Natural. lib. 3. cap. 15.

in der Erden unterſchiedene Arten von Feuchtigkeiten.

Von den Indianiſchen Weltweiſen lieſet man auch, daß ſie den Menſchen die kleine Welt nennen, (*) jedoch mag ihre Vergleichung, ſo ſie zwiſchen der Welt und dem Menſchen anſtellen, eben ſo wunderlich heraus kommen, als andere, wovon wir bald mehr hören werden.

Solinus macht folgende Vergleichung. Der Menſch, ſchreibt er, wird deswegen die kleine Welt genennet, weil ſein Maaß mit den Gegenden des Himmels, und deren Maaß gar wohl übereinkömmt. Denn gleichwie am Himmel die Weite vom Nördlichen bis Südlichen Pol, welche vor das obere und untere Theil gehalten werden, eben ſo groß iſt, als die Weite zwiſchen Abend und Morgen, die man für die rechte und lincke Seite zu achten pflegt; So iſt es auch in dem Menſchen. Denn die Weite ſeiner ausgeſtreckten Arme, von einem Ende der Finger bis zum andern, welches man die Klaffter nennet, iſt eben ſo groß, als die Länge deſſelben, von der Fuß-Sohlen an bis auf die Scheitel. Es iſt eine ſehr elende Vergleichung, wenn man den Menſchen darum die kleine Welt nennet, weil ſein Maaß mit dem Maaß des Himmels übereinkömmt. Dann ſolchergeſtalt müſte man auch einen todten Menſchen, oder eine menſchliche Statue, oder auch alle

(*) S. La Croze Abbildung des Indianiſchen Chriſten-Staats. lib. 6. pag. 623.

alle Creutz-Figuren, deren Länge mit der Breite einerley iſt, ſolche Benennung beylegen, welches ungereimt gnug ſeyn würde. Das angegebene Maaß des Himmels beſtehet auch nur in der Einbildung, da man ſich 2 unbewegliche Puncte am Himmel, nemlich die beyden Polos vorſtellet, und in Gedancken von einem Punct zum andern eine Linie bildet, um welche ſich der gantze Himmel beſtändig umdrehen ſoll; da es doch hiebey vielmehr auf die Lage der Erden ankommt, deren beyde Poli beſtändig gegen eine gewiſſe Himmels-Gegend gerichtet ſind. Mit der Länge des Himmels vom Morgen bis Abend hat es eben dieſe Beſchaffenheit, daß ſie auf der Einbildung beruhet. Man erdichtet nemlich einen gewiſſen Zirkul, ich meyne den Horizont, welcher den Himmel in zwey gleiche Theile ſchneidet, Morgen und Abend beſtimmet, und mit dem Meridiano, welches ein durch beyde Polos gehender Zirkul, von gleicher Gröſſe und Weite iſt.

Der berühmte Medicus, D. Joh. Jacob Scheuchzer richtet bey Vergleichung des Menſchen mit der groſſen Welt ſeine Gedancken eintzig auf das Hertz, und läßt ſich davon alſo vernehmen: (*) " Ingemein iſt zu wiſſen, daß die " Stelle jener groſſen Kugeln in der groſſen, und " der kleinen Theile in dem Menſchen, als der " kleinen Welt, unter und gegen einander, ei- " nig und allein herzuholen von dem Gebrauch, " Nutzen

(*) In der Natur-Wiſſenſchafft. Tom. I. cap. 16. §. 14.

„ Nutzen oder Endzweck eines jeden Dings. Alle „ Natur- und Stern-Erfahrne kommen in dem „ überein, daß nicht nur die Erde ſamt den Mond, „ ſondern auch alle übrige Planeten, der Son- „ nen Wärme und Erleuchtung vonnöthen ha- „ ben, und eben deswegen iſt die Sonne, als „ die Brunnqvelle des Lichts und Wärme, in „ Mitten der Planeten, und dieſe nahe oder „ weit davon, je nachdem eines jeden Natur und „ Beſchaffenheit erfordert. Gleich alſo liegt das „ Hertz, als der Lebens-Fürſt in der kleinen „ Welt, nicht zwar in Mitten des Leibes, ſon- „ dern in der Bruſt, und dis um wichtiger Ur- „ ſachen willen, ſonderlich wegen ſeines Nutzens, „ ſo darin beſtehet, daß von dem Hertzen aus „ das Geblüt in alle auch kleinſte Theile des „ Leibes geſprützet oder getrieben werde." Dis alles aber ſchickt ſich auch auf die Thiere, welche ein Hertz haben, darum will es nicht gar zu wohl angehen, den Menſchen deswegen eine kleine Welt zu nennen.

Die Anhänger des Theophraſti Paracelſi, und andere Schwermer, reden inſonderheit von dem Menſchen als der kleinen Welt, wiewohl ihre angeſtellte Vergleichungen nicht allein falſche Dinge zum Grunde legen, ſondern auch zum Theil abgeſchmackt gnug heraus kommen. Oswaldus Crollius, einer der vornehmſten Anbeter Theophraſti, erkläret ſich darüber folgender Geſtalt: (*) Er gibt drey Welten an, erſtlich die göttliche,

(*) In Præfat. ad Baſilic. Chymic. pag. 64. it. 68. ſeq.

göttliche, welche ihm Mundus Archetypus, oder die urbildliche Welt heiſſet: hernach die intellectualiſche oder Sideriſche, wozu er auch die Engel rechnet: und endlich die ſichtbare elementariſche. Von GOtt ſoll der Menſch haben den unſterblichen Geiſt, welcher nichts anders ſey, als der in den Menſchen wohnende GOtt. Den unſichtbaren Leib, oder den Olympiſchen Geiſt, welches ihm einerley iſt, und wodurch er den Aſtral-Geiſt verſtehet, ſoll der Menſch von dem Geſtirn, oder vielmehr von dem allgemeinen Welt-Geiſt empfangen, und darin mit den Engeln übereinkommen, die etwa auch einen ſolchen unſichtbaren Leib haben. Dieſem unſichtbaren Leib legt er unterſchiedene Kauderwelſche Nahmen bey, als Gabalis, der innerliche Adech, das weiſſagende Eveſtrum, und er muß ihm auch des Menſchen Genius ſeyn. Den ſterblichen Leib ſoll der Menſch aus den Elementen, und der ſichtbaren Welt haben, weswegen er dann füglich die vierte, oder auch die kleine Welt könte genennet werden. Wir haben aber den beſchrienen Aſtral-Geiſt ſchon an einem andern Ort beleuchtet und verworffen, daher die von ihm hergenommene Vergleichung nicht ſtatt finden mag. Uberdem iſt es eine gantz ungeſchickte Redens-Art, wann man GOtt die urbildliche Welt nennet; noch ſchlimmer aber lautet es, wann die Seele des Menſchen für ein Theil GOttes, oder gar für GOtt ſelbſt angegeben wird.

Valentinus Weigelius, der auch ein groſſer Liebhaber

Liebhaber Paracelſi war, ſtellt die Vergleichung der kleinen und groſſen Welt ein wenig anders an. Er eignet, wie faſt alle Schwermer, dem Menſchen 3 Theile zu, nemlich Leib, Seele und Geiſt. Den Leib ſoll er haben aus Waſſer und Erde, die Seele aus Feuer und Lufft, und den Geiſt aus dem Geſtirne. Daher hielte der Menſch, als die kleine Welt, die groſſe Welt, das iſt den Himmel und alle Elemente in ſich. (*) Hierin ſcheinet er von andern Paracelſiſten abzugehen, als welche die Seele aus dem Geſtirn, oder dem Aſtral-Geiſt, den Geiſt aber aus GOtt herleiteten. Die Vergleichung ſelbſt aber taugt eben ſo wenig, weil doch der erdichtete Aſtral-Geiſt mit eingemiſchet wird.

Jacob Böhm, welcher dem Paracelſo vieles abgeborget, und deſſen nichts heiſſende Einfälle durch ſeine ausſchweiffende Phantaſie noch mehr erweitert hat, redet auch von drey Welten, wiewohl etwas anders als andere Paracelſiſten. Die erſte Welt nennet er die Feuer-Welt oder die finſtere Welt, das iſt der Tod, die Hölle, der Abgrund u. ſ. w. Die andere Welt iſt die Licht-Welt, der Himmel, Paradies, ja GOtt ſelber. Die dritte iſt die äuſſerliche ſichtbare Welt. (**) Nun ſchreibt er (***) von dem Menſchen: Der Menſch iſt die innere und äuſſere

(*) S. Fried. Gentzkenii Hiſtor. Philoſoph. pag. 250.

(**) S. deſſen Tractat von 6 Puncten. cap. 2. pag. mihi. 32.

(***) Von 6 Puncten. cap. 6. pag. 66.

Welt, dazu die Urſach der innern Welt in ſich ſelber, was ihn anlangt, auch der finſtern Welt; Er iſt alle 3 Welten, und ſo er in gleicher Ordnung bleibt, daß er nicht eine Welt in die andere einführet, ſo iſt er GOttes Gleichniß. Etwas verſtändlicher erkläret er ſich von dem Menſchen als der kleinen Welt an einem andern Ort: (*) Microcosmus, heißt es, das iſt die kleine Welt, oder der Menſch, iſt ein Ebenbild aller drey Principien: Nach der Seelen der Feuer-Welt, nach dem Geiſt, der Licht-Welt, nach dem Leibe der Lufft-Welt. Eine der allerabgeſchmackteſten Vergleichungen aber iſt es, wann er ſich alſo vernehmen läſt: (**) " Das inwendige " oder hohle im Leibe eines Menſchen iſt und be" deutet die Tiefe zwiſchen Sternen und Erde: " Der gantze Leib mit allem bedeutet Himmel und " Erden: Das Fleiſch bedeutet die Erde, und iſt " auch von Erde: Das Blut bedeutet das Waſ" ſer, und iſt auch vom Waſſer: Der Othem " bedeutet die Lufft, und iſt auch die Lufft: Die " Blaſe, darinnen die Lufft qualificiret, bedeutet " die Tiefe zwiſchen Sternen und Erde: Die " Adern bedeuten die Krafft-Gänge der Sterne, " und ſeynd auch die Krafft-Gänge der Ster" nen &c. Das Eingeweide oder Därmer be" deutet der Sternen Würckung oder Verzeh" rung &c. Das Hertz im Menſchen bedeutet " die

(*) In der Tabell von den 3 Principien göttlicher Offenbarung.

(**) In Aurora. pag. 13. ſeq.

"die Hitze oder das Element Feuer, und iſt auch "die Hitze. Die Blaſe bedeutet die Element "Lufft, und die Lufft herrſchet auch darinnen. "Die Leber bedeutet das Element Waſſer und "iſt auch das Waſſer. Die Lunge bedeutet die "Erde, und iſt auch derſelben qualität. Die "Füſſe bedeuten nahe und weit, dann in GOtt "iſt nahe und weit ein Ding: und der Menſch "kan durch die Füſſe nahe und weit kommen, er "ſey aber wo er wolle, ſo iſt er in der Natur "weder nahe noch weit, dann es in GOtt ein "Ding. Die Hände bedeuten die Allmacht GOt- "tes &c. Der gantze Leib bis an Hals bedeu- "tet und iſt der runde Zirkul des Umgangs der "Sternen, ſo wohl auch die Tiefe zwiſchen den "Sternen, darinnen die Planeten und Elemen- "te regieren. Das Fleiſch bedeutet die Erde &c. "Das Haupt bedeutet den Himmel u. ſ. w." Sintemahl ich mit dieſen wunderlichen Grillen mich nicht länger aufhalten mag.

Nicht viel beſſer iſt die Vergleichung, wel- che Abraham von Franckenberg macht, der ein groſſer Gönner Jac. Böhms, und Liebhaber ſeiner ſo wohl, als des Theophraſti Paracelſi Schrifften war. In dem Menſchen, ſchreibt er, (*) als der kleinen Welt, finden ſich die 4 Elementa. Es finden ſich darin Thiere: (dann viele Menſchen haben Thiere als Wolfs- Fuchs-Art an ſich) Ferner Erd- Gewächſe, als Roſen, Salbey, Raute &c.

(*) In Gemma Magica, 2 Theil, pag. 84.

Es finden ſich im Menſchen alle Mineralia und Metalla. Es finden ſich Gewitter, Meteora. Gewitter der Geſundheit, ſamt den Wiſſenſchafften, Finſterniſſe des Irrthums &c. Die Krafft und geheimſte Würckung des Stern-Geiſtes ſtellet im Menſchen, oder der kleinen Welt, die Himmels-Veſte vor. Endlich iſt die Seele des Menſchen ſeine intellectualiſche Welt. Zu geſchweigen, daß er hier, wie andere, den verworffenen Aſtral-Geiſt mit einmengt, um die Vergleichung deſto vollſtändiger zu machen; ſo gibt er zugleich Dinge an, die man nimmermehr im Menſchen ſuchen ſolte, als Thiere, Erdgewächſe und Mineralien. Sucht er ſolche Dinge, wie es ſcheint, nur Gleichniß-weiſe in dem Menſchen, ſo ſiehet jedermann, daß er und andere immer haben neue Gleichniſſe erdencken müſſen, um der Vergleichung zwiſchen der groſſen und kleinen Welt einigen Schein zu geben. Was ſollen dergleichen Dinge, und wozu nutzen ſie anders, als daß man daraus die weitſchweiffige Phantaſie dieſer Leute erkennen kan?

Wann Oswaldus Crollius von der Signatur der groſſen und kleinen Welt redet, ſo ſind ſeine Vergleichungen dergeſtalt gezwungen, daß man daran billig einen Eckel hat. Ich will dieſelbigen, wie er gethan hat, gegen einander herſetzen, damit ſie deſto beſſer in die Augen fallen.

Im

(*) In Tractat. de Signaturis internis rerum, pag. 81. ſeq.

In der kleinen Welt.	In der groſſen Welt.
Die Phyſiognomie, oder Geſtalt des Geſichts.	Die Geſtalt des Himmels.
Die Chiromantie.	Die Mineralien.
Der Puls.	Die Bewegung des Firmaments.
Das Keichen, oder der Athem.	Der Oſt- und Weſt-Wind.
Der Schauer in Fiebern.	Das Erdbeben.
Die Lienterie, rothe Ruhr und Durchfall	Der Regen.
Die Colic-Schmertzen	Das Donnern der Winde.
Der Schlag	Die Finſterniß, oder der Donnerſchlag.
Die Schwindſucht	Die Trockne.
Die Waſſerſucht	Uberſchwemmungen.
Das ſchwere Gebrechen	Ungewitter.
Die Veränderung des Verſtandes beym ſchweren Gebrechen	Die Veränderung der Lufft, wann ein Gewitter kommen will.
Dunckle Augen, oder der Schlaf.	Die Wolcken.

In der kleinen Welt.	In der groſſen Welt.
Die Entzündung des Halſes und Bauchs. . .	Der Wind.
Die Zerreiſſung der Blaſe, und Erſchütterung des Leibs . .	Der Donner.
Feurige und leuchtende Augen. . .	Das Wetterleuchten.
Der Schaum. . .	Der Regen.
Wann der Menſch Verſtand und Rede wieder bekömmt. . .	Hell Wetter.
Die Knochen. . .	Die Steine.
Das Fleiſch. . .	Die Erde.
Groſſe Adern. . .	Groſſe Flüſſe.
Die Blaſe. . .	Das Meer.
Die 7 Haupt-Glieder des Menſchen . .	Die 7 Metalle, oder 7 Planeten.

Was er weiter von den Affecten und andern menſchlichen Handlungen beybringt, worin ſie mit gewiſſen Thieren überein kommen ſollen, z. E. in der Kühnheit mit dem Löwen und Adler, in der betrieglichen Freundſchaft mit dem Crocodil, in der Geſchwindigkeit zu lauffen mit dem Rehe u. ſ. w. übergehe mit Stillſchweigen, weil einem vernünftigen Leſer damit wenig mögte gedienet ſeyn.

Eine

Eine andere zum Theil ziemlich hämiſche Vergleichung iſt folgende: (*) "Der Menſch, " als die kleine Welt, hat mit der groſſen in vie- " len Stücken eine genaue Ubereinſtimmung, wie " aus folgenden erhellet: Das Ens ſo die Ster- " ne regieret, iſt unſterblich, alſo iſt auch die See- " le, welche die Glieder des Menſchen bewegt, " unſterblich. Der Himmel hat viele Sterne, " und die Haut des Menſchen viele Schweiß- " Löchlein. Am Himmel ſind 7 Planeten, alſo " hat auch der Menſch 7 vornehme Glieder, nem- " lich die Miltz, Leber, Galle, das Hertz, die " Nieren und Geburts-Glieder, die Lunge und " das Gehirn. Man findet auch 7 Löcher am " Kopffe: Die beyden Ohren, Augen, Naſen- " Löcher und den Mund. Item 7 Paar Adern " in des Menſchen Leibe, ſo von dem Gehirn ih- " ren Urſprung nehmen. Und nach denen 12 " Zeichen des Himmels ſind auch 12 äuſſerſte " Gliedmaſſen. Die himmliſche Cörper haben " zweyerley Bewegungen, nemlich motum pro- " prium und diurnum. Alſo haben auch des " Menſchen Glieder zweyerley Bewegung, als " eine für ſich, die andere zufälliger Weiſe. Gleich- " wie die Sonne mit ihrem Jahrs-Lauf 4 Zeiten " macht, alſo machet auch das Leben in dem Men- " ſchen 4 unterſchiedliche Alter, als die Kindheit, " Jugend, das Mittel und hohe Alter. Der " Menſch trägt in ſich die elementariſche Welt. " Sein Feuer iſt die natürliche Wärme, ſeine

(*) S. Anleitung zu den curieuſ. Wiſſenſchafften. 2 Theil. pag. 455. ſeq.

„Lufft der Athem, ſein Waſſer das Blut, und
„ſein Leib die Erde. Gleichwie in den Elemen-
„ten oft eine Zerrüttung geſchicht, daß ſie ſich
„vermiſchen und Wetter machen; alſo machen
„auch die menſchlichen Elementen Kranckheiten.
„In den Elementen werden die meteora gene-
„rirt, und im Menſchen erheben ſich viel unor-
„dentliche Widerwärtigkeiten. Die Winde ver-
„halten ſich oft in der Erden, alſo verſtecken ſie
„ſich auch in des Menſchen Leibe. Die Krafft und
„Hitze der Sonnen ziehet die irrdiſchen wäſſerigen
„Dämpffe in die Höhe, von dannen ſie in Re-
„gen, Schnee oder Hagel wieder herab auf die
„Erde fallen; Alſo iſt im Menſchen die Leber
„gleichſam eine Feuer-Städte, ſo die Pfanne des
„Magens erhitzet, und die innerlichen Dämpffe
„ins Haupt oder Hirnſchaale, als in einen de-
„ſtillir-Helm auffſteigen macht, allwo ſie durch
„die Kälte zu Koth und Schleim werden, und
„ferner durch die Naſe, als den Schnabel des
„deſtillir-Helms, und Hals wiederum herab
„fallen, und durch Schnuppen, Huſten und
„Räuſpern ausgefeget werden.

Wann zwiſchen dieſen Dingen, wie der Au-
tor will, eine genaue Ubereinſtimmung iſt, ſo
kan ſich dergleichen auch wohl zwiſchen einem un-
geſchickten Klotz und einer künſtlichen Baßgeige
finden, weil beyde von Holtz ſind, auch beyde
brennen, und vom Feuer verzehret werden.

Eine Vergleichung iſt noch übrig, welche
an ungereimten Einfällen die andern wo nicht
übertrifft, doch ihnen gantz nahe kömmt. Sie
iſt

iſt aus dem raren Buche Franciſci Georgii Veneti, de Harmonia mundi genommen, und beſtehet in folgenden: (*) "Der Menſch iſt ein
" kleiner Jnbegriff GOttes, wie auch der himm-
" liſchen und irrdiſchen Dinge. Daher ward der
" erſte Menſch אדם genannt, und der erſte Buch-
" ſtabe א bedeutete das göttliche, ד das himmli-
" ſche, und ם das irrdiſche, ſo in ihm anzutreffen
" war. Der Menſch ahmet der Welt nach in
" der Cirkul-Figur, die man an ihm gewahr wird,
" wann ſeine Arme und Beine ausgeſtrecket ſind,
" und man die Bruſt zum Mittel-Punct annimmt.
" Gleichergeſtalt ſtehen die Glieder des Menſchen,
" eben wie die Welt-Cörper, gegeneinander in
" einer harmoniſchen Ordnung oder Proportion.
" Einige Theile des Menſchen haben mit den Ele-
" menten eine Gleichheit, als das Auge mit dem
" Feuer, das Ohr mit der Lufft, der Geruch und
" Geſchmack mit dem Waſſer, das Gefühl mit
" der Erde. Die Knochen werden füglich mit den
" Steinen verglichen. Die Feuchtigkeiten wer-
" den im Leibe gezeuget, wie die Metallen in der
" Erde. Das Eingeweide kommt mit den Mi-
" neralien überein. Fleiſch und Blut hat die Na-
" tur des vegetabiliſchen Reichs oder der Pflan-
" zen. Jn vielen Dingen kommt auch der Menſch
" mit den Thieren überein. Jn ihm finden ſich
" auch alle Himmel. Dann da, wie Ptolomæus
" will, der himmliſche Scorpion mit dem irrdi-

(*) Dieſer Auszug iſt genommen aus einer Diſſertation Joh. Phil. Treuneri, unter dem Titul: Somnia vigilantium Sapientum, §. 18.

„ſchen, der himmliſche Ochſe und Widder mit „den irrdiſchen übereinkämen, ſo viel mehr müſte „der Menſch, als die kleine Welt, mit dem gantzen „Himmel übereinſtimmen. Sein Verſtand kön„ne verglichen werden mit dem Himmel der Fix„Sterne, der Wille mit dem primo mobili. „Dann gleichwie das Primum mobile die an„dern Himmels-Creyſe bewegt und herumfüh„ret; alſo bewege der Wille die 7 Haupt-Kräff„te des Menſchen, welche ſich füglich mit den 7 „Planeten vergleichen lieſſen. Der Menſch kommt „auch mit den himmliſchen Intelligentzien ſehr „wohl überein. Endlich ſtimmt er auch mit GOtt „zuſammen, denn gleichwie GOtt alles in ſich be„greifft, ſo enthält auch der Menſch alles in ſich.

Soll ja der Menſch mit Gewalt die kleine Welt heiſſen, ſo könte es darum geſchehen, weil gleichwie in der groſſen Welt Geiſter und Cörper anzutreffen ſind, er alſo auch aus Geiſt und Leib beſtehet. Wiewohl auch dieſe Vergleichung nicht überall richtig ſeyn würde, ſintemahl die Geiſter und Cörper der groſſen Welt mit einander nicht in ſolcher Verbindung ſtehen, als der Geiſt und Cörper der kleinen Welt.

78.

Das künſtliche Gedächtniß.

Das Gedächtniß iſt ein Vermögen, wodurch man ſich der Ideen und Vorſtellungen, ſo man gehabt, wieder erinnert, und dieſelbigen von neuen hervorbringt. Ohne das Gedächt-

niß würde der Verſtand dem Menſchen wenig nütze ſeyn. Dann weil wir durch den Verſtand ein Ding aus dem andern beurtheilen, die Dinge ſelbſt aber nicht beſtändig gegenwärtig ſeyn, und empfunden werden können, ſo muß dabey das Gedächtniß die Stelle der ſinnlichen Empfindungen vertreten, und dasjenige wieder hervor bringen, was wir ehemahls empfunden haben. Wir können alſo ohne daſſelbe nicht den geringſten Schluß machen, wann wir nemlich nicht im Stande wären, uns desjenigen zu erinnern, woraus der Schluß muß hergeleitet werden. Hieraus erkennet man, wie nöthig und unentbehrlich das Gedächtniß ſey.

Wir werden aber gewahr, daß nicht alle Menſchen ein gleich gutes Gedächtniß haben, ſondern hierin, gleichwie in andern Kräfften der Seele, übertrifft einer den andern. Man hat Exempel von Leuten, die mit einem erſtaunenden Gedächtniß begabt geweſen: wiewohl dahin ſtehet, ob man die Sache nicht über die Gebühr vergröſſert habe. Bey vielen werden wir es in der That alſo befinden.

Von dem Perſiſchen Könige Cyrus berichtet Plinius, (*) er habe ein ſo gutes Gedächtniß gehabt, daß er alle Soldaten ſeiner Armee mit Namen zu nennen gewuſt. Dis ſcheinet unglaublich zu ſeyn, wenn man die Gröſſe ſeiner Armee bedenckt. Allein die Sache verhält ſich auch in der That nicht alſo, wie ſie Plinius vorträgt, ſondern

(*) Hiſt. Natural. lib. 7. cap. 24. conf. Dalechampii Not. ad hunc locum.

dern nach dem Bericht des Xenophon in Cyropœdia, waren ihm nur alle ſeine Generals und Officiers von der Armee mit Namen bekannt, welches endlich wohl zu glauben ſtehet.

Noch gedencket Plinius eines Abgeſandten des Königs Pyrrhus, mit Namen Cyneas, welcher den folgenden Tag darauf, als er nach Rom kommen, alle aus dem Rath und der Ritterſchafft bey ihrem Namen genennet. Seneca der Redner ſchreibt gar, (*) er habe den Rath, und die gantze umſtehende Menge des Volcks nahmentlich gegrüſſet. Wer ſolches glauben kan, muß niemahls bedacht haben, daß, da dieſer Geſandte erſt Tages vorher in Rom ankommen, er ja nicht Zeit gehabt, ſo viele Leute auf einmahl kennen zu lernen. Es müſte ihm auch jemand vorher die Namen ſolcher Leute geſagt haben, wann ſolte aber ſolches geſchehen ſeyn? den Tag, da er anlangte, mag ihm kaum einer oder der andere ſeyn zu Geſichte kommen: bey der Verſammlung ſelbſt aber, worin er des folgenden Tages erſchien, hatte man gantz was anders vorzunehmen, als daß er ſich die umſtehenden Leute von jemanden hätte zeigen, und ihre Namen ſagen laſſen. Wie viele Zeit würde nicht dazu gehöret haben, erſtlich indem ſie ihm jemand gezeiget und mit Namen genennet, und hernach indem er einen jeden namentlich angeredet? Hat ihn aber niemand die Leute bey Namen genennet, ſo konte er auch unmöglich ihre Namen wiſſen. Cyneas hatte etwa in der Verſamm-

(*) lib. 1, Controverſiarum in Proœmio, pag. mihi 41.

Verſammlung einige mit Namen nennen gehö- ret, oder ſie ſonſt in der wenigen Zeit, da er zu Rom geweſen war, kennen gelernet, daher redete er dieſe mit Namen an, welches bey vielen eine Verwunderung erweckte, die nicht begreiffen kon- ten, wie er ſie ſo geſchwinde kennen gelernet. Dar- aus iſt endlich die Sage entſtanden, er hätte den gantzen Rath, und alles umſtehende Volck nament- lich gegrüſſet.

Seneca (*) redet noch von einem Poeten, welcher ein neu verfertigtes Gedichte öffentlich hergeſagt; da dann ein anderer aufgeſtanden, und es für ſeine Arbeit ausgegeben, auch daſſelbige fer- tig aus dem Kopf wiederholet, welches der erſte nicht thun können. Hierzu gehört ebenfalls ein ſtarcker Glaube, es wäre denn, daß der letztere ſolches Gedichte verfertiget und auswendig geler- net hätte, welches ihm der erſte abgeſtohlen, und für das ſeinige ausgegeben. Gleichwohl wird der- gleichen von dem Cardinal du Perron erzehlet, daß er 200 Verſe, die ein berühmter Poet für König Heinrichen dem vierdten recitirt, und welche er vorhero niemahls geſehen, auch kein Wort davon gehöret hatte, ohne ein Wort auszulaſſen, ohne Anſtoß wieder hergeſagt habe. (**) Joh. Picus Mirandulanus ſoll ebenfalls die Verſe, welche er nur einmahl gehöret hatte, nicht allein in ihrer Ordnung, ſondern auch rückwerts, wieder haben herſagen können. (***) Ich habe ſchon zum öf- tern

(*) loc. cit.
(**) S. Walchs Philoſoph. Lexicon. Tit. Gedächtniß.
(***) Morhof. in Polyhiſt. literar. lib. 2. cap. 6. §. 8.

tern bemercket, wie gern man nach den alten Exempeln neue zu erdichten pflegt, und davon haben wir hier abermahls eine augenſcheinliche Probe.

Von ſich ſelbſt ſchreibt mehr gedachter Seneca, er habe ehedem 2000 Wörter, in der Ordnung, wie man ſie vorgebracht, wiederum herſagen können; und wann von ſeinen Mitſchülern, derer über 200 waren, jeder ihm einen Vers fürgeſagt, ſo habe er ſolche ordentlich wieder herſagen können, alſo daß er die Ordnung umgekehrt, und vom letzten bis auf den erſten kommen. Wie es ſcheint, ſo hat er ſich dazu der bald anzuführenden Gedächtniß-Kunſt bedienet, weil er vorgibt, es könne ſolche Kunſt jedermann innerhalb wenigen Tagen gar leicht begreiffen. Ob aber dem alſo ſey, hat man groſſe Urſache zu zweiffeln. Noch rühmet er von ſeinem geweſenen Mitſchüler Porcio Latrone, ſelbiger habe ein ſo vortreffliches Gedächtniß gehabt, daß er alle ſeine Reden aus dem Kopffe hergeſagt. Er brauchte keine Schrifften, ſondern pflegte zu ſagen, er ſchreibe alles in ſein Gemüth. Er brachte ſeine Reden alſo vor, daß er auch nicht in einem Wort fehlte. Wann ihn jemand einen groſſen und berühmten Mann nennete, ſo wuſte er alſobald deſſen Thaten nach der Länge her zu erzehlen. Ob aber Seneca dieſe Sache, nach Redner Art, nicht etwas vergröſſert habe, bleibet dahin geſtellt, dann gantz unglaublich iſt ſie nicht.

Was Plinius (*) und andere vom Julio Cæſare berichten, könte auch zum Beweis ſeines vortrefflichen

(*) Hiſt. Natural. lib. 7. cap. 25.

trefflichen Gedächtniſſes dienen. Es heißt, er konte zugleich ſchreiben, leſen, dictiren und anhören. Er konte zu gleicher Zeit ſeinen Schreibern 4 unterſchiedene Briefe dictiren, und wann er ſonſt nichts anders dabey vornahm, gar ſieben. Vielleicht haben ſeine Schmeichler, woran es groſſen Herren niemahls fehlet, dieſe Dinge von ihm ausgebreitet, und ſeine natürliche Geſchicklichkeit weit gröſſer gemacht, als ſie in der That war. Eben ſo mag es dem Kayſer Hadriano ergangen ſeyn, von welchem Spartianus berichtet, er habe zu einer Zeit ſchreiben, dictiren, anhören und mit guten Freunden ſich unterreden können. (*)

Muretus erzehlet von einem jungen Menſchen aus der Inſul Corſica, wie derſelbe 36000 theils verſtändliche, theils barbariſche und nichts bedeutende Wörter, welche nicht den geringſten Zuſammenhang miteinander gehabt, in der Ordnung, wie man ſie ihm vorgegeben, ohne Fehler wieder herſagen können. (**) Allein er wird uns dieſes nicht überreden, wann er ſich auch auf noch ſo viele Zeugen beruft. Vielleicht müſſen von der Summe der Wörter ein Paar Nullen abgeſchnitten werden, und dann würde es doch noch eine ziemliche Probe geweſen ſeyn.

Wir kommen nunmehro zu der Gedächtniß-Kunſt, wodurch man verſtehet eine Geſchicklichkeit, ſich gewiſſer Mittel zu bedienen, dadurch dem Gedächtniß geholffen wird, daß es viele Dinge leichter und gewiſſer behalten kan. Von den

Artzney-

(*) S. Majoli Dies Canicul. Tom. I. Colloq. 4. p. 104.
(**) S. Morhofii Polyhist. Liter. lib. 2. cap. 6. §. 9.

Artzney-Mitteln, die zu Stärckung des Gedächtniſſes dienen ſollen, gedencke hier nicht zu handeln, ſondern überlaſſe ſolches denen Artzney-Verſtändigen. Die beſte Gedächtniß-Kunſt iſt diejenige, wann der Menſch ein gutes Nachdencken braucht, und die Sachen, ſo er behalten will, in eine natürliche Ordnung bringt, und ſie geſchickt mit einander verbindet. Solchergeſtalt pflegen ſie am leichteſten und beſten zu hafften. Man nennet dieſes Memoriam Logicam. Jedoch iſt auch nicht zu verwerffen, wann man ſich gewiſſer Kunſt-Wörter und Denck-Verſe bedienet, und ſelbige dem Gedächtniß wohl eindrückt. Dis heiſſet eigentlich Memoria Technica, oder ein künſtliches Gedächtniß. Davon will einige Exempel geben.

Wir vergeſſen nichts leichter, als die Zahlen: weil es aber bey vielen Fällen nützlich iſt, ſelbige im Gedächtniß zu haben, ſo iſt man auf unterſchiedene Mittel bedacht geweſen, wodurch ſolches erleichtert wird. Einige groſſe lateiniſche Buchſtaben werden an ſtatt der Zahlen gebraucht, und bedeuten M. 1000, D. 500, C. 100, L. 50, X. 10, V. 5, I. 1. Will man nun eine Zahl behalten, ſo nimmt man an deren ſtatt ein Wort, darin einige der vorſtehenden Buchſtaben alſo befindlich, daß ſie nach ihrer Bedeutung zuſammen gerechnet ſolche Zahl ausmachen. Z. E. Anno 1315 war in Teutſchland eine ungemeine Hungers-Noth. Dieſe Jahrzahl iſt in dem Worte Cucullum enthalten, wovon der bekannte Vers lautet:

Ut

Ut lateat nullum tempus famis, ecce
CVCVLLVM.

An ſtatt eines eintzigen Worts nimmt man auch wohl einen gantzen Vers, der eine gewiſſe Jahr-Zahl heraus bringt. Der Vers aus dem Ovidio:

fILIVS ante DIeM patrIos InqVIrIt
In annos

enthält das Jahr 1568, in welchem Philippus II. König in Spanien ſeinen Sohn Carolum aus dem Wege räumen ließ. Die Worte:

DeCreta Corona MerentI,

oder auch:

CapIs a Deo CoronaM

zeigen das Jahr 1701 an, in welchem der glorwürdigſte Churfürſt von Brandenburg Friedrich der dritte zum erſten Chriſtlichen Könige in Preuſſen gekrönet worden.

Wenn man eine Zahl lange im Gedächtniß behalten will, ſo gehet es auf folgende Manier gar leicht an. Man reduire das gantze Alphabet mit ſeinen faſt gleichlautenden Buchſtaben auf die 10 Ziffern, und laſſe die Vocales nichts gelten. Z. E. es bedeute

b. p. w	c. k. qu. z	f. ph. v.	g. ch. j.
1	2	3	4

l	m	n	r	ſ	d. t.
5	6	7	8	9	0

Dann formire man ſich etwa aus den Umſtänden einer Sache in teutſcher, lateiniſcher oder frantzöſiſcher Sprache ein ſolches Wort, deſſen

Conſonantes die begehrten Ziffern anzeigen, ſo hat man bey ſolchem Wort nur einen Concept zu behalten, da man ſonſt bey der Zahl 3 oder 4 Concepte, nemlich Hunderte, Zehner, Einer behalten müſte. Z. E. wenn man will mercken, in welchem Jahr das Schieß-Pulver erfunden worden, ſo behält man nur das Wort

FeuReT, oder FuRiT ſcil. Mars.
3 8 0 3 8 0

Nemlich Anno 380. Denn das 1000 verſteht ſich ohnedem ſchon.

Ein Haus-Wirth will gern die Anzahl ſeiner Schaafe behalten, und mercket das Wort:

ReiCheN.
8 4 7.

ſo hat er 847. (*)

Die ſo genannten Denck-Verſe werden auch gebraucht, andere Dinge, als Zahlen, im Gedächtniß zu behalten, weil ein Vers viel leichter hafftet, als die Sachen ſelbſt. Z. E. die 7 freyen Künſte, Grammatica, Dialectica, Rhetorica, Muſica, Arithmetica, Geometria, und Aſtronomia, wovon ehedem die 3 erſten das Trivium, und die 4 übrigen das Quadrivium ausmachten, ſind in folgendem barbariſchen Diſticho enthalten:

Gram loquitur, *Dia* vera docet, *Rhet* verba colorat,
Mus canit, *Ar* numerat, *Geo* ponderat, *Aſt* colit aſtra.

Die

(*) S. Joh. Mich. Poëtii Anleitung zu den Arithmetiſchen Wiſſenſchafften. pag. 20.

Die 4 Temperamente kan man bey dieſem Vers behalten:

Sanguis cum Cholera, Phlegma, Melancholia.

Die 5 Sinne:

Guſtus & Olfactus, Auditus, Viſio, Tactus.

Die 12 himmliſche Zeichen:

Sunt Aries, Taurus, Gemini, Cancer, Leo, Virgo,

Libraque Scorpius, Arcitenens, Caper, Amphora, Piſces.

Hieher mag man auch einige Vorſchläge rechnen, welche in der Redner-Kunſt dem Gedächtniß ſollen zu ſtatten kommen. Janus Cæcilius Frey (*) gibt den Rath, " wann jemand von einer Sache reden will, ſo ſolle er einen bekannten Vers, oder Pſalm, oder das Gebet des HErrn alſo zum Grunde ſetzen, daß der erſte Periodus ſich anhebe von dem Wort Vater, der andere von dem Wort Unſer, der dritte von den Wörtern der du biſt, der vierte im Himmel u. ſ. w. Wann er nun von dem Pythagoras zu reden hätte, könte es alſo lauten: Der Vater aller menſchlichen und göttlichen Weisheit iſt auſſer Zweifel Pythagoras. Unſer Erden-Creis, und die darauf verhandene Monumenta, und alle Autores bezeugen ſolches zur Gnüge. Der du biſt unter den Griechen der berühmteſte Redner, ich meyne dich o Demoſthenes! muſt du ſolches nicht bekennen

(*) In Via ad Scientias. S. Morhoſi Polyhiſt. Liter. lib. 2. cap. 6. §. 74. 75.

„nen und eingeſtehen? Im Himmel glänzen „nicht ſo viele Sterne, als man vortreffliche „Zeugniſſe vom Pythagora beybringen könte ꝛc.“ Dieſer Vorſchlag will nicht viel ſagen. Denn wann einer nicht geſchickt gnug iſt, die Sachen ſelbſt zu behalten, wovon er reden will, ſo wird er noch weniger behalten können, was er mit dem Anfangs-Wort eines jeden Periodi verknüpffen ſoll. Zugeſchweigen, daß die Sachen ſelbſt ſich nicht allemahl füglich mit den angenommenen Anfangs-Wörtern verbinden laſſen, wodurch das Gedächtniß mehr gehindert als gefördert wird.

Der andere Vorſchlag dieſes Autoris gehet auf die Reden, die man ex tempore, d. i. gleichſam aus dem Stegereif, und ohne vorher gegangene Meditation halten will. Hier wird die Gleichheit und Ungleichheit der Dinge zum Grunde gelegt. Darauf erwehlt man ſich einen bekannten Vers, z. E. aus dem Virgilio: Arma virumque cano, Trojæ qui primus ab oris. Wann man nun zu reden hätte von GOtt, von dem Weibe, von dem Teufel, oder von den Studiis, ſo könte man durch Hülffe vorgedachten Verſes bald Dinge finden, die ſich dazu reimen. Z. E. bey dem Wort Arma, Waffen, könte man ſich erinnern der Kriege, die für GOtt und die Religion geführet werden. Redete man von dem Weibe, ſo fiele einem gleich bey, wie einige Weiber, als Helena und Penelope, zum Kriege Urſach gegeben. Bey dem Wort virum,

Mann, erinnert man ſich, daß zwiſchen GOtt und dem Mann eine Gleichheit ſey, indem ſie beyde herrſchen: GOtt dienen aber ſey nichts anders als herrſchen. Von den Weibern aber wäre bekannt, wie ſie oft kluge Männer zum Abfall verleitet. Durch das Wort cano, ich ſinge, käme man auf die Muſic und Lieder, welche GOtt angenehm ſind. Bey dem Weibe aber gedächte man an die Sirenen, die mit ihrem lieblichen Geſang viele verführet. Troja könte die Republiquen und Reiche bedeuten, die GOtt bald aufrichten, bald wieder zerſtören läßt. In Anſehung des Weibes aber erinnere man ſich der Helena, welche zu Zerſtörung der Stadt Troja Gelegenheit gegeben. u. ſ. w. Hiezu wird Ubung und ein gutes Ingenium erfordert, um die Gleichheit und Ungleichheit der Dinge geſchwinde auszufinden. Wem es daran mangelt, der wird bald in ſeiner Rede beſtecken bleiben. Nicht weniger iſt hiebey nöthig, daß man viele Dinge und Materien im Gedächtniß habe, ſonſt muß es auch kahl ablauffen: Und wo es ja noch gut gehet, wird man dennoch durch dieſes Kunſtſtück ſchwerlich etwas geſchicktes zu Marckte bringen, weil es nicht anders ſeyn kan, als daß viele Dinge mit den Haaren herbey gezogen werden. Viel beſſer thut man, wenn man bey einer ſolchen Rede den bekannten Vers: Quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando: oder die 4 ſo genannten cauſas, als efficientem, materialem, formalem und finalem, vor Augen hat, und die Rede darnach

einzurichten ſuchet, weil einem dadurch beyfällt, was etwa von einer Sache geſagt werden kan.

Wann eben dieſer Autor den Rath gibt, daß, ſo jemand von unterſchiedenen Dingen zu reden hätte, als vom Alexandro, Romulo, Mercurio und Orpheo, er ein bekanntes Wort nehme, welches die 4 Anfangs-Buchſtaben dieſer Namen enthalte, dergleichen iſt armo, da er ſich dann bey jedem Buchſtaben derſelben erinnern könne; ſo iſt ſolches ein unnützer Vorſchlag: Denn wer ein ſolch ſchlechtes Gedächtniß hat, daß er 4 Namen nicht behalten kan, der wird ſich auch leicht irren, wann er ſie in ein Wort verfaſſet, und ſich ſchwerlich beſinnen können, was für einen Namen er mit jedem Buchſtaben des Worts zu verknüpffen hat.

Die ſchematiſche Gedächtniß-Kunſt, welche man in gantz eigentlichem Verſtande das künſtliche Gedächtniß nennen könte, bedienet ſich der Bilder, und theilet dieſelbige in gewiſſe dazu erſonnene Fächer, oder Repoſitoria aus, damit die Sachen vermittelſt ſolcher Bilder deſto beſſer im Gedächtniß hafften, und daraus wieder können hervorgelangt werden. Die Erfindung dieſer Kunſt ſchreiben die Alten einem Namens Simonides (*) zu, welcher bey einer beſondern Gelegenheit darauf ſoll verfallen seyn. (**) Simonides war nebſt andern bey einem vornehmen Mann zu Gaſte, und ward unter dem Vorwand, daß 2 junge Leute mit ihm ſprechen wolten,

(*) Plinius Hiſt. Natur. lib. 7. cap. 24.
(**) S. Ciceronem de Orat. lib. 2. cap. 86.

ten, von der Tafel gerufen. Er ſtund auf und ging hinaus, fand aber niemanden. Indeſſen fiel das Gemach ein, worinnen ſie geſpeiſet, und alle, ſo am Tiſche ſaſſen wurden erſchlagen. Als man ſie begraben wolte, waren ſie einer für dem andern nicht zu kennen, weil ſie ſehr zerſchmettert worden: Simonides aber erinnerte ſich, wie ſie nach einander geſeſſen, und wieß ſie ihren Freunden an. Dadurch gerieth er auf die Gedancken, daß die Ordnung das beſte Gedächtniß-Mittel ſey. Sonſt ſind auch wegen dieſer Kunſt unter den Alten Hippias, Metrodorus und Theodectes berühmt. Ja man will aus gewiſſen Merckmahlen ſchlieſſen, daß Cicero ſich derſelben bey ſeinen Reden bedienet habe. (*)

Dabey kommt es vors erſte darauf an, daß man ſich gewiſſe Behältniſſe formire, worein man ſeine Bilder gleichſam einlogiret. Hiezu ſoll vorgedachter Metrodorus die 12 himmliſche Zeichen erwehlet, und einem jeden 30 Fächer zugeeignet haben, daß er alſo 360 Fächer zuſammen gebracht. (**) Andere bilden ſich ein gewiſſes Haus oder Stadt ein, nach unterſchiedenen Behältniſſen und Plätzen, welche die Repoſitoria ausmachen, darin man die Dinge oder Ideen, derer man ſich erinnern will, einträgt, und zwar unter einer merckwürdigen Phantaſie. Noch andere haben an ſtatt eines Hauſes oder Gebäudes ſolche Thiere ausgeleſen, deren Namen in der lateiniſchen Sprache mit den Buchſtaben

(*) S. Morhofii Polyhiſt. literar. lib. 2. cap. 6. §. 6.
(**) Idem ibidem. §. 24.

ſtaben des Alphabets übereinkommen. An ſtatt der Stuben haben ſie derſelben Glieder erwehlet, die Ideen darauf zu hefften, um ſich alles deſto beſſer zu erinnern. Ein jedes davon theilen ſie in 5 Theile, ins Haupt, die Förder-Füſſe, Leib, Hinter-Füſſe und den Schwantz, welches die natürliche Ordnung iſt. Auf ſolche Weiſe haben ſie 150 Oerter gemacht, die Bilder von merckwürdigen Dingen ſich wohl einzubilden. (*) Ich beſitze ein kleines Manuſcript von der Gedächtniß-Kunſt, welches vor geraumer Zeit ein getaufter Türcke auf der Univerſität Kiel, in einem darüber gehaltenen Collegio, ſeinen Zuhörern in die Feder dictiret, und mir ein gewiſſer von Adel communiciret hat. Daraus will einen kurtzen Auszug mittheilen, damit man ſich von ſolcher Kunſt, und wie man dabey verfährt, einen Begriff machen könne. Es haben viele von dieſer Materie geſchrieben, welche Herr Morhof fleißig zuſammen geleſen und genennet hat. (**) Unter den neuern aber lobt Herr D. Walch (***) Marii d'Aſſigny wahrhafftige Gedächtniß-Kunſt, welche aus dem Engliſchen überſetzet, und mit Anmerckungen erläutert, herausgegeben Mauritius Caſtens. Leipzig 1720. in 8vo: wo man ſich weiter Raths erholen kan.

Nach dem obgedachten Manuſcript kommt es darauf an, daß man ſich 5 Kammern einbilde, und

(*) S. Walchs Philoſoph. Lexicon. Tit. Gedächtniß-Kunſt.

(**) S. das Philoſoph. Lexic. loc. cit.

und jeder wieder 8 Theile beylege: Nemlich 4 von der Thüre des Gemachs an, bis an die Helfte deſſelben zur rechten, und eben ſo viele zur lincken Hand. Welchergeſtalt man 40 Fächer bekömmt. Nun hat man 2 Alphabeta curioſa, deren das eine aus Männer- das andere aus Weiber-Namen beſtehet. Wobey zu mercken, daß unter jeden Buchſtaben 5 Namen vorkommen, nach der Anzahl der 5 Vocales, a, e, i, o, u. In dem erſten Namen findet ſich das a, in dem andern das e, in dem dritten das i, u. ſ. w. Welches dann dazu dienet, daß man die Namen in ihrer Ordnung deſto beſſer behalten kan. Nun folgen die 2 Alphabete.

A.

Aaron macht ein gülden Kalb.
Aeneas ſteigt auf ein höltzern Pferd.
Abimelech ſtürmet den Thurm.
Adonis macht Blumen-Kräntze der Veneri.
Auguſtus fähret auf dem Triumph-Wagen.

B.

Bartolus defendiret ſeinen Clienten vor dem Richter-Stuhl.
Benedictus ſegnet das Volck vor dem Altar.
Bileam reitet auf einem Eſel.
Boas dreſchet Korn.
Budæus bauet eine Bude.

C.

Carolus trocknet den Peltz: oder iſſet Fleiſch und Kohl.
Cerinthus ſitzet in der Badſtuben.

Cicero wirft einen Prügel unter das Volck.
Coſterus läutet die Glocken.
Curtius ſtürtzet ſich in den Abgrund.

D.

Daniel ſteigt aus der Löwen-Grube.
Demoſthenes zehlet Geld.
Diogenes weltzet ſein Faß.
Doëg träget Schaubrodte.
Durandus hauet ein Epitaphium von Stein.

E.

Erasmus drucket Bücher.
Eberhardus bindet ſie ein.
Elias fähret auf einem feurigen Wagen gen Himmel.
Eobanus ſpielet auf der Laute.
Euclides miſſet mit dem Zirkul.

F.

Fabricius ſchmiedet.
Feneſtellus ſetzet Fenſter ein.
Fridricus wird vom Pabſt mit Füſſen getreten.
Fortunatus leget Schätze bey.
Functus rechnet auf der Schreib-Tafel.

G.

Galenus anatomiret.
Geminus ſiehet die Zwillinge am Himmel.
Gideon wirft den Altar um.
Goliath ſchwingt ſein Schwerdt um den Kopf.
Guſtavus führet die Standarte zu Pferde.

H.

Hatto ſteigt den Mäuſe-Thurm hinauf.

Hercules miſtet den Stall.
Hiſtrio ſpielet mit Puppen.
Horatius machet Sonnen-Uhren.
Hunnericus futtert die Hüner.

So weit gehet Camera I.

I.

Jacob bauet einen Altar.
Jephthah ſchlachtet ſeine Tochter.
Iſidorus nimmt das Eiß vom Graben.
Joſua trägt Weintrauben.
Julianus ſchieſſet einen Pfeil in die Lufft.

K.

wird nicht gebraucht.

L.

Lazarus lieget für des reichen Mannes Thüre.
Leo führet einen Löwen an der Kette.
Lindanus ſteigt auf eine Linde.
Loth ſchläft bey ſeiner Tochter.
Lucas fällt durch die Lucke.

M.

Maximilianus ſteigt den Felſen hinauf.
Meleander ſpielet in der Comödie.
Michael bindet den Teufel mit einer Kette.
Moſes führet das Volck durchs rothe Meer.
Muſicus ſpielet auf der Orgel.

N.

Narciſſus ſtürtzet ſich in den Brunnen.
Nero zündet Häuſer an.
Nineas tödtet ſeine Mutter im Bette.
Noah bauet einen Kaſten.
Numa bauet einen Tempel.

O.

Obadias ſteigt auf die Cantzel, und prediget.
Obed Edom führet die Lade des Bundes.
Onias ſchlachtet das Vieh zum Opffer.
Orontes rädert einen Mörder.
Onuphrius hänget einen Dieb.

P.

Paris führet ſeine Helena zu Schiffe.
Petrus wirft das Netze aus.
Philippus führet den mit Geld beladenen Eſel in die Stadt.
Polycarpus fället in ein Bratſpieß.
Puteanus gräbt einen Brunnen.

Q.

iſt nicht gebräuchlich.

R.

Ramus kriecht unter das Bette.
Remus ſteigt über die Mauer.
Riſius macht Schantzen und Bollwercke.
Romulus wird von einer Wölffin geſäugt.
Rulandus richtet ein Bild auf.

S.

Samſon wirft ein Haus übern Hauffen.
Seneca läßt Ader, und hält das Becken unter.
Siſyphus weltzet einen Stein.
Socrates trincket einen Becher mit Gift aus.
Surdus kratzet ſich im Ohr.

So weit gehet Camera II.

T.

Tantalus ſchnappet im Waſſer nach einem Apfel.
Theophraſtus deſtilliret.

Tiberius wirft Birnen vom Baum.
Thomas macht Zaum und Sattel.
Thubal Cain macht Gefäſſe von Eiſen und Ertz.

V.

Valerianus bücket ſich, daß Sapores aufs Pferd ſteige.
Vegetius zeigt ſeine Rüſt-Kammer.
Virgilius bindet Beſen.
Volaterranus ſetzt dem Dædalo Flügel an.
Vultejus ſitzet beym Pult und macht Suppliquen.

W.

wird nicht gebraucht.

X.

Xanthus ſtreuet Sand auf den Tiſch.
Xerxes ſtreichet das Meer mit Ruthen.
Xiſtus wirft eine Küſte um.
Xophocles ſäuft einen Eimer mit Waſſer aus, daß ihm die Augen übergehen.
Xutovius ſchneidet ſich ein Stück vom Ohr.

Y.

wird weggelaſſen.

Z.

Zaleucus wirft die Geſetz-Tafeln an die Seite.
Zeno ziehet Zähne aus.
Ziba pflüget.
Zonarus umgürtet ſich.
Zungarus leget Feuer an.

So weit gehet die Helfte von Camera III. die andere Helfte folget im Zweyten Alphabet, welches um Confuſion zu vermeiden aus Weiber-Namen beſtehet.

A. Ama-

A.

Amaryllis weidet ihre Schaafe.
Artemiſia bauet ihrem verſtorbenen Ehe-Herrn ein Grab.
Ariadne bindet einen Faden an die Garten-Thüre.
Atoſſa hat einen Ochſen bey den Hörnern.
Aurora fähret auf einem güldenen Wagen.

B.

Barce ſäuget ein Kind beym Ofen.
Bertha macht das Bette.
Biblis ſteht beym Repoſitorio, und ſucht Bücher.
Botrys keltert Weintrauben.
Bunas ſiebet Korn.

C.

Carmenta lehret die Kinder das A. B. C.
Cleopatra ſetzt Schlangen an die Bruſt.
Circe verwandelt des Ulyſſes Geſellen mit einer Ruthe in wilde Thiere.
Cornelia ſitzt beym Tiſch und ſtudiret.
Cuſitha beſchneidet ihren Sohn.

D.

Dannia bohret ein Loch durch die Tanne.
Delia wippelt auf einer Diele.
Diana verfolgt das Wild mit Pfeil und Bogen.
Dorothea kniet nieder und wird enthauptet.
Duchia mißt mit der Elle das Tuch.

So weit Camera III.

E.

Erato umarmet den Apollo.
Eſther fällt vor dem Könige Artaxerxes nieder.

Eris wirft Aepffel durchs Fenſter.
Eromena geht in der Irre, und ſucht den Weg.
Euna pflücket Aepfel.

F.

Fama ſtreuet Aviſen aus.
Felicitas ſtehet auf einer runden Glücks-Kugel.
Filomena feilet das Eiſen.
Flora verſetzt Blumen und Garten-Gewächſe.
Furia fähret auf einen Schlitten.

G.

Galathea ſcheeret ihre Schaafe.
Geta macht Käſe.
Giſela gießt Oel in die Lampe.
Grotia packt Bücher ein.
Grundia legt einen Grund an.

H.

Hagar ſiehet ihren Knaben von ferne.
Helle fähret mit Pferd und Wagen in die Hölle.
Hipſicratea hüpfet auf Stühle und Bäncke.
Hora ſtellet die Uhr.
Humpia ſchencket aus einer Humpen ein Glaß Wein ein.

I.

Jael nagelt dem Siſtera den Kopf an die Wand.
Jeſabel ſtürtzet ſich aus dem Fenſter.
Iris kleidet ſich mit ſchönen Farben.
Jochebeth ſpinnet Wolle.
Judith hauet dem Holofernes den Kopf ab.

K.

iſt ausgelaſſen.

L.

Laudice ſpielet auf der Laute. Leu

Lea macht die Fenſter-Laden zu.
Libuſſa hängt ihrem Liebſten einen Korb vor die Thüre.
Lotrix trocknet die Wäſche an der Sonnen.
Lucretia erſticht ſich.

M.

Martha ſchmücket das Haus mit zinnern Geräthe.
Melpimele wartet der Bienen.
Mirjam ſchlägt die Paucken.
Monica ſitzt für einem Crucifix mit erhabenen Händen.
Muſa macht Mäuſe-Fallen.

N.

Naja ſchwimmet im Waſſer.
Neſteria macht Hüner-Neſter.
Niſibis pflücket Nüſſe.
Nonia kehret das Haus des Tages neunmahl.
Nuntia trägt ein Fell-Eiſen mit Briefen.

So weit Camera IV.

O.

Orante hält ein Blaſe-Rohr ans Ohr.
Ortelia verkauft Geographiſche Bücher.
Orlinde ſticht Schnitz-Meſſer in den Boden.
Ottonia ſpühlet die Tonnen.
Ollumpia macht Pappier.

P.

Pallas ziehet den Harniſch an.
Penelope webet.
Piſcatrix fänget Fiſche.
Popilia ſchlägt ihren Mann.
Puſilla gehet auf Steltzen.

Q.

bleibt weg.

R.

Rahel ſitzet auf ihres Vaters Götzen.
Rebecca fällt vom Cameel.
Rica ſchlägt den Schleyer weg.
Roſina bricht Roſen.
Ruth ſammlet Korn-Aehren.

S.

Salome kauft Specerey.
Semiramis bauet hohe Thürme.
Sibylla wirft Bücher ins Feuer.
Sophia ſpannet die Pferde hinter den Wagen.
Suſanna ſtehet zwiſchen 2 Richtern, und verantwortet ſich.

T.

Tabea macht Kleider von Fellen.
Teſta bringt den Arbeitern zu eſſen.
Thisbe redet mit Pyramus durch ein Loch.
Tomyris hält einen abgehauenen Kopf in der Hand.
Tullia reißt ſich loß von der Säulen.

V.

Vaſthi trit die königliche Krone mit Füſſen.
Veſta läutet zur Betſtunde.
Virginia hält Horas.
Vomeris bläſet das Feuer an.
Urſula ſucht die Bären am Himmel.

W.

wird ausgelaſſen.

X.

Xantippe begeußt ihren Mann.
Xerxa ſäget Holtz.
Xincia bläſet auf der Zincken.
Xoſia fordert auf die Hochzeit.
Xuppa trägt die Suppe auf.

Z.

Zazinthe ſtürtzet ſich ins Meer.
Zeres backt Brodt.
Zinthia beleuchtet mit der Fackel die Erde.
Zophe trägt der Frauen den Schweif nach.
Zuccavene ſtöſſet Zucker.

Dieſe 2 Alphabete werden ſo ausgetheilet, und in vorgedachte Kammern logiret, daß in der erſten Kammer 8 Buchſtaben des erſten Alphabets zu ſtehen kommen, nemlich von A bis I. In der andern Kammer wieder 8 Buchſtaben, von I bis T. In der dritten abermahls 8 Buchſtaben, nemlich von T bis E im andern Alphabet, u.ſ.w. Die Alphabete muß man mit allem Fleiß fertig lernen, weil darauf die gantze Praxis beruhet, welche darin beſtehet, daß man die aufgegebene Wörter mit denen im Alphabet enthaltenen Propoſitionibus genau verknüpffe, und ſie als eine Action, Inſtrument oder Würckung, wie es ſich am beſten ſchicken will, fingire und hinzufüge. Je kurtzweiliger aber und lächerlicher man die Application der vorgegebenen Wörter dabey machen kan, je eher und mit geringerer Mühe wird man ſelbige behalten. Z.E. es werden gegeben die Wörter, Baum, Brod, Käſe,

Käſe, Mehl, Vogel ꝛc. ſo verknüpft man dieſe Worte mit den Namen, und den dabey ſtehenden Propoſitionibus, die in dem erſten Fache der erſten Kammer ſtehen, folgendergeſtalt:

Aron macht ein gülden Kalb unter einem Baum.
Æneas ſteigt auf ein höltzern Pferd, und nimmt Brodt mit ſich, daß er nicht verhungere.
Abimelech ſtürmet den Thurm, und wird mit einem holländiſchen Käſe zu tode geworfen.
Adonis macht der Veneri Blumen-Kräntze, und ſetzet ſie auf ihr mit Mehl gepudertes Haupt.
Auguſtus fähret auf dem Triumph-Wagen, und trägt einen Helm, worauf ein Vogel ſitzt.

Gleichergeſtalt lieſſen ſich an ſtatt der Wörter auch einige kurtze Propoſitiones behalten. Z. E.

Die Tugend macht berühmt.
Der Wein macht truncken.
Geld regiert die Welt.
Die Sau weltzet ſich im Koth.
Paris iſt eine ſchöne Stadt.

Selbige könte man etwa mit den obigen Namen alſo verknüpffen:

Aaron macht ein gülden Kalb, und hat dadurch verdunckelt ſeine Tugend, die berühmt macht.
Æneas ſteigt auf ein höltzern Pferd, und hat ſich berauſcht im Wein, der truncken macht.
Abimelech ſtürmet den Thurm, aus Begierde zum Gelde, welches die Welt regiert.
Adonis macht der Veneri Blumen-Kräntze, und

weltzt ſich mit ihr in ſchändlicher Liebe herum, wie ſich die Sau weltzt im Koth.

Auguſtus fähret auf dem Triumph-Wagen, und ziehet ein in Paris, welches eine ſchöne Stadt iſt.

Was von ſolcher Kunſt zu halten ſey, mag man aus folgenden ſchlieſſen: 1) Iſt eine ausgemachte Sache, daß hierzu vor allen Dingen ein gut natürliches Gedächtniß gehöret, damit man die mit den Namen und ihren Handlungen verknüpfte und aufgegebene Wörter oder Propoſitiones wohl behalten könne. Wem es daran fehlt, wird nimmermehr mit der Kunſt gut fortkommen. Und wenn jemand auch ein noch ſo gutes Gedächtniß beſitzt, ſo iſt doch leicht zu erachten, wie oft er fehlen, und wie leicht er vergeſſen könne, was er mit jedem Namen und ſeiner gewöhnlichen Propoſition, für andere, die ihm aufgegeben worden, verbunden habe. 2) Gehöret hiezu auch eine ſtarcke Einbildungs-Krafft, damit man erſinne, wie ein fürgegebnes Wort mit den ordentlichen Propoſitionibus zu verbinden ſey. Wer auch eine gute Phantaſie beſitzt, wird dennoch Mühe und Zeit brauchen, ehe er etwas erfindet, ſo ſich mit den Propoſitionibus der Namen alſo zuſammen reimt, daß ihm dabey nothwendig dasjenige wieder einfallen muß, was er damit verknüpffet hat. 3) Weiß ich nicht, was diß alles für Nutzen habe. Was iſt daran gelegen, wann einer ein Paar hundert Wörter, nach der Ordnung, wie ſie ihm vorgeſagt ſind, wieder her erzehlen kan? Der einzige

tzige Nutzen ſcheint dieſer zu ſeyn, daß man ſich damit groß machen, und zur Verwunderung derjenigen, die es nicht verſtehen, eine Probe ſeines Gedächtniſſes ablegen kan.

Will man eine Reihe Zahlen im Gedächtniß behalten, ſo muß nach Inhalt des gedachten Manuſcripts alſo damit verfahren werden. Man ſtellet ſich die Zahlen unter folgenden Bildern vor:

Jacobs Stab bedeutet		1
Eine Gabel	⸗ ⸗	2
Ein Dreyfuß	⸗ ⸗	3
Ein viereckigter Tiſch	⸗	4
Ein Jäger⸗Horn	⸗ ⸗	5
Eine Hacke	⸗ ⸗	6
Ein Beil	⸗ ⸗ ⸗	7
Ein Stunden⸗Glas, oder Sand⸗Uhr	⸗	8
Ein Ohr	⸗ ⸗	9
Ein Krantz	⸗ ⸗	0

Will nun jemand einige eintzele Zahlen nach einander behalten, ſo muß er, wie mit den Wörtern geſchehen, ihre Bilder mit den Namen und derſelben Propoſitionibus verknüpffen. Mit den zuſammengeſetzten Zahlen aber verfährt man alſo. Man eignet den Conſonantibus (das H, Q, W, X, Y, Z ausgenommen,) die eintzele Zahlen zu.

b und p bedeuten		1.
c und k	⸗ ⸗	2.
f	⸗ ⸗	3.
g	⸗ ⸗	4.

l	bedeutet	5.
m	= =	6.
n	= =	7.
r	= =	8.
ſ	= =	9.
t und d	=	0.

Aus dieſen Conſonantibus formiret man durch Zuſetzung der Vocalium, die aber nichts bedeuten, gewiſſe Wörter, um damit die zuſammengeſetzte Zahlen anzudeuten.

Das Wort Bit	bedeutet	10.
Papa	= =	11.
Bock	= =	12.
Bef	= =	13.
Poge	= =	14.
Bal	= =	15.
Baum	= =	16.
Bein	= =	17.
Bier	= =	18.
Bös	= =	19.
Katze	= =	20.
Kop	= =	21.
Kike	= =	22.
Kof	= =	23.
Keg	= =	24.
Kähle	= =	25.
Kam	= =	26.
Kan	= =	27.
Kar	= =	28.
Käſe	= =	29.
Fot	= =	30.

Das

Das Wort Fab bedeutet 31.
Fock . . 32.
Fiſe . . 33.
Feige . . 34.
Feile . . 35.
Fama . . 36.
Fein . . 37.
Feuer . . 38.
Foſ . . 39.
Gaht . . 40.
Gabe . . 41.
Gek . . 42.
Gaf . . 43.
Geige . . 44.
Gal . . 45.
Gaum . . 46.
Gehen . . 47.
Geier . . 48.
Geis . . 49.
Laute . . 50.
Liebe . . 51.
Lok . . 52.
Laf . . 53.
Lauge . . 54.
Lilie . . 55.
Lam . . 56.
Lohn . . 57.
Leyer . . 58.
Laus . . 59.
Mat . . 60.
Moab . . 61.
Mük . . 62.

Das Wort Muf bedeutet 63.

Mag = = 64.

Mühle = = 65.

Mama = = 66.

Mohn = = 67.

Meer = = 68.

Maus = = 69.

Net = = 70.

Nap = = 71.

Nacke = = 72.

Hanf = = 73.

Neige = = 74.

Nul = = 75.

Name = = 76.

None = = 77.

Nar = = 78.

Nas = = 79.

Rad = = 80.

Rübe = = 81.

Rok = = 82.

Reif = = 83.

Rege = = 84.

Rol = = 85.

Ram = = 86.

Rein = = 87.

Rohr = = 88.

Roſe = = 89.

Saat = = 90.

Sieb = = 91.

Sok = = 92.

Seiſe = = 93.

Säge = = 94.

Das Wort Seil bedeutet 95.
Saam ſ ſ 96.
Sohn ſ ſ 97.
Sauer ſ ſ 98.
Süß ſ ſ 99.
Todt ſ ſ 100.

Wiewohl dergleichen Wörter ſich jeder nach ſeinem Gefallen erdencken kan.

Wann nun einem 3 zuſammengeſetzte Zahlen aufgegeben werden, ſo behält er die erſte nach ihrer Figur, die andere beyde nach ihrer Voce Symbolica, und applicirt beydes auf eine Propoſition aus dem Alphabet. Z. E. 850. Allhier muß man erſtlich die 8 bey ſeiner Figur, nemlich einem Stunden-Glaſe, ſich einbilden: Hernach die 50 bey der Voce Symbolica, Laute: Bey ſolchem Worte aber ſiehet man bloß auf die Conſonantes l und t, und läſſet die Vocales fahren. Darauf muß beydes auf eine Propoſition des Alphabets applicirt werden. Z. E.

Aaron macht ein gülden Kalb. Wornach macht ers? Nach dem Stunden-Glas und der Laute.

So fällt mir gleich 850 ein.

Wann 4 zuſammengeſetzte Zahlen aufgegeben werden, muß ich dieſelben in 2 Voces Symbolicas reſolviren, und ſie auf eine Propoſition appliciren. Z. E. die Zahl 1685 beſtehet aus 16, deren Vox Symbolica iſt Baum, und 85, wobey das Wort Rol ſtehet. Dieſe beyde

beyde Wörter applicire auf eine Propoſition. Z. E.

Æneas ſteigt auf ein höltzern Pferd, dis Pferd
ſtund auf einer Baum-Rolle.

Vermittelſt dieſer Kunſt-Memorie, heißt es zum Beſchluß des Manuſcripts, kan man 200 Wörter, ingleichen ſo viele Zahlen nacheinander behalten. Es fallen aber bey den Zahlen eben diejenigen, ja weit gröſſere Schwierigkeiten vor, die ich bey den Wörtern gerüget habe, folglich iſt aus der gantzen Kunſt wenig zu machen.

Cornelius Agrippa urtheilet demnach ſehr „wohl (*)" daß die Gedächtniß-Kunſt ohne ein gu„tes natürliches Gedächtniß im geringſten nicht „beſtehen könne, und es würden dadurch dem „Gedächtniß ſo viel ungeheuere Bilder einge„drückt, welche einen möchten toll und raſend „machen, indem man daſſelbe mit unzehlichen „Bildern der Sachen und Wörter beſchwerte, „und mit der Natur nicht zufrieden wäre, ſon„dern durch Kunſt ſich ſelber zum Narren machte. „Daher Themiſtocles dem Simonides, welcher „ihn dieſe Kunſt lehren wolte, damit abgewieſen, „und ihm zur Antwort gegeben: Er wolte lie„ber die Kunſt der Vergeſſenheit lernen, weil er „an viele Dinge gedächte, die ihm zuwider wä„ren, und vieles nicht vergeſſen könte, welches „er doch gern vergeſſen mögte. Es gibt, fähret „Aggrippa fort, viele, die von ſolcher Kunſt Pro„feſſion machen, aber man findet keinen, der „es darin weit gebracht hätte, und die Lehrer der„ſelben

(*) De Incertitudine & Vanit: Scient: cap. 10.

„ſelben tragen an ſtatt des Gewinſts nur Schan-
„de davon. Dieſe Betrieger ſchleichen ſich ge-
„meiniglich auf hohen Schulen ein, machen de-
„nen Studenten Wind vor, und ſchneutzen die un-
„vorſichtigen ums Geld. Endlich ſo iſts lauter
„Kinder-Werck, wann man mit dem Gedächt-
„niß prahlen will, und es kömmt ſehr unver-
„ſchämt heraus, wann man gleich einen Kauf-
„mann ſeine Waaren vor der Thüre auslegt,
„da indeſſen das Haus gantz leer iſt.“

Man will die Gedächtniß-Kunſt auch in Künſten und Wiſſenſchafften anbringen, damit man dieſelbige deſto leichter und gewiſſer behalten könne. Joh. Juſt. Winckelmann und Joh. Buno haben ſich hierin viele Mühe gegeben, und theils die Grammatic und Logic, theils die bibliſche Geſchichte und Profan-Hiſtorie, ingleichen die Rechts-Gelehrſamkeit denen Lernenden unter gewiſſen Bildern beybringen wollen, in der Abſicht, daß da Bilder beſſer als die Sachen ſelbſt im Gedächtniß haften, man ſich dabey der Sachen deſto leichter erinnern könne. Das erſte iſt wahr, nemlich daß die Bilder eher ins Gedächtniß zu faſſen; aber bey dem andern finden ſich deſto mehr Schwierigkeiten, weil man ſich nicht allemahl wird erinnern können, was für Sachen mit den Bildern verknüpffet worden. Z. E. Buno in Idea Hiſtor. Univerſal. mahlet ein brennendes Hertz, welches den Livium bedeuten ſoll. Dieſes Bild iſt einmahl weit hergeholet; das brennende Hertz ſoll die Liebe bedeuten, und dann haben die Wörter Liebe und

Livius

Livius eine Aehnlichkeit mit einander: hernach wird es auch ſchwer halten, ſich bey dem brennenden Hertzen des Livii zu erinnern, weil leicht vegeſſen iſt, was für eine Idee man damit verbunden hat, zumahl wann das Gedächtniß ſchon mit mehr dergleichen Bildern angefüllet iſt. Vorgedachter **Winckelmann** hat unter dem Namen Stanislai Minck von **Weinsheim** heraus gegeben Logicam Memorativam, und träget darin die Ariſtoteliſche Logic unter Bildern vor. Das Bild, unter welchem er die Beſchreibung der Logic vorſtellet, kömmt recht kurtzweilig heraus. Da ſitzet Ariſtoteles in einer Meditation begriffen, welches anzeigen ſoll, daß die Logic eine Geſchicklichkeit des Gemüths, und nicht des Leibes ſey: In der rechten Hand hält er einen Schlüſſel, womit dahin gezielet wird, daß die Logic nicht eine Wiſſenſchaft ſondern ein Schüſſel zu den Wiſſenſchaften ſey: In der Lincken hält er einen Hammer, weil die Logic ein Habitus Inſtrumentalis, oder ein Werckzeug iſt. Auf dem vor ihm ſtehenden Amboß liegt eine geſpaltene Klaue, und das ſoll andeuten, die Logic-Lehre, wie man das wahre von dem falſchen zu unterſcheiden habe. Dis Bild ſelbſt wird ſchwer zu behalten ſeyn, weil ſich der Amboß und die geſpaltene Klaue ſchlecht zuſammen reimen. Die Bedeutung des Bildes aber iſt auch leicht wieder vergeſſen, zumahl wenn man von den Sachen ſelbſt keinen rechten Begriff hat. Uberdem kan das Bild die rechten Begriffe der Sachen nicht gewähren, ſondern die werden hier

gleichſam

gleichſam vorausgeſetzt. Solchergeſtalt wird das Gedächtniß ohne Noth mit Bildern beſchweret und verwirret, und die Urtheils-Krafft unterdrücket, die man auf alle Weiſe ſolte zu ſchärffen ſuchen.

Ich könte hier noch von der Arte Lulliana handeln, welche mit der Gedächtniß-Kunſt eine groſſe Gleichheit hat: Daher auch Morhof die letztere einen Zweig der Artis Lullianæ nennet. Raymundus Lullius und ſeine Anhänger halten ſie zwar für eine allgemeine Wiſſenſchafft, welche den Kern und Marck aller, zumahl philoſophiſcher Wiſſenſchafften, in ſich faſſen; jedoch müſſen ſie ſelbſt zugeſtehen, daß ſie nicht nur ſehr dunckel und unverſtändlich ſey, ſondern auch zu weiter nichts tauge, als zur Erfindung der Materien, wenn man von etwas reden will, und zur Beyhülffe des Gedächtniſſes, ſo, daß ſie die philoſophiſche Wiſſenſchafften als bekannt zum voraus ſetzet. Sie iſt auch in der That nichts anders, als ein Repoſitorium der allergeneraleſten Ideen, der Subjectorum, Prædicatorum und Relationum, und dienet weiter zu nichts, als daß, wann nicht alles dem Gedächeniß beyfällt, man ſich dabey einiger Ideen erinnern kan. (*)

Wer mehr von der Arte Lulliana wiſſen will, mag ſich anderswo Raths erholen. (**)

79. Einige

(*) **Brucker** in den Fragen aus der Philoſoph. Hiſtorie. Tom. 5. pag. 1352. 1358.

(**) Beym Alſtedio in Clave Artis Lullianæ. Morhofio in Polyhiſt. literar. lib. 2. cap. 5. **Herr Brucker** hat loc. cit. von dieſer Kunſt einen kurtzen Abriß gemacht.

79.

Einige großſprecheriſche Gelehrten.

Die Gelehrſamkeit muß keinen andern Endzweck haben, als die Wahrheit zu erkennen, und die Glückſeligkeit nicht allein ſein ſelbſt, ſondern auch anderer zu befördern. Alle Erkenntniß der Wahrheit ſoll dazu angewendet werden, daß man dadurch ſich und andere ſuche glückſelig zu machen, ſonſt bleibt ſie eine leere Speculation, die wenig nütze iſt. Die Wahrheit aber braucht keine Prahlerey, ſondern ſie läßt ſich am beſten gantz einfältig vertragen, wenn man nur dabey die Ordnung und Deutlichkeit nicht vergißt. Der gröſſte Ruhm eines Gelehrten beſtehet darin, wann er die erkannte Wahrheit in Schrifften und Reden ſo vorträgt, daß ſie jedermann in die Augen leuchtet, nicht aber wenn er ſeinen Vortrag mit vielen und breiten Worten ſchmückt, oder die Sachen gröſſer macht, als ſie in der That ſind: Dann ſolchergeſtalt verfällt er in die Prahlerey, und vergleicht ſich denen Marcktſchreyern, die ihre Pulver, Pflaſter und Salben aufs beſte herauszuſtreichen wiſſen. Noch weniger iſt es den Gelehrten anſtändig, wann ſie von ſich ſelbſt viel Rühmens machen, ſich auch wegen ihrer Geſchicklichkeit oder Gelehrſamkeit erheben, und andere gegen ſich gering achten. Solches gibt ein unbetriegliches Merckmahl, daß ſie die Erkenntniß

der

der Wahrheit nicht recht anwenden, ſondern darin nur eitlen Ruhm und Ehre ſuchen. Rechtſchaffene Gelehrten hingegen erkennen die enge Grentzen ihres Wiſſens, und erwehlen mit dem gelehrten Dan. Heinſio zu ihrem Symbolo die Worte: Quantum eſt, quod neſcimus: Sie loben ſich nicht ſelbſt, ſondern laſſen es andern thun: Sie prahlen nicht mit ihren Wiſſenſchafften, ſondern tragen die Wahrheit ohne Großſprecherey und falſche Schmincke vor: Sie verachten nicht andere neben ſich, ſondern gedencken, daß gleichwie kein Buch ſo ſchlecht iſt, aus welchem man nicht etwas lernen könte, alſo auch nicht leicht ein Gelehrter zu finden ſey, der es ihm in einem oder dem anderm Stück der Gelehrſamkeit, wo nicht zuvor, doch noch wohl gleich thun könne. Ich verſtehe aber hier nicht ſolche Gelehrten, die zwar dieſen Namen führen, weil ſie die Schulen und Univerſitäten beſucht, aber weniger dann nichts gelernet haben: Dann dieſe verdienen den Nahmen eines Gelehrten im geringſten nicht.

Ich muß noch einen Fehler der Gelehrten bemercken, welcher darin beſtehet, daß ſie manigmahl von groſſen und wunderbaren Dingen reden, da doch wenig hinter iſt, und wenn man ſie beym Lichte beſiehet, d. i. vernünftig erweget, oder nach der Erfahrung und angeſtellten Verſuchen prüfet, ſie ungegründet befindet. Auch dieſe machen ſich des Laſters der Großſprecherey ſchuldig, und heiſſen mit Recht gelehrte Marcktſchreyer.

Wir

Wir wollen nunmehro einige Exempel anführen. Was für groſſe Männer die beyden Scaligeri Vater und Sohn in der Gelehrten Republic geweſen, iſt jedermann bekannt. Gleichwohl gehören ſie auch in das Regiſter der Großſprecher. Der Vater Julius Cæſar Scaliger rühmte von ſich, daß er von den Fürſten de la Scala herſtammete, welche ehedem die Oberherrſchafft in Verona geführet. In dieſer Einbildung ſtund auch der Sohn, Joſeph. Juſtus Scaliger, und wolte gar ausgerechnet haben, daß er der ſiebende vom Kayſer Ludovico Bavaro wäre. Er erwehlte deswegen auch zum Symbolo die Worte: Fuimus Troës. (*) Das ſchlimmſte aber war, daß es niemand glauben wolte. Der bekannte Caſpar. Scioppius gab deswegen wider ihn eine bittere Schrifft heraus, unter dem Titul: Scaliger Hypobolimæus, hoc eſt, Elenchus Epiſtolæ Joſephi Burdonis Pſeudo-Scaligeri de Vetuſtate & Splendore gentis Scaligeræ, worin er ſich aber viel unhöflicher aufgeführet hat, als es einem Gelehrten anſtändig iſt, wie wir dann dieſen Scioppium auch bald unter den großſprecheriſchen Gelehrten erblicken werden. Julius Cæſar Scaliger ging gleichfals mit ſeinen Gegnern ſehr unbeſcheiden um, und überſchritt darin die Grentzen des Wohlſtandes. Den gelehrten Erasmum von Rotterdamm ſchalt er für einen dreyfachen Mörder, weil derſelbe die ſclaviſchen Imitatores Ciceronis Affen genennt.

(*) S. Gottl. Stolles Zuſätze zur Hiſtorie der Gelahrtheit. pag. 62.

nennt. In ſeinen Exercitationibus adverſus Cardanum de Subtilitate hat er dem Cardano alſo begegnet, daß er damit bey verſtändigen wenig Ehre eingeleget. Monſ. Balzac ſpricht daher von ihm, er habe öfters den raſenden Herculem agiret, (*) und man gibt ihm nicht ohne Urſach Schuld, daß er ſich gern zum Dictatore unter den Gelehrten aufgeworfen hätte. (**) Sein Sohn Joſeph. Juſtus machte es nicht viel beſſer, und konte gegen ſeine Wiederſacher auch ziemlich heftig zu Felde ziehen. Den Gelehrten Junium ſuchte er zum Vieh, zum Eſel, zur Beſtie und zum Cujon zu machen. (***) Er rühmte ſich auch Dinge, die ſchwerlich zu glauben ſind. Die Sprachen wolte er ohne Lehrmeiſter, ohne Grammatic und ohne Lexica gelernet haben, welches wie es möglich ſey, ich nicht begreiffen kan. Indeſſen wünſchte er ſich doch ein guter Grammaticus zu ſeyn, und glaubte alle Religions-Streitigkeiten kämen her aus Unwiſſenheit in der Grammatic, (****) welches von der Grammatic zu groß geſprochen iſt. Was inſonderheit die Griechiſche Sprache betrifft, ſo wolte er den gantzen Homerum, und alſo 63000 Verſe in 21 Tagen, und alle Griechiſche Pöeten in 4 Monathen durchgeleſen und verſtanden haben. (*****) Allein laßt

(*) Idem in der Hiſtorie der Gelahrtheit. 1 Theil. cap. 5. §. 3.

(**) S. das Compendieuſe Gelehrten-Lexicon.

(***) S. Stolles Zuſätze zur Hiſtorie der Gelahrheit pag. 45.

(****) Ejusd. Hiſtorie der Gelahrheit. 1 Theil. cap. 2. §. 1

(*****) S. das Gelahrten Lexicon.

uns hören, was der geſchickte Biſchoff Petrus Daniel Huëtius davon urtheilet. Da ich mich, ſchreibt er, (*) auf Scaligeri Treu und Glauben verließ, bildete ich mir ein, die Griechiſche Sprache wolte ich geſchwinde gefaßt haben, und den gantzen Homerum in 21 Tagen lernen, mit denen übrigen Griechiſchen Poeten allen aber in Zeit von 4 Monathen fertig werden. Ich habe aber endlich aus eigener Erfahrung gefunden, daß dieſes nur eitele Großſprechereyen Schaligeri geweſen, dergleichen nicht wenig in ſeinen Schriften gefunden werden; ob er ſonſt ſchon ein gelehrter Mann geweſen, der doch allezeit ſich ſelbſt zu viel verehret und gelobet hat. Man hat auch ſolchem Vorgeben von geſchwinder Erlernung der Sprachen wenig zu trauen; weil gemeiniglich eine Prahlerey oder Betrug dahinter ſteckt. Berneggerus gedencket eines Betriegers, welcher den Studenten zu Straßburg in einer oder der andern Woche die Griechiſche Sprache hat bey bringen wollen, ſie aber damit nur betrogen und ums Geld geſchneutzet. (**)

Joſeph-Justus Scaliger beſaß zwar in Sprachen eine groſſe Wiſſenſchaft, aber das war zu viel, wann er vorgab, wie er alle Sprachen verſtünde. Von allen Sprachen der Welt kan er es wohl nicht verſtanden haben, weil wir ja nicht einmahl wiſſen, wie viel derſelben ſind. Oder Scaliger

(*) In Commentario de rebus ad eum pertinentibus. pag. 38.

(**) S. Morhofii Polyhiſt. Literar. lib. 2. cap. 6. §. 94.

Scaliger müſte ein Roſen Creutzer geweſen ſeyn, von welchen man träumet, daß ſie haben mögen in der Welt kommen, wohin ſie gewolt, ſo ſey ihnen doch die Sprache deſſelben Volcks ſo bekannt und geläufig geweſen, als ob ſie darin wären geboren und erzogen worden. (*) Vermuthlich hat Scaliger nur die in Europa bekannte Sprachen gemeinet, wobey ich mir doch nicht einbilden kan, daß er dieſe alle verſtanden habe. Von dem Könige Mithridates ſchreibt Plinius, (**) er habe unter 22 Nationen einem jeden in ſeiner Sprache das Recht ſprechen können, und dabey keinen Dollmetſcher gebraucht. Allein man muß mercken, daß hier nur verſchiedene Dialecti, und nicht lauter beſondere Sprachen zu verſtehen ſind; da es dann wohl möglich war, daß er mit einem jeden von ſeinen Unterthanen in ſeiner Sprache reden konte. Solche Anmerckung hat deswegen guten Grund, weil in dem Gebiete des Mithridates ſchwerlich 22 verſchiedene Sprachen werden im Schwange geweſen ſeyn. In der Stephans-Kirche zu Wien iſt die Grabſchrift Sebaſtiani Tengnageli zu ſehen, der Kayſerlicher Rath, Bibliothecarius und Hiſtorien-Schreiber geweſen. Sie beſagt, dieſer gelehrte Mann habe 15 Sprachen verſtanden, als Hebreiſch, Syriſch, Chaldeiſch, Perſianiſch, Arabiſch, Türckiſch, Aethiopiſch, Griechiſch, Lateiniſch, Italiäniſch, Frantzöſiſch,

(*) S. Joh. Burch. Menckens Reden von der Charlataneria der Gelehrten. pag. 164. der teutſchen Uberſetzung.

(**) Hiſtor. Natural. lib. 7. cap. 24.

Spaniſch, Hochteutſch, Niederländiſch und Engliſch. (*) Dis war ſchon genug, und wann es Scaliger auch ſo weit gebracht, ſo haben wir ſattſame Urſach ſeine Wiſſenſchafft in den Sprachen zu bewundern. Von dem jüdiſchen Lehrer R. Hillel dem ältern fabuliren, ſeine Glaubens-Genoſſen, daß er nicht nur alle menſchliche Sprachen verſtanden, ſondern auch mit den Bergen, Thälern, Bäumen, Kräutern, ja gar mit den Geiſtern reden können: (**) Welches ebenfalls eine handgreifliche Aufſchneiderey iſt.

Der Jude Maimonides gibt vor, der Præſident des groſſen jüdiſchen Raths habe müſſen 72 Sprachen reden, damit er allen Völckern unter der Sonnen, welche nach der Juden Meynung überhaupt 72 Sprachen haben, rechten Beſcheid hätte geben können. (***) Hierzu ſolte ſich Scaliger nicht uneben geſchickt haben, weil er nicht bloß 72, ſondern alle Sprachen auf der Welt verſtehen wolte.

Caſpar Scioppius, dem es an Gelehrſamkeit nicht fehlte, führte ſich dabey auch ziemlich groß-ſprecheriſch auf. Wir haben ſchon von ihm gehöret, wie hefftig er den Scaliger durchgezogen, weil dieſer ſein Geſchlecht aus fürſtlichem Stamme herleitete. Er machte es auch andern nicht viel

(*) S. Eduard Browns Reiſen durch Niederland, Teutſchland ꝛc. pag. 232.

(**) S. Bruckers Fragen aus der philoſoph. Hiſtorie. Tom. 4. pag. 326.

(***) S. Menckens Reden von der Charlataneria der Gelehrten. pag. 167. in Notis.

viel beſſer, und bekam daher den Namen eines Grammatiſchen Hundes, der die gelehrteſten Leute ſeiner Zeit unverſchämt anbellete. Herr Stolle urtheilet (*) von ihm, er habe des Scaligers Hochmuth demüthigen wollen, aber ſich dabey noch weit hochmüthiger aufgeführet (faſtum Scaligeri majori faſtu calcavit.) Sein Vorgeben, daß wann die Bücher heil. Schrifft verlohren gingen, er ſie aus ſeinem Gedächtniß reſtituiren wolte, (**) iſt ein Beweis ſeines ruhmräthigen Weſens. Wann es Scioppius hätte leiſten ſollen, würde er damit gewiß ſchlecht beſtanden ſeyn.

Von Claudio Salmaſio iſt bekannt, daß er ziemlich hochmüthig geweſen, wozu ihn theils die vielen Lobſprüche, ſo man ihm beylegte, theils ſeine hochmüthige Frau, welche deswegen von den Gelehrten Juno Salmaſiana genennet wird, mögen verleitet haben. Er konte keinen Widerſpruch leiden, und tractirte ſeine Gegner ſehr hart und grob. (***) Iſaacus Voſſius hat erzehlet, daß als Gaulminus, Salmaſius und Mauſſac einſtens in der königlichen Bibliothec von ohngefehr zuſammen kommen, und der erſte zu den andern zweyen ſich der Worte bedienet: Ich dächte, wir drey ſolten wohl allen Gelehrten von gantz Europa den Kopf bieten: Salmaſius herausgefahren: Ihr beyde möget zu allen übrigen Gelehrten in der Welt treten, ich will euch allen allein

(*) In der Hiſtorie der Gelahrheit. 1 Theil. cap. 3. §. 18.
(**) S. das Gelehrten Lexicon.
(***) Idem.

lein die Spitze bieten. (*) Wann es wahr iſt, ſo wird ihm jedermann gern den oberſten Platz zugeſtehen, aber nicht ſchlechterdings unter den Gelehrten, ſondern unter den Gelehrten Marckt-ſchreyern.

Juſtus Lipſius konte nach dem Geſchmack des Seculi, darin er lebte, für einen der gelehrteſten Männer paſſiren, wie dann Balzac ihn, Scaligerum und Caſaubonum Triumviros reipublicæ literariæ nennet. (**) Man bemerckt aber an ihm auch zuweilen eine kleine Prahlerey; Seine Bücher de Conſtantia ſtreicht er ſehr heraus, und ſchreibt, die Nachwelt würde aus dieſer Schrifft den Lipſium am allerbeſten ſchätzen, und von ihm ein Urtheil fällen können. (***) Ob ihm auch ſchon andere darin Beyfall geben, und ſolche Bücher für ein Meiſterſtück erkennen, ſo geſtehe ich doch aufrichtig, daß ſie mir nicht alſo vorkommen ſind. Sie ſind nach Stoiſchen Principiis, wovon Lipſius ein groſſer Liebhaber war, eingerichtet, und das fatum, oder Schickſal wird darin viel zu hoch getrieben. Wann ſie auch gleich den gröſsſten Ruhm verdienten, ſo wäre es beſſer geweſen, wann er ſie nicht ſelbſt ſo hoch erhoben, ſondern ſolches andern überlaſſen hätte. Wiewohl er einiger

(*) Stolle in der Hiſtorie der Gelahrheit. 1 Theil. cap. 3. §. 18.

(**) S. Stolles Hiſtorie der Gelahrheit. 3 Theil. cap. 1. §. 32.

(***) Ejusd. Zuſätze, pag. 239.

einiger maſſen zu entſchuldigen iſt, weil er nur in einem Briefe davon alſo geurtheilet, von welchem er etwa vermuthet, daß er niemahls würde gedruckt werden. Lipſius rühmte ſich auch, er wüſte den Tacitum von Wort zu Wort auswendig, dergeſtalt, daß er die Probe machen wolte, wenn auch einer mit dem bloſſen Degen da ſtünde, und ſo er in einem Wort fehlte, ihn niederſtoſſen ſolte. (*) Wann es mit ſolcher Probe würde Ernſt geworden ſeyn, ſo zweifle ſehr, ob es Lipſius darauf würde haben ankommen laſſen.

Ich weiß nicht, warum die Gelehrten zu dieſen Zeiten ſo ſehr mit ihrem Gedächtniß prahlten: Sie müſſen nicht daran gedacht haben, daß das vortrefflichſte Gedächtniß ſelten mit einer guten Urtheils-Krafft pflegt verbunden zu ſeyn.

Johannes Pico Fürſt von Mirandola, muß hier auch nicht vergeſſen werden, welcher, da er nur 31 Jahr alt worden iſt, dennoch zeitig die Marcktſchreyer-Kunſt gelernet hatte. Im 24ten Jahr ſeines Alters ſetzte er 900 Sätze auf, welche aus der Dialectica, Mathematica, Phyſica und Theologia, imgleichen aus denen damahls den meiſten unbekannten Principiis der Platoniſchen, unter den Namen Zoroaſtris, Mercurii, Orphei, Pythagoræ, der Cabbalæ u.ſ.w. ſich großmachenden Philoſophie, genommen waren. Solche Lehrſätze ließ er auf allen hohen Schulen

(*) Das Gelehrten-Lexicon.

len und berühmten Orten in gantz Europa anſchlagen, und forderte alle Gelehrten heraus, mit ihm zu Rom darüber zu diſputiren, verſprach auch denenjenigen, welche ſich dazu einfinden wolten, die Reiſe-Koſten zu bezahlen. Er hatte aber gut herausfordern, theils weil die meiſten Sätze damahls denen Gelehrten noch unbekannt waren, theils weil niemand leicht ſein Erbieten annehmen konte, und um eines Wort-Gezäncks willen eine weite Reiſe nach Rom zu thun Luſt hatte. Wiewohl auch aus der Diſputation nichts ward. Man gedencket noch eines allgemeinen Cabbaliſtiſchen Methodi, wodurch Pico zu dem höchſten Gipffel aller Wiſſenſchafften ſoll gelanget ſeyn. (*) Wie es aber ſcheinet, ſo hat dieſe Methode mit der Arte Lulliana eine Verwandſchafft gehabt, daher auch wenig daraus zu machen iſt. Doch wir müſſen dieſem gelehrten Fürſten auch Recht wiederfahren laſſen, und zu ſeinem Ruhm melden, daß, nachdem ihm die Jugend-Hitze vergangen, er ſeine Schrifften, wovon er glaubte, daß ſie einem Chriſten nicht anſtändig wären, verbrannt, und ſich gäntzlich auf die heil. Schrifft und Theologie gelegt, ingleichen auf die Vertheidigung der Chriſtlichen Religion wider die Feinde derſelben, die Regierung niedergelegt, einen guten Theil ſeines Vermögens unter die Armen ausgetheilet, und auf einem Land-Gut ſeine Zeit

mit

(*) S. Morhofii Polyhiſt. literar. lib. 1. cap. 7. §. 55.

mit ſtudiren und gottſeligen Betrachtungen zugebracht. (*)

Wilhelmus Poſtellus war ein wunderlicher Kopf. In den Orientaliſchen Sprachen hatte er vieles gethan, und rühmte ſich, er wolte ohne Dollmetſcher bis nach China kommen. Wobey gleichwohl noch vieles zu bedencken ſtehet. In Venedig ward er mit einem Frauenzimmer bekannt, von der er ein Buch unter dem Titul: la Vergine Veneta geſchrieben. Er ſoll vorgegeben haben, der HErr CHriſtus würde noch einmahl auf die Welt kommen, und alsdann ſolte die Virgo Veneta eine Erlöſerin der Weiber werden, wie CHriſtus ein Erlöſer derer Männer geweſt. Seine übrige Meynungen zu geſchweigen, worüber er in die Inquiſition gerathen, aber bald wieder loß kommen iſt, weil man geurtheilet, daß er ehe ein Narr als Ketzer ſey. (**)

Ein Italiäner Namens Angelus Angelotius war nicht allein ſehr groſsſprecheriſch, ſondern auch ſo unverſchämt, daß er ſich zu jedermann mit ſeiner Gelehrſamkeit drang, gleich den Qvackſalbern, die zu den Leuten in die Häuſer lauffen, und ihnen ihre Waaren aufdringen wollen. Von ihm berichtet Erythræus, wann er bey Leuten geweſen, ſo habe er allemahl gefraget, von was für einer Materie er einen diſcours

 halten

(*) S. Bruckers Fragen aus der philoſophiſchen Hiſtorie. Tom. 5. pag. 1445. ſeq.

(**) Das Gelehrten-Lexicon.

halten ſolte? Begegnete ihm jemand, den er nur einiger maſſen kannte, ſo geſellete er ſich zu ihm, und ließ nicht ab, bis ihm derſelbige etwas, um davon zu reden, aufgegeben hatte, er verließ ihn auch nicht eher, bis er ſeine angefangene Diſputation zu Ende gebracht. (*)

Von einem andern Namens Cynthius Lucarinus meldet vorgedachter Erythræus, (**) wie ſich derſelbige zum öftern verlauten laſſen, er wolte ſich laſſen einen Wagen verfertigen und zurichten, welcher mit groſſem Verſtande und Geheimniſſen ſolte zuſammen geſetzt ſeyn, darauf wolte er ſich im Lande als ein triumphirender König der Weiſen herumführen laſſen, weil er doch die Wiſſenſchafft aller Dinge erlanget, und alle Menſchen an Verſtand und Klugheit bey weiten übertreffe. Der alte Geilerus von Kaiſersberg, hat ein Narren-Schiff geſchrieben, und hier haben wir auch einen Narren-Wagen.

Der berühmte Jeſuit Athanaſius Kircherus præſentiret unter den gelehrten Marcktſchreyern auch eine vornehme Perſon. Seine viele Schrifften ſind mehrentheils ſo beſchaffen, daß man ihn daraus zur Gnüge erkennen kan. Er bringt darin viele wunderbare Dinge zu Marckt, und gibt mancherley Künſte und Experimente an, die er meiſt ſelbſt will angeſtellt haben; wann man

(*) Michael. Lilienthalii Diſſertat. de Machiavelliſmo literario. §. 15.

(**) S. Ernſts Hiſtoriſches Bilder-Haus. 3 Theil. pag. 546.

man ſie aber auf die Probe ſtellt, ſo wollen ſie nicht Stich halten. Wir haben ihn in dieſem Schau-Platz ſchon vielfältig auf einem fahlen Pferde betroffen. Er bildete ſich ein, die alte Egyptiſche Sprache ſey noch vorhanden, die er ſich auch zu verſtehen rühmte. Allein wie ſchlecht er darin beſchlagen geweſen, erhellet daraus, daß er in ſeinem Oedipo Ægyptiaco griechiſche Inſcriptiones mit gedoppelt gezogenen Buchſtaben vor Egyptiſch angeſehen, bloß darum, weil ſie in Egypten gefunden worden. Der in den Sprachen wohl geübte Berliniſche Probſt Andreas Müller, betrog den Kircherum einmahl recht artig. Er fingirte nemlich eine Schrifft mit beſondern Buchſtaben, ſchickte ſelbige Kirchero zu, und ſchrieb in einem Briefe, es käme ihm vor, als wenn dieſes eine Egyptiſche Schrifft wäre, doch wolte ers auf ſein Urtheil ankommen laſſen. Kircherus gab ihm alſobald Beyfall, und ſchickte ihm darüber eine lange Erklärung zu, worüber Müller hertzlich lachte. (*) Anno 1625 wolte man in China nicht weit von der Stadt Signanfu eine groſſe ſteinerne Tafel in der Erden gefunden haben, worauf oben ein ordentliches Creutz zu ſehen, welches mit dem Wunder-Creutz des heil. Thomas zu Meliapour in Indien eine groſſe Gleichheit gehabt. Unter dieſem Creutz ſtund eine Chineſiſche Schrifft. Unter andern machte ſich auch Kircherus an die Auslegung dieſer Schrifft, und brachte ſo viel heraus,

(*) S. das Gelehrten-Lexicon.

heraus, daß ſolche Tafel im Jahr Chriſti 782 verfertiget worden, machte auch weiter den Schluß, es müſte ſchon lange vorher der Chriſtliche Glaube in China ſeyn bekannt geweſen; wie man davon ſein Buch, China monumentis illuſtrata, mit mehrern nachleſen kan. Es iſt aber zu vermuthen, daß mit dieſem ſteinernen Monument ein wohlgemeynter Betrug vorgegangen. Die Römiſchen Miſſionarii haben es entweder nur erdichtet, oder es ſelbſt verfertiget, und hernach in die Erde verſcharret; auf die Weiſe, wie es Annius Viterbienſis machte, welcher auch einen Stein mit einer Aufſchrifft verfertigte, und ſelbigen in einem Weinberg ohnweit Viterbo vergraben ließ. Darauf ſtund, daß die Stadt Viterbo noch 200 Jahre älter als Rom wäre, weil ſie von Iſide und Oſiride erbauet worden. Nachdem nun der Weingärtner dieſe Tafel von ohngefehr entdeckte, ſo machte Annius viel Weſens daraus, ob es gleich nur ein Betrug war. (*)

Man erſtaunet, wann man die Menge der Kircheriſchen Schrifften bedencket, da er heraus gegeben Mundum Subterraneum, Artem Magneticam, Artem magnam Lucis & Umbræ, Oedipum Ægyptiacum, Muſurgiam Univerſalem, Phonurgiam novam, Arithmologiam, Artem magnam ſciendi ſive Combinatoriam, Phyſiologiam experimentalem, und viel andere mehr.

(*) S. Burc. Gotthelf. Struvii Diſſertat. de doctis Impoſtoribus. §. 25.

mehr. Er verkauft aber darin überall ſo viel Wind, daß man Mühe hat das wahre von dem falſchen zu unterſcheiden, und es iſt bey Leſung ſeiner Schrifften ein vernünftiger Zweifel und genaue Unterſuchung nöthig, wo man nicht will betrogen werden.

Quirinus Kuhlmann, der bekannte Schwermer und Böhmiſt, tadelt inſonderheit Kircherum wegen ſeiner Artis Combinatoriæ, und nennet ſie ein Spielwerck, welches viel zu verſprechen ſcheinet, aber in der That nichts leiſtet. Er ſelbſt aber will es beſſer machen, und treibt ſeine Prahlerey ſo hoch, daß man es mit Händen greiffen kan. Er hat heraus gegeben Prodromum Quinquennii mirabilis, und Briefe de Arte magna ſciendi ſ. combinatoria. Darin prahlet er von vielen und großen Künſten, als von der Kunſt zu reden, zu wißen, zu ſchreiben, die Sprachen zu lernen, commentarios zu verfertigen, und was dergleichen mehr iſt. Alles läufft dahin aus, daß er durch ſeine neuerfundene Künſte auch die Dümmſten Leute geſchickt machen wolte, die vortrefflichſte Reden von allen Dingen in der Welt, ſo wohl in gebundener als ungebundener Rede, im Augenblick zu halten, auch mit leichter Mühe grundgelehrte Bücher zu ſchreiben. (*) Man hat nicht Urſach dieſe Dinge zu bewundern, ſondern ſie vielmehr als eine Thorheit zu verlachen.

Den

(*) Conf. Morhofii Polyhiſt. literar. lib. 1. cap. 29. §. 5. item lib. 2. cap. 5. §. 61. ſeq.

Den Beſchluß ſoll unſer Landsmann Thomas Crenius, oder wie er eigentlich mit Namen hieß, Theodorus Cruſius, machen. Zu einigen ſeiner Schrifften hat er ſich Dorotheus Sicurus genannt, woraus durch Buchſtaben-Wechſel ſein rechter Name Theodorus Cruſius entſtehet. Er war gebürtig von Brandenburg, und hat wunderliche fata in der Welt gehabt, wovon in des Herrn Rect. Küſters Collectione Opuſculorum Hiſtoriam Marchicam illuſtrantium mehr Nachricht zu finden iſt. Wann er zu Leyden, woſelbſt er zuletzt als ein Privatus lebte, von Fremden beſuchet ward, ſo war er bald mit dem groſſen Meſſer fertig. Er wäre, hieß es, der eintzige, welcher den Namen eines Gelehrten und des gröſſten Polyhiſtoris verdiente, daher wäre er auch in allen Winckeln des Erdbodens bekannt: Die Gelehrten aus Italien, Engelland, Franckreich und Teutſchland, überhäufften ihn täglich mit ihren Briefen: Sein Haus wäre niemahls ledig von Poſt-Boten, oder andern Fremden, die ihn zu ſprechen verlangten: Alle Studenten lågen ihn an, daß er ihnen Collegia halten mögte, aber vergebens: Die Buchführer verlangten ſtets von ihm neue Schrifften zum Verlag: Sehr oft würde er von auswärtigen groſſen Staats-Miniſtern in wichtigen Dingen zu Rath gezogen: Er allein könte am beſten urtheilen von der Latinität, und allen übrigen Stücken der Gelehrſamkeit: Niemand käme

me zu ihm, der nicht ſeine Schwäche erkennete, und weit gelehrter wieder hinweg ginge: Er wäre auch bereit und willig jedermann zu dienen, der ſich gäntzlich ſeiner Führung überlaſſen wolte, ſolcher hätte bey ihm Unterricht, Tiſche und Stube zu genieſſen. u. ſ. w. (*) Es war gut, daß es Crenius ſelbſt ſagte, ſonſt mögte kein Menſch etwas davon gewuſt haben.

80.

Allerhand untereinander.

HJer wollen wir zuerſt von den Schlafgängern handeln, welche man zu lateiniſch Noctambulos oder Noctambulones nennet. Es ſind ſolche Leute, die des Nachts im Schlaf aufſtehen, und gemeiniglich ohne Gefahr Dinge vornehmen, die ſie wachend zu beginnen ſich kaum unterſtehen würden, ſich auch, wann ſolches geſchehen, wieder ins Bette begeben, da ſie dann von dem, was ſie vorgenommen, entweder gär nichts wiſſen, oder es ihnen nur als ein Traum vorkömmt.

Sie waren ſchon den Alten bekannt, ſintemahl Ariſtoteles ſchreibt: (**) Es gibt Leute, die im Schlaf aufſtehen, und herum wandeln, auch alſo ſehen, als ob ſie wachten.

(*) Lilienthal de Machiavelliſmo literario. §. 10.
(**) de Generat. Animal. lib. 5. cap. 1.

ten. Nun wollen wir zuförderſt einige Exempel beybringen.

Ein Jüngling, welchem träumte, als wann er ſeiner Geſchäffte wegen reiten müſte, ſtund des Nachts aus dem Bette auf, legte die Kleider, Stiefel und Sporn an, und ſetzte ſich alſo in ein Fenſter, daß er die Wand zwiſchen beyde Beine nahm, ſchrie auch dabey, und trieb ſein unempfindliches Pferd, ich meyne die Wand, mit dem Sporn an, bis er endlich erwachte, und ſeine Gefahr merckte, indem er leichtlich hätte vom Fenſter herunter ſtürtzen können. Ein Apothecker ſtund zum öftern des Nachts auf, und durchwandelte das gantze Haus, ging auch die Treppen auf und nieder. Einsmahls nahm er den Schlüſſel, und ſchloß ſeine Apothecke auf, wovon er aber erwachte. In dem Schloſſe Bernſtein ſchliefen 3 Brüder in einem Gemach bey einander. Der eine ſtund des Nachts nackend auf, und nahm das Hemde mit ſich, öffnete ein Fenſter, und ergriff das von einer Rolle herunter hangende Seil, und kletterte daran auf den Gipffel des Hauſes, woſelbſt er ein Neſt mit Aelſtern fand, die nahm er aus, und wickelte ſie in das Hemde, ſtieg darauf wieder am Seil herunter, und legte ſich zu Bette, das Hemde aber mit den jungen Vögeln verſteckte er im Bette. Des Morgens erzehlte er die Sache ſeinen Brüdern, als einen Traum, erſchrack aber, da er das Hemde ſuchte, und die Vögel darinnen antraf, worauf man auch das Neſt ausgenommen und zerriſſen fand. Ein andrer ſtieg im Schlaf

in

in einen Brunnen, und als er an das Waſſer kam, erwachte er, und fing an zu ſchreyen: O mein Bein, helft mir! welches die Leute im Hauſe hörten, und ihn wieder heraus zogen. Noch ein ander ſoll gar im Schlaf aufgeſtanden, ſein Schreibe-Pult eröffnet, und eine Anzahl Verſe, womit er wachend nicht hatte können fertig werden, aufgeſchrieben, ſie mit lauter Stimme hergeleſen, und darüber herzlich ſich gefreuet und gelachet haben. Des Morgens wuſte er nichts davon, und erſtaunte, als er die Verſe mit ſeiner eigenen Hand aufgeſchrieben vor ſich fand: (*) Wozu gleichwohl ein ſtarcker Glaube gehöret.

Es iſt ſchwer, die eigentliche Urſache dieſer wunderbaren Begebenheiten auszumachen. Die Paracelſiſten werden damit am erſten fertig. Sie ſagen, der Geiſt des Menſchen habe ſeine Kranckheiten, wie der Leib: Wie nun der Leib bey Tage den Meiſter ſpiele, ſo thue es der Geiſt bey Nacht, und wann er übel auf ſey, führe er den Leib im Schlaf herum: Daß er aber dabey keinen Schaden nehme, ſolches habe er ſeinem guten Engel zu dancken, obgleich ſein böſer Engel ihn in Gefahr zu ſtürtzen, und umzu-

(*) S. Mag. Samuel. Pomarii Anno 1649 zu Wittenberg gehaltene 2 diſputationes de Noctambulis, und zwar diſput. 1. §. 5 ſeq. Mehr Exempel finden ſich in den curiöſen Speculationibus bey ſchlafloſen Nächten. pag. 749. ſeq. conf. Majoli Dies Canicul. Tom. 1. Colloq. 4. in Fine.

bringen trachte. (*) Man erblickt hier den Aſtral-Geiſt und die beſondere Schutz-Engel, welches lauter unerwieſene Dinge ſind, daher auch dieſe Meynung keinen Beyfall verdienet.

Andere leiten die Sache von der Einbildungs-Kraft her, welche, nachdem ſie von dem aufwallenden Hitzigen Geblüte erwecket worden, den Appetitum ſenſitivum bewegt, wodurch hernach die Lebens-Geiſter angetrieben werden, daß ſie in die zu Bewegung des Cörpers beſtimmte Nerven einflieſſen, folglich den Leib aus dem Bette erheben, und dann weiter fortführen. Nun iſt wohl an dem, daß hiebey das beſte die Phantaſie thun muß, aber es fällt doch ſchwer zu begreiffen, wie ſie an und vor ſich alleine den Leib aufrichten, und ihn ſo behutſam bewegen ſolte, daß er keinen Schaden nähme; Zumahl da es nicht allein bey danckler Nacht geſchicht, ſondern auch die Schlafgänger mit gantz, oder wenigſtens halb geſchloſſenen Augen ihr Werck verrichten ſollen. Daher mir auch die Exempel von ihnen zum Theil verdächtig vorkommen. Es kan ſeyn, daß einer den andern zum Poſſen überredet, er ſey des Nachts herum gewandert, da er doch nicht aus dem Bette kommen. Mannigmahl mag auch jemand ſeine Träume für würckliche Thaten gehalten haben. Man erzehlet Exempel, daß die Schlafgänger in ihrem Zuſtande Leute umgebracht

(*) S. Walchs Philoſoph. Lexicon. Tit. Schlafgänger.

bracht haben. Dis kan man füglich als ein falſches Vorgeben anſehen, womit ſich ſolche Mörder zu entſchuldigen geſucht, ob ſie gleich die That mit gutem Bedacht und wachend vorgenommen.

Jedoch laſſen ſich die Schlafgänger erſtlich mit Schlaf-truncken Leuten vergleichen. Wann jemand einen harten Schlaf hat, und mit Gewalt ermuntert wird, ſo wird man gewahr, wie er allenthalben herum taumelt, und nicht weiß, was er beginnet. Galenus erzehlet von ſich, (*) als er einsmahls des Nachts zu Fuſſe gereiſet, habe er ein gantzes Stadium zurückgeleget, und indeſſen nicht allein geſchlafen, ſondern auch geträumet, ſey auch nicht eher erwacht, bis er den Fuß an einen Stein geſtoſſen. Alſo iſt es nicht unmöglich, daß jemand halbſchlafend aufſtehe, und hin und wieder herumgehe: Aber daß er in ſolchen Zuſtand ſolte auf die Häuſer klettern, in die Brunnen ſteigen, und was dergleichen mehr iſt, will mir nicht wohl ein; Sondern wo jemand dergleichen im Schlaf begonnen, ſo hat man Urſach, ihn nicht mit einem ſchlafenden, ſondern trunckenen zu vergleichen. Die Curiöſe Speculationes bey ſchlafloſen Nächten (**) erzehlen von einem beſoffenen Schüler in Arnſtadt, der zum Dach-Fenſter hinausgekrochen, auf dem Forſt herum gelaufen,

(*) De Motu Musculorum. lib. 2. cap. 4.
(**) pag. 762.

ſen, als ob er auf ebener Erde tanzte, die Ziegel vom Dache geriſſen, und damit unter die Leute geworfen, bis er endlich auf gütliches Zureden wieder herab geſtiegen. Als er aber wieder nüchtern worden, hat er von dem allen nichts gewuſt. Demnach halte ich die rechten Schlafgänger für wachende Leute, deren Phantaſie entweder durch den Trunck, oder durch andere Urſachen auf eine Zeit lang verrücket iſt. In ſolchem Zuſtande können ſie dann freylich wunderliche Dinge vornehmen, die ſie ſonſt wohl würden bleiben laſſen. Hiebey aber iſt zu mercken, daß nicht leicht andere, als Leute von ſtarcker Phantaſie, dazu geneigt ſind, derrer Einbildungs-Kraft, da ſie ohnedem ſchon einige Verwirrung bey ſich führet, am leichteſten dazu kan gebracht werden. Daher mag es auch kommen, daß gemeiniglich nur junge Leute ſolchem Ubel unterworfen ſind, nicht aber die alten, als bey welchen die Phantaſie nicht mehr ſo kräftig iſt.

Zu Franckfurth an der Oder habe einen Studenten gekannt, welcher in den Studiis ſchon etwas gethan hatte, aber dabey eine gantz ungemeine Phantaſie beſaß. Er wolte zum öftern wachend Geſpenſter geſehen, und Dinge gehört haben, wo doch nichts zu ſehen oder zu hören war. Er hatte auch das Ubel an ſich, daß er des Nachts im Bette auffuhr, zu ſchreyen, und ſich mit jemanden bis aufs ſchlagen zu zancken anfing: Er ſtund auch wohl

aus

aus dem Bette auf, und tappete im finſtern in der Cammer herum, bis er ſich endlich völlig ermunterte, und wieder ins Bette begab. Weiter aber kam es niemahls mit ihm, und er iſt auch in ſolchem Zuſtande niemahls aus der Cammer kommen, wie man von andern Schlafgängern erzählet. Ich erkundigte mich etliche mahl genau bey ihm, wie ihm in ſolchem Zuſtand zu muthe wäre. Er ſagte beſtändig, wann er im Bette geſchriehen, und vieles geredet, ſo wäre es im Traum geſchehen, und er hätte ſich des Morgens auch wohl darauf beſinnen können. Wann er aber aus dem Bette aufgeſtanden, ſo habe er halb gewacht, und ſey in ſolchem Schlaf-trunckenen Zuſtand willens geweſen, diß oder jenes, was ihm die Phantaſie eingegeben, vorzunehmen. Es habe aber nicht lange gewähret, ſondern er ſich bald völlig ermuntert. Mit dieſem Exempel will ich ſo viel beweiſen, daß die rechten Schlafgänger vermuthlich mehr wachen als ſchlafen, und wegen ihrer verwirrten Phantaſie einem trunckenen gleichen, der wunderliche Dinge zu beginnen vermögend iſt.

Als man noch von denen beſondern Würkungen des Monds eingenommen war, ſo muſte derſelbige auch bey den Schlafgängern das ſeine thun, und ſie wurden deswegen gar **Mondſüchtige** genennet. Inſonderheit ſolten die Monds-Strahlen, wann ſie den Schlafenden aufs Haupt fielen, dis Ubel verurſachen. Wers glauben will, mags thun: Ich halte dafür, daß der

der Mond weder hier, noch bey andern Begebenheiten, wo man ihn gern zu Hülfe nimmt, etwas zu ſchaffen habe. Man frägt auch, warum die Schlafgänger nicht herabfallen, wann ſie an gefährliche Oerter ſteigen? Levinus Lemnius will, (*) ihre Cörper wären mit vieler Luft angefüllet, und deswegen ſehr leicht, daß ſie daher gleich denen Schnecken in die Höhe klettern könten: welches aber nichts geſagt iſt. Doch ſetzet er auch die wahre Urſache hinzu, daß nemlich ſolche Leute keine Vorſtellung von der Gefährlichkeit ihres Beginnens haben, auch deswegen gar nicht furchtſam ſeyn, und daher glücklich davon kommen. Endlich gibt man noch vor, wann die Schlafgänger bey ihrem Tauf-Namen gerufen würden, ſo erwachten ſie, und fielen herunter. (**) Sie werden aber wohl erwachen, ob man ſie bey dem Vor- oder Zunamen ruft, oder ihnen nur ſonſt zuſchreyet. Es ſtünde aber nicht zu rathen, daß man einen ſolchen aufweckte, ſo er ſich an einem gefährlichen Ort befünde, weil er ſonſt plötzlich erwachen, erſchrecken und herunter fallen dürfte.

Die Heyden ſchwatzten ehedem viel vom Terrore Panico, wodurch ſie ein plötzliches Schrecken verſtunden, deſſen Urſprung und Uhrſach man nicht wuſte, noch in Erfahrung bringen konte. Man glaubte daneben, der GOtt Pan ſchickte den Menſchen ſolches Schrecken zu, und daher

(*) De Occultis Naturæ Miraculis lib. 2. cap. 5.
(**) Idem ibidem.

daher bekam es auch den Namen. Ich will davon nur ein eintziges Exempel aus dem Livio anführen. (*) Zu Rom ward einsmahls durch ein nächtliches Schrecken die gantze Stadt aus dem Schlaf ermuntert, daß jederman zum Gewehr griff, und das Capitolium, die Burg, Mauren und Thore mit lauter gewaffneten Leuten beſetzet wurden: Man ſchrie allenthalben: Zu den Waffen! Am Morgen aber wuſte keiner den Urheber dieſes Tumults, noch die Urſach des Schreckens anzuzeigen. Solche heidniſche Einbildung iſt faſt bis auf unſere Zeiten fortgepflantzet worden, und es fehlet an Exempeln nicht von ſolcher Furcht, womit die Menſchen, ohne zu wiſſen woher, überfallen worden. Im Jahr 1592 iſt zu Laybach, der Hauptſtadt in Kärnthen, ein ſolch Schrecken für den Türcken entſtanden, daß jedermann davon geflohen, und keine Vermahnung noch Zuſpruch helffen wollen. Inwendig war Furcht, und auswendig befürchtete man das Schwerdt, und dis währete 3 Tage, in welchen viele erdrucket und zertreten worden. Nachdem man aber das Volck verſichert, daß es ein falſches Ausgeben, deſſen Uhrheber nicht möge erfahren werden, iſt ein jeder wieder an ſeinen Ort gekehret. Als Anno 1556 den 7 May, zu Bourdeaux, Arnoldus Monier und Joh. von Cazes verbrant wurden, und die Obrigkeit, Richter und Cleriſey mit Soldaten gnugſam verſorget, auch die

(*) Hiſt. Rom. libr. 8. cap. 37.

die Stadt-Thore verſchloſſen waren, kam ihnen doch plötzlich eine Furcht und Schrecken an, daß einer hier der ander dort hinaus lief, und ſich verkroche. Der Prior in dem Kloſter St. Antonii fiel von ſeinem Maul-Eſel, und man lief über ihn hin, daß er nicht wieder aufkommen konte. Jedermann verſchloß und verriegelte ſein Haus in der gantzen Stadt. Als aber das Schrecken fürüber war, und man fragte, was da vorhanden wäre, wuſte niemand nichts zu ſagen. (*)

Es läßt ſich aber leicht erachten, was es mit dieſem Terrore Panico für eine Bewandniß habe. Man kan ja nicht behaupten, daß dergleichen Furcht ohne die geringſte dazu gegebene Urſach entſtehen ſolte, ſondern ſie iſt nur nicht allemahl auszuforſchen. Ein falſches Gerüchte iſt vermögend, eine groſſe Armee in Furcht und Schrecken zu ſetzen, wie zum öftern geſchehen. Inzwiſchen bleibt mehrentheils der Urheber ſolchen Gerüchts verborgen. Wann aber dadurch erſtlich einer oder der ander in Furcht geſezet worden, ſo geht es bald weiter; da ſich dann auch welche finden, die andere vermuthliche Urſachen der bereits graſſirenden Furcht erdencken und angeben, woraus endlich ein ſolches Gewirre entſtehet, daß niemand recht weiß, was die eigentliche Urſach der Furcht geweſen. Die meiſten gerathen deswegen in Furcht,

(*) S. Die Remarquable Hiſtoriſche Briefe. pag. 181. it. 183.

Furcht, weil ſie gewahr werden, daß ſie ſich bey andern äuſſert, fragen auch nicht lange nach der Urſach, ſondern glauben, es müſſe gewiß eine vorhanden ſeyn. So geht es dann damit gantz natürlich zu, und man darf nicht verborgene und unbekante Urſachen erdichten. Einige wollen GOtt zum unmittelbaren Urheber ſolches plötzlichen Schröckens machen. Man kan auch nicht leugnen, daß GOtt nicht mannigmahl dergleichen ſolte über die Menſchen kommen laſſen. Wir haben ja davon Exempel in Heil. Schrifft. Ein merckwürdiges leſen wir 1 Samuel. 14, 15. Jonathan und ſein Waffenträger kamen ins Lager der Philiſter, und erwürgten bey 20 Mann. Da kam ein Schrecken ins Lager auf dem Felde, und im gantzen Volck des Lagers, und die ſtreifende Rotten erſchracken auch, alſo daß das Land erbebete, denn es war ein Schrecken von GOtt: Worüber auch die Philiſter gäntzlich geſchlagen wurden. Hier würde die Frage ſeyn, ob ihnen GOtt ſolche Furcht mittelbar oder unmittelbar zugeſchickt habe? Beydes kan bey einander ſtehen, nemlich daß erſtlich die Philiſter über die Dreiſtigkeit Jonathans und ſeines Waffenträgers gleichſam erſtaunet ſind, und ihnen eine Furcht ankommen, welche, wie es zu gehen pflegt, bald durchs gantze Lager gelaufen. Jedoch kan auch GOtt unmittelbar und wunderthätiger Weiſe die Philiſter erſchrecket haben, weil er dergleichen zu thun dem Volck Iſrael verſprochen hatte. S. 2 Moſ. 23. 27. Vielleicht hat ſich GOtt

dazu eines auſſerordentlichen Erdbebens bedienet, wie er ein andermahl eben dieſe Philiſter durch einen groſſen Donner erſchreckte, daß ſie von Iſrael geſchlagen wurden. 1 Samuel. 7, 10. Ob aber GOtt noch jetzund unmittelbar Furcht und Schrecken über die Menſchen kommen laſſe, läßt ſich nicht behaupten, weil wir keine Verheiſſung vor uns haben, daß ers thun wolle. Indeſſen thut ers doch zum öftern mittelbar, indem er die Ordnung der Dinge ſo eingerichtet, daß wenn ers für nöthig erachtet, ſich ſolche Zufälle begeben müſſen, die Furcht und Schrecken erwecken können.

Wann man für einen Ort des Nachts fürüber gehet, wo etwa ein Menſch erſchlagen, oder erſt neulich beerdiget worden, ſo kommt den meiſten alsdann gemeiniglich ein Schauer an. Was mag wohl deſſen Urſach ſeyn? Cornelius Agrippa urtheilet ſehr kurtzweilig davon. (*) Er ſagt, die Luft wäre daſelbſt voll erſchrecklicher Bilder, die der Menſch mit dem Othem in ſich zöge, und dadurch in ein Grauſen verſetzet würde. Allein die wahre Urſach iſt dieſe, daß die meiſten Menſchen von Kindes-Beinen an mit der Einbildung eingenommen ſind, es lieſſen ſich an ſolchen Orten Geſpenſter ſehen; welche Einbildung dann nichts anders als eine Furcht kan zuwege bringen.

Unter die wunderliche Zufälle und Begebenheiten mag man auch den St. Veits-Tantz zehlen,

(*) In Philoſoph. Occulta. lib. 1. cap. 6.

zehlen, wovon die Geſchicht-Schreiber folgendes berichten. Im Jahr 1374 graſſirte um die Moſell und den Rhein eine Art von Kranckheit, welche der Veits-Tantz genennet ward. Die Leute, ſo damit behaftet waren, fielen zur Erden, als ſolche, die mit der ſchweren Kranckheit beladen ſind, ſtunden aber bald wieder auf, und tantzten ſo lange, bis ſie vor Mattigkeit zu Boden fielen. Die Seuche wiederfuhr Männern und Weibern, aber nur vom geringen Stande. Sie kamen endlich Hauffen-weiſe zuſammen, und tantzten wie die unſinnigen in der Irre herum.

Von hier breitete ſich dis Ubel nicht allein in Teutſchland, ſondern auch in Franckreich und Polen aus. (*) Warum man es den Veits-Tantz genennet, iſt die Urſach, weil das gemeine Volck geglaubt, der h. Vitus könne von ſolcher Tantz-Kranckheit befreyen. (**) Andere ſagen St. Veit wäre von ſeinem Vater übel geſchlagen worden, daß er die Götzen-Bilder verachtet. Weil er ſich aber dadurch vom Chriſtlichen Glauben nicht hätte wollen laſſen abwendig machen, ſo hätte der Vater verſucht, ihn mit mancherley Muſic und Kurtzweil mit jungen Mädgen zur Abgötterey zu bereden. (***) Dis

(*) S. Happelii Relat. Curioſ. Tom. 4. pag. 176.

(**) S. Eduard Browns Reiſen. 6 Theil. cap. 3.

(***) S. Ernſts Hiſtoriſches Bilder-Haus. 3 Theil. pag. 380.

Dis mag etwa die Legende ſeyn, warum man den heiligen Vitum zum Patron wider die Tantz-Kranckheit angenommen.

In der That aber war es keine Kranckheit, ſondern lauter Betriegerey, welches aus einer Limpurgiſchen Chronic erhellet, die Martin Zeiler anführet, (*) und daraus folgenden Auszug mittheilet: Anno 1374 zu mitten im Sommer da erhub ſich ein wunderlich Ding auf Erdreich, und ſonderlich in Teutſchen Landen, auf dem Rhein und auf der Moſell, alſo daß Leute anhuben zu tantzen, und zu raſen, und ſtunden je zwey gegen einander, und tantzten auf einer Städte einen halben Tag, und in dem Tantz fielen ſie etwa dick nieder, und lieſſen ſich mit Füſſen treten auf ihren Leib. Davon nahmen ſie ſich an, daß ſie geneſen wären, und huben Geld auf von den Leuten, wo es ihnen mogte gegeben werden. Und fand man, daß es eine Ketzerey war, und geſchah um Gelds willen, daß ihr ein Theil Frau und Mann in Unkeuſchheit mögten kommen. Und fand man zu Cölln mehr dann 100 Frauen und Dienſt-Mägde, die alle in der Täntzerey Kindertragend wurden. Man kan dieſe Tantz-Secte füglich mit der Secte der Geißler vergleichen, welche ſchon im 13 Seculo aufkamen, und Proceßions-

(*) In dem Sendſchreiben. Epiſt. 321.

ceßions-weiſe das Land durchzogen. Sie gingen mit bedecktem Geſicht, und bloſſem Rücken von einer Stadt zur andern, und geiſſelten ſich auf das unbarmhertzigſte, daß das Blut herabfloß. Ihre Abſicht war nichts anders, als Allmoſen zu ſuchen, wobey ſie ein üppiges Leben führten, und wurden deswegen, zumahl da ſie in groſſer Menge, zuweilen bis 20000 zuſammen liefen, endlich von der Obrigkeit verfolget. (*) Denen Veits-Täntzern war das Geiſſeln eine viel zu beſchwerliche Sache, darum waren ſie auf eine luſtige Geſellſchafft bedacht, und erdichteten eine Kranckheit, weil ſie wohl wuſten, daß jedermann bey dieſen abergläubiſchen Zeiten Mitleiden mit ihnen haben würde, und ſie mit Allmoſen verſorgen.

Einige urtheilen von dieſen Täntzern, daß, da ſie aus Bosheit ſich als raſende und beſeſſene geſtellt, ſo hätte der Teufel würckliche und leibhaftige Macht über ſie bekommen, und ſey aus ſolchem Spott-Tantz ein rechter Teufels-Tantz worden. (**) Es brauchts aber dieſer Gloſſe nicht, ſondern ſie waren und blieben Betrieger, denen ein müßiges Luderleben wohl anſtund, und die, weil man Mitleiden mit ihnen hatte, ſich von Allmoſen zu ernehren ſuchten. Wann andere es für eine würckliche Kranckheit

(*) S. Heinſii Fragen aus der Kirchen-Hiſtorie Neuen Teſtaments. 4. Theil. pag. 270. ſeq.

(**) Happelius in Relat. Curioſ. Tom. 4. pag. 176.

heit und Raſerey halten, ſo ſind ſie auch von der Wahrheit entfernet, weil man doch heut zu Tage von ſolcher Kranckheit nichts mehr weiß. Der bekannte Medicus Horſtius erzehlet, wie er mit ſolchen Weibs-Perſonen geredet, welche alle Jahr nach einer St. Veits-Capelle wallfahrten gegangen, allwo ſie ſo lange getantzet, bis ſie Müdigkeit halben niederfallen müſſen. Sonſt wären ſie das gantze Jahr frey davon geweſen, bis die Zeit des May-Monaths herbey genahet, da ſie dann über einigen Schmertzen in den Gliedern geklagt, bis ſie ſich zur gewöhnlichen Zeit wieder zum St. Veits-Feſt aufmachen müſſen. (*) Er aber und andere haben ſich ſonder Zweifel von dieſen Weibs-Perſonen eins aufbinden laſſen, welche nur dergleichen Dinge vorgaben, damit ſie Gelegenheit hätten, einmahl zu faullentzen, und ſich nebſt andern luſtig zu machen.

Am kurtzweiligſten führet ſich Theophraſtus Paracelſus auf, wann er die Urſachen dieſer Tantzſucht beſtimmen will. In einem jeden Menſchen, ſchreibt er, (**) liegen lachende Adern; wann dieſelbe geſchlagen, oder ausgelaſſen werden, ſtoſſet dem Menſchen das Lachen zu, welchem er nicht widerſtehen kan, ſo lange das Blut läuft, und ſo es nicht aufhöret, wird er ſich zu tode lachen.

(*) S. Browns Reiſen loc. ſupra cit.
(**) Happelius loc. cit. pag. 177.

lachen. Solche Adern ſind Urſach an ſolcher Tantz-Kranckheit: Dann ob ſie gleich nicht geöffnet werden, ſo kan es doch kommen, daß der Spiritus, ſo in ihnen enthalten, und durch welchen ſie leben, ſich verändert, oder gerühret wird, daß er aus ſeinem Lauf und Ordnung kommt, alsdann hüpffet er und macht das Blut toben. Er mag ſeine lachende Adern für ſich behalten; Mich wundert nur, warum ſie bey ihm nicht auch übergelaufen ſind, als er dieſes geſchrieben, weil wohl nichts lächerlichers kan erdacht werden.

Bey den alten Römern, wie Aulus Gellius berichtet, (*) war der Gebrauch, daß ſie die Ringe am Finger der lincken Hand trugen, welcher nächſt dem kleinſten iſt, und der Gold-Finger genannt wird. Die Urſach ſoll ſeyn, weil von dem Hertzen eine Nerve bis zu dieſem Finger gehet. Solches haben einige unter den Neuern für bekannt angenommen, und daher von dem Gold-Finger mancherley Fabelwerck erdichtet. Levinus Lemnius (**) hält dafür, derſelbe Finger ſey mit dem Hertzen gantz genau verbunden, aber nicht durch eine Nerve, ſondern Puls-Ader. So man demnach Gold an dieſem Finger trüge, würde dadurch das Hertz ungemein

(*) Noct. Attic. lib. 10. cap. 10.

(**) de Occultis naturæ miraculis. lib. 2, cap. 11.

ungemein geſtärcket. Der Finger ſelbſt würde eben deswegen vom Podagra oder Chiragra nicht angegriffen: Die alten Medici hätten beſonders ihre Artzneyen mit dieſem Finger umgerühret, weil ſie ihm eine groſſe Kraft beygelegt, und geglaubt, es könne ſich kein Gifft daran hängen, welches nicht alſobald zum Hertzen ſtiege. Endlich will er ſelbſt die Probe gemacht, und befunden haben, daß wann er denen in Ohnmacht liegenden dieſen Finger mit Gold und Saffran gerieben, ſie ſich bald wiederum ermuntert.

Was den Urſprung dieſer irrigen Meynungen anlangt, ſo verknüpfte man erſtlich deswegen dieſen Finger der lincken Hand mit dem Hertzen, weil man dafür hielt, das Hertz läge auf der lincken Seite, da es doch mitten im Oberleibe zwiſchen der Lunge angetroffen wird. Wann es auch an dem wäre, daß das Hertz mehr auf der lincken als rechten Seiten läge, ſo haben doch die Anatomici zur Zeit noch keine beſondere Nerve oder Puls-Ader entdecket, die von dem Hertzen bis zu dieſem Finger reichen ſolte; Sie können vielmehr an beyden Händen keinen Unterſcheid mercken, ſondern die Sehnen und Adern, ſo ſich in der einen befinden, treffen ſie auch in der andern an; alſo müſte ſo wohl der Gold-Finger der rechten, als der lincken Hand mit dem Hertzen in einem beſondern Verbindniß ſtehen. Allein die übrigen Finger laſſen ſich hier nicht ausſchlieſſen,

und haben eben dieſelbige Verknüpffung mit dem Hertzen, als der Gold-Finger. Die Einbildung, daß das Gold eine Hertz-ſtärckende Krafft habe, iſt noch lange nicht erwieſen und ausgemacht. Müſte man ſie auch dem Golde zugeſtehen, ſo kan ich doch nicht abſehen, wie es ſelbige ausüben könne, wann es nur einen Finger berühret. Man iſt erſt ſchuldig zu beweiſen und zu erklären, ob und was aus ſolchen feſten Metall, welches auch im Feuer nichts von ſeinem Gewichte verlieret, ausgehe, und dem Hertzen zur Stärckung mitgetheilet werde. Weiter iſt es wider die Erfahrung, daß ſolcher Finger nicht ſolte vom Chiragra angegriffen werden, und auch keine raiſon vorhanden, warum es nicht geſchehen ſolte. Daß die alten Medici damit ihre Artzneyen umgerühret, thut nichts zur Sache: Sie waren deswegen nur, eben wie Lemnius mit einem falſchen Wahn eingenommen. Wann endlich Lemnius die in Ohnmacht liegende wieder zu recht gebracht, indem er ihren Goldfinger der lincken Hand mit Gold und Saffran gerieben, ſo hat gewiß dieſes Mittel nichts dazu beygetragen, ſondern die Ohnmacht würde vorüber gegangen ſeyn, wann er auch das reiben unterlaßen hätte. In dieſem Stück kan man ſich ſehr betriegen, wann man die auf den Gebrauch der Artzney erfolgte Geſundheit, alſo fort der Artzney zuſchreibet. Ubrigens iſt es auch nicht einmahl richtig, daß die Römer ihre Ringe darum an dieſen Finger getra-

gen, weil er ſo genau mit dem Hertzen verbunden ſeyn ſoll. Macrobius gibt davon gantz andere Urſachen an. (*) Erſtlich, ſpricht er, ſey bey ihnen gebräuchlich geweſen, die Ringe ſo wohl an die rechte als lincke Hand zu ſtecken. Nachdem aber die Ringe immer koſtbarer gemacht, und Edelgeſteine mit eingegrabener Arbeit darein geſetzet worden, ſo hätte man angefangen, ſie allein an der lincken Hand zu tragen, weil dieſe nicht ſo ſehr gebraucht wird, als die rechte, und deßwegen daran die Ringe beſſer verwahret waren. Warum ſie aber dazu den Goldfinger erwehlet, davon gibt er folgende gantz vernünfftige Urſachen. Der Daum, fähret er fort, wird gar zu offt gebraucht, und zwar mit einem jeden der andern Finger. Der folgende Finger war ihnen zu bloß, und wird von dem Daumen kaum biß ans andere Glied bedecket, darum wolten ſie ihm dieſe Koſtbarkeit nicht anvertrauen. Den mitteln Finger hielten ſie zu groß, und den kleinen zu klein für die Ringe. Alſo fiel die Wahl auf den Gold Finger, weil er unter allen am wenigſten gebraucht wird, und zu beyden Seiten von andern Fingern bedeckt, inſonderheit aber auch ſo beſchaffen iſt, daß man ihn nicht leicht allein ausſtrecken kan, ſondern einen von den beyden Fingern, die daneben ſind, dazu nehmen muß.

Dies

(*) Saturnal. lib. 7. cap. 13.

Dies iſt meines Erachtens weit vernünftiger, als wenn man in dem Goldfinger Sehnen oder Puls-Adern ſuchet, die doch darin nicht zu finden ſind.

Eine wunderbahre Geſchichte, oder vielmehr Legende, verdienet hier auch einen Platz. Der Heilige Goar kam zum Biſchof von Trier, der ein gottloſer Mann war, woran ſich doch dieſer Heilige nicht kehrte, ſondern dreiſte zu ihm in ſeine Wohnung ging. Als er aber in dem Gemach keine Gelegenheit fand, ſeine Kappe hinzulegen oder zu hangen, ſo hing er dieſelbige an die in das Gemach fallende Sonnen-Strahlen auf, woſelbſt ſie ſo lange hängen blieb, bis der Biſchof ſolches Wunder mit ſeinen Augen ſahe. Eben ſo macht es der Straßburgiſche Biſchof Florentius, als er zum Könige der Francken Dagoberto kam, und ſeinen Mantel nirgends zu laſſen wuſte. (*) Ich begehre dieſe Kappe und Mantel nicht auszuklopffen, weil ſie ſonſt augenblicklich herab fallen dürften.

Den Beſchluß ſoll endlich das Heimweh machen. Man verſtehet dadurch ein beſonders Verlangen nach dem Vaterland, wornach ſich mancher heftig ſehnet, und darüber wohl gar in eine Kranckheit verfällt. Man gibt den Schweitzern, und vornemlich denen aus dem Canton Bern, Schuld, daß ihnen für andern ſolche Sehnſucht ankommen ſoll. So will man

(*) S. Majoli Dies Canicul. Tom. 1. Colloq. 1. pag. 3.

auch bemerckt haben, daß wann die alte Soldaten unter der Frantzöſiſchen Schweitzer Garde, ihren neuangekommenen Lands-Leuten, um ihrer damit zu ſpotten, ein gewiſſes in der Schweitz gebräuchliches Lied, der Kühe-Reihen genant, vorgeſungen, dadurch bey den jungen Schweitzern das Heimweh erreget worden. Daher auch die Officiers genöthiget worden, ſolches Lied bey ſcharfer Strafe zu verbieten.(*) Denenjenigen, welche immer zu Hauſe geweſen, thut es Anfangs ſehr bange, wann ſie ihr Vaterland verlaſſen ſollen, inſonderheit, wann es ihnen anderswo nicht zum beſten gefallen will. Demnach iſt kein Wunder, wann die junge Schweitzer, die erſt von Hauſe kommen, ſich wieder dahin ſehnen, zumahl ſo ſie von den andern, wie wir gehöret haben, ſpöttlich tractiret werden. Dis dürfte wohl einem jeden begegnen, und es läſt ſich daher nicht behaupten, als würden die Schweitzer für andern vom Heimweh geplaget. Das Verbot der Officiers iſt auch vermuthlich nicht in der Abſicht geſchehen, damit den jungen Soldaten nicht das Heimweh ankommen ſolle, ſondern damit Händel und Schlägerey verhütet würden. Ubrigens hat man auch das Heimweh nicht für ein beſonders Ubel oder Kranckheit zu halten, als wofür es einige ausgeben; Sondern es gehört unter die menſchliche

(*) D. Albrecht de Effectibus Muſices in corpus animatum. §. 299.

liche Affecten, und kan auch wohl, wann es gar zu hefftig iſt, Kranckheiten erwecken.

Nachdem ich ſolchergeſtalt eine ziemlich weite Reiſe durch das Reich des Aberglaubens zurückgeleget, und faſt alle Winckel deſſelben durchkrochen, ſo iſt mir endlich darüber auch das Heimweh ankommen. Eine kleine Neben Reiſe iſt noch übrig, auf welcher die Sympathie und Antipathie wird zu beſchauen ſeyn, die aber unter göttlichem Beyſtand auch bald ſoll kommen zum gewünſchten

E N D E.

Erinnerung an den Leſer.

HJemit wären die in der Vorrede zum erſten Bande ſpecificirte Materien abſolvirt und zu Ende gebracht. Weil aber die daſelbſt verſprochene Abhandlung

vom Magnetiſmo der Cörper / oder der Sympathie und Antipathie, noch rückſtändig iſt / als gedencke ſelbige künftig vorzunehmen. Indeſſen iſt beliebt worden / den Titul des Schau-Platzes bey zu behalten, es ſollen auch die Stücke in der Ordnung fortlaufen. Man wird noch 4 Stücke liefern, daß in allen 24 Stücke, oder 3 Bände werden. Zum Beſchluß des letzten Stücks ſoll ein Anhang erfolgen / welcher denen ausgelaſſenen und doch hieher gehörigen Materien gewidmet iſt / auch einige Zuſätze und Verbeſſerungen enthalten wird.

Schau-Platz
Vieler
Ungereimten Meynungen
und Erzehlungen:
Worauf die unter dem Titul
Der MAGIÆ
NATURALIS
So hoch geprieſene
Wiſſenſchafften und Künſte,
Von dem Geſtirn und deſſen Influentz,
Von den Geiſtern/ ihren Erſcheinungen
und Würckungen,
Von andern natürlichen Dingen/ ihren
geheimen Kräfften und Eigenſchafften:
Jngleichen
Die mancherley Arten der Wahrſagerey/
und viele andere fabelhaffte, abergläubiſche und
ungegründete Dinge mehr,
Vorgeſtellet, geprüfet und entdecket werden.
Zur Beförderung der Wahrheit,
Wie auch
zum Unterricht und Warnung
Sich für thörichten Einbildungen und Betrug zu hüten:
eröffnet Von

THARSANDERN.

XXI. Stück.

Berlin und Leipzig,
Zu finden bey Ambroſius Haude, 1740.

Inhalt.

Von der Sympathie und Antipathie.

Cap. 1. Was Sympathie und Antipathie, und wie vielerley ſie ſey.
Cap. 2. Von der moraliſchen Sympathie und Antipathie.
Cap. 3. Von der Sympathie und Antipathie des Obern und Untern.
Cap. 4. Von der Signatur der Dinge.
Cap. 5. Von der natürlichen Sympathie und Antipathie.

Von der Sympathie und Antipathie.

Das 1. Capitel.

Was Sympathie und Antipathie, und wie vielerley ſie ſey.

Es fällt ſchwer, eine recht deutliche und vollſtändige Beſchreibung von der Sympathie und Antipathie zu geben, nicht allein darum, weil ſolche Wörter von verſchiedenen Dingen gebraucht werden; ſondern auch, weil die Sachen ſelbſt, die man damit anzeigen will, wegen der dabey vorkommenden verborgenen Eigenſchafften, ziemlich dunckel und ungewiß ſind. Indeſſen will ich doch bemühet ſeyn, ſie, ſo viel als möglich iſt, deutlich zu machen.

Das Wort Sympathie bedeutet eigentlich eine Mitleidenſchafft, die man insgemein durch eine, aus der Aehnlichkeit oder Ubereinſtimmung gewiſſer natürlichen Eigenſchafften, entſtehende innerliche Bewegung, Liebe oder Zuneigung eines Dinges gegen das andere erkläret, wodurch

zuwege gebracht wird, daß ſolche Dinge ſich miteinander zu vereinigen ſuchen, gern beyeinander ſtehen, und ſich zuſammen wohl vertragen. Die Antipathie aber zeiget eine natürliche Widerwärtigkeit oder Feindſchafft an, die zwey Dinge wegen widriger Eigenſchafften gegen einander haben, deswegen aus einem natürlichen Abſcheu einander fliehen, und nicht wohl zuſammen ſtehen, ſondern eins des andern Untergang verurſachet. Hieraus läßt ſich abnehmen, wie die Sympathie und Antipathie bey vielen Dingen ſtatt finde.

Man bemerckt vors erſte eine **moraliſche** Sympathie und Antipathie, welche allein den Menſchen als vernünftigen Creaturen zukommen. Man muß aber ſolche Sympathie und Antipathie mit der Liebe und dem Haß nicht gäntzlich für einerley halten. Die Sympathie und die Liebe kommen zwar in ſo weit überein, daß ſich bey beyden eine Zuneigung gegen einen andern findet: Allein die Liebe gründet ſich auf die Vollkommenheit desjenigen, worauf ſie gerichtet iſt, und ſchöpffet daraus ein Vergnügen; Die Sympathie aber gründet ſich vornehmlich auf eine Gleichförmigkeit der Gemüther, Gleichheit des Standes, der Studien, und was dergleichen mehr iſt, welches machet, daß Leute ſich einander wohl leiden können, und gern miteinander umgehen. Der Haß entſtehet aus einer würcklichen, oder wenigſtens eingebildeten und noch zu vermuthenden Beleidigung, und findet auch ſtatt zwiſchen Leuten,

die

die ſonſt wegen einiger Gleichförmigkeit der Gemüther, des Standes u. ſ. w. eine Sympathie miteinander haben: Die Antipathie hingegen hat nicht eine Beleidigung zum Grunde, ſondern eine Ungleichheit des Naturells, des Standes u. ſ. w. welche zum öftern verurſachet, daß was dem einen wohlgefällt, dem andern mißfällt, was der eine lobet, der andere tadelt, daher ſolche Leute einander nicht wohl leiden können. Nun gehöret zwar die moraliſche Sympathie und Antipathie eigentlich nicht hieher: Weil aber doch dabey viele Vorurtheile im Schwange gehen, ſo will davon im folgenden Capitel das nöthige beybringen.

Man redet weiter von einer himmliſchen Sympathie des Obern und Untern, und verſtehet dadurch eine Ubereinſtimmung und Freundſchafft des Himmels, der Sternen und Planeten mit den Menſchen, Thieren, Bäumen und Pflantzen, Metallen und Mineralien, inſonderheit aber den Edelgeſteinen. Ob nun gleich ſolche Sympathie in unſerm Schau-Platz hin und wieder berühret worden, ſo will doch in folgenden davon ausführlich handeln.

Noch iſt die eigentlich ſo genannte natürliche Sympathie und Antipathie übrig, welche Menſchen und Thiere, Bäume, Pflantzen, Mineralien und andere Dinge mit und unter einander haben. Dieſe werden das vornehmſte Stück unſer Betrachtung ſeyn.

Das eintzige finde nur noch nöthig zu erinnern, wie bey allen Arten der Sympathie und Antipathie gemeiniglich die verborgene Eigenſchafften mit ins Spiel gemenget, das iſt, die Urſachen davon für verborgen und unbekannt angeſehen werden. Hierauf muß man wohl acht haben, indem alles auf die verborgene Eigenſchafften ankommt. Wann man von einer Sache hinlängliche Urſach und Raiſon geben kan, ſo iſt nicht nöthig, es einer Sympathie oder Antipathie zuzuſchreiben, ſondern man hat ſie für gantz natürlich zu erkennen. Unſere gantze Abhandlung wird demnach darauf hinaus lauffen, theils daß man die wahre Urſachen vieler wunderbaren Begebenheiten entdecket, theils ſolche Begebenheiten mit guten Gründen für ungereimt und erdichtet erkläret, und damit das gantze ſympathetiſche und antipathetiſche Gebäude, ingleichen die Magiam Naturalem, welche größten Theils darauf beruhet, übern Hauffen wirft.

Das 2. Capitel.

Von der moraliſchen Sympathie und Antipathie.

Die moraliſche Sympathie iſt die Zuneigung eines Menſchen zu dem andern, da einer dem andern wohl gewogen iſt, ohne daß man die Urſach ſolcher Zuneigung und Wohlgewogenheit weiß. Die moraliſche Antipathie hingegen

hingegen beſtehet darin, daß ein Menſch dem andern zuwider iſt, und ihn nicht leiden kan, ob er gleich nicht weiß, woher ſolches komme.

Es begibt ſich zum öftern, daß wir einem Menſchen, den wir auch nur zum erſtenmahl ſehen, alſobald gut und gewogen ſind, oder einen Abſcheu für demſelbigen empfinden, und ihn nicht wohl leiden mögen: Man urtheilet deswegen, es geſchehe aus geheimen und unbekannten Urſachen. Wann wir aber hievon die wahre Urſachen beybringen werden, ſo muß die moraliſche Sympathie und Antipathie von ſelbſt wegfallen.

Man darf ſich anfänglich nicht wundern, wann man einem Menſchen die Gewogenheit zuwirft, den man etwa nur zum erſtenmahl ſiehet und ſpricht. Dann es rühret dieſe plötzliche Gewogenheit daher, daß man an ſelbigem etwas bemercket, ſo einem anſtändig iſt. Man verfällt entweder auf ſeine Geſichtsbildung, und wird ihm darum gewogen, weil man dieſelbe für redlich hält, ob man gleich nicht einmahl die Kennzeichen eines redlichen Geſichts weiß, und deutlich angeben kan: Oder man findet Belieben an ſeinen Reden, weil ſie mit unſern Sentiments vollkommen übereinſtimmen, oder ſonſt artig und beſcheiden eingerichtet ſind. Auch die Geberden, ingleichen ein höfliches und dienſtfertiges Weſen, ſo man an ihm wahrnimmt, ſind vermögend, uns zur Gewogenheit gegen ihn zu ziehen. Ja es finden ſich noch andere Umſtände mehr, woraus wir eine Gleichförmigkeit des

Gemüths mit dem unſern ſchlieſſen, und ihm deswegen unſere Zuneigung zuwenden. Nur geben die wenigſten Menſchen acht darauf, oder unterſuchen mit Fleiß, ſind auch zum Theil nicht einmahl geſchickt dazu, woher ſolche Zuneigung entſtanden ſey, und daher ſind ſie bald bereit, ſie unbekannten Urſachen zuzuſchreiben, und daraus eine Sympathie zu machen. Daß es aber für keine Sympathie zu halten, iſt daraus Sonnen klar, weil dergleichen plötzliche Gewogenheit ſelten beſtändig iſt. Dann wann man ſolchen Menſchen erſt recht kennen lernet, nimmt ſie vielfältig plötzlich wieder ein Ende, oder wird gar in eine Antipathie verwandelt. Die Menſchen können ſich ungemein verſtellen, aber ihre Verſtellung entdecket ſich mit der Zeit, da man ſich dann betrogen findet, und Urſach hat, denjenigen zu verabſcheuen, welchem man anfänglich ſo gewogen war. Ich glaube, jedermann werde hievon durch die Erfahrung überzeugt ſeyn, daher es keines weitern Beweiſes braucht. Auf den Fall aber, wann die Gewogenheit beſtändig bleibt, und noch eher zu- als abnimmt, ſo ſind die bereits angeführte Urſachen hinlänglich, dieſelbige zu erhalten. Alſo findet hier nicht füglich der Nahme einer Sympathie ſtatt: Dann wo Urſachen vorhanden, da muß man nicht von einer Sympathie ſchwatzen. Daß aber den meiſten Menſchen dieſe Urſachen unbekannt ſind, iſt nur eine Unwiſſenheit, und keine Sympathie, indem andere, welche der Sache beſſer nachdenken, ſie leicht entdecken.

Hieraus

Hieraus iſt zugleich abzunehmen, was von dem Vorgeben zu halten, wann einige durch natürliche Mittel eine Liebe und Freundſchafft zwiſchen 2 Perſonen wollen zuwege bringen. Ich habe ſchon im 51 Abſchnitt dieſes Schau-Platzes (*) aus denen geheimen Unterredungen von Magia Naturali ein dergleichen Kunſtſtück beygebracht, wovon hier noch zu gedencken, daß der Autor prahlt, es könten dadurch 2 groſſe Feinde nicht allein zu Freunden gemacht, ſondern auch alſo verſöhnet werden, daß einer ohne den andern nicht leben mögte. Eben dieſe Unterredungen (**) melden von einem Spanier, welcher eine Art von Toback alſo zuzurichten gewuſt, daß jedweder, der davon etwas genommen und gebraucht, ihm gut und gewogen ſeyn müſſen. Vermuthlich hat dieſer Spanier nach Art der Marktſchreyer ſolches vorgegeben; ob aber die Würkung darauf erfolgt? iſt eine andere Frage. Man lehret auch ein Sigillum Veneris unter einer guten Influentz dieſes Planeten zu machen, welches zwiſchen Mann und Weib, auch andern Perſonen beyderley Geſchlechts, groſſe Liebe und Freundſchafft erwecken und erhalten ſoll. Dergleichen ſoll auch die weiſſe Lilien-Wurtzel zuwege bringen, wann ſie in der Conjunction der Venus und des Monds, im Zeichen des Stiers oder der Wage geſammlet, und bey ſich getragen wird. (***) Wir dürf-

(*) Tom. 2. pag. 659.
(**) pag. 123.
(***) S. die Curieuſe Wiſſenſchafften. 8ten Theil. Cap. 2. §. 19.

ſen hiebey nur dis eintzige merken, daß es bey der Liebe und Gewogenheit auf die Gleichförmigkeit der Gemüther, der Sitten, des Geſchmacks u. ſ. w. ankomme, welche Dinge ſich unmöglich durch natürliche Mittel laſſen zuwege bringen. Das Urtheil eines Menſchen von des andern guten Eigenſchafften, erwecket eigentlich die Zuneigung gegen ihn, weswegen nicht abzuſehen iſt, wie durch Artzneyen und natürliche Mittel jemand zu ſolchem geneigten Urtheil ſolte können diſponirt werden. Mit einem Wort zu ſagen, die phyſiſche Mittel haben bey der moraliſchen Sympathie nichts zu ſchaffen.

Nun folgt die moraliſche Antipathie. Mannigmahl iſt uns ein Menſch zuwider, ohne daß wir zu ſagen wiſſen warum. Dahin zielen die bekannten Verſe des Martialis:

Non amo te Voluſi, nec poſſum dicere, quare:
Hoc tantum poſſum dicere, non amo te.

Voluſi dich lieb ich nicht, doch warum kan ich nicht ſagen:
Nur dis weiß ich, daß ich kan keine Liebe zu dir tragen.

Man darf aber nicht lange fragen, woher es komme, daß uns jemand auch wohl beym erſten Anblick zuwider iſt? Dann ſolches rühret daher, weil man entweder in ſeinem Geſichte etwas bemerket, ſo einem nicht anſtändig iſt, und ihn wegen ſeiner Geſichtsbildung für einen tückiſchen und laſterhafften Menſchen hält. Das

wollen

wollen die gemeine Redens-Arten ſagen, der Menſch ſiehet liederlich, tückiſch, verhurt u. ſ. w. aus. Oder ſeine Geberden, Reden und andere Aufführung ſind ſchuld daran, daß wir ihn für einen ſolchen halten, der nicht nach unſerm Sinn iſt; Woraus dann nothwendig ein Haß oder Widerwille gegen ihn entſtehen muß. Auch dieſes verdienet eigentlich nicht den Nahmen der Antipathie. Man kan ſich in ſeinem Urtheil von der Geſichtsbildung eines Menſchen ſehr leicht irren, weil die deshalb in der Phyſiognomie angegebene Kennzeichen zum öftern falſch und betrieglich ſind, wie aus dem 36 Abſchnitt von der Phyſiognomie mit mehrerm erhellet. Darum begibt ſichs auch vielfältig, daß, wann man ſolchen Menſchen, den man bloß aus dem Geſichte beurtheilet hat, erſt recht kennen lernet, man ihn gantz anders befindet, und an ſtatt des Haſſes eine Gewogenheit zu ihm trägt. Deswegen kan es ja keine Antipathie geweſen ſeyn, als welche nicht leicht in eine Sympathie verändert wird.

Iſt aber die Antipathie gegen einen Menſchen beſtändig, ſo hat ſie auch ihre gewiſſe Urſachen, nemlich die Ungleichheit des Standes, Naturells, der Studien, des Geſchmacks, und dergleichen mehr. Weswegen es auch in eigentlichem Verſtande nicht eine Antipathie heiſſen mag.

Die Erfahrung lehret, daß alte und junge Leute, luſtige und traurige, geitzige und verſchwende-

ſchwenderiſche u. ſ. w. ſich nicht wohl miteinander betragen. Davon redet Horatius: (*)

Oderunt hilarem triſtes, triſtemque jocoſi:
Sedatum celeres, agilem gnavumque remiſſi.
Potores bibuli media de nocte falerni
Oderunt porrecta negantem pocula.

Dis läßt ſich auch nicht eine Antipathie nennen, weil die offenbare Ungleichheit daran ſchuld iſt.

Man legt gar gantzen Nationen eine natürliche Antipathie unter einander bey. Davon ſchreibt Berkenmeyer: (**) Eine merkliche Antipathie ſpühret man zwiſchen denen Perſianern und Türken, eben als wie zwiſchen denen Japonenſern und Chineſern, den Armeniern und Neſtorianern, Arabern und Abyßinern, Moſcowitern und Tartarn: In Europa zwiſchen Dänen und Schweden, Frantzoſen und Spaniern: In America aber zwiſchen den Völkern Hirons und Iroquois. Hier wird das Wort Antipathie abermahls gemißbrauchet, weil die Urſachen ſattſam bekannt ſind, warum obgedachte Nationen ſich nicht wohl miteinander vertragen können. Zum Theil kömmt es von den unterſchiedenen Sitten und Gewohnheiten her. Ein groſſes trägt auch bey, daß faſt ein jeder durch einen kleinen Ehrgeitz getrieben, ſeine Nation für die klügſte, und derſelben Sitten für die beſten hält. Aus ſolchem Vorurtheil kommt es, daß, wann 2 Per-

(*) In Epiſt. lib. 1. Epiſt. 18.
(**) Im Curieuſen Antiquario, Tom. 2. pag. 110.

2 Perſonen von verſchiedenen Nationen zuſammen kommen, ſie deswegen in ihrem Urtheil nicht leicht miteinander einſtimmig ſind. Die Haupt-Urſach aber, warum obgemeldte Nationen einander ſo zuwider ſind, iſt darin zu ſuchen, daß, da z. E. die Perſianer und Türken miteinander grentzen, ſich zwiſchen ihnen zum öftern ein Krieg entſpinnet. Sie ſind in ihren Abſichten voneinander weit unterſchieden, und liegen einander oft in den Haaren, indem einer des andern Macht gern geſchwächet ſähe, damit man ſich für einander nicht ſo ſehr zu fürchten habe. So ſind die Regenten dieſer Völcker geſinnet, und die Unterthanen folgen ihnen darinnen nach, woraus nothwendig ein Haß und Widerwillen zwiſchen ihnen entſtehen muß. Wolte man ſolches eine Antipathie nennen, ſo müſte man dergleichen zwiſchen allen kriegenden Partheyen zugeben. Allein ſolchergeſtalt vermengt man die Antipathie mit dem Haß und der Feindſchafft, die eine vorhergegangene Beleidigung zum Grunde haben, jedoch wieder aufhören, ſo bald man eine Gnugthuung für die Beleidigung empfangen. Wir werden auch in der That gewahr, daß ſo bald 2 Nationen, zwiſchen welchen man eine natürliche Antipathie dichtet, Friede machen, ihr Haß ſich wenigſtens eine Zeitlang legt. Wir haben deſſen ein merkwürdiges Exempel an den Frantzoſen und Spaniern, unter welchen ſchon ſeit geraumer Zeit ein faſt unverſöhnlicher Haß obgewaltet hat. Nachdem aber nunmehro ein Frantzöſiſcher Printz den Spani-

ſchen

ſchen Thron beſtiegen, ſo iſt ihre Antipathie gleichſam aus der Welt verſchwunden, und beyde Nationen leben jetzt in einer guten Harmonie. Als auch der jetzige König von Spanien aus Frantzöſiſchem Geblüte ſich des Spaniſchen Throns anzumaſſen anfing, fielen ihm die Spanier häufig zu, und faſt noch mehr als dem rechtmäßigen Könige Carolo aus dem Hauſe Oeſterreich. Welches meines Erachtens nicht würde geſchehen ſeyn, wann ſich zwiſchen den Frantzoſen und Spaniern eine natürliche Antipathie finden ſolte. Wir wiſſen demnach die Urſachen der Feindſchafft zwiſchen verſchiedenen Nationen, und können deswegen den Nahmen der Antipathie, in dem Verſtande, wie er eigentlich pflegt genommen zu werden, gäntzlich entbehren.

Indeſſen will man doch von der moraliſchen Sympathie und Antipathie eine zum Theil verborgene Urſach angeben, damit man dieſelbige rette. Gleichwie, heißt es, einige Planeten einander ſehr gleich ſeynd, und ſich lieben; hingegen aber etliche einander zuwider ſind, und ſich haſſen: Alſo ſind auch diejenigen Leute, welche in ihrem Horoſcopo, oder zum Domino Horoſcopi, oder Genituræ, einerley, oder ſolche Planeten haben, die einander lieben, einander angenehm, und vertragen ſich wohl zuſammen: Diejenigen aber, ſo in gedachten Orten ihrer Nativität contraire Planeten haben, ſind einander in allen Stücken feind und zuwider. (*) Wann

(*) S. den 8ten Theil der curieuſ. Wiſſenſchafften. Cap. 2. §. 12.

Wann man uns doch deutlich erklärte, worin die Liebe und Haß der Planeten untereinander beſtehe, ſo könten wir urtheilen, was davon zu halten ſey. Aber das zu thun, iſt man nicht im Stande, folglich hat es ſchlechte Wahrſcheinlichkeit, daß ſie den Menſchen bey ihrer Geburt eine Sympathie oder Antipathie gegen einander eindrücken ſolten. Wer ſich auch die Mühe nehmen mögte, die Geburts-Stunde zweyer Menſchen, zwiſchen denen ſich eine Sympathie oder Antipathie zeiget, genau zu unterſuchen, der würde ſehr oft finden, daß beyde nicht unter der Herrſchafft derjenigen Planeten gebohren worden, die einen Haß oder Liebe gegen einander haben. Es kömmt überdem ſehr ungereimt heraus, wann man dis Vorgeben auf die Antipathie verſchiedener Nationen appliciren will. Daraus müſte folgen, daß alle von der einen Nation unter dieſem, und alle von der andern Nation unter jenem Planeten gebohren wären, welche beyde Planeten miteinander in Feindſchafft ſtünden. Bedenckt man aber, wie unter einer groſſen Nation bey nahe alle Augenblicke Kinder jung werden, ſo iſt mehr dann zu richtig, daß ſie nicht alle unter der Herrſchafft dieſes feindſeligen Planeten können gebohren ſeyn. Zugeſchweigen, daß der hiebey vorwaltende Einfluß der Planeten gar nicht erweislich iſt, wie in dem folgenden Capitel wird zu vernehmen ſeyn.

Das

Das 3. Capitel.

Von der Sympathie und Antipathie des Obern und Untern.

IN Egypten ſoll ehedem eine Tafel von Smaragd geweſen ſeyn, worauf die Harmonie oder Ubereinſtimmung der gantzen Welt beſchrieben war, welche Tafel aber die Perſer, nachdem ſie unter ihrem Könige Cambyſes Egyptenland bezwungen, mit ſich hinweggenommen. (*) Dis hat Gelegenheit gegeben, dem berufenen Egyptiſchen Weltweiſen Hermes Trismegiſtus eine ſo genannte Tabulam Smaragdinam anzudichten. Solche Tabulam Smaragdinam Hermetis ſoll nach der Sündfluth ein Weib, Nahmens Zara, in dem Thal Hebron, und zwar im Grabe Hermetis gefunden haben: (**) welches, wie jedermann ſiehet, eine handgreifliche Fabel iſt. Indeſſen enthält die Tabula Smaragdina, womit man ſich noch heutigs Tages unter dem Nahmen des Hermes herumträgt, einige unverſtändliche Lehrſätze, die ſonder Zweifel aus der Pythagoriſch-Platoniſchen Schule zu Alexandria entlehnet ſind. Der vornehmſte Satz darunter iſt dieſer: Superius eſt ſicut inferius, & inferius ſicut ſuperius: **Das obere iſt wie das untere, und das untere wie das**

(*) S. Morhofii Polyhiſt. liter. lib. 1. cap. 11. §. 30.
(**) S. Mercklini Præfat. ad Tabulam Smaragdinam Frauendörfferi.

das obere: Da dann durch das Obere der Himmel und die Sterne, durch das Untere aber der Erdboden mit ſeinen darauf befindlichen Geſchöpfſen muß verſtanden werden. Alſo wird damit gezielet auf die Sympathie oder Ubereinſtimmung des Himmels mit den Creaturen des Erdbodens, wovon wir im gegenwartigen Capitel zu reden haben.

Man verſtehet demnach durch die Sympathie des Obern und Untern eine Ubereinſtimmung oder Vereinigung der Dinge auf dem Erdboden mit dem Himmel oder den Sternen, die man ſich folgendergeſtalt vorſtellet. Alle Theile der Welt ſollen ſich gegen einander als Glieder eines Thiers verhalten, welche aneinander hangen, und alſo miteinander verknüpffet ſind, daß eins dem andern ſeine Natur mittheilet und abborget, woraus dann eine freundliche Liebe unter denſelbigen, und aus der Liebe ein angenehmes Herzuziehen entſtehet. Das Band, ſo die Glieder der Welt miteinander verknüpffet, ſey der Welt-Geiſt, welcher durch alle Glieder herumfließt. Der alte Orpheus habe deswegen die Natur der Welt durch Mann und Weib beſchrieben, und damit andeuten wollen, daß die Theile derſelben eine gewiſſe Begierde und Neigung gegen einander hätten, und ſich wie Mann und Weib zu einer Verbindung, und gleichſam ehelichen Beywohnung vereinigten. Solchergeſtalt finde ſich in dem Untern das Obere, und in dem Obern das Untere, indem beyde miteinander in einer genauen Verbindung ſtünden.

Im Himmel wären irdiſche Dinge, jedoch nicht eigentlich, ſondern nur als Urſachen des irdiſchen, und an ſich auf himmliſche Weiſe. Hingegen wären hierunten himmliſche Dinge, aber auf irdiſche Weiſe. Z. E. Im Himmel wären alle Kräuter, Geſteine und Thiere, aber in einer himmliſchen Natur: Auf der Erden wäre eine Sonne und Mond, jene in den Kräutern, die ſich nach der Sonne wenden, dieſer in den Mondſüchtigen, welche die Abwechſelungen des Monds empfinden. (*)

Das gantze an ſich nichts heiſſende Gewäſche kömmt einmahl auf eine zum Theil abgeſchmackte Gleichheit an, die man unter den Welt-Cörpern erdichtet, und daraus eine verborgene Liebe und Zuneigung herleitet, welche machen ſoll, daß die Cörper einer den andern an ſich ziehen. Das vornehmſte aber beruhet auf dem Einfluß der Sterne, die man dabey als eine ausgemachte Sache zum Grunde ſetzt, und es iſt leicht zu erachten, daß man ſich aus allen Kräfften bemühen werde, denſelbigen feſt zu ſetzen. Man ſingt aber immer das alte Lied, und beruft ſich auf ſolche Erfahrungen, die falſch, oder wenigſtens höchſt ungewiß ſind. So ſchreibt z. E. Joh. Nicol. Martius: (**) Niemand wird leugnen, daß der Mond durch ſeine Krafft in die ihm unterworffene Cörper offenbar würke, weil auch den Bauren ſolches bekannt

(*) S. Joh. Bapt. Portæ Mag. Natur. libr. 1. Cap. 9.
(**) De Magia Naturali. Cap. 2. §. 13.

kannt iſt, welche, wann ſie den Saamen von den Wurtzeln, z. E. gelbe oder rothe Rüben, im zunehmenden Mond in die Erde verſcharren, an ſtatt der Wurtzeln faſt nichts als Kräuter von derſelben Art bekommen; Wann ſie aber dieſelben im abnehmenden Mond in die Erde bringen, ſo werden zwar die Wurtzeln gröſſer, aber das Kraut kan ſo ſtarck nicht wachſen. Ja es haben die Medici und Chirurgi obſervirt, daß nicht allein die Haupt-Wunden im vollen Mond, wegen Aufblehung des Gehirns, gefährlicher ſeyn, als im Neumond, wo ſich das Gehirn mehr ſetzet; ſondern auch alle Purgantien einen glücklichern Effect haben im abnehmenden Mond. Was hier angeführet wird, muß zuförderſt erweislich gemacht werden; Dann das bloſſe ſagen: Niemand kan leugnen, will es nicht ausmachen. Die Erfahrung von Ausſtreuung des Rübe-Saamens habe ſchon an einem andern Ort (*) für falſch erkläret; und was die Aufblehung des Gehirns im vollen Mond betrifft, ſo iſt ſie ebenfalls höchſt ungewiß. Die Artzneyverſtändigen haben ja nicht wiſſen können, erſtlich ob die Aufblehung des Gehirns die Heilung der Haupt-Wunden verhindert, noch weniger aber, ob der Mond ſolche Aufblehung verurſacht habe. Eins ſo wohl das andere kan aus andern Urſachen herkommen ſeyn, worauf man nicht genau gnug acht gegeben, ſondern um deſto eher aus der Sache zu kommen,

(*) Tom. I. des Schau-Platzes Cap. 9. pag. 212.

den Mond zu Hülffe genommen. Ich finde nicht nöthig von der Sternen Einfluß mehr Worte zu machen, nachdem ich denſelben im 7. 8 und 9 Abſchnitt dieſes Schau-Platzes zur Gnüge widerlegt habe. Von dem Anziehen der Cörper aber gedencke beſſer unten in einem beſondern Capitel zu handeln, bis dahin der Leſer in Geduld ſtehen wird.

Wir gehen demnach weiter, und wollen die Dinge ſelbſt erzehlen, in welchen ſich die himmliſche Sympathie offenbaren ſoll. Etwas davon iſt ſchon im 8ten Abſchnitt dieſes Schau-Platzes, aus Abrah. von Frankenbergs Gemma Magica berühmt worden. Erſtlich ſoll der Menſch nicht allein mit dem Himmel, ſondern auch mit der gantzen Welt in einer genauen Ubereinſtimmung ſtehen, daher ihm auch der Nahme einer kleinen Welt gegeben wird. Dis Vorgeben habe bereits im 77 Abſchnitt unterſucht, woſelbſt der Länge nach zu leſen iſt, wie ungereimt die Vergleichung zwiſchen der groſſen und kleinen Welt ſey. Weiter redet man von der Sympathie der Planeten mit den Thieren, Kräutern, Metallen und Mineralien, wovon im folgenden Capitel das nöthige wird zu gedenken ſeyn. Man kan aber überhaupt zu allen dieſen Dingen nichts weiter ſagen, als daß man ſie erſt zu beweiſen ſchuldig ſey. So lange das nicht geſchicht, kan man nicht begehren, daß man ſie für bekannt annehme. Was ſonſt noch dawider zu erinnern iſt, habe ſchon im 8ten Abſchnitt beygebracht, daher nicht nöthig iſt, ſolches allhier zu wiederholen.

Wolte

Wolte man ja eine Ubereinſtimmung des Himmliſchen und Irdiſchen, oder auch aller Cörper in der Welt, behaupten, ſo würde ſie, wie der Herr von Leibnitz gar ſchön gezeiget hat, (*) darin beſtehen, daß GOtt nicht allein, bey Verfaſſung des gantzen Welt-Baues, einen jeden Theil deſſelben in Betrachtung gezogen, ſondern auch alle erſchaffene Dinge nach einem jedweden, und ein jedwedes nach allen andern eingerichtet hat. Gleichwie auch der gantze Raum in der Welt angefüllet iſt, und folglich alle Materie an einander hanget, über dieſes auch in dem angefüllten Raume eine jedwede Bewegung ihre Würkung in die entlegenen Cörper, nach Proportion der Weite, dergeſtalt thut, daß ein jeder Cörper nicht allein von denjenigen, welche ihn berühren, afficirt wird, und dasjenige, was ihnen wiederfähret, auf gewiſſe Art empfindet; ſondern auch vermittelſt derſelben auf gewiſſe Manier diejenigen fühlet, welche an die erſten Cörper, wovon er unmittelbar berühret wird, ſtoſſen; So folgt daraus, daß dieſe Communication auf eine jede diſtantz, ſie ſey beſchaffen, wie ſie wolle, ſich erſtrecke. Folglich fühlen alle Cörper dasjenige alles, was in dem gantzen Welt-Gebäude vorgehet, dergeſtalt daß derjenige, welcher alles ſiehet, in einem jedweden alle Veränderungen und Begebenheiten der Welt, und nicht

(*) In Monadologia, §. 57 und 62.

allein die gegenwärtigen, ſondern auch die vergangenen und künftigen würde leſen können; indem er in dem gegenwärtigen dasjenige, welches ſo wohl der Zeit als denen Orten nach entfernet iſt, wahrnimmt. Daher Hippocrates ſagte: συμπνεῖ πάντα: alles ſtimmet miteinander überein.

Die Antipathie des Obern und Untern müſte etwa darin beſtehen, daß da die Planeten ſelbſt einander feind und zuwider ſind, ſie auch eine Antipathie wider diejenige Dinge hegten, welche mit ihren Feinden in einer Sympathie ſtünden. Z. E. Unter die Feinde der Sonnen gehören der Mond und Mercurius: Nun ſoll die Sonne mit dem Golde eine Sympathie haben, folglich müſte ſich zwiſchen dem Mond oder Mercurio und dem Golde eine Antipathie finden: Das Silber und Queckſilber aber, als Freunde des Monds und Mercurii, mit der Sonnen nicht wohl ſtehen. Sind einige Planeten untereinander Feinde, ſo werden ſie dieſe Feindſchafft auch wohl auf die irdiſchen Dinge fortpflantzen, und deswegen müſten Gold und Silber eine Antipathie gegen einander haben, weil ihre Planeten miteinander in Feindſchafft ſtehen. Jedoch ich muß bekennen, daß von ſolcher Antipathie des Obern und Untern bey den Autoribus nichts ſonderliches gefunden habe; auſſer was die Nativität-Steller davon ſchwatzen und vorgeben; Daher auch keine Widerlegung derſelben nöthig iſt; zumahl da von ſelbſt folgt, daß wann die Sympathie ſolcher Dinge nicht kan erwieſen werden,

den, es mit der Antipathie gleichfalls nichts werde zu ſagen haben.

Das 4. Capitel.

Von der Signatur der Dinge.

Die Signatur der Dinge gehöret auch zur Sympathie und Antipathie, weil man aus der Gleichheit und Ungleichheit der cörperlichen Dinge untereinander ſchlieſſet, daß zwiſchen ihnen eine natürliche Harmonie und Freundſchafft, oder Widerwärtigkeit ſey. Sie gehöret auch in gewiſſer Maaſſe zu der Sympathie und Antipathie des Obern und Untern, indem die äuſſerliche Signatur von denen Sternen und deren Auswürkung hergeleitet wird. Wir wollen vernehmen was Theophraſtus Paracelſus davon träumet: Die Sterne, ſchreibt er, (*) ſind die Formen und Gebährmütter aller Kräuter, und ein jeder Stern am Himmel iſt nichts anders, als ein auf geiſtliche und Chaotiſche Weiſe vorgebildetes Kraut, welches denſelbigen auch auf der Erden vorſtellet. Alſo iſt ein jedes Kraut ein irdiſcher Stern, der ſich nach dem Himmel wendet; und ein jeder Stern iſt ein himmliſches Kraut in geiſtlicher Geſtalt, und von den Kräutern, die auf der Erden wachſen, in keinem Dinge, als allein in der Materie unterſchieden. Derohalben verkündigen die Sterne alle bevorſtehende Krankheiten durch ihre Auswürffe

(*) S. Oſwald. Crollium de Signaturis internis rerum, in Præfat. pag. mihi 27.

würffe und Noſtoch: Die himmliſche Kräuter neigen ſich nach der Erden zu denen Kräutern, die von ihnen hervorgebracht ſind: Wer dieſen Grund wohl verſtehet, dem werden alle Conſtellationes und Zuſammenſetzungen der himmliſchen und irdiſchen Kräuter bekannt ſeyn, daß er ſagen kan: Dis iſt ein Rosmarin-Stern, jenes ein Wermuth-Stern &c. Er wird auch bey den irdiſchen Kräutern gewahr werden, daß ſo vielerley Farben ihre Blumen haben, ſie auch ſo mancherley Kräffte und Tugenden beſitzen.

Wiewohl nun dis alles ſehr unverſtändlich iſt, ſo bin ich doch der Meynung, Theophraſtus habe hiemit nichts anders ſagen wollen, als daß gewiſſe Sterne gewiſſen Kräutern ihre Einflüſſe mittheilen, welche darum irdiſche Sterne heiſſen, weil ſie der Sternen Einfluß empfangen, die Sterne ſelbſt aber geiſtliche Kräuter heiſſen, weil aus ihnen die Krafft der Kräuter ausfließt. Solches aber wird nicht allein von den Kräutern geſagt, ſondern auch von den Menſchen, Thieren, Metallen und Mineralien.

Ein ander Autor erklärt dieſe Sache mit gantz andern Worten: (*) Alle Cörper, heißt es, haben innerliche Kräffte und Arten der Bewegungen, die man Formen nennet, mit denenſelben iſt eine elementariſche Compoſition nach beſondern Qualitäten unmittelbar verbun-

(*) S. die geheime Unterred. de Magia Naturali. und zwar Not. 66. pag. 112.

verbunden: Beyde zuſammen ſind eine Subſtantz. Wie nun die Kräffte und Qualitäten der Cörper innerlich verändern, nach denen Temperamenten und ihren unzehlichen Graden, ſo verändern auch die äuſſerliche Figuren, Farben, der Geſchmack, Geruch und Gefühle der Cörper. Das innere Weſen der Kräffte und Elementen heißt der Character, die äuſſerlichen ſinnliche Eigenſchafften ſind das Kennzeichen derſelben: Man nennet auch das erſte die innerliche, das andere die äuſſerliche Signatur. Weil nun die Kräffte in der gantzen cörperlichen Natur einander conform ſind, ſo geben die Revolutiones des Himmels in ſeinen Cörpern und in ſeinem Lichte Zeichen von denen Kräfften der Cörper, und ihrem Lichte. Quodlibet corpus cœlum ſuum in ſe habet, ſagten die alten Phyſici. Was ſoll nun das heiſſen? Ich weiß es in Wahrheit nicht, es wäre dann, daß man damit die Bewegungen und das Licht der Sterne zu Urhebern der Kräffte in den irdiſchen Dingen machen wolte; welches mit dem vorigen auf eins hinaus zu lauffen ſcheint.

Bey der Sache ſelbſt fällt die Haupt-Frage vor, was nemlich die irdiſche und himmliſche Dinge für einen Caracter haben, woraus man ihre Ubereinſtimmung miteinander erkennen kan? Dieſe Frage haben die Liebhaber der Signatur nicht gnugſam beantwortet, und es läßt ſich auch anſehen, als wann ſie es zu thun nicht im Stande

wären. Wir wollen ſie indeſſen doch anhören, und von der Signatur des Menſchen den Anfang machen.

In dem 77 Capitel dieſes Schau-Platzes haben wir vernommen, wie gewiſſe Glieder des Menſchen mit den Planeten ſollen überein kommen; als Saturnus mit der Miltz, Jupiter mit der Leber, Mars mit der Galle, die Sonne mit dem Hertzen, Venus mit den Nieren und Geburts-Gliedern, Mercurius mit der Lunge, und der Mond mit dem Gehirn. Frägt man aber nach dem Grunde, oder denen Kennzeichen, woraus ſich ſolche Ubereinſtimmung abnehmen läßt; ſo bekömmt man nichts als falſche und ungewiſſe Dinge zur Antwort. Z. E. Saturnus, heißt es, iſt ein trauriger und ſauertöpffiſcher Planet, und weil dergleichen trauriges und melancholiſches Weſen aus der Miltz entſtehet, ſo muß ja die Miltz des Saturni Signatur haben. Mars iſt ein zorniger Planet, und weil man den Zorn bey dem Menſchen aus der Galle herleitet, ſo muß ſie nothwendig mit dem Planeten Mars übereinkommen. Venus iſt eine Vorſteherin der Liebes-Werke und der Zeugung, alſo werden ihr billig die Geburts-Glieder zugeeignet. Hier müſte man die Caracteres angeben, welche ſich an der Miltz, Galle und den Nieren befinden, und woraus man ſchlieſſen könte, daß dieſe Glieder mit den Planeten Saturnus, Mars und Venus überein kommen. Man erwege ihre Geſtalt, Farbe, Geruch u. ſ. w. ſo läßt ſich nicht das geringſte wahrnehmen, woraus ihre Ubereinſtimmung mit

vorgedachten Planeten ſich offenbare. Darum findet hier keine äuſſerliche Signatur ſtatt, ſondern es muß allein auf die innerliche ankommen, welche von der Krafft und Würkung dieſer Glieder hergenommen iſt. Aber auch damit iſt die Sache noch lange nicht ausgemacht; ſondern wo die Lunge, Galle und Nieren die Signatur des Saturnus, Mars und der Venus haben ſollen, ſo muß man erſt beweiſen, daß Saturnus ein ſauertöpffiſcher und melancholiſcher, Mars ein zorniger, und die Venus ein Liebes-Planete ſey. Woher wiſſen die Stern-Propheten ſolches? Ich möchte es gern einmahl von ihnen hören. Man hat dieſe Grillen ſchon ſeit vielen 100 Jahren für bekannt angenommen, aber indeſſen iſt noch keiner aufgeſtanden, der ſie mit der allergeringſten Wahrſcheinlichkeit erwieſen hätte. Wir ſehen einen röthlichen Stern am Himmel, den man Mars nennet. Wem ſolte dabey wohl einfallen, daß er ein zorniger und feuriger Planet ſey? Vielleicht zeigt ſeine feurige Geſtalt ſein zorniges Weſen an, weil Leute, wann ſie der Zorn eingenommen hat, im Geſichte auch roth ausſehen. Klingt das nicht recht lächerlich?

Ich wolte mit gleichem Recht behaupten, Mars habe ſich ſtets in Wein beſoffen, weil wir die rothe Farbe auch an den Leuten bemerken, die den Wein zu häuffig eingegoſſen. Saturnus iſt ein blaſſer Planet, darum muß er von traurigem Weſen ſeyn, dann die bleiche Farbe iſt bey den Menſchen eine Anzeige der Traurigkeit. Ich wolte gleichergeſtalt den Saturnus zu einem ſehr

gelehrten Planeten machen. Dann weil diejenigen, ſo viel ſtudiren, gemeiniglich eine blaſſe Farbe haben, ſo lieſſe ſich daraus ſchlieſſen, Saturnus habe auch fleißig ſtudirt, und ſey der gelehrteſte unter allen Planeten. So herrlich lauten die Schlüſſe, welche von der Gleichheit und Ungleichheit der Dinge hergenommen werden, und woraus das gantze Gebäude der Signatur zuſammen geflicket iſt. Ich mögte auch gern wiſſen, warum man die Venus zu einer Vorſteherin der Liebs-Werke macht. So viel weiß ich wohl, daß die abergläubiſche Heyden es ohne allen Beweis geglaubet haben: Chriſten aber ſolten ſich ſchämen, ihnen ſolche thörichte Dinge nachzubeten.

Wir gehen weiter zur Signatur der Thiere. Da erzehlet man uns, welche Thiere Solariſche, Jovialiſche, Martialiſche u. ſ. w. ſind. Die Solariſchen Thiere ſind behertzt, tapffer, großmüthig und hoffärtig, als der Löwe, das Pferd, der Adler, Hahn und Wallfiſch. Zu den Saturniniſchen gehören die, welche des Nachts herum vagiren, und ſich in Löcher verkriechen. Z. E. die Camele, Bären, Schweine, Wölfe, Katzen, Raben Nacht-Eulen, Kröten, Fliegen und Käfer. Dem ſanftmüthigen Jupiter ſtehen alle ſanftmüthige Thiere zu, welche den Menſchen zu vielfältigem Gebrauch und Nutzen dienen, als die Elephanten, Ochſen, Hirſche, Schaafe, Adler, Pfauen, Störche, Tauben und Lerchen. Der wilde und räuberiſche Mars beſitzet alle Thiere mit Klauen und krummen Schnäbeln, nemlich die Löwen,

Pferde,

Pferde, Maul-Eſel, wilde Schweine, Wölfe, Habichte und Hähne. Venus beherrſchet die wollüſtigen, freundlichen und ſanftmüthigen Thiere, als da ſind Ziegen, Caninichen, Phaſanen, Schwanen, Rebhüner und Tauben. Die Mercurialiſchen Thiere ſind, wie ihr Vorſteher, ſinnreich, verſchlagen, geſchwätzig und künſtlich, als die Affen, Hunde, Katzen, Füchſe, Schlangen, Papagoyen, Hänflinge, Schwalben, Bienen und Ameiſen. Der feuchte Mond regieret ſolche Thiere, welche das Waſſer und feuchte Oerter lieben, und wegen ihrer Feuchtigkeit furchtſam und langſam ſind. Z. E. die Schweine, Haaſen, Schwäne, Gänſe, Enten, Nachtigallen, Nacht-Eulen und der Guckguck. Zum Beſchluß wird noch erinnert, daß manches Thier wegen ſeiner unterſchiedenen Qualitäten mehr als einem Planeten zugeeignet wird. (*)

Da haben wir ein gantzes Regiſter eitler Träume, denen es allenthalben an Beweis fehlet. Man kan ja nicht ſagen, noch weniger beweiſen, warum die Sonne ein großmüthiger und behertzter, Jupiter ein ſanftmüthiger, Mercurius ein geſchwätziger und künſtlicher rc. Planet seyn ſoll. Man irret auch ſehr in den Eigenſchafften der Thiere. Der Löwe wird für behertzt ausgeſchrien; ob es mit Recht geſchehen, davon mag man nachleſen, was ich an einem andern Ort (**) erinnert habe. Wie behertzt und tapffer auch ſonſt die

(*) S. die Curieuſe Wiſſenſchafften. 8 Theil. Cap. 3. §. 2. ſeq.

(**) Tom. I. dieſes Schau-Platzes. pag. 156.

die Löwen geachtet worden, ſo ſolte man doch von ihnen bald gantz anders urtheilen, da man uns berichtet, welchergeſtalt die Land-Leute, ſo um das Vorgebürge der guten Hoffnung wohnen, nicht mehr wie vor dieſem die Löwen ſchlafend ſchieſſen, ſondern ſie ſo lange mit Steinen werffen, bis ſie aufwachen und dann Feuer geben. Mißlingt der Schuß, ſo ſcheuen ſie ſich nicht, mit den Löwen einen Kampf aufzunehmen. Sie ſagen: Je behertzter man einem Löwen zu Leibe gehe, je furchtſamer werde derſelbe, und ſuche zu entfliehen. Wolle man ſich aber verſtecken, oder lauffen, ſo habe man denſelben ſogleich hinter ſich. (*) Der Hahn muß auch unter die behertzten Thiere gehören, vielleicht weil ſich nach der gemeinen Fabel der Löwe für ſeinem Geſchrey fürchtet. Allein wie behertzt er ſey, kan ein jeder wahrnehmen, wann ein eintziger und kleiner Hund oder Katze ihn auf die Flucht zu bringen vermögend iſt. Denen Füchſen, Martern und Iltiſſen trauet er gar nicht, weil ſie ihm gemeiniglich nach dem Leben ſtellen. Der Adler iſt gewiß auch nicht ein ſanftmüthiges Thier. Wiewohl er findet ſich auch unter den Martialiſchen, welches ſich nicht zuſammen reimen läßt, und die es vorgeben, wiſſen ſelbſt nicht, was ſie in die Welt hinein ſchreiben. Warum die Pferde und Maul-Eſel zu den räuberiſchen Thieren gerechnet werden, iſt mir unbekannt. Ich könte noch mehr ungegründete Dinge anmerken, es iſt aber der Mühe nicht werth. Nun

(*) S. Carl Frid. Behrens Reiſe-Beſchreibung um die Welt. Die 28 Abtheilung.

Nun folgt die Signatur der Metallen und Mineralien. Unter den Metallen ſoll das Gold die Signatur, der Sonnen haben, das Silber des Monds, Bley des Saturni, Zinn des Jupiters, Eiſen des Martis, Kupffer der Veneris, und das Qveckſilber des Mercurii. Die Gewohnheit, einem jeden Metall ſeinen beſondern Planeten zuzueignen, iſt ſehr alt, daher auch bey den Chymicis die Metalle den Nahmen und das Zeichen ihrer Planeten haben. Ich habe aber nirgends zulängliche Urſachen finden können, warum man dieſe Vertheilung der Metallen unter die Planeten gemacht hat. Von dem Gold und Silber ſoll die Urſach ſeyn, daß ſie, als die beyden edelſten Metallen, auch den beyden gröſſeſten Himmels-Lichtern haben müſſen zugeeignet werden. Worin man gleichwohl nicht accurat verfahren iſt, ſondern nur nach dem Anſehen und einer falſchen Hypotheſi geurtheilet hat. Man hat den Mond für ein groſſes Licht gehalten, weil er uns ſo groß ſcheinet, da er doch der kleineſte unter den ſieben alten Planeten iſt. Hernach iſt er auch nicht einmahl ein Haupt- ſondern nur Neben-Planet unſerer Erde, deswegen hätte ihm billig das Silber nicht ſollen beygelegt werden, welches unter den Metallen den zweyten Platz hat. Uberdem iſt jedermann bekannt, wie man nunmehro nicht nur 7, ſondern 16 Haupt- und Neben-Planeten am Himmel zehlet, womit die gewöhnliche Vertheilung der Metallen nicht übereinſtimmet. Es iſt noch ſehr zweiffelhafft, ob das Qveckſilber ein Metall zu nennen ſey, weil ihm

die wenigſte Eigenſchafften des Metalles zukommen. Es hat nur darum einen Platz unter den Metallen einnehmen müſſen, damit die ſiebente Zahl voll würde, und ein jeglicher Planet ſein beſonderes Metall bekäme. Vermuthlich hat man auch wegen der Signatur oder Farbe das Gold der Sonnen, und das Silber dem Mond beygelegt, indem die Sonne etwas gelblich ausſiehet, der Mond aber blaß und weiß. Wie man aber mit den andern Planeten will zurecht kommen, kan ich nicht abſehen, da ihre Farbe mit den Farben der Planeten gar nicht übereinſtimmet. Dem Mars wird das Eiſen zugeeignet, da ſich doch in Anſehung der Farbe, weil er von röthlichem Anſehen iſt, das Kupffer weit beſſer für ihn ſchicken würde. Doch man muß dieſe Dinge nur darum glauben, weil ſie alt ſind, und ſie nicht nach der Schärffe prüfen, ſonſt lauffen ſie auf ein nichts heiſſendes Gewäſche hinaus.

Die Edelgeſteine werden auch unter die Planeten ausgetheilet, und bekömmt Saturnus den Türkiß, Jupiter den Sapphir und Carneol, Mars den Smaragd, Rubin und Jaſpiß, die Sonne den Diamant, Sapphir, Hyacinth und Chryſolith, Venus den Amethiſt und Carfunckel, Mercurius den Magnet, Chalcedonier und Capaunen-Stein, der Mond den Cryſtall und Berill. (*) Von der Signatur dieſer Steine aber, woraus man ihre Sympathie oder Ubereinſtimmung mit ihren Planeten geſchloſſen, habe nichts finden

(*) S. die Curieuſe Wiſſenſchafften loc. cit, Cap. 6. §. 1.

den können, mich auch nicht ſehr darum bekümmert, weil es damit ebenfalls auf eine bey den Haaren herzugezogene Gleichheit ankommen wird.

Die Signatur der Pflantzen habe bis zuletzt verſparet. Man theilt die Bäumen und Pflantzen folgendergeſtalt denen Planeten aus. Saturnus beherrſchet den Hollunder-Baum, die Eiche, Fichten, Linden, Lorbeer-Welſchen-Nuß- und Maulbeer-Baum: Von Kräutern das Opium, Viol-Wurtzel, Engelſüß, Wolfsmilch, Fahrenkraut, Kletten und viele andere mehr. Jupiter hat unter ſich den Lorbeerbaum, Birken, Oelbaum, Dattel-Kirſch- und Apffelbaum ꝛc. ingleichen Ambra, Zibeth, Garten-Kreſſe, Ochſen- und Hunds Zunge, Anis, Fenchel, Gerſten, Weitzen u. ſ. w. Mars den Terebinth-Baum, Maſtix-Baum, Hage- und Schleen-Dorn, Sommer-Birn: Hernach die rothe Rüben, Zwiebeln und Knoblauch, Meerrettig, Senf, Diſteln, Neſſeln, und was dergleichen mehr iſt. Die Sonne hat den Eſchen-Baum, Mußcaten-Nuß-Baum, Zimmet-Rinde, Qvitten-Baum, Honig-Birn, Wein-Reben: Von Kräutern gelbe Lilien, Lavendel, Saffran, Sonnen-Blumen, Hahnen-Fuß, Schellwurtz, St. Johannis-Kraut ꝛc. Venus beherrſcht das Frantzoſen-Holtz, Pimpernüßlein, ſüß Aepffel-Bäume, weiter die Narcißen, Tulpen, Roſen, Frauen-Haar, Liebſtöckel, Mayen-Blümlein ꝛc. Mercurius hat den Miſpelbaum, Wacholder- und Haſel-Strauch, ingleichen den Jſop, Peterſilien, Majoran, Salben,

Klee, Oſterlucey und andere Bäume und Kräuter mehr. Der Mond behauptet endlich die Herrſchafft über den Pappelbaum, Adams Aepffel und weiſſe Roſen: über die weiſſe See-Blumen, Bachpungen, Linſen, Bohnen, Kohl und Rüben, Kürbiße und Gurken, Knoblauch und Zwiebeln u. ſ. w. (*) Frägt man nun abermahl nach der Urſach dieſer Austheilung, ſo bekömmt man wegen einiger Pflantzen zwar Antwort, die aber ſchlechten Grund hat. Z. E. die Sonnen-Blumen, Lilien und Tulpen ſollen deswegen der Sonnen zukommen, weil ſie ſich allezeit bey hellem und trüben Wetter nach der Sonnen kehren. Die Gurken aber ſtehen unter des Monds-Herrſchafft, weil ſie mit dem wachſenden Mond zu- mit dem abnehmenden aber wieder abnehmen. (**) Wie will dieſe Raiſon gelten können, da die Erfahrung überflüßig bezeugt, daß ſich weder die Sonnen- und andere Blumen beſtändig gegen die Sonne kehren, (***) noch auch die Gurken mit dem Mond ab- und zunehmen. (****) Einige Kräuter ſind bloß wegen der Farbe ihrer Blumen gewiſſen Planeten zugeeignet worden, als die gelbe Lilien, Hahnen-Fuß, Schellwurtz der Sonnen, die weiſſe Roſen und See-Blumen dem Mond. Wann aber die Kräuter mit gelben Blumen der Sonnen zukämen, ſo müſten auch die Gurken und Kürbiße

(*) S. Loc. cit. Cap. 4. §. 1. ſeq.
(**) S. die geheime Unterredungen de Magia Naturali. pag. 106.
(***) S. unſern Schau-Platz. Tom. 3. pag 25.
(****) Schau-Platz. Tom. 1. pag. 135.

Kürbiße die Signatur der Sonnen und nicht des Monds haben, weil ſie ſchön gelb blühen. Der Qvitten-Baum trägt weiſſe Blüthe und müſte deswegen unter dem Mond ſtehen: Man hat ihn aber der Sonnen zugeeignet, wegen ſeiner ſchönen gelben Frucht. Warum ſieht man aber hier auf die Frucht, da man bey andern die Blüthe in Betrachtung ziehet. Der Mußcaten Nuß-Baum blühet weiß, und müſte daher eher dem Mond, als der Sonnen zugeeignet werden. Man hat ſich auch vielleicht darin betrogen, daß man die ſogenannte Muſcaten-Blumen, welche von gelber Farbe ſind, für die Blüthe des Baums gehalten, da ſie doch nur eine Art von Schaalen ſind, welche die Muſcaten-Nüße umſchlieſſen, und noch von einer auswendigen gröbern Schaale umgeben werden. (*)

Was der Ambra und Zibeth unter den Kräutern machen, kan ich nicht ſagen, da man den Urſprung des Ambra nicht einmahl recht weiß, der Zibeth aber von einem Thiere herkömmt. Dem Mars hat man die ſcharffen Kräuter zugeeignet, als Zwiebeln, Knoblauch, Meerrettig, Senf, Diſteln und Neßeln, weil er ein ſehr ſtrenger und ſcharffer Planet iſt. Ich mögte aber gern wiſſen, worin ſeine Strengigkeit beſtehet, und was ſie mit dem ſcharffen Geſchmack einiger Kräuter für eine Gleichheit oder Ubereinſtimmung habe. Man kan hier die abgeſchmackte Vergleichung mit Händen greiffen.

(*) S. Salmons gegenwärtigen Staat der Orientaliſchen Inſeln. pag. 106.

So weit gehet die Signatur der Dinge, in ſo fern ſie aus dem Himmel und dem Geſtirn hergeleitet wird. Wir haben davon keinen Grund finden können, laſſen ſie daher als eine gantz unwahrſcheinliche Sache fahren, und kommen zu der eigentlichen Signatur, die man uns, wegen ihres Nutzens ſo hoch anpreiſet.

Dieſe Signatur recht zu verſtehen, darf man nur auf die ſo genannte Phyſiognomie und Chiromantie acht geben. Dann gleichwie man darin aus der äuſſerlichen Geſtalt des Geſichts und Beſchaffenheit der menſchlichen Gliedmaſſen, ingleichen aus den Linien und Bergen der Hände, die innerliche Beſchaffenheit eines Menſchen beurtheilen will; Alſo ſchlieſſet man auch aus dem äuſſerlichen Anſehen und Beſchaffenheit der cörperlichen Dinge auf ihre innere Krafft und Würckung. Die äuſſerliche Umſtände nennet man den Caracter oder das Kennzeichen, wodurch ſich die innerliche Kräffte offenbaren und an den Tag legen. Wiewohl andere das innere Weſen der Kräffte den Caracter heiſſen, und den äuſſerlichen ſinnlichen Eigenſchafften den Namen eines Kennzeichens des innerlichen beylegen.

Wir wollen zuerſt vernehmen, was **Jacob Böhme** hievon lehret, weil doch ſein Buch von der Signatur von vielen ſehr hoch gehalten, und für das beſte in dieſer Materie ausgegeben wird, (*) ob es ſchon höchſt dunkel und unverſtändlich iſt. **Es iſt kein Ding**, ſchreibt er, **in der Natur,**

(*) S. Joh. Nicol. Martii Unterricht von der Magia Naturali. Cap. 2. §. 16.

tur, das geſchaffen oder geboren iſt, es offenbaret ſeine innerliche Geſtalt auch äuſſerlich, dann das innere arbeitet ſtets zur Offenbarung, als wir ſolches an der Krafft und Geſtaltniß dieſer Welt erkennen, wie ſich das einige Weſen mit der Ausgebährung in der Begierde hat in einem Gleichniß offenbaret, wie es ſich hat in ſo viel Formen und Geſtaltniß offenbaret, als wir ſolches an Sternen und Elementen, ſo wohl an den Creaturen, auch Bäumen und Kräutern ſehen und erkennen. (*) Weiter heißt es: (**) Und iſt uns zu verſtehen, wie der Artzt in der Gleichheit eines jeden Dinges ſtehe; Denn in der Gleichheit ſtehet des Willens Erfüllung, als ſeine höchſte Freude, denn ein jedes Ding begehret einen Willen ſeines gleichen, und mit dem Widerwillen wird es gekränket; So es aber einen Willen ſeines gleichen bekömmt, ſo erfreuets ſich in der Gleichheit, und erſinket darinnen in die Ruhe, und wird aus der Feindſchafft eine Freude. Man kan, fähret er fort, eine jede Wurtzel, wie ſie in der Erden iſt, an der Signatur erkennen, wozu ſie nütze iſt, eine ſolche Geſtaltniß hat das Kraut, und an den Blättern und Stengeln ſiehet man, welcher Planet Herr in der Eigenſchafft iſt, vielmehr an der Blume: Denn was für einen Geſchmack das

(*) Von der Signatur der Dinge. Cap. 1. §. 15.
(**) Cap. 2. §. 3.

Kraut und Wurtzel hat, ein ſolcher Hunger iſt in ihm, und eine ſolche Cur liegt darinnen, dann es hat ein ſolch Saltz. (*) Endlich ſpricht er: (**) Mit ſolchen Kräutern iſt gut zu curiren und zu heilen, ohne einige Kunſt des Artiſten, aber man wird ſie ſelten finden, auch unter vielen ſiehet ſie nicht einer, dann ſie ſeynd dem Paradis nahe, der Fluch GOttes verdeckt dem böſen Auge das Sehen, daß er das nicht ſiehet, und ob ers für Augen ſtehen hätte; jedoch in einer ſolchen Conjunction der Planeten ſeynd ſie offenbar, und mögen ſich nicht verbergen. Dies alles ſoll nun ohngefehr ſo viel heiſſen, daß man eines jeden Dinges, inſonderheit der Kräuter und Wurtzeln Krafft und Würkung aus der Geſtalt, Geruch, Geſchmack 2c. erkennen könne, indem Dinge, ſo miteinander eine Gleichheit haben, gern beyſammen ſtehen, und einander ihre Kräffte mittheilen. Man nennet die Signatur auch der Natur Sprache, weil uns die natürlichen Dinge dadurch ihre innerliche Kräffte gleichſam predigen und zu erkennen geben. (***)

Denen Alten iſt ſchon ſolche Signatur eingefallen, wovon ſich viele Exempel beym Plinio finden, nicht allein von Kräutern und Pflantzen, ſondern auch andern natürlichen Dingen. Wir wollen

(*) Cap. 8. §. 40.
(**) Cap. 9. § 34.
(***) S. Oſw. Crollii Præfat. ad. Tractat. de Signaturis rerum. pag. 18.

wollen zuerſt Exempel von Steinen anführen. Der Stein Galactites hat eine Milch-Farbe, und deswegen ſoll er den Säugenden die Milch ungemein vermehren. (*) Der Amethyſt, welcher eine Wein-Farbe hat, ſoll deswegen der Trunkenheit widerſtehen, worüber ſich aber Plinius ſelbſt moquiret. (**) Der Schlangen-Stein, Ophites, weil er ſolche Flecken hat, als man an den Schlangen ſiehet, ſoll den Schlangen-Biß heilen. (***) Uber folgenden Stein wird ſich der Leſer am meiſten zu verwundern haben. Er führt den Namen Chalcophonus, iſt ſchwartz, und klingt wie Ertz, wenn man daran ſchlägt, daher er auch den Comödianten eine gute Stimme zuwege bringt, ſo ſie ihn bey ſich tragen. (****) Dieſem Stein ſetze ich ein Kraut Eriphia genannt bey. In deſſen Halm ſoll ein Käfer verborgen ſeyn, der immer auf und nieder kriecht, und einen Laut gleich einem Böcklein von ſich gibt, daher es auch den Nahmen bekommen. Darum muß es aber das vortrefflichſte Mittel zu einer guten Stimme ſeyn. (*****) Das Scorpion-Kraut trägt Saamen in der Geſtalt eines Scorpion-Schwantzes, und dienet wider die Scorpion-Stiche. (******) Das Kraut Lithoſpermum, zu teutſch Stein-Saamen, trägt

(*) Plinius Hiſt. Natur. lib. 37. cap. 10.
(**) lib. 37. cap. 9.
(***) lib. 36. cap. 7.
(****) lib. 37. cap. 10.
(*****) lib. 24. cap. 18.
(******) lib. 22. cap. 15.

nebſt den Blättern kleine Bärtgen, an deren Spitze man weiſſe und runde Steinlein findet, in der Gröſſe einer Erbſen, die auch in der That Stein hart ſeyn ſollen. Wann man ein Drachma von dieſen Steinen mit weiſſem Wein einnimmt, ſollen dadurch die Steine im menſchlichen Leibe zermalmet und abgetrieben, auch die Stranguria curirt werden. Plinius ſetzt hinzu, es wäre kein ander Kraut zu finden, an welchem man ſo gleich durch das bloſſe Anſchauen entdecken könne, zu was für einer Medicin es die Natur hervorgebracht. (*) Die Orchis-Kräuter, welche an der Wurtzel zwey Nierlein, folglich die Signatur der männlichen Teſticulorum haben, deren das eine gröſſer, das andere kleiner iſt, ſollen zum ehelichen Werk dienen. Wann man von den gröſſern äße, ſo würden dadurch Knäblein, von den kleinern aber Mägdlein gezeuget. Das eine Nierlein ſoll zur Wolluſt reitzen, das andere aber dieſelbige unterdrücken, und zum ehelichen Werk den Menſchen untüchtig machen. (**)

Dieſen wunderlichen Einfällen der Alten haben die Neuen viel andere hinzugethan, welche zum Theil noch abgeſchmackter heraus kommen. Man nimmt als eine ausgemachte Sache an, daß etlichen Theilen des Leibes zu helffen ſey mit dergleichen Theilen, und zum Gehirn, Gehirn; zu den Zähnen, Zähne; zur Lunge, Lungen; zur Leber, Leber dienlich ſeyn. So ſoll

(*) lib. 27. cap. 11.
(**) Idem lib. 27. cap. 8.

ſoll Menſchen- oder Hüner-Gehirn zum Gedächtniß gut ſeyn, und zur Schärffung des Verſtandes. (*) So pflegten ſchon die Alten zu ſchlieſſen, wie aus folgenden beym Plinio (**) befindlichen Exempeln erhellet. Wann einem der Kopf weh thut, ſoll er einen Strick, womit jemand aufgehangen iſt, um die Schläfe winden, ſo vergehen die Kopf-Schmertzen: Vermuthlich darum, weil einem gehangenen der Kopf nicht mehr wehe thut. Bleibt jemanden eine Fiſch-Gräte im Halſe ſtecken, ſoll er die Füſſe in kalt Waſſer ſtecken, ſo fällt ſie von ſelbſt heraus: Sie ſehnet ſich vielleicht nach dem kalten Waſſer, worin ſie bis dahin ihren Aufenthalt gehabt. Bleibt ein Knöchelgen im Halſe ſtecken, ſo lege man ein anderes von eben dem Knochen aufs Haupt, es muß davon heraus fallen. Iſt Brodt im Halſe ſtecken blieben, ſoll man von demſelbigen Brodt etwas in beyde Ohren thun. Gewiß herrliche Mittel, welche aus der alten Weiber-Officin genommen ſind! Was weiter folgt, iſt nicht um ein Haar beſſer. Das rechte Auge von einem Wieſel in einen Ring eingefaßt, ſoll die Krafft haben von derjenigen Bezauberung zu befreyen, welche durch die Augen geſchiehet. Wer eines Wolfs oder eines Menſchen Auge bey ſich trägt, den ſoll niemand wiedrig anſehen können: Trägt man aber ihre Zungen bey ſich, ſo ſoll einem widerwärtiger Leute üble Nachrede nicht ſchaden können. Wann

(*) Porta in Magia Natural, lib, 1, cap, 12.
(**) lib, 28, cap. 4.

Hüner-Mägen vor der Mahlzeit gegeſſen werden, ob ſie gleich übel zu verdauen, ſtärken ſie doch den Magen. Das Hertz von einem Affen iſt gut fürs Hertzklopffen, und mehret die Hertzhafftigkeit, ſo ihren Sitz auch im Hertzen hat. Die natürliche Ruthe von einem Wolf gebraten und klein geſchnitten, eingenommen, ſoll das eheliche Werk befördern, wann es dabey an Kräfften ermangeln will. (*) Hieher gehöret auch das thörichte Mittel wider das Podagra, indem man einen Haaſen-Fuß bey ſich trägt, und damit wenigſtens die Schmertzen dieſer Krankheit zu lindern gedenkt. Der Haaſe iſt ja hurtig auf ſeinen Füſſen, und alſo müſſen ſie auch hurtige Füſſe machen. Man pflegt von einem närriſchen und poßierlichen Menſchen zu ſagen, er trage einen Haaſen-Fuß bey ſich, und gewiß diejenigen, ſo einen Haaſen-Fuß wider das Podagra bey ſich tragen, handeln eben ſo thöricht, als wenn ſie mit Haaſen-Schroot geſchoſſen wären.

Wir kommen endlich zu den Kräutern, von deren Signatur viel Aufhebens gemacht wird. Wir wollen zuförderſt vernehmen, was man dabey zum Grunde ſetzt. Die Bezeichnungen der Erd-Gewächſe, ſpricht man, (**) offenbaren die Heimlichkeiten, welche auf des Menſchen Geſundheit zielen: Denn es werden an ſelbigen aller menſchlichen Gliedmaſſen, der innerlichen ſo wohl als äuſlichen Abbildungen befunden. Die Kräuter haben gleichſam

(*) Porta loc. cit.
(**) S. Abraham von Franckenbergs Gemm. Magic. im 3 Theil. pag. 114 und 117.

gleichſam ihre eigene Geberden: Als das Steinbrech zerreißt im wachſen die Mauren, und zerbricht die Steine, daher treibt es den Stein bey den Menſchen: Sonnen-Blume kehret ſich ſtets gegen die Sonne: Die Weg-Winde, ſo die Kräuter und das Flachs dichte zuſammen bindet, zeucht und heilet die Wunden zuſammen; Alle zerſchnittene Blätter und Kräuter ſeynd den Wunden dienſam, ſo in Geſtalt eines Pflaſters (wie Kletten und Wegrich) und kleiner Meſſerlein vorgeſtellt werden. Man gehet gar ſo weit, daß man die Kräuter wegen ihrer Signatur wider die böſen Geiſter brauchen will. **Was meyneſt du wohl,** ſchreibt ein gewiſſer Autor, (*) **was der Wacholder-Beeren** Signatura, **nemlich das Creutzlein anzeige? Sintemahl die** Experientia **des Wacholders fruchtbarliche** Operation, **bey denen von dem böſen Geiſt beſeſſenen, auf einen und andern Weg gebraucht, mehrmahlen bezeuget hat.**

Der zum öftern angeführte Paracelſiſt Oswaldus Crollius hat von der Signatur der Kräuter weitläuftig gehandelt in dem Tractat de Signaturis internis rerum, woraus ich einen kurtzen Auszug machen will. Die Signatur des **Haupts** haben die Mohn-Häupter, welſche Nüße und Päonien-Knospen: Der **Haare**, das wolligte Weſen der Qvitten, Mooß mit langen Zäſergen, Mauer-Rauten, Frauen-Haar und Thapſien. An den Blättern der Haſelwurtz (Aſari) bemerkt man die Signatur

(*) Joh. Staricius im Helden-Schatz. 1 Theil. pag. mihi 35.

Signatur der **Ohren**, und an den ſchwartzen Körnern des Krauts Paris, oder Wolfs-Beer, ingleichen an den Blumen des Genſerichs des **Aug-Apffels**. Die Ringel-Blumen, Anemonen und Scabioſen haben die Signatur des **Auges**; inſonderheit aber das Habichts-Kraut oder Pfaffen-Röhrlein, womit der Habicht ſeine blöde Augen wieder curiret. Die Blätter der Bach-Müntze haben die Geſtalt der **Naſe**, und das kleine Hauslauch des **Zahn-Fleiſches**. Die **Zähne** werden vorgeſtellt durch die Schoten des Bilſen-Krauts, durch die Citronen-Kerne und das Kraut Dentaria oder Schüppen-Wurtzel. Das Wintergrün (Pyrola) ingleichen das Zapffen- und Hals-Kraut haben die Signatur der **Kehle**. Die **Leber** bilden ab die Leber-Kräuter, und die Schwämme, ſo an den Bircken und Eichen wachſen. Die Geſtalt des **Hertzens** zeigt ſich an den Citronen, denen Wurtzeln des blau Eiſenhütleins, denen Blättern des Sauerklees und andern mehr. Die Lungen-Kräuter ſtellen die **Lunge** vor, und die äuſſere grüne Schaale der welſchen Nüße, die **Brüſte**. Mit der **Miltz** haben eine Gleichheit die Hirſchzungen-Kräuter und die Feigbohnen, und mit dem **Magen** die Blätter der Erd-Aepffel und der Ingwer. Mit dem **Nabel** kommen überein die Nabel-Kräuter, gleich wie mit dem **Eingeweide** der Kalmus. Die Juden-Kirſchen und Nachtſchatten haben die Signatur der **Blaſe**, gleich wie das Aron-Kraut der **männlichen Scham**. Die runde Oſterlucey hat die Geſtalt der **Bär-Mutter**,

und

und das Portulack-Kraut der Nieren. Den Rückgrad ſtellet das Schaftheu vor, und eine Art von Storchſchnabel den Schienbein-Knochen. Wegerich und Sadebaum haben die Signatur der Adern und Nerven, die durchlöcherte Blätter des Johannis-Krauts der Schweißlöcher, und die Wurtzeln von der Palma Chriſti, ingleichen die Feigen-Blätter der Hände. Hieraus ſoll nun folgen, daß jedes Kraut demjenigen Gliede heilſam iſt, deſſen Signatur es trägt.

Weiter bringt Crollius die Signatur bey, welche die Kräuter mit den Krankheiten ſelbſt haben ſollen. Die Mayenblume, weil ſie gleich einem Tropffen hängt, hat die Signatur des Schlags; Die Steinbrech-Kräuter, Juden-Kirſchen und andere, des Steins; Die Mond-Kräuter und Sonnen-Thau, des Krebſes; Die Winde, der Colic; Der Oel- und Rüſter-Baum, der Wunden; Der Kalmus, der rothen Ruhr; Der Saamen des Grind-Krauts, (Oxylapathi) der Roſe; Der Eichen Miſtel und die Päonien-Körner, des ſchweren Gebrechens; Der Rübe-Saamen und die Linſen, der Blattern; Die Waſſer-Binſen, der Fiſteln; Die Aron-Wurtzel, Durchwachs, Bruchkraut und andere, der Brüche; Roth Sandel-Holtz und Tormentill-Wurtzel, des Blutens; Die Blätter von Wallkraut, und Haaſen-Pfötlein, der güldenen Ader; Die Zaunrübe hat die Signatur der Füſſe eines Waſſerſüchtigen; Das Schöll-Kraut, der gelben Sucht; Die weiſſe Rinde des Birken-Baums, der Sommer-Flecken;

Die Wicken, der Spulwürmer; Die Weide, der geſchwundenen Glieder; Die weiſſe Neſſel, des Wurms am Finger; Das kleine Schöll-Kraut, des Kropffs; Die Scabioſen der Krätze; Klein Drachen-Wurtzel, oder Schlangen-Kraut, des Giffts; Die Knoten an den Halmen, der Wartzen; und endlich Johannis-Kraut, Schaaf-Garbe und Betonien, der Wunden. Was hierauf Crollius noch weiter vorbringt, betrifft nicht die Signatur der Pflantzen, ſondern anderer Dinge, wovon ich bereits anderswo gehandelt habe. (*)

Ein gantz weitläufftiges Regiſter der Bäume und Kräuter, nebſt ihrer Signatur, findet ſich in dem Amphitheatro Magiæ Univerſæ, (**) welches aus den Schrifften Joh. Frid. Helvetii genommen iſt. Ich will daraus zur Probe nur etwas weniges anführen. Den Storch-Schnabel-Kräutern wird die Signatur des Haupts beygelegt, wie auch den Diſteln und Artiſchocken. Der Spargis und Dill tragen die Signatur der Haupt-Haare, Genſerich aber, Ritterſporn, Gold-Blumen, Wicken und andere, der Augen. Die Signatur der Zähne ſollen die Tannen-Blätter und das Kraut Dens leonis haben, und Roſen, Violen ꝛc. des Hertzens. Der Toback und die Schlüſſel-Blumen bezeichnen die Lunge und Lufft-Röhrlein, u. ſ. w. Wer

(*) Nemlich von dem Menſchen als der kleinen Welt im 77 Abſchnitt, und von den Artzneyen, welche die Menſchen ſollen von den Thieren gelernet haben, im 57 Abſchnitt.

(**) Sect. 18. pag. 835. ſeq.

Wer dis Vorgeben genau überlegt, wird bald inne werden, daß bey ſolcher Signatur das Hauptwerck auf eine, zum Theil aber ſehr abgeſchmackte Gleichheit und Aehnlichkeit der Dinge, ſo ſie miteinander haben ſollen, ankomme. Gleichwohl kan ich nicht wiſſen, warum man den Schluß gemacht, daß gleiche Dinge gern beyeinander ſtehen, und eins dem andern nützlich und heilſam ſey. Man ſagt zwar im Sprüchwort: **Gleich und gleich geſellet ſich gern.** Allein ſolches iſt nur zu verſtehen von der Gleichheit des Standes, der Gemüther ꝛc. unter den Menſchen, welche macht, daß die Menſchen gern miteinander umgehen, und gegen einander eine Neigung haben. Wann man es aber auf natürliche Dinge ziehen will, ſo weiß ich nicht, wie es zu behaupten ſey. Der berühmte Doctor und Profeſſor zu Baſel Herr Samuel Werenfels, hat ſehr wohl gemuthmaſſet, dieſer falſche Wahn ſey daher entſtanden, weil man gewahr worden, daß Pflanzen und Thiere allemahl ihres gleichen zeugen. Seine Worte ſind werth daß ſie angeführet werden. **Es gibt, ſchreibt er, Leute, die da meynen, diejenigen Kräuter wären den Theilen des menſchlichen Cörpers ſehr heilſam, mit welchen ſie einige Gleichheit, die man auch eine Signatur nennet, haben. Wer ſiehet aber nicht, daß in ſolcher Gleichheit keine natürliche Krafft ſtecken könne? Was ſoll dann dieſe Gleichheit würken? Der Wahn iſt vielleicht daher entſtanden, weil**

man

(*) In Diſſert. de Superſtitione in rebus phyſicis, §. 5.

man gewahr worden, daß Pflantzen und Thiere ihres gleichen zeugen; Daher hat man, wie es zu geſchehen pflegt, der Gleichheit ich weiß nicht was für eine Krafft, beygelegt, die doch andern Urſachen zuzuſchreiben iſt. Die dafür halten, im Vollmond ſey alles völler dann im Neumond, als die Fiſche, Muſcheln, Krebſe, das Marck in den Knochen, und was ſonſt mehr iſt, ſind ebenfalls durch das Argument von der Gleichheit auf ſolche Gedanken gerathen, und haben gemeynt, der Mond müſte auf der Erden etwas ihm gleiches hervorbringen, nicht anders als wie ein Wolf einen Wolf, und der Hund einen Hund ꝛc. Aus dieſer falſchen Einbildung, da man in der Gleichheit eine natürliche Krafft ſuchet, ſind faſt alle Thorheiten der Sterndeuter entſtanden, indem ſie geſchloſſen: Was auf der Erden iſt, iſt deswegen alſo, weil ſich am Himmel etwas dergleichen findet. Mercurius iſt etwa ein verſchmitzter Menſch geweſen, den man nach ſeinem Tode unter die Götter verſetzt; Dieſem wird der Planet zugeeignet, welcher auch Mercurius heiſſet. Eben dieſer Planet aber beſitzt gleiche Verſchlagenheit, als der Mercurius auf der Erden hatte, folglich hat er die Krafft, die Kinder, ſo auf der Erden geboren werden, witzig und verſchlagen zu machen. Weswegen auch die Aſtrologi folgende Regul geben: Man müſſe die Kinder den Lehrmei-

ſtern

ſtern übergeben, wann Mercurius und der volle Mond miteinander in einem freundlichen Aſpect ſtehen.

Es müſte freylich ſolchergeſtalt in der Gleichheit eine natürliche Krafft ſtecken, die aber zur Zeit noch niemand hat deutlich erklären, weniger aber beweiſen können. Man bleibt bey der bloſſen Einbildung ſtehen, und meynt, damit ſey die Sache ſchon ausgemacht. Solten die Schlüſſe von der Gleichheit der Dinge gelten, ſo könte man dadurch Sachen behaupten, die offenbar falſch und ungereimt ſind. Z. E. Es gibt unterſchiedene, auch ſo gar giftige Wurtzeln, woraus ſich ein Mehl bereiten läßt, welches dem Mehl vom Korn ziemlich gleich ſiehet. Wolte man daraus ſchlieſſen, jenes Mehl ſey ſo nahrhafft als dieſes, würde man ſich zu ſeinem Schaden ſehr betriegen. Gleich thöricht würde der Schluß ſeyn, wann man den weiſſen Safft einiger Kräuter, welcher der Milch gleichet, für eben ſo geſund und nahrhafft, als die Milch der Weiber und einiger Thiere halten wolte; ſintemahl unter ſolchen Kräutern einige, als das Kraut Wolfsmilch, in der That ſchädlich ſind. Das Kraut Sinnau, oder unſer Frauen Mantel, hat Blätter, welche ſich wie in Falten laſſen zuſammen legen, folglich würde es die Signatur der Runtzeln im Geſichte haben, und auch dawider gut ſeyn. Man probire es, und wann es nicht gelingt, ſo gebe man die Schuld nicht mir, ſondern den Patronen der Signatur, deren wunderliche Einfälle faſt immer auf Betrug hinauslauffen.

Sollen gleiche Theile des Leibes zu gleichen gut und nützlich ſeyn, als Zähne zu Zähnen, Gehirn zu Gehirn; ſo müſte das Bären-Gehirn auch zum Gedächtniß und Schärffung des Verſtandes dienen. Wir haben aber an einem andern Ort vernommen, (*) daß das Bären-Gehirn den Menſchen raſend macht, daß er ſich einbildet, ein Bär zu ſeyn. Wiewohl nun eins ſo wenig Grund hat, als das andere, ſo erhellet doch daraus, wie ungereimt der Schluß von der Gleichheit ſey. Man wird zwar ſagen, es habe nicht alles Gehirn die Krafft das Gedächtniß zu ſtärken, ſondern nur der Menſchen oder Hühner. Damit aber ſtößt man den gantzen Kram ſelbſt um: Dann wann nicht alles Gehirn dieſe Krafft hat, ſo iſt der Schluß von der Gleichheit falſch und betrieglich.

Die Gleichheit, welche man zwiſchen den Dingen angibt, iſt auch öfters mit Haaren herbeygezogen, und ſo dunkel, daß ſie kaum ein hundertäugiger Argus wahrnehmen ſolte. Die Storch-Schnabel-Kräuter, deren es vielerley Gattung gibt, ſollen die Signatur des Haupts haben. Dies kömmt mir ſehr wunderlich vor, indem ich an dem menſchlichen Haupt keinen ſo langen Schnabel gewahr werde, als die Saamen-Häusgen dieſer Kräuter haben. Sie gleichen ſehr wohl dem Kopf und Schnabel eines Storchs, aber einem menſchlichen Kopf gar nicht. Mich wundert auch, warum man ihnen nicht die

(*) Im 49. Abſchnitt. Tom. 2. pag. 577.

die Signatur der Naſe gegeben, die ihre Schnäbel zu haben ſcheinen. Was die Ritter-Sporen und Wicken mit den Augen für eine Gleichheit haben, kan ich nicht abſehen. Die Tannen-Blätter und das Kraut Dens leonis haben die Signatur der Zähne: Worin aber die Gleichheit mit den Zähnen ſtecke, iſt mir unbekannt. Bey dem Kraut finde ich keine andere Gleichheit, als daß es Löwen-Zahn heißt. Deſſen Blätter haben zwar einige Gleichheit mit den Säge-Zähnen; was geht aber das die menſchliche Zähne an? Alſo gleichen viele Kräuter ſo wenig den menſchlichen Gliedmaßen, als die Miſtgabel einer Musqveten-Kugel. Wer ſich die Mühe nehmen will, es der Länge nach zu unterſuchen, wird es ſo und nicht anders befinden.

Gibt man endlich auf die Würkung der Kräuter und anderer Dinge acht, und nimmt die Erfahrung zu Hülffe, ſo zeiget ſich, wie wenig ſie denen Gliedmaßen nützen, deren Signatur ſie haben ſollen. Wozu dienen die Diſteln und Artiſchocken dem Haupt? Was hat der Spargis und Dill für eine Würkung auf die Haupt-Haare? Kan der Gänſerich oder die Gold-Blume den Gebrechen der Augen abhelffen? oder die Tannen-Blätter und Citronen-Körner das Zahn-Weh ſtillen? Was tragen die Violen und Roſen zur Stärkung des Hertzens bey? Und was nützet der Toback und die Schlüßel-Blumen der Lunge, und dem Lufft-Röhrlein? Solche Dinge ſchwatzt man vor die lange Weile hin, weiß auch vielleicht ſelbſt nicht, was man ſagt.

Ich werde nicht unrecht thun, wann ich behaupte, die eingebildete Signatur ſey eine fruchtbare Mutter der meiſten abergläubiſchen und ungereimten Dinge. Von ihr iſt die Sterndeuterey herkommen, ſie hat thörichte Zauber-Mittel hervorgebracht, die Caracteres und Anhängſel, nebſt andern abergläubiſchen geheimen Curen ausgeheckt, und wann ich es kurtz ſagen ſoll, eine Tochter geboren, welche Magia heiſſet, und eine eben ſo groſſe Närrin, als die Mutter iſt.

Viele, ſo die Nichtigkeit dieſer Signatur wohl einſehen, getrauen ſich doch nicht, ſelbige gäntzlich zu verwerffen, ſondern gerathen auf andere Dinge, woraus ſie die Kräffte der Kräuter entdecken wollen. Hieher iſt D. Joh. Nicol. Martius zu rechnen, welcher davon folgende Gedancken hat: (*) Die Signatur der Sachen, ſo trägt er dieſelbigen vor, z. E. der Kräuter, iſt nicht zu ſuchen in derſelben äußerlichem Anſehen, welches übereinkommt mit den krancken Theilen des menſchlichen Leibes, wie Porta, Crollius, Thurneuſſerus und andere wollen; ſondern man muß obſerviren derſelben Farbe, Geruch, Geſchmack, Dicke, Unterſcheid der Geſtalt, ob die Blätter rauch oder glatt ſeyn, wenn ſie zeitig werden &c. Aus welchen allen, wenn man es recht betrachtet, halte ich dafür, daß etwas gewiſſes von der Kräuter Krafft ſtatuiret werden könne. In dem thieriſchen Reich

(*) Im Unterricht von der Magia Naturali. Cap. 2. §. 16. Not. tt.

Reich ſcheinets, als habe GOtt ſelbſt in den vierfüßigen Thieren, Vögeln und Gewürm gleichſam mit dem Finger einen gewiſſen Caracter angezeiget, woraus z. E. die Juden vorzeiten das reine von dem unreinen unterſcheiden ſolten, wovon 3 Moſ. 11, und 5 Moſ. 14. geleſen werden kan. Und iſt gewiß merkwürdig, daß auch die meiſten Völker vor denen meiſten unreinen Thieren einen Abſcheu haben, ob ſie gleich von dem denen Juden in dieſem Stück gegebenen göttlichen Geſetz nichts wiſſen, oder demſelbigen nicht mehr verbunden ſeyn. Dieſe Art und Weiſe, die Signatur zu erkennen, hat, meines Wiſſens, noch niemand gelehret, und iſt auch itzt mein Vorhaben nicht, dieſelbe allhier zu expliciren. Wenn GOtt Leben und Geſundheit verleihet, ſo werde vielleicht bey anderer Gelegenheit von dieſer Signatur ein mehres handeln.

Ob er es damit beſſer getroffen, läßt ſich nicht eher ſagen, bis man ſeine Erklärung davon geleſen hat: Mir iſt ſie zur Zeit noch nicht zu Geſichte kommen, und mag auch vielleicht noch nicht im Druck erſchienen ſeyn. Inzwiſchen ſolte ich meynen, die Krafft der Kräuter lieſſe ſich eben ſo wenig aus den angegebenen Caracteribus erkennen, als aus der Gleichheit, die ſie mit den Gliedern des menſchlichen Leibes haben. Die Farbe will es erſtlich nicht ausmachen, weil faſt alle Kräuter eine grüne Farbe haben, und ſich darin weniger Unterſcheid findet, ob ſie gleich von verſchiedener

ſchiedener Würkung ſind. Viele Kräuter haben Blumen von einerley Farbe, welche deswegen nicht einerley Krafft beſitzen. Mit dem Geruch iſt es eine mißliche Sache, weil deſſen Werckzeuge nicht ſo ſubtil ſind, daß man dadurch die Krafft der Kräuter ſolte genau entdecken, und voneinander unterſcheiden können. Eben das muß man auch von dem Geſchmack ſagen. Ueberdem kömmt wohl nicht ein eintziges Kraut mit dem andern im Geruch und Geſchmack völlig überein, gleichwie auch nicht in der Würkung. Wie will man es anfangen, wann ihre Krafft durch den Geruch und Geſchmack ſoll beſtimmet werden, zumahl da man ſich leicht irren kan, weil die Organa nicht ſubtil gnug ſind? Man müſte es doch erſt laſſen auf die Erfahrung ankommen, und dadurch lernen, wozu dieſes oder jenes Kraut gut ſey. Hat man es aber bereits aus der Erfahrung gelernet, ſo braucht es des riechens und ſchmeckens nicht mehr; außer in dem Fall, wann man anderer Kräuter Krafft dadurch erforſchen wolte, die man aus der Erfahrung noch nicht weiß. Allein man würde ſich alsdann auch ſehr betriegen, weil die ſinnlichen Werkzeuge des Geruchs und Geſchmacks gar zu leicht fehlen, auch faſt nicht ein Kraut zu finden, welches mit dem andern darin ſolte völlig überein kommen. Von der Geſtalt, Dicke und Unterſcheid der Blätter, ob ſie rauch oder glatt ſeyn, iſt zu bemerken, daß man nicht eher wiſſen könne, was deshalb in dem Kraut für eine Krafft ſtecke, bis man damit die Probe gemacht, und davon aus der Erfahrung überzeu-

überzeugt iſt: Will man hernach ſchlieſſen, Kräuter von gleicher Geſtalt und Blättern, beſäſſen auch gleiche Krafft, ſo verfällt man auf die Art der Signatur, welche von der Gleichheit hergenommen iſt, und muß in Sorgen ſtehen, daß man betrogen werde.

Von der Zeit, wann die Kräuter reif werden, muß etwas ausführlicher handeln, weil andere mehr dafür halten, daß darauf für allen Dingen zu ſehen ſey. Es läßt ſich nemlich keine gewiſſe Zeit beſtimmen, wann gewiſſe Kräuter, Blumen und Wurtzeln reif, folglich zu brechen und zu graben ſind; ſondern man bricht die Kräuter, wenn ſie noch jung, oder wenn ſie reif worden. Die Blumen ſammlet man, wann ſie ſchön hervorkommen, und ſich im beſten Flor zeigen. Die Wurtzeln aber gräbt man im Herbſt, da ſie die beſte Krafft haben ſollen. Wolte man die Sammlung der Kräuter, Blumen und Wurtzeln, an eine gewiſſe Zeit binden, etwa an einen gewiſſen Monath, Tag oder gar Stunde, würde man ſich gewiß ſehr betrügen. Dann es kömmt viel darauf an, in was für einem Erdreich die Pflantzen ſtehen, ob in der Sonne, oder im Schatten. Die Witterung, ob ſie nemlich kalt oder warm, naß oder trocken, macht darin auch groſſe Veränderung, indem ſich die Pflantzen in ihrem Wachsthum ſchlechterdings darnach richten, und nachdem ſie beſchaffen iſt, eher oder ſpäter wachſen, blühen und reif werden. Die Bauers-Leute pflegen zu ſagen, der Winter-Rocken müſſe auf Walpurgis, nach dem alten Calender

 lender

lender, gewiß Aehren haben. Allein in dieſem Jahr (1740) hat es wegen der Kälte ſehr ſchlecht eingetroffen; indem der Rocken um ſolche Zeit an einigen Orten kaum aus der Erden hervorgekommen war, geſchweige daß er ſchon ſeine Aehren ſolte gezeigt haben, denn dieſe kamen vielfältig erſt im Monath Junio hervor. Hieraus ſiehet man, wie wenig die Einſammlung der Kräuter auf eine gewiſſe Zeit, Tag oder Stunde zu ſetzen ſey.

Ich will ſolches noch mit einem Exempel beſtättigen. Das Kraut, ſo Polygonum, Knauel, oder klein Wegtritt genennet wird, und gern an ſandigen und ungebaueten Oertern wächſt, hat zwiſchen ſeinen Wurtzeln kleine runde Beerlein, worin ein rother Safft befindlich iſt. Man nennet dieſe Beerlein bey uns Johannis-Blut, und gibt dabey vor, ſie würden an den Wurtzeln ſonſt nicht, als nur am Johannis-Tage, und zwar in der Mittags-Stunde gefunden. Solches aber iſt ein alberner Wahn: Dann ich weiß aus der Erfahrung, wie man nicht allein am Johannis-Tage, ſondern auch einige Zeit vor und hernach, dieſe Beerlein antreffen kan: Vermuthlich trägt auch die Witterung dazu das meiſte bey, daß ſie ſich mannigmahl eher, mannigmahl ſpäter zeigen. Andere wollen, man müße die Kräuter zu einer abſonderlichen geheimen Zeit ſammlen, ſo bekämen ſie aus dem Stande der Geſtirne noch eine abſonderliche Krafft, und der Himmel gebe ihnen eine viel edlere Würkung

kung als ſonſten. (*) So lange aber die Würkung der Sterne auf dem Erdboden noch nicht erwieſen iſt, bleibt auch dieſes Vorgeben ein aberglaͤubiſches Beginnen, womit ohnedem die Erfahrung nicht uͤbereinſtimmet, da die Kraͤuter und Wurtzeln ihre Krafft beweiſen, wann ſie nur zu einer Zeit gebrochen und gegraben werden, da ſie am kraͤfftigſten ſind, die Sterne und Planeten moͤgen uͤbrigens einen Stand am Himmel haben, welchen ſie wollen.

Es ſcheinet, vorgedachter D. Martius, wolle noch etwas anders ſagen, wann er begehret, daß man bey der Signatur der Kraͤuter unter andern auch obſerviren muͤße, wann ſie zeitig werden. Er will vielleicht die Zeit, da die Kraͤuter reif werden, als eine Signatur angeſehen wiſſen, woraus man ihre Krafft und Wuͤrkung abnehmen koͤnne. Iſt dies ſeine Meynung, ſo weiß ich nicht, wie die Zeit, oder ein gewiſſer Stand der Sonnen, des Monds und der Planeten ein Kennzeichen von ſolcher Wuͤrkung ſeyn koͤnne: So viel aber weiß ich wohl, daß ſolchenfalls alle Kraͤuter, die zu gleicher Zeit reif werden, einerley Krafft haben muͤſten, welches doch weit gefehlet iſt.

Damit endlich D. Martius die Signatur der Dinge einiger maßen rette, ſo fuͤhret er die Thiere an, die GOtt im Alten Teſtament fuͤr unrein erklaͤret, und ſie deswegen zu eſſen verbothen. Er ſiehet die Kennzeichen, wodurch die Iſraeliten

Ll 5 die

(*) Porta in Magia Natural. lib. 1. cap. 15.

die reinen Thiere von den unreinen unterſcheiden ſolten, als eine natürliche Signatur an: Woraus aber folgen müſte, daß die unrein geachteten Thiere zu eſſen ſchadlich wären, und den Menſchen würklich verunreinigten. Wie will er aber damit fortkommen? Unſere GOttsgelehrten ſagen vielmehr, alle Thiere wären ihrem Urſprung nach, und in ihrer Natur rein und gut, GOtt aber habe aus bloſſer Willkühr einige für unrein erkläret, und zu eſſen verboten, damit ſie ſich dabey ihrer geiſtlichen Unreinigkeit erinnern mögten, damit er auch dem Iſraelitiſchen Volck ein Joch auflegte, deſſen Freyheit einſchrenkte, und alſo einen Unterſcheid zwiſchen dem Alten und Neuen Teſtament machte. Die Sache ſelbſt bezeugt es auch zur Gnüge, ſintemahl viele für unrein erklärte Thiere, von den Menſchen nicht allein ohne Schaden genoſſen werden, ſondern ihnen auch ſehr wohl zur Nahrung dienen. Wären ſolche Thiere in der That unrein, ſo würde ſie GOtt im Neuen Teſtament zu eſſen nicht erlaubt haben, wie gleichwohl geſchehen iſt. Alſo war die von GOtt beſtimmte Signatur der Thiere nicht natürlich, ſondern freywillig, woraus für die natürliche Signatur kein Schluß zu nehmen iſt.

Der groſſe Chriſtianus Thomaſius war mit der Signatur der Dinge auch noch eingenommen. Er ſchreibt: (*) **Mit dieſer Wiſſenſchafft der Abſich-**

(*) In Diſſert. ad Petri Poireti libros de Eruditione ſolida &c. S. Programmata Thomaſiana. pag. 336.

Abſichten natürlicher Dinge, war Adam im Stande der Unſchuld begabt, dieſelbige hat der Menſch durch den Fall verlohren, kan ſie aber durch GOttes Gnade wieder erlangen, wann er ſich mit demüthigem Hertzen auf die Erkäntniß der Signatur der Dinge legt; Dann GOtt habe durch die Zeichen, ſo er in alle Dinge gelegt, die Erkäntniß der Creaturen offenbaren wollen. Damit will er ohngefehr ſo viel ſagen: Alle Dinge hätten ihre gewiſſe Abſichten, die man aus den Zeichen, welche ihnen GOtt beygelegt, erkennen könne. Das erſte hat wohl ſeine Richtigkeit, nur muß man auch zugeben, wie uns die Abſichten der Dinge vielfältig verborgen ſeyn. Das andere aber, nemlich daß ſich aus gewiſſen Kennzeichen die Abſichten und folglich die Kräffte der Dinge entdecken laſſen, getraue ich mir nicht zu bejahen. Dann ob ſich zwar einige darauf beruffen, es wären doch die Kräuter in der Geſtalt, Gröſſe, Farbe u. ſ. w. ſehr von einander unterſchieden, und müſte daher jedes ſeine beſondere Abſicht haben; ſo hat man doch einen Unterſcheid zu machen zwiſchen dem zureichenden Grund und denen Abſichten eines Dinges. Alle Dinge haben ihren zureichenden Grund, warum ſie ſo und nicht anders ſind, und man kan ſolchen der Geſtalt, Farbe, Gröſſe und andern Umſtänden der Kräuter nicht abſprechen. Sie haben hiernächſt auch ihre gewiſſe Krafft, die GOtt darin geleget hat, und worin eigentlich die Abſichten derſelben zu ſuchen ſind. Die äuſſerliche

Geſtalt aber, die Farbe, und dergleichen mehr, ſind eine Folge der göttlichen Abſicht. Ich will ſo viel ſagen, GOtt habe denen Kräutern nicht darum ſolche Geſtalt, Gröſſe &c. gegeben, daß der Menſch daraus ihre Krafft erkennen ſolte; ſondern die innerlicheu Kräffte, welche ihnen GOtt beygelegt, haben eine ſolche äußerliche und in die Sinnen fallende Structur erfordert, damit die Kräffte konten darin gelegt, und gleichſam füglich logiret werden. Alſo iſt zwar die äußerliche Geſtalt der innern Kräffte wegen nöthig, aber ſie caracteriſirt nicht die innern Kräffte, daß man ſie daraus abnehmen könte: So wenig als ich aus dem äußerlichen Anſehen eines Schranks abnehmen kan, was für Dinge darin aufbehalten ſeyn.

Wann man auch zugeben müſte, daß die äußerliche Geſtalt der Dinge ein Kennzeichen der innern Krafft wäre, ſo bleibt es doch dabey, daß wir wegen groſſer Mannigfaltigkeit der Dinge nicht im Stande ſeyn, davon etwas gewiſſes zu beſtimmen; ſondern wir werden uns ſo oft betriegen, als wir dieſes oder jenes zu einem Kennzeichen einer gewiſſen innerlichen Krafft machen. Die Kräuter und Bäume ſind ihrer äuſſerlichen Geſtalt und Anſehen nach ſo verſchieden, daß man auch unter denjenigen, die von einerley Art ſind, nicht zwey antreffen wird, welche in der äußerlichen Geſtalt einander gantz vollkommen gleich kämen, und ſie kommen deswegen auch in ihren Kräfften nicht gantz vollkommen überein. Wer will dann eine wahre

Signatur

Signatur der Dinge zu Stande bringen, da nicht zwey Dinge zu finden ſind, die vollkommen einerley äußerliche Signatur hätten. Solchergeſtalt iſt und bleibt die Signatur eine betriegliche und unmögliche Wiſſenſchafft, die man zwar ſucht, aber niemahls finden wird.

Das 5. Capitel.

Von der natürlichen Sympathie und Antipathie.

IN dieſem Capitel wird diejenige Sympathie und Antipathie vorkommen, welche ſich zwiſchen den in und auf der Erden befindlichen Dingen äußert; als da ſind die Menſchen, Thiere, Pflantzen und Bäume, Metallen und Edelgeſteine.

Demnach verſtehet man durch die natürliche Sympathie eine Bewegung, Liebe oder Zuneigung gedachter Dinge, die aus einer Aehnlichkeit der natürlichen Eigenſchafften, oder aus einer Uebereinſtimmung verborgener Qualitäten entſtehet, und verurſachet, daß zwey Dinge gern beyeinander ſtehen, und ſich zu vereinigen ſuchen. Die natürliche Antipathie iſt eine aus Ungleichheit entſtandene Widerwärtigkeit ſolcher Dinge, welche machet, daß zwey Dinge nicht wohl beyeinander ſtehen, ſondern eines des andern Kräffte hindert, oder gar zerſtöret.

Wir

Wir dürffen nicht meynen, die Sympathie und Antipathie ſeyn erſt heute oder geſtern wahrgenommen und erdacht worden, ſondern wir haben ſie den Alten zu dancken. Dieſe, weil ſie ſchlechte Naturkündiger waren, konten die wahre Urſachen der natürlichen Begebenheiten nicht einſehen, und verfielen deswegen auf, ich weiß nicht was für verborgene Eigenſchafften, denen ſie die ihnen wunderbar ſcheinende Würkungen zuſchrieben, und damit ihre Unwiſſenheit verriethen. Dann wer ſich in Erklärung natürlicher Dinge auf verborgene Eigenſchafften beruft, ſagt damit nichts anders, als daß er die Urſachen nicht wiſſe. Daneben waren die Alten nicht ſorgfältig gnug in ihren Erfahrungen und Anmerkungen der natürlichen Begebenheiten, und nahmen Dinge an, die weder durch die Erfahrung noch Verſuche beſtättiget wurden. Weil auch unter ihnen die Leichtgläubigkeit herrſchte, ſo gab ſich niemand die Mühe, alles gehörig zu unterſuchen, ſondern man nahm auch die abgeſchmackteſten Dinge für bekannt und ausgemacht an, wann ſie nur durch einen oder ein Paar Zeugen bekräfftiget wurden. Solchergeſtalt iſt dann die Sympathie und Antipathie ausgeheckt worden, und ſo lange im Flor geblieben, als man noch eben ſo unachtſam und leichtgläubig wie die Alten, auch mit den verborgenen Eigenſchafften eingenommen war. Nachdem aber die Natur-Wiſſenſchafft durch unermüdeten Fleiß, und ſorgfältig angeſtellte Verſuche vieler geſchickten Männer, eine andere Geſtalt gewonnen, ſo kömmt

man

man mit den verborgenen Eigenſchafften nicht mehr aus, wann man ſie als eine Urſach natürlicher Begebenheiten anführet, worüber endlich die Sympathie und Antipathie faſt gäntzlich aus der Mode kommen. Daß aber die Alten davon viel Weſens gemacht, mögen wir aus dem eintzigen Zeugniß Plinii erſehen. Er ſchreibt: (*) **Wir haben uns bemühet, in dieſen Büchern von der Feindſchafft und Uebereinſtimmung der Dinge zu handeln, welche die Griechen Antipathie und Sympathie genennet haben:** Wie dann auch ſeine Bücher in der That davon voll ſind.

Wir machen den Anfang von den Exempeln, die in ſo groſſer Menge vorhanden, daß man damit ein eigenes Buch anfüllen könte. Die vornehmſten ſollen nur berühret, und zugleich beurtheilet werden, von den meiſten aber wird es heiſſen: Sie ſind falſch und ohne Grund.

1) Handeln wir von den Menſchen, und zwar von ihrer Sympathie und Antipathie untereinander. Da dann faſt nicht nöthig zu erinnern iſt, daß die moraliſche Sympathie und Antipathie hier ausgeſchloſſen bleiben, weil davon ſchon oben geredet worden. Von der Menſchen natürlichen Sympathie und Antipathie ſind eben nicht viele Exempel vorhanden. Dann was die beſondere Eigenſchafften einiger Menſchen betrifft, davon wird das Capitel von der Idioſyncraſie Nachricht

(*) Hiſtor. Natur. lib. 37. cap. 4. conf. Procemium lib. 20.

Nachricht geben, und deren Exempel gehören nicht hieher, weil ſie nicht allgemein ſind, ſondern nur eine und die andere Perſon betreffen. Indeſſen werden doch einige Exempel von der natürlichen Sympathie beyzubringen ſeyn.

Wann ein Menſch gähnet, oder das Waſſer abſchlägt, ſo werden dadurch andere zu beyden Verrichtungen eingeladen, obgleich oft wider ihren eigenen Willen. (*) Dies ſoll aus einer Sympathie herrühren. Man erwege aber nur, was dabey vorgehet, ſo wird alle Einbildung von einer Sympathie wegfallen. Die Menſchen ſind zum gähnen ſehr geneigt, und werden durch die geringſte Gelegenheit dazu erwecket, müßen auch wohl zum öftern wider ihren Willen gähnen, wann ſie nur daran gedenken. Was wundert man ſich demnach, daß, ſo einer gähnet, der andere ihm nachfolgt? Weil der Menſch zum gähnen leicht erwecket werden kan, das gähnen eines andern aber, das er ſiehet oder höret, ihn daran erinnert, ſo iſt faſt nichts gewiſſer, als daß er darin dem andern nachfolgt. Ob auch gleich mancher gähnet, wann er einen andern alſo thun ſieht oder höret, und ſich nicht einmahl beſinnen kan, daß er auf des andern gähnen hätte acht gehabt; ſo thut ſolches doch nichts zur Sache: Indem unſere Gedanken nicht allemahl klar und deutlich ſind, daß wir uns derſelbigen nothwendig bewuſt ſeyn; ſondern es gibt auch dunkele, die wir unvermerkt haben, und weil ſie im

(*) S. Scheuchzers Natur-Wiſſenſchafft, 1 Theil. Cap. 15. §. 4.

im Augenblick wieder verſchwinden, wiſſen wir nicht einmahl, daß wir ſie gehabt haben. Inzwiſchen iſt dergleichen dunkeler Gedanke vermögend, den Menſchen zum gähnen zu erwecken. Es begibt ſich auch, daß wenn einer gähnet, der andere ihm nicht nachfolget, aus keiner andern Urſach, als weil des letztern Gemüth mit andern Gedanken beſchäfftiget geweſen, die Idée davon bey ihm nicht ſtatt gefunden, daher auch die gewöhnliche Würkung nicht hat erfolgen können. Dies legt zur Gnüge an den Tag, daß man hiebey an keiner Sympathie zu gedenken habe. Mit dem abſchlagen des Waſſers gehet es faſt eben ſo zu. Wann jemand ſolches einen andern thun ſiehet, ſo gedenket er auch daran, und thut dergleichen, ohne daß ihn die höchſte Noth dazu treibt, ſondern entweder aus Gewohnheit, oder weil er alsdann dazu Gelegenheit findet. Es gemahnet mich eben, als wann ein Liebhaber vom Schnupf-Toback einen andern eine Priſe davon ſiehet nehmen, und auch mit zugreifft, oder wann ſolches nicht geſchehen kan, ſeine eigene Doſe zur Hand nimmt, um dem andern darin nachzufolgen. So wenig aber dieſes eine Sympathie heiſſen kan, eben ſo wenig wird das vorhergehende ſolchen Nahmen verdienen.

Wir gedenken ferner der ſympathetiſchen Communication des Geblüts, wodurch 2 gute Freunde einander ihre Gedanken in die Ferne entdecken können. Damit wird folgendergeſtalt verfahren: Wann zween gute Freunde vonein-

ander reiſen, und künftig wiſſen wollen, wie es um einen jeden ſtehe, ſo macht ſich erſtlich der eine in den linken Arm mit dem Scheermeſſer eine kleine Wunde, und wäſchet das Blut mit einem Schwamm aus: hernach ritzet ſich der ander in den Goldfinger, und inſtilliret das Blut in des andern Wunde, welches dieſer mit einem Pflaſter verbindet und zuheilen läſſet. Der ander, aus deſſen Goldfinger das Blut genommen worden, macht ihm darauf auch eine Wunde in den linken Arm, und läßt ſich in ſolche Wunde von jenem gleichmäßig Blut aus dem Goldfinger inſtilliren, und es zuheilen. Weiter bereden ſie ſich, wie ſie ihre Zufälle, Glück und Unglück einander wollen wiſſen laſſen, welches man alſo erfahren kan. Wenn einer von beyden eine Stecknadel nimmt, und damit in die verheilte Wunde ſticht, ſo empfindet der ander, er mag ſeyn, wo er wolle, den Stich eben ſo wohl, als derjenige, der den Stich thut. Alſo müßen ſie vor der Abreiſe ein Verzeichniß oder Auslegung der Stiche machen, und jeder ein Exemplar zur Nachricht mit ſich nehmen. Ein Stich kan bedeuten, daß der ander geſund ſey, zween, daß er ein groß Unglück habe, drey Krankheit, viere Beſſerung, fünffe Zunehmung der Krankheit, und ſo weiter. (*)

Ob dieſe Kunſt richtig ſey, daran hat man ſtark zu zweifeln. Dabey ſtehet zum Grunde, das Blut eines Menſchen, wann es auſſerhalb ſeines

(*) S. die Unterredungen von Magia Naturali. pag. 124.

ſeines Cörpers iſt, habe mit dem im Cörper noch vorhandenen Blut eine genaue Gemeinſchafft, alſo daß das eine empfindet, was dem andern begegnet. Denn anders läſſet es ſich nicht erklären, warum der eine die Stiche empfinden ſolte, die der andere in die Wunde thut, worin des erſten Blut gelaſſen worden. Man hat aber wohl zu bedenken, daß das wenige Blut, ſo ein Menſch von dem andern auf ſolche Weiſe empfangen, geſchwinde wieder tranſpirire, alſo daß in kurtzer Zeit davon nicht das geringſte Tröpflein mehr übrig bleibe; und damit höret die Gemeinſchafft mit dem andern Blute auf. Es würde auch noch viel zu erinnern ſeyn wegen des Mittels, wodurch ſolche Gemeinſchafft erhalten wird, welches aber bis an einen andern Ort verſpare. Nehmen wir nur noch die Erfahrung zu Hülffe, ſo will ſie nicht beſtättigen, daß das ausgelaſſene Blut mit dem im Cörper zurück gebliebenen einige Gemeinſchafft haben ſolte. Man mag mit dem durchs Aderlaſſen vergoſſene Blut vornehmen, was man will, ſo empfindet der Menſch nichts davon. Bey Gelegenheit des ſympathetiſchen Pulvers wird hievon nochmahls zu reden ſeyn.

Das Kunſtſtück eines abweſenden Freundes Krankheit und Geſundheit, Unglück und Wohlergehen zu erkennen, beruhet auch auf der Gemeinſchafft des Bluts untereinander. Man nimmt ein ſauberes, helles und länglichtes Gläsgen, welches mit dem geſunden Blute des hinwegreiſenden Freundes angefüllet wird, vermacht

es wohl, und ſtellet es an einen friedſamen und ſtillen Ort, wo weder Sonne noch Kälte hinzu kan. Gibt man nun fleißig darauf acht, ſo wird man gewahr werden, daß wenn der Freund krank iſt, ſich das im Gläsgen befindliche Blut ſehr bewegt, und trübe ausſiehet, deſſen Geſundheit aber wird es durch ſeine Farbe und Klarheit anzeigen. Ja man wird dabey allezeit eine Veränderung finden, wenn bey dem, von welchem es kömmt, auch eine Veränderung geſchehen ſoll. (*) So lange man die Gemeinſchafft des Blutes weder aus der Erfahrung, noch durch begreifliche Urſachen erklären kan, bleibt alles, was darauf gebauet wird, eine leere Einbildung, da man meynt, eine Sache müſſe ſo und ſo geſchehen, ob man gleich nicht weiß, wie oder warum.

Die künſtliche Naſen gehören auch hieher. Petrus Bojanus Taliacotius konte denen, welche die Naſe verlohren, eine andere, entweder aus des Patienten ſelbſt eigenen, oder eines andern Fleiſch, ſehr künſtlich anſetzen. Es hat ſich aber bey dieſer wunderbaren Heilung begeben, daß die Naſe, ſo von des Kranken eigenem Fleiſch wieder angeſetzt worden, niemahlen verdorben; und hingegen die von eines andern Fleiſch nur ſo lange friſch geblieben, als derſelbe Menſch, aus deſſen Fleiſch die Naſe geſchnitten worden, gelebet hat. Wann derſelbige geſtorben, ſo hat die angeſetzte Naſe allgemach angehoben zu faulen, und iſt endlich abgefallen.

Ein

(*) Eben dieſelbige Unterredungen. pag. 127.

Ein Panormitaniſcher Edelmann hatte viel Jahre eine Naſe, die ihm aus ſeines Knechts Fleiſch angeſetzt worden; als aber der Knecht geſtorben, fiel ſie ihm wieder ab. (*) Ich pflege bey dergleichen Hiſtörgen ein wenig mißtrauiſch zu ſeyn, und habe dazu auch Urſach. Man weiß wohl, wie denen Autoribus, welche ſie erzehlen, nicht allzuſicher zu trauen ſey, da ehedem die Gewohnheit war, viel wunderbare Dinge zu erdichten, und für Wahrheit zu verkaufen. Das Anſetzen der Naſen würde überdem viel Schwierigkeit haben. Geſetzt, es lieſſe ſich ein ausgeſchnittenes Stück Fleiſch an die Naſe anheilen (woran ich aber noch ſehr zweifele) ſo könte doch die Vereinigung deſſelben mit der Naſe, und die Zuſammenheilung nicht gar zu geſchwinde von ſtatten gehen. Indeſſen aber dürfte das anzuſetzende Fleiſch zu faulen anfangen, und damit den gantzen Kram verderben. Es iſt auch ſchwer zu begreiffen, wie die Circulation des Geblüts aus der Naſe in das angeſetzte Fleiſch zu bringen ſey, da die Gänge, wodurch das Geblüt ſeinen Lauf haben muß, nimmermehr ſo genau als nöthig, auf einander paßen werden. Wo aber ſolche Circulation nicht durch das angeſetzte Fleiſch gehet, ſo iſt es unmöglich, daß es könne haften, noch weniger könte es ein Leben überkommen, ſondern müſte bald faulen und abfallen. Wann es auch endlich damit ſolte wohl

(*) S. Petri Servii von Spoleto Diſcurs von der Waffen-Salbe: in Amphith. Magiæ Univerſæ lib. 15. pag. 747.

von ſtatten gehen, ſo würde der Menſch ſeine künſtliche Naſe behalten ſo lange er lebete, ob ſchon der andere, aus deſſen Fleiſch ſie geſchnitten worden, ſtürbe. Dann da bey der Anheilung die Circulation des Geblüts in das angeſetzte Stück übertragen worden, ſo iſt dieſelbige hinreichend, das angeſetzte lebendig zu erhalten, und alſo keine Urſach verhanden, warum es abfallen ſolte. Dies eintzige iſt gnug, die dabey vorwaltende Sympathie umzuwerfen.

Ich muß der beygebrachten Schwierigkeiten, wegen Anſetzung der Naſen, noch einmahl gedencken. Was die erſte anlangt, nemlich daß das anzuſetzende Fleiſch, oder der Tradux, wie man es nennet, anfangen würde zu faulen, ehe es anheilte; So ſuchen derſelben die Naſen-Künſtler folgendergeſtalt abzuhelffen. Sie kneipen mit einer Zange, und ſchneiden am Arm zwiſchen dem Ellnbogen und der Schulter, ein Stück Fleiſch alſo loß, daß es an beyden Enden noch am Arm feſt ſitzen bleibt. Dieſer Tradux bleibt 14 Tage lang alſo ſitzen da er dann, weil er noch einen Zuſammenhang mit dem übrigen Fleiſch hat, ernehret, wachſen und fleiſchigt werden ſoll: Indeſſen aber wird ein Tüchlein durch das geſchnittene Loch geſtochen, damit das Fleiſch nicht wieder anwachſe. Hernach ſchneidet man das Stück Fleiſch an einem Ende loß, beſchneidet die Narbe der Naſe von neuem, und paßet das Fleiſch darauf. Weil es aber mit einem Ende noch am Arm anhängt, ſo wird der Arm, nachdem das Fleiſch an die Naſe angenehet

oder

oder angeheﬀtet worden, an den Kopf ſo feſt angebunden, daß er keinesweges im wenigſten könne bewegt oder verrückt werden, ſonſt würde die Zuſammenheilung verhindert. Ueber 14 Tage, ſeit der Anheﬀtung, ſchneidet man den Tradux erſt halb, hernach gantz vom Arm ab, dieweil er auswendig angeheilet iſt. Darauf wird die Naſe ordentlich formiret, und mit einem Meſſer beſchnitten, zwey Löcher darein gemacht, und dahin geſehen, daß ſie auch inwendig zuſammen heile. In die Naſen-Löcher ſteckt man Kugeln von Bley, damit ſie nicht gantz zuwachſen, und macht ein Futter über die Naſe, welches man wohl 2 Jahr tragen muß. (*)

Das iſt der Proceß von dieſer höchſt verwunderlichen Operation. Allein wer ſiehet nicht, wie vors erſte noch groſſe Gefahr dabey, daß das vom Arm abgekneipte Stück Fleiſch, ob es gleich an beyden Enden noch mit dem Arm vereiniget iſt, nicht verfaule, oder zum anſetzen untüchtig werde; indem darin der Umlauf des Geblüts nicht gehörig fortgehen kan? Weiter wird auch der andern von mir erwehnten Schwierigkeit nicht ein Gnüge gethan. Es kan der Tradux ſolchergeſtalt unmöglich alſo angeſetzet werden, daß die Gänge, wodurch die Circulation des Geblüts darin zu bringen, ſo genau als nöthig auf einander paßen. Woher will denn der Tradux das Leben überkommen? Da auch das inwendige Schleimhäutlein der Naſen voller

(*) S. D. Thomæ Fieni Zwölf Bücher von der Chirurgia. lib. 12.

Nerven iſt, die den Geruch verurſachen, ſo kan man ſolche dem anzuheilenden Fleiſch unmöglich wiedergeben, und das dürfte die Zuſammenheilung nicht wenig verhindern. Bedenket man hiernächſt die unſägliche Schmertzen, welche der Patient dabey auszuſtehen hat, da die alte Narbe von der Naſe muß weggeſchnitten, der Arm 2 oder 3 mahl beſchnitten, der Tradux zu unterſchiedlicher Zeit abgeſchnitten, viele Nadeln zum anhefften durch Naſe und Fleiſch geſtochen werden: Weiter daß die Anbindung des Arms an den Kopf, welche wohl 14 Tage währen muß, gantz unerträgliche Schmertzen verurſachen muß, wobey faſt an keinen Schlaf zu gedenken, und was der höchſt beſchwerlichen Ungelegenheiten mehr iſt: So ſolte man wohl ſicher glauben, es würde ſich zu dieſer, ohnedem höchſt ungewiſſen und gefährlichen Cur, kein Menſch verſtehen, ſondern lieber ohne Naſe bleiben, als ſich 4 Monath, ſo lange nemlich die Cur währet, noch ärger, als in der empfindlichſten Tortur geſchehen mag, martern zu laſſen. Endlich macht der eintzige Umſtand, daß der Arm, woraus der Tradux geſchnitten wird, ſo feſt an den Kopf muß angebunden werden, daß er ſich keinesweges bewegen oder verrücken könne, unmöglich, daß man aus eines andern Fleiſch Naſen anſetzen ſolte, weil eines andern Arm an den Kopf nimmermehr alſo befeſtiget werden kan, daß er ſich auf keine Weiſe bewegen oder verrücken mögte, ſondern ein eintziger Ruck des einen oder des andern dürfte alles wieder loß

reiſſen, und damit den gantzen Kram verderben. Ich ſehe die Sache alſo an: Man hat ſich eingebildet, die Operation müße auf vorgedachte Weiſe wohl von ſtatten gehen, obgleich niemand damit eine Probe gemacht.

Von der natürlichen Antipathie der Menſchen hat man ſehr wenige Exempel, die ſich auf alle ſchicken ſolten. Das Bluten der entſeelten Cörper, wann ſich der Mörder dazu nahet, gehöret hieher, wozu aber ein eigenes Capitel beſtimmt iſt. Folgende abergläubiſche Mittel lieſſen ſich hieher ziehen, wiewohl ich nicht weiß, ob dabey eine Sympathie oder Antipathie vorgehen ſoll. Ein aus eines Menſchen Haut geſchnittener Riemen, einer gebährenden Frauen um den Leib gebunden, erweitert den Mund der Mutter, erleichtert und befördert die Geburt wunderbarlich, vertreibet auch auf ſolche Weiſe die Colic und das Seitenſtechen. Eines Kinder abgeſchnittener Nabel in einen Ring gefaſſet, macht, daß die Colic vergehet, wenn man den Ring anſtecket, und am Finger warm werden läßt. (*) Wer wolte ſolche Dinge vornehmen, die ohnedem die gerühmte Würkungen nicht thun können?

2) Kommen wir zu der Sympathie und Antipathie der Menſchen mit den Thieren.

Die Eydexe ſollen der Menſchen gute Freunde ſeyn, und ſie deswegen, wann ſie einen Menſchen

(*) S. die curieuſ. Wiſſenſchafften. 8. Theil. Cap. 2. §. 26. 27.

ſchen anſichtig werden, ihn mit Vergnügen anſchauen. (*) Man trägt ſich von ihnen noch mit folgender Fabel: Wann ein Menſch im grünen ſchläft, und das Maul offen hat, daß alſo leicht eine Schlange hinein kriechen könne, ſo ſind alsdann die Eydexe, welche überall gern um den Menſchen ſich aufhalten, ihm ſehr nützlich: Dann wann ſie gewahr werden, daß eine Schlange herbeykriecht, ſo wecken ſie den Menſchen durch einen Biß auf, und verhindern damit, daß ſich die Schlange nicht in deſſen Mund hineinſchleiche. Dis lautet thöricht gnug, und das erſte wird durch die Erfahrung auch nicht bekräfftiget. Denn ob ſie zwar einen Menſchen, der da ſchläft, oder ſtill ſtehet, anblicken mögen, eben wie ſie ein Kraut oder Baum anblicken; ſo fliehen ſie doch davon, wenn der Menſch in Bewegung iſt, und bezeugen damit eine ſchlechte Zuneigung zu ihm.

Das Pferd ſoll auch eine natürliche Freundſchafft zu dem Menſchen tragen, (**) worin ſie aber beſtehe, ſagt man nicht. Warum müßen aber die Pferde von den Menſchen erſt mit vieler Mühe gebändiget werden, und warum thun ſie den Menſchen, wann ſie ſchon gebändiget ſind, mit ſchlagen und beiſſen zum öftern Schaden? Solches würde nicht geſchehen, wann ſie eine natürliche Zuneigung zu den M.nſchen hätten.

Allein

(*) Majolus Dier. Canicul. Tom. I. Colloqu 8. pag. 222.

(**) Porta Mag. Natural. lib. I. cap. 7.

Allein ſolten nicht die Hunde eine natürliche Zuneigung zu dem Menſchen tragen, da ſie gern um ihn ſind? (*) Ich glaube es eben ſo wenig. Die Hunde ſind darum gern um den Menſchen, weil ſie von ihm gefüttert werden. Ihre Freundſchafft aber iſt zum öftern ſo widerſinniſch, daß ſie die Menſchen vielfältig anbellen, beißen und verwunden. Laßt mir das eine herrliche Sympathie ſeyn!

Wenn man von einem Geyer die Haut des rechten Fuſſes einem, der das Zipperlein hat, auf den rechten, und vom linken auf den linken Fuß legt, ſtillet es die Schmertzen. Ingleichen ſo man die Gebeine oder Knöchlein aus dem rechten vorder Fuß einer Kröte reiniget, und damit die ſchmertzhafften Zähne reibet, ſo nehmen ſie die Schmertzen durch das bloſſe anrühren hinweg. Der Vogel, Goldammer genannt, ſoll die natürliche Krafft haben, daß er die Gelbſucht, womit ein Menſch geplagt wird, durch das bloſſe anſehen an ſich ziehen könne. (**) Ob dieſe Würkungen aus einer Sympathie oder Antipathie entſpringen, kan ich nicht ſagen; aber mit allem Recht behaupten, daß es abergläubiſche und thörichte Dinge ſind, die bey den Proben nicht Stich halten.

Exempel von der Antipathie der Menſchen mit den Thieren ſind folgende: Der Menſch und die Schlange haben eine unverſöhnliche Feindſchafft gegen einander, daß derſelbe, ſo bald er eine

(*) Idem ibidem.
(**) Curieuſ. Wiſſenſchafft. 8. Theil. Cap. 3. §. 16. 20. 24.

er eine Schlange anſichtig wird, in Schrecken geräthet; und ſchwangere Weiber, wann ſie eine Schlange antreffen, oft um die Frucht kommen. Daraus will man gelernet haben, daß man Frauen, ſo in ſchwerer Geburt arbeiten, gehöriger Orten mit einer abgeworfenen Schlangen-Haut beräuchere, oder den Geburts-Ort mit Schlangen-Fett beſtreiche, ſo wird davon die Frucht getrieben, oder erſtirbet. (*) Es iſt wohl an dem, daß die meiſten Menſchen ſich bey Erblickung einer Schlange entſetzen, aber nicht aus einer natürlichen Antipathie gegen den Schlangen, ſondern weil uns von Kindes Beinen an die Schlangen als verhaßte und ſchädliche Thiere beſchrieben werden, ſo klebet uns daher beſtändig eine Furcht für ihnen an, eben wie für den Geſpenſtern, womit gemeiniglich die zarten Gemüther der Kinder erfüllet werden: Daher kein Wunder, wann man bey unvermutheter Erblickung einer Schlange zu erſchrecken pflegt. Man ſiehet aber zugleich hieraus, daß das denen Gebährenden angeprieſene Mittel keinen Grund habe.

Noch wunderlicher lautet die Antipathie zwiſchen dem Menſchen und Wolf. Das erſehen eines Wolfs iſt dem Menſchen gar ſchädlich: Dann wann ihn derſelbe zum erſten erſiehet, ſo benimmt er ihn die Stimme, und ob er gleich gern ſchreyen wolte, will doch der Hals nicht fort. Wann aber der Wolf merket, daß er zuerſt geſehen worden, verſtummet er auch, er erſtarret, und

(*) Porta loc. cit.

und ſeine Kräffte entgehen ihm gewaltig. Daher iſt das Sprüchwort kommen: Lupus in fabula, das iſt, ich muß ſchweigen, als hätte mich der Wolf geſehen. (*) Hiezu darf ich nichts weiter ſagen, als daß nichts an der Sache ſey: Sintemahl Scaliger es in der Erfahrung nicht alſo befunden, und ſich deswegen wie billig darüber moquiret. (**)

Das Panterthier und der Crocodill ſind des Menſchen grauſame Feinde. Der letztere ſoll den Menſchen mit falſchen Thränen zu ſich locken, und hernach freſſen. (***) Ich glaube es wohl, mag es aber nicht eine Antipathie nennen, weil dieſe Thiere dem Menſchen nur aus Hunger nachſtellen, und ihn freſſen. Die Thränen der Crocodillen aber ſind eine Fabel, die niemand mehr gelten läßt.

3) Wollen wir Exempel von der Sympathie und Antipathie der Thiere untereinander anführen. Unter dem Hirſch und Haſelhuhn iſt eine Sympathie wegen der Geilheit; und wenn man beyder Glieder miteinander gebraucht, kan ſolches zum ehelichen Werck deſto geſchickter machen. Zwiſchen den Ziegen und Rebhünern iſt auch eine groſſe Liebe, und ſind ſelbige zu jetztgedachtem Vorhaben auch dienlich. (****) Der Fuchs hat eine Freundſchafft mit der Schlange: Die

(*) Porta loc. cit.

(**) S. die Petersburgiſche Anmerkungen über die Zeitungen. 1732. 47 Stück.

(***) Porta loc. cit.

(****) Curieuſ. Wiſſenſchafft. 8. Theil. Cap. 3. §. 28.

Die Pfauen tragen eine Zuneigung zu den Tauben: Und die Amſeln, Droſſeln und Papagoyen haben die Turtel-Tauben lieb. (*) Die Raben und Säue ſollen auch gern beyeinander ſeyn, und eine Freundſchafft zuſammen tragen. (**) Ich mögte gern wiſſen, woraus man die Sympathie dieſer Thiere untereinander geſchloſſen: Denn daß ſie etwa vielfältig beyeinander geſehen werden, macht noch lange keine Sympathie aus.

Denen Fiſchen, welche Hauffenweiſe beyeinander ſchwimmen, eignet Porta eine ſonderliche Freundſchafft zu. Die Fiſche ſchwimmen gemeiniglich häufig beyeinander zu der Zeit, wann ſie leichen, und werden dann auch am häufigſten gefangen. Solte das wohl eine Sympathie heiſſen können?

Noch eine Hiſtorie iſt übrig von der Sympathie des Wallfiſches mit einem kleinen Fiſchlein, das nur ſo groß iſt, auch ausſiehet, wie eine Grundel. Vernehmet davon ein Wunder-Ding. Der Wallfiſch läſſet dieſes Fiſchlein gern vor ſich her ſchwimmen, als wann es ihm den Weg weiſen müſte; da dann der groſſe Fiſch ſo fleißig nachfolget, als wann er alle ſeine Hoffnung und Wohlfahrt auf ſolches geſetzet hätte: Allermaßen er dann auch ruhet, wo das Fiſchlein ſtill ſtehet, und fortſchwimmet, wann daſſelbe fortgehet, daß man ſchier nicht wiſſen kan, was ihn dazu bewegt, und warum das Fiſchlein ihm also aufwartet. (***) Man hat Urſach dieſes für ein

(*) Porta.
(**) S. Martin Zeilers 454tes Sendſchreiben.
(***) Porta loc. cit.

ein Gedichte zu halten, weil unter andern Friedrich Martens, welcher in ſeiner Spitzbergiſchen oder Grönländiſchen Reiſe-Beſchreibung den Wallfiſch, deſſen Fang, und was ſonſt von ihm merckwürdig iſt, ingleichen die ſich um ihn aufhaltende Fiſche, genau beſchreibet, ſolches Fiſchleins mit keinem Wort gedencket.

Von der Antipathie der Thiere untereinander gibt es gar viele Exempel; aber ſie ſind theils falſch, theils ſo beſchaffen, daß dabey keine Antipathie ſtatt findet. Wir wollen vom Wolf und Schaaf den Anfang machen. Erſtlich wil ihre Antipathie damit erwieſen werden, daß wann man von dem Felle eines vom Wolf erbißenen Schaafs Peltzwerck, oder von deſſen Wolle ander Zeug machen läßt, darinnen viel eher Läuſe wachſen ſollen als ſonſt. (*) Andere ſchreiben, (**) wann die Felle eines Wolfs und Schaafs ohngefehr zuſammen kommen, und am Leibe getragen die Wärme empfinden, ſo würden darinnen ſtracks Läuſe wachſen. Wann man auch einen Schweif und einen Kopf (oder Koth) vom Wolf in einen Schaaf-Stall henket, ſollen die Schaafe davon ſo in Aengſten gerathen, daß ſie nichts freſſen, ſondern nur immer ſchreyen. (***) Dies ſchreibt man wohl ſo hin, mag aber niemahls eine Probe gemacht haben, die meines Erachtens das Vorgeben nicht beſtättigen

(*) Porta.
(**) Zeilers vorangeführtes Sendſchreiben.
(***) Schwenters Delic. phyſico-mathem. Tom. I. lib. 4. probl. 4.

ſtättigen dürfte. Von den Wolfs- und Schaafs-Saiten macht man noch mehr aufhebens. Sie ſollen ſich entweder gar nicht laſſen rein zuſammenſtimmen, oder aber, wenn ſie ja zuſammengeſtimmet ſeyn, nicht lange dauren, ja die eine wohl gar zerſpringen. (***) Einige wollen auch, eine mit einem Schaaf-Fell bezogene Trommel gebe einen ſehr ſchwachen Laut von ſich, neben einer andern, ſo von Wolfs-Fellen gemacht iſt. (*) Das erſte hat Athanaſius Kircherus durch die Erfahrung widerlegt, wodurch er befunden, daß die Schaafs- und Wolfs-Saiten ſich gar wohl zuſammen ſtimmen laſſen, und weder zerſpringen, noch einen Mißlaut geben. Wann jemand auf gleiche Weiſe mit dem Schaaf- und Wolfs-Fell auf Trommeln mögte eine Probe machen, dürfte ſie ebenfalls falſch befunden werden; Es wäre dann, daß das dünne Schaaf-Fell, weil man nicht ſo hart darauf ſchlagen darf, als auf ein dickes Wolfs-Fell, deswegen nicht ſo laut als das letzte erſchallete. Kircherus hing auch einem Schaaf einen Wolfs-Kopf ſamt dem Hertze an den Hals, und fand nicht, daß es ſich darüber im geringſten bewegt hätte. (**) Hieraus iſt zu ſchlieſſen, es werden die Schaafe noch weniger für einem im Stalle aufgehenkten Wolfs-Schwantz erſchrecken, und alſo die Antipathie dieſer Thiere auf keine Art erweislich ſeyn. Man kan

(*) Scheuchzers Natur-Wiſſenſchafft. Tom. I. cap. 15. § 5.

(**) Schwenters Delic. phyſico-mathem. Tom. 3. lib. 4. probl. 3.

kan aber dem Kirchero deſto ſicherer Glauben geben, weil er ſonſt dergleichen falſche Dinge zu verwerffen nicht gewohnet war.

Von der Antipathie zwiſchen dem Löwen und Hahn (*) lieſt man faſt in allen Büchern

(*) Weil hier des Hahns gedacht wird, ſo nehme Gelegenheit, einen Fehler zu bekennen, der in das 19 Stück des Schau-Platzes eingefloſſen iſt. Daſelbſt wird pag 326. eines wunderlichen Propheten gedacht, wovon ich die Erzehlung für närriſches Zeug ausgegeben. Nachdem aber ein ungenannter, in einem an Tharſandern abgelaſſenen Schreiben, gütigſt erinnert, dieſer Prophet ſey nur ein Gedicht und Räthſel, wodurch nichts anders, als der Haus-Prophet oder Haushahn zu verſtehen, ſo habe ohne Mühe eingeſehen, daß es richtig ſey, und ſich alles ſehr wohl auf den Haushahn ſchicke. Solches habe hiemit bekannt machen wollen, damit aus einem Schertzgedichte nicht Ernſt gemacht werde. Indeſſen hoffe, ich werde wegen dieſes Fehlers zu entſchuldigen ſeyn; Sintemahl ich die Beſchreibung des wunderlichen Propheten unter lauter in Ernſt gemeynten Prophezeyungen gefunden, der Sam̄ler ſie auch ſonder Zweifel in Ernſt angenommen. Weil alſo dabey auf keine Vermuthung eines Schertzes oder Räthſels gerathen bin, ſo iſt es geſchehen, daß mir der Haushahn nicht eingefallen, welcher ſich doch ſonſt daraus leicht hätte errathen laſſen. Ein guter Freund, mit dem ich von dieſem wunderlichen Propheten ſprach, hat mir eine viel weitläufftigere Beſchreibung deſſelben mitgetheilet, die ich hier einſchalten könte, wann es nicht ein Gedicht wäre, und deswegen nicht hieher gehörte. Dem ungenañten Briefſteller aber ſtatte hiemit für die geſchehene Erinnerung aufrichtigen Dank ab. Ich wünſchte, demſelben mögte beliebet haben, diejenigen Stellen der letzten Stücke dieſes Schauplatzes anzuzeigen, worin, ſeiner Meynung nach, die Auflöſung der Ein

die von dieſer Materie handeln. Ich werde aber hier nicht wiederholen, was ich bereits anderswo davon geſchrieben habe.

Laſſet uns noch andere Exempel der natürlichen Feindſchafft zwiſchen den Thieren betrachten. Der Elephant fürchtet ſich vor einem Widder: Dann wann er gleich gantz wütend iſt, und nur einen Widder erſiehet, ſo bricht ſich die Wuth in ihm,

würffe durch ein bloſſes vielleicht gehoben worden: So könte mich auch darüber näher erkläret haben. Ich finde zwar, daß ich mich zuweilen des Worts vielleicht bedienet, nemlich wañ ich von dem Urſprung der beygebrachten Gedichte und Fabeln geurtheilet habe; derſelbe läſſet ſich gemeiniglich nicht anders, als durch Muthmaßungen beſtimmen, weswegen auch das vielleicht dabey gar wohl ſtatt findet. Gleichwohl ſind mehrentheils die Fabeln ſelbſt durch andere Gründe widerlegt, oder ſie ſind an ſich ſo abgeſchmackt, daß keine Widerlegung nöthig iſt. Mannigmahl ſind die angebrachte Muthmaſſungen von einem groſſen grad der Wahrſcheinlichkeit, und daher hätte das vielleicht gar wegbleiben können, wann man ſich deſſen nicht aus Beſcheidenheit gebrauchet. Ob endlich in denen letztern Stücken des Schau-Platzes nicht gleiche force, wie in den erſten zu finden, davon können andere beſſer, als ich ſelbſt urtheilen. Dann man pflegt ſich in ſeiner eigenen Sache auch wohl unvermerkt zu ſchmeicheln. Zu ſolchem Sentiment mag etwa den Brieffſteller überredet haben, daß ich mich in den letztern Stücken kürtzer als ſonſten gefaſſet, welches ebenfalls ſchon ein gelehrter Gönner erinnert hat. Iſt es an dem, ſo muß mich mit den engen Grentzen entſchuldigen, welche dem Buch beſtimmet ſind, daß es nicht mehr als 3 Bänder ausmachen ſoll. Dennoch glaube, es werde überall ſo viel beygebracht ſeyn, als zur Erklärung und Widerlegung der abergläubiſchen und ungereimten Dinge nöthig iſt.

in ihm, und ſeine grimmige Macht leget ſich. Durch welche Kunſt die Römer die Elephanten des Königs Pyrrhi in die Flucht geſchlagen, und einen herrlichen Sieg davon gebracht. Dies berichtet Porta, (*) nennet aber den Autorem nicht, von welchem er ſolches hat. Florus beſchreibet den Krieg des Pyrrhi mit den Römern, weiß aber nichts von den Widdern, welche die Römer den Elephanten entgegen geſtellet. Seine Erzehlung lautet gantz anders. In der zweyten Schlacht mit dem Pyrrho, ſchreibt er, (**) fürchteten ſich die Römer nicht mehr ſo ſehr für den Elephanten, und nachdem Cajus Minucius einem Elephanten den Rüſſel abgehauen, ſo wurden ſie inne, daß dieſe ungeheure Thiere auch könten getödtet werden: Daher warf man mit Wurf-Spieſſen auf ſie, und brachte ihre höltzerne Thürme mit Fackeln in Brand. In der dritten Schlacht ward ein junger Elephant am Kopf verwundet, welcher, als er durch die Hauffen des Pyrrhi mit kläglicher Stimme hin und her lief, endlich von der Mutter erkannt ward: dieſe ſprang auf, als ob ſie die That an ihrem jungen begangen rächen wolte, darüber gerieth des Pyrrhi Armée in Schrecken, die Römer aber erhielten den Sieg. Wo nicht etwa die Widder, welche die Römer den Elephanten entgegen geſtellet, Inſtrumente geweſen, deren man ſich im Kriege zu Einbrechung der feindlichen Mauren bediente, und die Arietes genennet wurden; ſo hat das Vorgeben ſchlechten Schein der

(*) Mag. Natural. lib. 1. cap. 7.
(**) lib. 1. cap. 18.

Wahrheit. Geſetzt aber, die Erzehlung des Porta wåre richtig, was wůrde daraus folgen? Nichts anders, als daß die Elephanten, indem ſie die Widder, als eine ihnen ungewöhnliche Sache erblicket, dadurch ſtutzig gemacht worden, in Unordnung gerathen, und den Römern den Sieg in die Hände geſpielt. Hieraus låſſet ſich keine Antipathie machen, und es iſt auch höchſt ungereimt, wenn Porta hinzuthut: Aus dem Grunde der Feindſchafft zwiſchen den Elephanten und Widdern, habe man, aus den Gliedern eines Widders, viel Mittel wider die Art des Ausſatzes, Elephantiaſis genannt, erfunden, welche Krankheit ausſiehet, wie die auswendige Haut eines Elephanten. Wie kan man doch auf ſo wunderliche Schlůſſe verfallen? Eine Art von Ausſatz ſiehet einer Elephanten-Haut åhnlich, darum hat die Krankheit mit den Elephanten etwas gemein: Warum ſagt man nicht auch, die Elephanten håtten deswegen alle den Ausſatz? Und weil die Widder den Elephanten zuwider ſind, ſo ſind ſie auch der Krankheit Elephantiaſis zuwider, und geben Mittel an die Hand, dieſelbige zu vertreiben. Mit dergleichen Syllogismis muß man ſich bey alten unverſtåndigen Weibern melden, bey andern findet man kein Gehör.

Porta redet auch von einer natůrlichen Feindſchafft zwiſchen dem Affen und der Schildkröte, und macht daraus eine wunderliche Folgerung. Gleichwie nun, heißt es, (*) der Affe der Trunkenheit ſehr ergeben iſt, alſo daß man ihn von Wein

(*) Loco ſæpius citato.

Wein läßt trunken werden, und alſo fänget; alſo ſind Schildkröten, wann ſie wohl gewaſchen, ein Mittel wider die Trunkenheit. Es kan ſeyn, daß der Affe und die Schildkröte ſich nicht wohl miteinander vertragen, wie andere Thiere mehr thun; aber daraus folgt keine Antipathie. Die Folgerung des Porta hingegen iſt ſehr abgeſchmackt: Weil der Affe der Trunkenheit ergeben iſt, und die Schildkröte zum Feinde hat, ſo müßen Schildkröten wider die Trunkenheit dienen. Solte der Schluß gelten, ſo müſte zwiſchen dem Wein und der Schildkröte eine Antipathie ſeyn. Wie können deswegen die Schildkröten eine Artzney wider die Trunkenheit geben, weil der Affe gern Wein trinket, zwiſchen ihm und der Schildkröten aber eine Antipathie iſt? Die Menſchen trinken gern Wein, und berauſchen ſich zum öftern darin, ſtehen ſie aber darum mit den Schildkröten in einer Antipathie? Ich geſchweige, daß die Mittel wider die Trunkenheit überall verdächtig ſind: Denn die Dünſte vom ſtarken Getränke, welche die Trunkenheit verurſachen, werden allemahl ihre Würkung thun, wann man ſich auch dagegen noch ſo ſehr mit Artzneyen verwahret hat. Einer kan zwar mehr vertragen, als der ander, und wird nicht ſo leicht trunken: wann er aber ſo viel zu ſich nimmt, als zur Trunkenheit nöthig iſt, kan ihm dawider keine Artzney ſchützen.

Der Wolf fürchtet ſich für dem Igel, ſagt man. Es mag ſeyn; folgt denn daraus, daß Igel-Blut, wann es in Gurgel-Waſſer gebraucht wird, gut ſey vor die heiſere und verlohrne Stimme?

Ein Wolf und Hund ſind groſſe Feinde: Dahero wann man eine Wolfs-Haut über einen Menſchen hänget, der von einem wütenden Hunde gebiſſen worden, ſoll er hievon aufhören Waſſerſcheu zu werden. (*) Dergleichen Schlüße ſind von einer abgeſchmackten Gleichheit hergenommen, und haben bereits im 4 Capitel ihre Abfertigung bekommen.

Der Habicht iſt ein Todtfeind der Tauben: Das iſt wahr; aber geſchicht es aus einer Antipathie? Wer will das ſagen. Der Habicht iſt weder der Tauben Freund noch Feind, ſondern er ſtellet ihnen nach, und frißt ſie aus Hunger, wie der Wolf das Schaaf.

Ich würde kein Ende finden, wann ich alle Exempel der Antipathie zwiſchen den Thieren anführen wolte. Es iſt auch nicht nöthig, weil dabey keine eigentliche Antipathie herauskömmt. Es mag auch kaum einmahl eine Feindſchafft heiſſen, weil nicht leicht ein Thier das andere beleidiget, wo es nicht dazu gereitzet, oder aus Hunger getrieben wird. Ein eintziges Exempel berühre nur noch, nemlich von der Antipathie des Hirſchen mit der Schlange. Plinius ſagt, (**) der Hirſch forſchte die Schlangen-Löcher aus, zöge durch den Othem der Naſe die Schlangen mit Gewalt hervor, und fräſſe ſie. Ælianus ſetzt noch hinzu, (***) durch ſolches Mittel würden die Hirſche wieder jung und friſch. Daraus hat man eine Gloße gemacht zur Erklärung der Worte des 42 Pſalms: Wie

(*) Porta loc. cit.
(**) Hiſt. Nat. lib. 8. cap. 32. it. lib. 28. cap. 9.
(***) In Hiſtor. Animal. lib. 2. cap. 9.

Wie der Hirſch ſchreyet nach friſchem Waſſer. Man will nemlich, der Hirſch ſchreye nach Waſſer, wann er Schlangen gefreſſen und davon aus der maßen erhitzet worden. Ein trefflicher Einfall, den man von dem Juden Kimchi entlehnet, obgleich niemahls ein Menſch geſehen hat, daß die Hirſche hätten Schlangen gefreſſen. Mich wundert auch, warum man dieſes eine Antipathie oder Feindſchafft nennet, da die Schlangen denen Hirſchen ſo heilſam ſind.

4) Kommt die Sympathie und Antipathie der Menſchen und Thiere mit den Bäumen und Pflantzen vor. Von der groſſen Kletten-Wurtzel wird vorgegeben, es walte zwiſchen ihr und der Mutter eines Weibes eine ſonderbare Freundſchafft. Wann man ein Blatt davon auf dem Haupt träget, ſo ziehet es die Mutter über ſich, und unter den Fußſohlen unter ſich: Darum auch dies Mittel in Mutter-Beſchwerden, herausgehen, und wenn ſelbe ſonſt aus ihrem Ort weichet, vortreffliche Hülffe leiſtet. (*) Dieſem Mittel hat niemand zu trauen; alldieweil keine Urſach vorhanden, warum ein und eben daſſelbe Mittel ſo widerwärtige Würkung thun ſolte, nachdem es hier oder dort appliciret wird. Gleichwie man ſich vielfältig geirret, indem man die Geneſung dem gebrauchten Mittel beygemeſſen, ob es gleich nichts gewürket hat; Alſo iſt es auch hier ergangen, und die Kletten-Wurtzel muß dasjenige gewürkt haben, was doch aus andern Urſachen hergekommen. Von dem Oelbaum wird geſagt, er

(*) Die Curieuſ. Wiſſenſch. 8 Theil. Cap. 4. §. 15.

er bekleibe leichtlich, wann ihn eine Jungfrau pflantze, von einer unreinen Perſon aber verderbe er jedesmahl. (*) Gleich als wenn die Oelbäume menſchlichen, ja gar übermenſchlichen Verſtand beſäſſen, daß ſie die reinen vor den unreinen erkennen könten, und ſich im wachſen darnach richteten. Ich weiß wohl, daß wenn ein von einer befleckten Weibs-Perſon gepflantzter Oelbaum nicht bekleibet, man die Schuld auf gewiſſe, von ihr ausgehende unreine Dünſte legen werde, welche das wachſen verhindern; kan aber nicht ausſinnen, was es für Ausdünſtungen ſeyn ſollen, und woher ſie kommen. Haben ſie von dem unkeuſchen Weſen der Weibs-Perſonen ihren Urſprung, ſo kan ſich dergleichen bey einer unberührten Jungfrau finden, die von Natur zur Wolluſt geneigt iſt. Wann die Sache Grund hätte, wäre es ein ſchönes Mittel dadurch zu erforſchen, ob eine Jungfrau noch unberührt ſey. Warum gebraucht man ſich deſſelben nicht in den Ländern, da der Oelbaum wächſt? Geſetzt auch, der Oelbaum bekleibe beſſer von der Hand einer keuſchen Jungfrau, ſo wäre es deswegen doch keine Sympathie; ſondern die Sache müſte natürlich alſo erkläret werden, daß von der unreinen und unkeuſchen ſolche Dünſte ausgehen, die den Wachsthum hindern, bey den keuſchen aber dergleichen nicht vorhanden ſind.

Die Katzen ſollen eine groſſe Liebe zu dem Kraut Baldrian haben, ſich auch an deſſen anſchauen und betaſten nicht gnug erſättigen können.

(*) Schwenters Mathemat. und Philoſoph. Erquick-Stunden. Tom. 2. lib. 16. probl. 4.

nen. (*) In einem Hauſe war etwa in dem andern Stockwerk, auſſen vor dem Fenſter, eine Glocke angemacht, welche durch einen Drat, welcher bis unten an die Thüre des Hauſes hinreichte, von jedermann konte gezogen werden. An dieſen Drat hatte jemand bey der Nacht eine Baldrian-Wurtzel angebunden; worauf ſich eine ziemliche Anzahl Katzen dabey einfunden, und den Drat zogen, auch dadurch die Glocke rühreten. Der Herr des Hauſes, als er nichts als Katzen ſahe, unterſtund ſich nicht, ſie zu verjagen: Des Morgens aber fand er die Urſach davon. (**) Dies muß gleichfals eine Sympathie heiſſen: Was hat ſie aber hier zu ſchaffen? Die Katzen lieben den Geruch des Baldrians, und darum ſind ſie gern dabey.

Von der Antipathie der Bäume mit den Pflantzen ſollen die gifftige Kräuter zeugen, die dem Menſchen höchſt ſchädlich ſind, und ihn gar ums Leben bringen. Allein weil dieſe Würkung der Kräuter ſich gnugſam erklären läßt, ſo iſt dabey der Nahme der Antipathie nicht zu mißbrauchen, als wozu allemahl verborgene Eigenſchafften, und geheime Würkungen erfordert werden.

Die Thiere anlangend, ſo ſtehen die Geißen und Böcke mit den Bäumen in einer Antipathie: Jene ſind dieſen mit ihrem Anhauchen ſchädlich, daß ſie entweder verderben oder unfruchtbar werden. (***) Die Geißen ſind vielmehr groſſe Liebhaber von den Bäumen, und freſſen überaus gern

(*) Zeileri oft angeführtes Sendſchreiben.
(**) S. Petersburg. Anmerk. über die Zeitungen 1732.
(***) Zeiler loc. cit.

die Rinde davon, wiſſen ſie auch meiſterlich zu beſchälen, daß ſie nothwendig vertrocknen müßen. Das bloſſe Anhauchen thut es nicht, davon wird nimmermehr ein Baum weder verdorren noch unfruchtbar werden.

So man einem Hahn ein Band von Weiden um den Hals legt, wird er nicht kräen. (*) Wie ſolte er aber kräen können, wenn ihm der Hals halb zugeſchnüret iſt, woran ihn auch ein Band von andern Bäumen verhindern kan. Oder wann das Band nicht ſo feſte ſitzt, daß er dadurch am kräen gehindert würde, ſo vergißt er doch ſolches darüber, indem er das beſchwerliche und ungewöhnliche Band gern loß wäre. Man laſſe es ihm nur eine kurtze Zeit um den Hals, bis ers gewohnt iſt, er wird alsdann ſeine Stimme wieder zu erheben nicht unterlaſſen.

Was Ariſtoteles ſchreibt, daß die Geyer und Roßkäfer von dem Roſen-Geruch ſterben, (**) rechnet man auch unter die Antipathie. Aber wozu iſt es nöthig, da ausdrücklich geſagt wird, der Roſen-Geruch tödte ſolche Thiere, folglich wäre er ihnen ein Gifft, und es ginge damit gantz natürlich zu.

5) Gedenke der Sympathie und Antipathie der Bäume und Pflantzen untereinander. Die eheliche Liebe und Zuneigung der Palmbäume, würde vor allen Dingen den Nahmen der Sympathie verdienen. Plinius ſchreibt, (***) die Palmbäume

(*) Idem ibidem.
(**) Schwenters Erqvickſtund. Tom. 2. lib. 16. probl. 4.
(***) Hiſt. Natur. lib. 13. cap. 4.

bäume wären ſo wohl männlichen als weiblichen Geſchlechts, und in denen von ſelbſt aufgeſchoſſenen Palm-Wäldern trügen die Weiblein keine Frucht, ohne bey ſich habende Männlein. Er fähret weiter fort: Um ein Männlein müßen viel Weiblein ſtehen, die ſich alle mit ihren Gipffeln liebreich zu ihm neigen. Das Männlein ſchieſſet ſeine Zweige und Blätter gerade in die Höhe, und befruchtet durch ſeine Ausdünſtungen, durch das bloſſe Anſchauen, ingleichen durch einen von ihm abfliegenden Staub, die umſtehende Weiblein. Wird der männliche Baum abgehauen, ſollen die Weiblein gleichſam als Wittwen da ſtehen, und unfruchtbar werden. Sie haben einen Verſtand ſich zu begatten, welche Begattung die Menſchen dadurch zuwege bringen, indem ſie die Blüte und das wolligte Weſen der Männlein, oder wenigſtens den auf ihnen liegenden Staub auf die Weiblein ſtreuen.

Dabey hat man es nicht bewenden laſſen, ſondern weiter vorgegeben, wann die Männlein und Weiblein gar zu weit voneinander ſtünden, daß das Weiblein den Staub oder Geruch vom Männlein nicht empfangen könte, ſo dürfte man beyde nur durch einen Strick vereinigen, da dann durch ſolches Band die fruchtbar machende Krafft des Männleins zu dem Weiblein würde übergehen. (*) Andere ſchreiben, die Männlein tragen eine gewiſſe weiſſe Materie, welche diejenige, ſo ſie bauen, als einen Saamen in die offenſtehende Aeſte und Spalten der Weiblein legen, ſonſt würden

(*) S. Dalcchampium in Notis ad allegat. Plinii locum.

den die Datteln, als die Frucht des Palmbaums nicht zeitig, ſondern verdorreten, und hätten nichts als die Schale und den Kern. Ja, was noch ſeltſamer iſt, wann der Gärtner nicht weiß, gegen was vor einen Bräutigam das Palm-Weiblein entbrannt iſt mit ihrer Liebe, ſo wird ihr Stamm mit einer Salbe beſchmieret, welchen Geruch derjenige Baum, der ihr Liebſter iſt, natürlich añimt, und dadurch ſeine Paßion und eheliche Gunſt verräth. (*) So hoch treibet man dieſe vermuthlich erdichtete eheliche Liebe der Palmbäume, daß ſie endlich allen Glauben verlieret.

Ueberhaupt iſt es ein bloſſer Dünkel, daß unter den Bäumen und Pflantzen einige männlichen, andere weiblichen Geſchlechts ſeyn ſollen. Den Unterſcheid des Geſchlechts ſetzet man darin, daß die Weiblein weniger Kräffte haben, und mit einer kalten und unfruchtbaren Feuchtigkeit angefüllet ſind, daher ſoll es kommen, daß ſie zwar blühen, aber wegen Mangel der Wärme keine rechte Früchte bringen. Die Männlein wachſen gröſſer und anſehnlicher, haben ſchöne Zweige und Blätter, tragen auch ſchöne reiffe Früchte und Saamen. (**) Ich laſſe einen jeden ſelbſt urtheilen, ob gemeldte Dinge einen Unterſcheid des Geſchlechts bey Bäumen und Pflantzen ausmachen kōnen. Daß ein Baum beſſer wächſt, als der ander, und auch mehr Früchte bringt, kōmt daher, weil er in ſeinem beſſern und geſchlachtern Erdreich ſtehet, oder auch von einem fruchtbaren Baum abſtammet.

(*) S. Happelii Relat. Curioſ. Tom. I. pag. 632.
(**) Lemnius de Miraculis occult. Naturæ. l. 4. c. 10.

met. Das erſte kan allerdings einen groſſen Unterſcheid verurſachen, und weil an einem Ort das Erdreich, wo nicht auf der Fläche, doch in der Tiefe, als wohin die Bäume ihre Wurtzeln ſchieſſen, beſſer iſt, als am andern, ſo kan der eine beſſer wachſen und Früchte tragen, als der ander, ob gleich beyde nahe beyeinander ſtehen. Das andere thut ebenfalls viel zur Sache, ſintemahl man die Pfropf-Reiſer und Augen zum oculiren am liebſten von fruchtbaren Bäumen nimmt, und dabey bemerket, daß daraus gute Bäume werden. Solte der Unterſcheid des Geſchlechts bey Bäumen und Pflantzen ſtatt finden, ſo müſte ſich an ihnen ein Unterſcheid der Theile, oder der Structur zeigen. Zwar ſind mannigmahl Bäume, die von einer Art zu ſeyn ſcheinen, alſo unterſchieden, daß man einen für den andern wohl erkennen kan; aber deswegen iſt der eine nicht männlichen, und der andere weiblichen Geſchlechts. Sie ſind von einer Art, und nur durch das pfropffen oder oculiren in etwas verändert worden. Indeſſen kan der eine ſo fruchtbar ſeyn, wie der ander, und damit die Einbildung umſtoſſen, es ſey zwiſchen ihnen ein Unterſcheid des Geſchlechts. Mit einem Wort zu ſagen, die Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit, nebſt andern angeführten Dingen, machen keinen Unterſcheid des Geſchlechts aus, und weil ſich derſelbe ſonſt durch nichts offenbaret, ſo gehöret er unter die von der menſchlichen Phantaſie ausgeheckten Dinge. Die Botanici reden zwar auch von Kräutern, die theils männlichen, theils weiblichen Geſchlechts ſeyn ſollen; In der That

aber

aber ſind ſie von einerley Geſchlecht, und nur von verſchiedener Art.

Wieder auf die Palmbäume zu kommen, ſo gibt es ſehr viele und verſchiedene Arten derſelben. Der Cocos-Baum gehört auch unter dies Geſchlechte, da man dann berichtet, es würden allein in den Philippiniſchen Inſuln viertzigerley Sorten von Palmbäumen gefunden. (*) Daher es gar leicht geweſen, einer Art das männliche, und der andern das weibliche Geſchlecht beyzulegen. Das Vorgeben von der ehelichen Liebe dieſer Bäume, ſchreibt ſich von den Griechen und Römiſchen Scribenten her, welche aber keine glaubwürdige Zeugen ſeyn können, weil die Palmenbäume in Italien, nach Plinii Geſtändniß unfruchtbar ſind, und vermuthlich auch in Griechenland. Alſo konten ſie ja die Sache nicht durch die Erfahrung erforſchen und beſtättigen. Plinius gehet ziemlich behutſam, und wann er dovon redet, geſchicht es nicht mit rechter Gewißheit, ſondern es heißt nur, confirmant, man bekräfftiget es. Auf einige unachtſame Reiſebeſchreiber, welche in Aſia und Africa, allwo die Palmbäume ſehr gern im heiſſen Sande wachſen, geweſen, und die Sache mit Augen wollen geſehen haben, hat man wenig zu geben: Sie waren ſchon mit dem Vorurtheil eingenommen, daß die Sache richtig ſey, gaben ſich alſo keine Mühe, ſie gehörig zu unterſuchen, ſondern bekräfftigten ohne Ueberlegung, was ſie davon zu Hauſe gehöret oder geleſen. Kurtz vorher habe angefüh-

(*) S. Salmons gegenwärtigen Staat der Orientaliſchen Inſuln. pag. 46.

angeführt, wie es in Oſt-Indien ſehr viele Arten von Palmbäumen gebe: Gleichwohl wiſſen die neue Reiſe-Beſchreibungen nichts davon, daß allemahl ein Männlein zu denen Weiblein müße geſetzet werden, wo dieſe ſollen Früchte tragen.

Daher wird es wohl eine Fabel ſeyn, dergleichen man noch mehr von dem Palmbaum hat. Er ſoll, wie einige alten melden, der auf ihn gelegten ſchweren Laſt alſo widerſtehen, daß er ſich davon im geringſten nicht niederwerts beuget, ſondern ſich in die Höhe richtet, und über ſich krümmet: Weswegen dann die Römer dieſen Baum zu einem Sinnbild des Sieges gemacht, und die Ueberwinder mit Palm-Blättern beehret. (*) So will man auch behaupten, er werde niemahls vom Wetter berühret. (**) Das erſte iſt nicht allein wider die Natur der Cörper, ſondern auch ſchon längſt durch die Erfahrung widerlegt worden. Das andere iſt eben ſo wahr, als daß der Lorbeer-Baum vom Donner unberührt bleibt. Von dem letztern könte man viele Zeugniſſe anführen: (***) Wozu iſt es aber nöthig, da ſie alle falſch ſind? Diejenigen verdienen mehr Glauben, welche mit Augen geſehen, daß der Donner die Lorbeer-Bäume getroffen. (****)

Die Weinreben lieben den Ulmen- und Pappel-Baum ſo ſonderlich, daß ſie daran über die

maßen

(*) Aulus Gellius Noct. Attic. lib. 3. cap. 6.
(**) Simon Majolus Dier. Canicul. Tom. I. Colloq. 21. pag. 474.
(***) Plinius Hiſt. Natur. lib. 2. cap. 55.
(****) S. Happelii Relat. Curioſ. Tom. 3. pag. 688.

maßen wohl wachſen: Denn weñ man den Weinſtock mit ſolchem vermählet, ſo ſteiget er mit ſeinen zarten Zäſerlein und Gäblein ſo artig an demſelben hinauf, und faſſet ihn ſo freundlich an, daß man ſie davon nicht ablöſen kan; bringet auch reichlich und viele Früchte. (*) Ich weiß nicht, warum man hieraus eine Sympathie gemachet hat? Die Rinde dieſer Bäume iſt ſo beſchaffen, daß ſich die Zäſerlein des Weinſtocks daran wohl anſchlieſſen können, welches macht daß der Weinſtock hoch in die Höhe wächſt, und etwa auch dadurch zum Fruchttragen beqvemer wird. Es dürfte aber ein ſolcher Weinſtock unreiffe Früchte bringen, weil ihm die Blätter und Aeſte des Baums das Sonnen-Licht benehmen, ohne welches die Weintrauben nicht reiffen können.

Die Myrthen-Bäume haben eine groſſe Zuneigung und Luſt, bey Granat-Aepffeln zu wachſen, und wenn ſie beyſammen, ſind ſie viel fruchtbarer. Und obſchon die Wurtzeln ziemlich weit voneinander ſind, begeben ſie ſich doch zuſammen, und umfaſſen einander. (**) Die Sache iſt gantz glaublich, weil vielleicht beyde Art Bäume einerley Erdreich lieben. Iſt es aber darum eine Sympathie? Andere Bäume und Pflantzen thun desgleichen. Sie wachſen ſehr wohl neben einander, und ihre Wurtzeln umfaſſen ſich einander. Solchergeſtalt würde der Sympathien zwiſchen den Bäumen und Pflantzen kein Ende ſeyn.

Exempel von der Bäume und Pflantzen Antipathie

(*) Curieuſe Wiſſenſchafft. 8 Theil. cap. 4. §. 18.
(**) Ibidem. §. 19.

tipathie ſind folgende. Der Schatten des Nuß-Baums ſoll allen andern Bäumen ſchädlich ſeyn. Das Gegentheil kan aus der Erfahrung bezeugen, indem zum öftern wahrgenommen, wie nicht allein die in dem Schatten, ſondern gar unter den Aeſten des Nußbaums ſtehende Bäume luſtig gewachſen, und gute Früchte getragen. Die Eiche und Oelbaum ſollen einander gantz zuwider ſeyn. (*) Wo ſie nicht gern bey einander wachſen, ſo iſt die Urſach davon, daß ſie entweder nicht einerley Erdreich lieben, oder einer dem andern die Nahrung entzeucht. Kan man das mit Recht eine Antipathie nennen?

Von der Feindſchafft des Weinſtocks und Kohls iſt viel Redens und Schreibens. Beyde ſollen nicht gern bey einander wachſen, und was noch mehr iſt, in offenbare Streitigkeiten ausbrechen. Denn obgleich der Weinſtock mit ſeinem Gewinde ſonſt alles umfaſſet, ſo fliehe er doch den Kohl, und wende ſich auf die andere Seite, eben als ob ihn jemand gewarnet, daß ſein Feind in der Nähe ſey. Wann auch Kohl gekochet, und nur ein wenig Wein hineingetropffet wird, ſoll er weder gar kochen, noch auch die gewöhnliche Farbe bekommen. Dadurch ſind die Alten bewogen worden, den Kohl für ein Gegenmittel wider den Wein zu halten, und damit die Trunkenheit zu vertreiben. (**) Was die Haupt-Sache betrifft, daß der Weinſtock und Kohl nicht gern bey einander wachſen, und wie einige vorgeben, der erſte

(*) ibid. §. 20.
(**) Porta lib. 1. cap. 7.

verdorre, wann Kohl dabey gepflantzet wird; So iſt dieſer Irrthum vermuthlich daher entſtanden, weil beyde in einerley Erdreich nicht gleich gut fortkommen. Der Weinſtock wächſet ſehr wohl auf den Bergen, der Kohl aber im niedrigen, wo er vielen Safft zur Nahrung findet. Demnach iſt es möglich, daß der Weinſtock verdorret, wann Kohl dabey ſtehet; dann dieſer entziehet ihm den Safft und Nahrung. Iſt aber gnugſame Feuchtigkeit vorhanden, ſo wird keines dem andern an Wachsthum hinderlich fallen. Daran hat man um ſo viel deſto weniger zu zweiffeln, weil Zeugen vorhanden, die beydes luſtig zuſammen wachſen geſehen. Iſaacus Schoockius machte damit eine Probe, und pflantzte Wein und Kohl bey einander, da ward er gewahr, wie nicht allein der Weinſtock mit ſeinen Zäſerlein den Kohl liebreich umfaſſete, ſondern auch beydes wohl fortkam. Thomas Eraſtus ein Medicus ſchreibt, wie an ſeinem Ort der Kohl ſo wohl in den alten als neuen Weinbergen häufig gepflantzet würde, und zwar mit gutem Erfolg, daß beydes ſehr wohl geriethe. (*) Damit muß ihre Feindſchafft nothwendig wegfallen, und das übrige Vorgeben ohne Grund bleiben.

Noch eins will hier anführen, welches gleichfalls wider die Erfahrung ſtreitet. Das Roſen-Waſſer ſoll viel von ſeinem Geruch verlieren zu der Zeit, wann die Roſen blühen. (**) Da ich dieſes ſchreibe, ſtehen die Roſen noch in der ſchönſten

(*) S. Schoockii Cent. rarior. Problemat. Probl. 67.
(**) Scheuchzers Natur-Wiſſenſch. Tom. I. cap. 15. §. 5.

ſten Blüthe, und welches was ungewöhnlich iſt, im Monath Auguſto. (1740.) Weil nun eben Roſen-Waſſer vom vergangenen Jahr bey der Hand hatte, ſo unterſuchte daſſelbe, und fand deſſen Geruch noch ſo gut, als er im Anfang geweſen war. Es kommt viel darauf an, daß das Roſen-Waſſer wohl verwahret werde, ſonſt verlieret es, inſonderheit um die Zeit, wann es beginnet recht warm zu werden, ſeinen Geruch, und verdirbt. Weil aber das warme Wetter ſich um die Zeit einſtellet, wann die Roſen zu blühen beginnen, ſo hat man falſch geſchloſſen, es müße von dem blühen der Roſen herkommen, wann das Waſſer ſeinen Geruch verlieret, da doch die Wärme ſchuld daran iſt.

6) Erdichtet man noch eine Sympathie und Antipathie zwiſchen den Menſchen wie auch Bäumen und Mineralien. Hiedurch aber verſtehet man nicht, wann einige Metallen und Mineralien dem Menſchen ſchädlich oder nützlich ſind; denn das würde eigentlich keine Sympathie und Antipathie heiſſen: Sondern wann ſich zwiſchen ihnen eine ſolche Freundſchafft oder Feindſchafft findet, wobey es auf verborgene Eigenſchafften ankömmt, wovon die Urſach nicht leicht zu finden iſt.

Dem Qveckſilber legt man eine verborgene Krafft bey, die verlorne Mannheit wieder zu bringen. Zu dem Ende füllet man eine ausgehölte Haſel-Nuß damit an, vermacht das Löchlein mit Wachs, und legt es dem Patienten unter das Haupt-Küſſen, oder unter die Thür-Schwelle, ſo

wird ihm geholffen. (*) Jedermann ſiehet, wie thöricht dieſes Mittel ſey: Es kan und wird nicht helffen, wo nicht ein gutes Vertrauen darauf zu Hülffe kommt, und den Patienten von einem Gebrechen, woran öfters nur die Einbildung ſchuld hat, loß macht.

Hieher iſt auch zu rechnen das ſympathetiſche Pulver, womit man Wunden in die Ferne heilen will: Davon werde aber nachhero beſonders reden. Die Wünſchel-Ruthe muß ein Zeugniß ſeyn von der Sympathie der Bäume und Metallen: Derſelben habe ich auch ein eigenes Capitel gewidmet.

Von der Antipathie der Bäume und Mineralien mögen ein Paar Exempel genug ſeyn. Zwiſchen einem eiſern Nagel, ſo von einem Todten-Sarg genommen iſt, und einem friſchen Baum, befindet ſich eine groſſe Antipathie: Denn wenn ein ſolcher Nagel in einen Baum geſchlagen wird, ſo verdorret er bald. Dergleichen ſoll auch geſchehen, wann man auf Johannis Enthauptungs-Tag in einen Baum mit einer Axt oder Beil hauet. (**) Die Umſtände, daß der Nagel aus einem Todten-Sarg ſeyn, und das hauen in die Bäume am Tage der Enthauptung Johannis geſchehen müße, geben ſchon zu erkennen, daß es lauter abergläubiſches Werk ſey.

7) Redet man auch von einer Sympathie der Menſchen mit den Edelgeſteinen, wobey aber, wie leicht zu erachten, nichts als abgeſchmackte Dinge vorkommen. Wenn

(*) Die Curieuſ. Wiſſenſchafft. 8 Theil. Cap. 5. §. 6.
(**) Ibidem. §. 15.

Wenn ein ſchwanger Weib einen Carneol mit gereinigtem Zinn um den Nabel bindet, ſo hält er die Geburt bis zu rechter Zeit auf, und entbindet ſie glücklich: Welches auch ein Adler-Stein thun ſoll. Wenn einer, der ſich ſchlafen legt, einen guten Carneol in den Mund nimmt, und an dasjenige, ſo er zu wiſſen begehrt, ſtets gedenket, und alſo darüber einſchläft, ſo wird er dasjenige, daran er vor dem Schlafe gedacht, durch die Einbildungs-Krafft ſehen, wenn er nur den vorhergehenden Abend nüchtern geblieben. Wenn derjenige, welcher einen Türckis trägt, von der Höhe fällt, ſo nimmt der gefallene keinen Schaden, aber der Stein zerbricht, nicht zwar von dem Stoß, oder Schlag, ſondern von der Bewegung, ob ſie ſchon gantz gering ſeyn mögte. Legt man einen Smaragd einem Menſchen, der die ſchwere Kranckheit hat, aufs Hertze, und derſelbe ſpringt in Stücken, ſo ſtirbt er; zerſpringt er aber nicht, ſo ſtirbt auch der Kranke nicht. Der Hyacinth und Smaragd ſollen auch die Eigenſchafft haben, daß derjenige, der ſie trägt, vom Donner nicht berühret wird. (*) Wollen wir uns über die Sympathie der Menſchen mit den Edelgeſteinen recht verwundern, ſo kan dazu folgende wunderbare Geſchichte Gelegenheit geben, welche Franciscus Rueus aufgezeichnet hat. Ich hatte, ſchreibt er, einen guten Freund, der beſaß, weil er noch lebte, einen Türkis, welcher mit unzehlich vielen andern ſeiner Art, was die Schönheit und Reinigkeit belanget, hätte ſtreiten können. Beſagter mein

(*) Curieuſ. Wiſſenſch. 8 Theil. Cap. 6. §. 5. 6. 7. 9. 10.

Freund erkrankte, und indem er die Seele ausblies, hatte er ohngefehr den Türkis bey ſich: Hierauf verlohr der Stein ſeine ſchöne Farbe, wurde bleich, und bekam in der Mitten einen Riß, nicht anders, als ob er mit Verſtand und Sinnen begabt wäre, und ſeines Herrn Tod betraurete. Hernach aber, als des verſtorbenen Verlaſſenſchafft feil geboten wurde, und ich ſolchen Stein wegen ſeines vorigen gehabten, und nunmehr verlohrnen Glantzes nicht zu kauffen begehrte, hat ihn ein ander gekauft, und zwar um gar ſchlechten und geringen Preis. Was geſchicht? Der Stein bekam bey ſeinem neuen Herrn ſeine neue Reinlichkeit wieder: Dann der Riß verging, und der vorige Glantz kam wieder, wie vorher. (*) Dergleichen Dinge verrathen ſich durch ihr abgeſchmacktes Weſen ſelbſt, und ich habe nicht nöthig dagegen viel einzuwenden, da ohnedem ſchon in dem Capitel von den Kräfften der Steine dieſe Materie berühret worden.

8) Den Beſchluß mag die Sympathie der Edelgeſteine untereinander machen, wovon ich nachſtehendes Exempel gefunden habe. Johannes Puſtamantius will mit ſeinen Augen geſehen haben 2 Diamanten, welche natürlicher Weiſe einander dergeſtalt vermählt geweſen, daß der eine das männliche, der andere das weibliche Geſchlecht præſentiret, ſich unabläßlich miteinander umfangen, und gleichſam geküßet, wann ſie an einem Ort gelegen. Legte man ſie voneinander, ſo begrüßete dennoch einer den andern mit ſeinem

(*) S. Happelii Relat. Curioſ. Tom. 3. pag. 163.

ſeinem dahin geſchickten Glantze, und lieblichen An- und Gegenblick, bis mit verwunderlicher Fruchtbarkeit, von dieſen zween alle Jahr ein neuer Diamant gezeuget worden. (*) Laßt mir das ein unvergleichliches Spiel der Natur ſeyn! Gleichwohl ſcheinet es, als hätte der Autor dieſes Gedichte nicht im Ernſt gemeynet, ſondern davon nur auf poetiſche Weiſe geredet. Oder es müſte ein ſehr leichtgläubiger Mann geweſen ſeyn, und den Alten zu viel getrauet haben, welche ſchreiben, daß einige Steine ſchwanger werden, und ihres gleichen gebären. (**) Wiewohl auch Ludovicus Vives bezeugt, ein gewiſſer Fürſt beſitze ſolche Diamanten, welche fruchtbar ſind und ihres gleichen zeugen. (***) Er iſt aber dabey viel geſcheuter, als Puſtamantius, und ſagt nur, er habe es von vielen gehöret, da es Puſtamantius will mit Augen geſehen haben.

Es hätten noch viel mehr Exempel von der natürlichen Sympathie und Antipathie können angeführt werden, weil daran kein Mangel iſt; Allein wegen beliebter Kürtze ſind nur die vornehmſten ausgeſucht worden, nach welchen ſich die übrigen auch leicht beurtheilen laſſen. In den folgenden Capiteln werden auch noch viele vorkommen.

Damit

(*) Happelii Relat. Curioſ. Tom. 3. pag. 159.
(**) Plinius Hiſt. Natural. lib. 36. cap. 18.
(***) S. Majoli Dies Canicul. Tom. I. Colloqu. 18. pag. 405.

Damit aber der Leſer wiſſe, was von dieſer Materie abzuhandeln übrig iſt, ſo werde erſtlich von dem Bluten der entſeelten Cörper in Gegenwart des Mörders, von den Tarantul-Spinnen und der Wünſchel-Ruthe, ingleichen von der Idioſyncraſie handeln: Hernach ſollen der Magnetismus, oder das Anziehen der Cörper, ihre Würkung in die Fern, und andere Hypotheſes, worauf man die Sympathie und Antipathie bauet, unterſucht werden. Den Beſchluß ſollen einige Zuſätze und Verbeſſerungen zu dem gantzen Werk machen.

Schau=Platz
Vieler
Ungereimten Meynungen und Erzehlungen:
Worauf die unter dem Titul

Der MAGIÆ NATURALIS

So hoch geprieſene

Wiſſenſchafften und Künſte,

Von dem Geſtirn und deſſen Influentz,
Von den Geiſtern/ ihren Erſcheinungen und Würckungen,
Von andern natürlichen Dingen/ ihren geheimen Kräfften und Eigenſchafften:
Jngleichen
Die mancherley Arten der Wahrſagerey/
und viele andere fabelhaffte und ungegründete Dinge mehr,
Vorgeſtellet, geprüfet und entdecket werden.
Zur Beförderung der Wahrheit,
Wie auch
zum Unterricht und Warnung
Sich für thörichten Einbildungen und Betrug zu hüten;
eröffnet Von

THARSANDERN.

XXII. Stück.

Berlin und Leipzig,
Zu finden bey Ambroſius Haude, 1741.

Inhalt.

Von der Sympathie und Antipathie.

Cap. 6. Das Bluten der entſeelten Cörper in Gegenwart des Mörders.

Cap. 7. Von den Tarantul-Spinnen.

Cap. 8. Von der Wünſchel-Ruthe.

Das 6 Capitel.

Von dem Bluten der entſeelten Cörper in Gegenwart des Mörders.

Ein beſonderes Exempel der Sympathie oder Antipathie unter den Menſchen iſt, daß der Cörper eines Ermordeten anfangen ſoll zu bluten, ſo bald der Mörder hinzutrit, oder auch denſelbigen berühret. Dies glaubten unſere Vorfahren ſo ſteif und feſt, daß ſie es als ein Mittel brauchten, die unbekannten Mörder zu entdecken. Wann jemand entleibet ward, und man wuſte den Thäter nicht, ſo wurden diejenigen, welche deswegen verdächtig waren, zu dem todten Cörper gebracht, und muſten auf Befehl der Obrigkeit auch mannigmahl ihre Finger auf die Wunden des entleibten legen. Bey welchem nun der todte Leichnam zu bluten anfing, der ward für den Thäter gehalten, und man ſuchte darauf wohl gar das Bekenntniß der That durch die Tortur zu erpreſſen. Dieſes nenneten ſie das Baar Recht, wovon in den alten teutſchen Geſetzen noch viele Spuren vorhanden ſind. Es iſt nichts ge-

wiſſer, als daß mancher Menſch darüber unſchuldiger Weiſe hingerichtet worden, indem man ihn durch die grauſame Tortur genöthiget zu bekennen, was er doch nicht gethan hatte. Nach der Hand verfuhr man damit etwas behutſamer, und viele wolten wenigſtens das Bluten der entleibten nicht für eine gnugſame Urſach halten, einen Menſchen deswegen auf die Tortur zu bringen, wo nicht andere und gewiſſere Anzeigungen vorhanden wären. Heut zu Tage iſt meines Wiſſens das Baar Recht nicht mehr gebräuchlich, woraus ſich ſchon abnehmen läßt, daß es damit eine höchſt ungewiſſe Sache ſey.

Wir wollen indeſſen die natürliche Urſachen ſolcher Begenbenheit unterſuchen, wann zuvor einige hieher gehörige Geſchichte angeführet worden.

Die erſte iſt aus dem Thoma Cantipratenſi genommen. Im Jahr 1271 verkaufte zu Pfortzheim ein gewiſſes Weib denen Juden ein Mädgen von 7 Jahren. Dieſe gingen mit ſolchem Kinde grauſam um, ſtopffeten ihm den Mund zu, ſetzten es auf leinene Tücher, eröffneten demſelben alle Gelenke der Glieder mit einem Schnitt, und fingen das Blut fleißig auf. Nachhero warffen ſie den todten Cörper in einen Fluß bey der Stadt. Einige Tage hernach ward derſelbige von den Fiſchern gefunden, und in die Stadt gebracht, da ſich dann der todte Leichnam bewegte, und die Hand gen Himmel ausſtreckte. Als aber auch der Marggraf von Baden

dazu

dazu kam, richtete ſich der Cörper auf, und reichte ihm die Hand, als ob ſie ihn um Rache oder Gnade anflehen wolte: Nach einer halben Stunde aber legte ſie ſich wieder auf den Rücken, wie die Todten zu liegen pflegen. Man hatte die Juden wegen dieſer Mordthat in Verdacht; ſelbige wurden herbeygebracht, und alsbald brachen alle Wunden am Leibe des Kindes auf, und gaben häufiges Blut von ſich, welches man als einen Beweis annahm, daß die Juden an dem Mord ſchuld wären, und ſie darauf hinrichten ließ.

Faſt gleichen Schlages iſt es, was **Webſter** von einem Schäfer in Spanien erzehlet, (*) welcher im Jahr 1607 von zweyen Edelleuten erſchlagen, und ſein Cörper in ein Gebüſch geworffen worden. Nachdem die Richter des Orts den Schäfer aufſuchen lieſſen, ſo ward nach 4 Tagen ſein Cörper in dem Geſträuch gefunden. Man hatte die beyden Edelleute in Verdacht, welche da herum wohneten, die man in Verhaft bringen ließ. Als der eine zum todten Cörper gebracht ward, floß das Blut häufig von demſelben; und als der ander hinzutrat, wieß die rechte Hand des Entleibten erſtlich auf die Wunde, hernach auf die Mörder, welche dann die Mordthat freywillig bekannten. Dieſe Geſchichte ſind viel zu wunderbar, als daß man ſie für glaubwürdig erkennen ſolte. Wie iſt es möglich, daß ein todter Cörper ſich bewege, und

(*) In der Unterſuchung der vermeynten und ſo genannten Hexereyen. Cap. 16. §. 28. ſq.

mit den Händen etwas anweiſe? Man müſte dabey ein beſonderes göttliches Wunderwerck erkennen, dergleichen es aber weder zu den damahligen noch jetzigen Zeiten geben wird.

Man hat noch mehr dergleichen Hiſtorien, die nicht gar zu glaubwürdig herauskommen. In Oeſterreich reiſete ein Edelmann, da ſeine Hunde etliche Gebeine aus der Erden ſcharreten, wovon er einige, weil ſie ſehr weiß waren, mitnahm. Daraus wolte er Meſſer-Hefte verfertigen laſſen. Als ſein Diener dieſelbe in Wien zu einem Meſſer-Schmidt brachte, und ſie derſelbe in die Hände nahm, fingen ſie an Blut zu ſchwitzen. Worauf der Meſſer-Schmidt dem Edelmann offenhertzig erzehlte, wie er vor 20 Jahren ſeinen Reiſe-Gefehrten im Walde erſchlagen und beraubet; bat, man wolte ihm nur ſein Recht thun, welches auch geſchehen. Zu Itzehoe in Hollſtein ward die Hand eines erſchlagenen Cörpers in dem öffentlichen Gefängniß aufgehenkt. Nachdem ſie daſelbſt 10 Jahr an einem Faden gehangen, ward einer Dieberey wegen in dies Gefängniß gebracht, da dann die Hand angefangen zu bluten. Der Dieb bekannte, daß er vor etlichen Jahren einen Menſchen umgebracht, und darauf ward ihm der Proceß gemacht. (*)

Hiemit würde es auch nicht natürlich zugegangen ſeyn, weil die verdorrete Knochen und Hand kein Blut mehr bey ſich gehabt, dahero keines

(*) S. M. Jacob Daniel Ernſts Bilder-Haus. 1 Theil pag. 145 und 147.

keines ausſchwitzen können. Man müſte hier ebenfalls ein göttliches Wunder erkennen, dergleichen doch nicht zu erwarten iſt. Und aus dieſer Urſach ſind die Erzehlungen ſelbſt ſehr verdächtig.

Es hat ſich ja mannigmahl begeben, daß die todten Cörper in Gegenwart des Mörders geblutet haben: Daraus aber läßt ſich noch nicht folgern, daß ſolch Bluten durch des Mörders Gegenwart verurſacht worden.

Petrus Servius berichtet, (*) wie Julianus Malavacca, der vor dieſem ein Schmidt, nachmahls aber ein Corporal geweſen, ſich in ein Weibsbild heftig verliebet, und da er geſehen, daß er zu ſeinem Zweck anders nicht gelangen könte, als daß er ſeine Liebſte zur Ehe nehmen müſte; ſo entſchloß er ſich ſeine Frau umzubringen, richtete es auch ins Werk, und erdroßelte ſie bey hochſchwangerm Leibe mit einen Strang. Als nach dreyen Tage die That ruchbar ward, ſchnitt man das Kind aus Mutterleibe. Indem nun der Mann, der ſich geſtellet, als ſey er über Feld geweſen, darzu kommen, hat das Weib aus der Naſen angefangen zu bluten. Es geſchahe den 3 Febr. 1632, und ſolche Geſchichte von gemeiner Stadt aufgezeichnet, iſt dem Autori von Cæſena überſchickt worden, der Mann bekannte auf der Folter die That, und ward aufgehenckt. An der Wahrheit dieſer Geſchichte habe keine Urſach zu zweifeln; nur daran zweifle

(*) In dem bedencken von der Waffen Salbe. S. das Amphith. Mag. Univerſ. lib. 15. pag. 734.

ich, ob die Gegenwart des Mannes das Naſen-bluten bey der Ermordeten verurſacht habe. Weil man auch das Bekenntniß von ihm durch die Folter erzwungen, kan er wohl gar an der That unſchuldig geweſen ſeyn.

Die Berichte ſind von den Umſtänden, welche beym Bluten der todten Cörper vorkommen, ſo verſchieden, daß man ſich von der gantzen Sache wenig Gewißheit zu verſprechen hat. Was erſtlich die Zeit betrift, da ſich ſolch bluten begeben ſoll, ſo behaupten einige, daß es nach 7 oder 8 höchſtens 10 bis 12 Stunden geſchehe. Andere beſtimmen dazu den dritten Tag; noch andere ſetzen keine gewiße Zeit, ſondern ſagen, es geſchehe alsdann, wann der Mörder zu dem todten Cörper nahet. Etliche geben vor, das Blut flieſſe aus der Wunde; andere ſagen aus des Naſe, Augen, Mund und andern Gliedmaſſen: Wieder andere wollen, daß das Blut aus des Mörders Naſe, Augen &c. flieſſe, oder es dringe zugleich bey dem Mörder und Ermordeten hervor. Bald heißt es, das Blut ſpringe mit Macht hervor, bald es treufele nur aus der Wunde, bald es ſchäume oder gähre nur heraus. Die meiſten ſind der Meynung, der Ermordete blute nur, wann er von dem Mörder mit Vorſatz und im Zorn entleibet worden: Andere hingegen beſtehen darauf, das Blut dringe bey dem Ermordeten hervor, der Mörder möge die That begangen haben aus Verſehen oder zufälliger Weiſe, oder mit Willen und Vorſatz; er möge es gethan haben im Zorn oder ohne ſonderliche

Bewe-

Bewegung des Gemüths; der Mord möge verrichtet ſeyn mit einem Eiſen, oder womit es ſonſt wolle. Man meynt, das Blut flieſſe nur in des Mörders Gegenwart, doch gibt es andere, welche behaupten, daß es auch in Gegenwart der Freunde und Verwandten, oder nur ſolcher Perſonen, die mit dem Entleibten Mitleiden haben, hervordringe. Wann viele ſagen, diejenige Cörper bluten nur, welche durch Wunden hingerichtet worden, ſo wollen einige, daß es ſich auch bey ſolchen äußere, die entweder erſäuft, oder mit dem Strick erwürget, oder durch Gift umgebracht worden. Darin iſt auch ein Unterſcheid anzutreffen, wann einige vorgeben, das Blut flieſſe, ſo bald nur der Mörder zugegen iſt, andere aber dazu einige Umſtände und Ceremonien für nöthig erachten, nemlich daß man einige Beſchwörungen vorhergehen laſſe, daß ſich der Mörder zu dem todten Cörper neige, oder gar ſeine Hand auf die Wunde lege. (*) Solten dergleichen verſchiedene Meynungen nicht die Sache ſelbſt verdächtig machen?

Indeſſen wollen wir doch vernehmen, was man ſich von der Urſach dieſer ſo wunderbar ſcheinenden Begebenheit für Gedancken macht. Die meiſten nehmen ihre Zuflucht zu der Sympathie oder Antipathie, und wollen daraus erklären, warum der entſeelte Cörper in des Mör-

(*) S. Theod. Kirchmayeri Diſſertat. Phyſic. de Cruentatione cadaverum, fallaci illo præſentis homicidæ indicio. Sect. prior. Punct. 1. §. 2.

ders Gegenwart zu bluten anfange. Die für die Sympathie ſtreiten, verfallen auf eine ziemlich krauſe und bunte Erklärung. Zwo Perſonen, heißt es, die einander tödtlich haſſen, ſchicken einer dem andern Geiſter zu, welche einander Schaden zu thun ſuchen, und durch die Hitze des Zorns viel activer gemacht, ſich in des andern Leib zu inſinuiren, und mit ſeinen Geiſtern zu vermengen; wann ſie aber an der Wunde eine offne Thür finden, begeben ſie ſich eher und mercklicher dahinein, als in einen andern Eingang des Leibes, und vermiſchen ſich mit dem Blut des beſchädigten; So bald aber als der zu ſterben kommt, erſtarren oder figiren ſie ſich, und bleiben ſo lange bey des Verſtorbenen Geiſtern, bis der Mörder wieder zu des ermordeten Cörper kömt: Alsdann nehmen die Geiſter, die ſich von des andern Leibe ſepariret hatten, und in des entleibten Cörper gefahren waren, der Gelegenheit wahr, ſich wieder mit dem lebendigen Thäter zu vereinigen, und ſolches aus einem natürlichen Trieb, den alle Dinge haben, daß ſie gern wieder mit dem vereinigt ſeyn wollen, daraus ſie entſtanden ſind. Weil ſie es aber nicht thun können, ehe und bevor ſie von dem Klumpen Blut des Entleibten, darunter ſie vermenget ſind, ſich loß gemacht und befreyet haben, bewegen ſie das Blut, ſo zuvor in den Adern gehalten ward, und ſtürtzen es aus der Wunden heraus. Dazu hilft des Thäters Confuſion und Beſtürtzung nicht wenig, wann er den Leib ſiehet, den er ermordet hat, weil alsdann ſeine Geiſter

von

von ihm weichen, ihr Centrum verlaſſen, in der Irre herum fliegen, und alſo denen, die ſich in des Ermordeten Leib befunden, und von dem Thäter ausgegangen waren, auf der helfte des Weges begegnen; eben als wie die Atomi oder Geiſterlein, die von dem Eiſen ausgehen, mit denen, die von dem Magnet herflieſſen, auf der helfte des Weges zuſammen kommen, und alſo die Cöper des Eiſens und Magnets ſelbſt aneinander ziehen. (*)

Eine andere Erklährung iſt folgenden Inhalts. Wann der Mörder ſeinen Feind angreift, ſo fallen die von ihm ausgehende Geiſter den Feind zugleich mit an; hingegen ſetzen ſich die Geiſter des zuermordenden zur Gegenwehr, daß alſo ſo wohl des einen als des andern Geiſter zu ihren Feind übergehen. Bey dem Mörder bleiben ſie in lebendigen Zuſtand, bey dem Ermordeten aber geſtehen ſie mit dem Blut, und ruhen darin. Wann endlich der Mörder zu dem Ermordeten tritt, ſo wird er durch Anſchauen des Todten ſehr bewegt und beſtürtzt; Da geſchichts, daß erſtlich, wie in Beſtürtzungen gewöhnlich iſt, ſeine Geiſter Haufen Weiſe zum Hertzen flieſſen, und weil das Hertz ſie nicht alle faſſen kan, ſo prellen ſie mit Gewalt nach den äußerlichen Gliedmaßen zurück, ſuchen dort einen Ausgang, und kommen bis zu dem Ermordeten, daſelbſt erwecken ſie ihre Cameraden, nemlich die vom Mörder vorher ausgegangen und bey dem Ermordeten verborgen gelegene Geiſter,

daß

(*) S. das Amphith. Mag. Univerſ. lib. 13. pag. 574.

daß ſie durch eine Sympathie wieder mit zu dem Mörder übergehen. Die Geiſter des Ermordeten aber, welche bißher in dem Mörder gelebt, begeben ſich zu dem Ermordeten, und ſetzen deßen Geblüt in Bewegung, daß es zu flieſſen anfängt. (*)

Die Geiſter, welche aus den Leibern der Perſonen, die gegeneinander erbittert ſind, ausgehen, werden wohl die ſo genannten Lebens-Geiſter ſeyn. Dieſe ſind freylich bey zornigen Leuten in ziemlicher Bewegung, wie nicht allein aus ihrer Geſichts-Bildung abzunehmen iſt, ſondern auch wann ſie nach Gelegenheit der Umſtände gern mit Schlägen um ſich werfen. So dann müßen vermuthlich viele Lebens Geiſter von ihnen ausgehen, und davon fliegen. So viel muß man zugeben, weil die Lebens Geiſter durch ſtarcke Bewegung geſchwächet werden, und deßwegen aus der Subſtantz des Geblüts immerfort neue entſtehen, indem täglich viele ausfliegen und gleichſam verrauchen. Aber damit iſt das Hauptwerck noch nicht ausgemacht, und es folgt nicht, daß die Geiſter eines Zornigen, indem ſie von ihm ausgehen, ſich eben zu demjenigen verfügen, auf welchen man zornig iſt. Solches könte ohne eine gewiße Richtung derſelben nicht geſchehen. Wie und wodurch wird ihnen aber dieſe Richtung eingedruckt? Man wird ſagen, durch die Einbildung deßen, von dem ſie

(*) S. Ioh. Chriſtoph. Hundeshagen diſputat. de ſanguinis ſtilicidio ex cadavere hominis occiſi ad præſentiam homicidæ. §. 30.

ſie ausgehen, als welche zu der Zeit ſtarck auf dem Feind gerichtet iſt. Ob nun ſchon die Einbildung dahin gerichtet iſt, kan ſie doch nicht zuwege bringen, daß die ausdringende Geiſter genau den Feind treffen: Sondern indem ſie hervordringen, ſo haben einige dieſe, andere jene Richtung, nach Gelegenheit der ſubtilen Oeffnungen, wodurch ſie ihren Ausgang nehmen, und gehen nicht gerades Weges dem Feinde zu. Man ſolte meynen, ſie würden wegen ihrer Subtilität eher in die Höhe ſteigen, als gerade zugehen, oder ſich niederwerts ſencken. Solchergeſtalt könten ſie den Feind ſchwerlich erreichen, zumahl da ſie von Bewegung der Luft vielmehr hin und wieder zerſtreuet werden. Oefters erzürnet ſich jemand über einen andern, der doch dabey ſtill und gelaſſen iſt, und den zornigen wohl gar auslacht. Gingen hier die erzürnten Lebens Geiſter zu dem andern über, ſo müſten ſie nothwendig in deßen Geblüt auch eine Bewegung verurſachen, und ihn zum Zorn reitzen. Es geſchicht gleichwohl nicht, darum läßt ſich auch nicht behaupten, daß von dem zornigen gewiße Geiſter zu dem andern über gehen. Wir haben oben gehöret, daß wann einer von dem andern verwundet wird, die Geiſter des letztern eher und merklicher in die Wunde eindringen; alſo könte man ſich die Gedanken machen, ſie müſten, wo keine Wunde vorhanden iſt, nicht ſo ſtark eindringen, daß ſie den andern zum Zorn reitzten. Wäre nun dieſes, ſo würden die todten Cörper, welche ohne Wunde zum Tod beför-

fördert, und etwa erſäuft oder erdroßelt worden, in Gegenwart des Mörders nicht bluten, wie man gleichwohl Exempel erzehlet, daß auf ſolchen Fall das Blut aus der Naſe, oder andern Oeffnungen gefloſſen ſey.

Wann ein Menſch den andern von ferne durch einen Schuß tödtet, ſo können ja die Geiſter des Mörders zu dem Ermordeten nicht übergehen: denn die Entfernung würde machen, daß ſie unterwegens in die Luft verflögen. Jedoch hat man Exempel, daß todt-geſchoſſene häufig geblutet haben. Zu Blindmarck in Nieder-Oeſterreich, ward ein junger Edelmann Abends um 9 Uhr aus einem Fenſter des obern Stockwerks mit einer Kugel geſchoßen, welche in die lincke Bruſt hinein, und zur Rechten wieder heraus ging, daß er alſobald des Todes war. Als man die Wunde unterſuchte, drung das Blut aus beyden Oeffnungen ſehr häufig hervor. Des folgenden Tages legte man dem Entleibten andere Kleider an, und ließ ihn 2 Tage ſtille liegen, diß geſchah den 27 Decembr. 1604. den 30 Decembr. ward er auf die Baare gebracht, und in die Kirche geſetzt, folglich der Cörper nicht mehr bewegt, gleichwohl floß das Blut von ihm aus der obern Wunde, und das währete bis den 8 Januar. des folgenden Jahrs, da es zu flieſſen aufhörete. Aber den 13 Febr. fing das Blut aus der untern Wunde wiederum an hervorzuqvellen, eben als wenn die Mordthat nur neulich geſchehen wäre. (*) Hieraus läßt

(*) Gregorius Horſtius de Cruentatione Cadaverum S. Hundeshagen diſput. cit. §. 12.

läßt ſich wenigſtens ſo viel abnehmen, daß die Geiſtergen des Mörders nicht die wahre Urſach des blutens ſeyn, ſondern man auf andere zu gedencken habe. Eben dieſes iſt auch daraus Sonnen klar, daß wenn ein Menſch den andern im Zorn verwundet, dieſer aber davon nicht ſtirbt, die Wunde allemahl in Gegenwart deßen, der ſie gemacht hat, bluten müſte. So viel man aber aus der Erfahrung weiß, geſchicht ſolches nicht, womit die Meynung gäntzlich umgeſtoßen wird, daß die Geiſtergen des Mörders das Bluten verurſachen. Hierauf antworten einige,(*) wann der Verwundete beym Leben bleibt, ſo nehme deßen Blut die fremde feindſelige Geiſter nicht an, ſondern nur wann er ſtirbt, daher blute zwar ein todter, aber nicht lebendige Cörper, wann der ſo ihn verwundet hat, hinzunahet. Solche Antwort iſt ſchlecht gnug. Es ſterben ja die Ermordeten nicht alle ſo gleich und im Augenblick, nachdem ſie die tödtliche Wunden empfangen haben, ſondern leben mannigmahl noch einige Stunden, oder länger. Weiß dann das Geblüt des Verwundeten, ob ſein Cörper ſterben werde oder nicht, daß es alſo die feindſelige Geiſter des Mörders annehmen kan, oder nicht? Geſetzt auch, das Geblüt deßen, der von der Wunde nicht ſterben ſoll, widerſetze ſich den Geiſtern des Mörders, und nehme ſie nicht auf und an; So wird doch mannigmahl eine Wunde verſäumet und verwahrloſet, daß ſie daher zum Tode

(*) S. Majoli Dies Caniculares, Tom. I. Colloq. I. pag. 24.

Tode gereicht, ob ſie ſonſt noch wohl wäre zu heilen geweſen. Was geſchicht dann bey ſolchem Fall? Vermuthlich müſten die Geiſter des Mörders von dem Blut des Ermordeten nicht angenommen werden, weil der letzte nicht hätte ſterben würden, wann die Wunde nicht verwahrloſet worden. Ob aber die Erfahrung damit übereinſtimme zweifle ich ſehr. Das ganze Vorgeben heißet vielmehr nichts, weil keine Urſach vorhanden iſt warum das Blut des Verwundeten, wann er beym Leben bleibt, die Geiſter des Mörders nicht annehmen ſolte, wann er aber ſtirbt, dieſelbigen annehme. Das Blut hat ja keinen Verſtand; ja der Verſtand des Menſchen ſelbſt, der in ihm iſt, kan nicht gewiß vorher wißen, ob eine Wunde tödtlich ſey oder nicht, daß ſich das Blut in Annehmung der Geiſter des Mörders darnach richten könte.

Wir wollen endlich die Geiſter des Mörders frey und ungehindert zu dem Ermordeten paſſiren laſſen, ihnen aber folgen, und ſehen, was ſie daſelbſt beginnen. Sie vermengen ſich mit des Ermordeten Blut, welches ſeinen Umlauf verlohren, und darum anfangen muß zu faulen. Solten nicht die mehr gedachten Geiſter dadurch zugleich mit angegriffen, und eben wie das Blut, aus ihren Weſen geſetzet werden. Indem ſich ſolche Geiſter mit dem Blut des Todten vereinigen, ſo verliehren ſie alle Gemeinſchaft, die ſie mit ihren vorigen Cörper gehabt, eben wie die Geiſter, welche in dem Fleiſch vorhanden ſind, das von Thieren ſo roh

und

und blutig gefreßen wird. Hier behalten ſie die Gemeinſchaft mit ihrem vorigen Cörper nicht, ſondern gehen in des andern ſubſtantz über, von dem ſie verſchlungen worden; Sie behalten auch keine Neigung nach ihrem vorigen Leib zurück zu kehren: Alſo würden die Geiſter des Mörders, mit dem Blut des Ermordeten dergeſtalt vermenget werden, daß ſie ſich bey Gelegenheit davon wieder loßmachen weder wolten, noch könten. Zum Ueberfluß wollen wir ſie in des Ermordeten Blut noch eine Zeitlang in ihrem Weſen verharren laßen, müßen aber fragen, wie und woher ſie die Gegenwart des Cörpers mercken, aus dem ſie ihren Urſprung haben? Sie beſitzen weder Verſtand noch Empfindung, und daher können ſie nicht mercken, daß ihr Cörper, darinnen ſie vorher gewohnet, vorhanden ſey; noch weniger kan bey ihnen eine Neigung entſtehen, ſich mit demſelbigen zu vereinigen. Was ſie nicht gehabt haben, als ſie noch in ihrem eigenen Leibe waren, nemlich, das Vermögen, äußerliche Dinge für ſich ſelbſt zu empfinden, kan ihnen alsdann noch weniger zuſtehen, wann ſie davon geſchieden ſind. Zwar eignet Thomas Campanella, in ſeinem Buch de ſenſu rerum & Magia, allen Dingen in der Welt, folglich auch denen lebloſen, eine Empfindung zu: Seine Meynung wird aber durch die Erfahrung nicht beſtätiget. Solten die lebloſen Dinge eine Empfindung beſitzen, müſten ſie dazu gewiße Werckzeuge haben. Wo findet man dieſelbe und wer hat ſie jemahls entdecket? Deßwegen iſt es ein Einfall,

welcher in bloßen Gedancken beſtehet. Solten ſchließlich die Lebens-Geiſter eine Neigung haben, in ihren Cörper wieder zu kehren, würde nicht nöthig ſeyn, daß täglich im menſchlichen Cörper neue entſtünden, weil diejenigen, ſo immerfort verfliegen, vermöge ſolcher Neigung augenblicklich zurück kehren, und ſich an ihren vorigen Ort begeben würden. Lauter Dinge, die ſattſam bekräftigen, daß die vorgegebene Sympathie bey dem Bluten der ermordeten Cörper ohne allen Grund ſey.

Laßet uns auch diejenigen anhören, welche aus der Sache eine Antipathie machen. Da ſollen die im Blut des Ermordeten noch vorhandene Geiſter, wann der Mörder ſich nahet, aus Begierde zur Rache, die ihnen im Tode eingedrückt worden, von neuen in Zorn und Bewegung gerathen, und das Blut hervortreiben, gleich als wolten ſie ſich an den Mörder rächen. (*) Hier wird gleichfals voraus geſetzt, daß die Geiſter des Ermordeten die Gegenwart des Mörders empfinden. Wie geht es aber mit ſolcher Empfindung zu? Es müſte doch von dem Mörder etwas ausgehen, welches ſie verurſachte. Da finden dann wiederum die Schwierigkeiten ſtatt, welche vorher bey der Sympathie berühret ſind. So ſind es auch in der That leere Gedancken, wann man denen im Geblüt noch vorhandenen Geiſtern eine Begierde zur Rache beylegt, weil ſich ſolche Rachbegierde auf keine Weiſe verſtändlich erklären läßt. Man hat auch wohl zu erwegen, wie es nicht eine Antipathie heißen könne, wann des

(*) S. Hundeshagen. loc. cit. §. 32.

des Ermordeten Blut in des Mörders Gegenwart zu bluten anfängt. Dinge ſo untereinander eine Antipathie haben, ſuchen ſich voneinander zu entfernen: Daher müſte das Blut des Entleibten vielmehr zurück treten, ſich verbergen und concentriren, wann der Feind in der Nähe iſt. Weil es aber ſo dann hervorqvellen ſoll, müſte man es für eine Sympathie halten, indem es ſich anſehen läßt, als wolte es ſich mit dem Mörder vereinigen. Die Antipathie der Dinge muß natürlich ſeyn: Ich will ſo viel ſagen, ſie muß ſich äußern, ſo bald ſolche Dinge ihren Urſprung nehmen, und ihnen von Natur etwas eingepflanzet ſeyn, wodurch ſie einen Abſcheu vor einander haben. Z. E. wann zwiſchen Wölffen und Hunden eine Antipathie wäre, ſo müſte ſie ihnen ſchon in der Geburt eingedruckt ſeyn, und zwiſchen ihnen beſtändig fortdauren. Findet ſich dann allemahl zwiſchen dem Mörder und Ermordeten eine Antipathie? Mannigmahl ermordet einer den andern, und ſie ſind vorher die beſten Freunde geweſen. Darum kan ihre Feindſchafft unmöglich eine Antipathie ſeyn. Den wichtigſten Zweifel geben einige Geſchichte an die Hand, und zwar erſtlich die, welche beſagen, wie auch Cörper, die durch heimliches Gift hingerichtet werden, durchs bluten den Mörder angezeiget haben. Hier hat der Todte ſeinen Mörder nicht einmahl gewuſt, zum öftern iſt er auch wohl nicht einmahl auf den Argwohn beygebrachten Gifts gerathen: Und ſolcher kan gegen ſeinen Mörder keine Antipathie tragen, weil er ihn nicht weiß,

auch denſelbigen auf keine Weiſe entdecken kan. Hernach hat man Exempel, wie todte Cörper in Gegenwart ihrer Anverwandten und Freunde geblutet. Eines Barbiers Sohn ertrunck, und man konte ihn in 8 Tagen nicht finden. Als aber die Woche aus war, kam er aus der Tiber in die Höhe geſchwummen, ward gefunden und nach Hauſe gebracht. Wie nun ſein leiblicher Bruder dazu kam, fing er aus beyden Naſenlöchern an zu bluten, da doch der Bruder nicht ſein Mörder war. (*) Damit müßen die Gedancken gäntzlich wegfallen, als rühre das Bluten der entſeelten Leiber aus einer Antipathie her.

Viele legen der menſchlichen Einbildung die Kraft bey, außer dem eigenen Cörper auf andere zu würcken, glauben demnach, daß der Mörder, wann er den von ihm entleibten zu Geſicht bekömmt, dadurch in Beſtürtzung gerathe, und ſeine Einbildung ſtark auf den Ermordeten richte, wodurch dann deßen Geblüt in Bewegung gebracht werde. (**) Nun iſt es zwar gantz natürlich, daß bey dem Mörder, in Anſchauung des Ermordeten, ſich in ſeinem Geblüt und Lebens-Geiſtern eine ſtarke Bewegung äußere; Aber daß durch ſeine Einbildung dergleichen auch in eines andern Cörper ſolte gewürkt werden, iſt wieder alle Wahrſcheinlichkeit, weil wir vermöge der Erfahrung außer uns nicht das geringſte Sonnenſtäublein durch bloße Einbildung bewegen können. Mit

(*) S. Petri Servii diſcours von der Waffen-Salbe in Amphith. Mag. Univ. pag. 734.

(**) S. das Amphith. Mag. Univerſ. lib. 13. pag. 579.

Mit dem ſo genanten Aſtral-Geiſt kommt man noch ein wenig beßer fort, wann nur erſt erwieſen wäre, daß es einen ſolchen Geiſt gebe. Dieſen, welcher ein Mittelding zwiſchen Seel und Leib ſeyn ſoll, legt man eine Empfindung, Begierde und Abſcheu bey, und urtheilet von dem Bluten der todten Cörper alſo: Wann er von ſeinem Leibe durch den Tod geſchieden worden, halte er ſich aus Liebe zu demſelben noch eine geraume Zeit um ihn auf; und weil er einen Haß wider den Mörder hege, der ihm in der Entleibung eingedrückt worden, ſo finde ſich bey ihm eine Begierde zur Rache, welche er in des Mörders Gegenwart an den Tag lege, indem er das Blut ſeines geweſenen Leibes in Bewegung bringe, damit der Mörder erkannt, und zur Strafe möge gezogen werden. (*) Ich habe den Aſtral-Geiſt bereits im 25 Abſchnitt abgefertiget, weßwegen auch dieſe Gedancken nicht beſtehen können. Nur erinnere noch, wie auf den Fall, da der Mörder nicht zugegen iſt, der Aſtral-Geiſt das Blut nicht würde in Bewegung ſetzen. Gleichwohl haben wir oben ein Exempel vernommen, und es ſind dergleichen mehr vorhanden, daß die Entleibten viel Blut von ſich gegeben, ob ſich gleich der Mörder zu ihnen nicht genahet. Da weiß ich nicht, wie man das Bluten dem Aſtral-Geiſt beymeßen könne; wenigſtens wird er es alsdann nicht in der Abſicht den Mörder zu entdecken, würken. Und

(*) Die Unterred. vom Reich der Geiſter. Tom. 1. pag. 374. Webſter loc. ſupra citat.

eben darum wird nicht der Aſtral-Geiſt, ſondern etwas anders an dem Bluten ſchuld ſeyn.

Einige laßen ſich gar träumen, die Seele des Ermordeten wandere noch eine Zeitlang um ihren Cörper herum, und verurſache das Bluten aus Haß gegen den Mörder. (*) Dieß läuft wieder die H. Schrift, welche lehret, daß die Seelen der verſtorbenen, gleich nach dem Tode, ihren Leib gäntzlich verlaſſen, und an einen andern Ort gelangen. Es müſten ſolchergeſtalt auch alle Seelen der Ermordeten, die das Bluten zuwege bringen, verdammt ſeyn, weil noch eine Begierde zur Rache bey ihnen anzutreffen iſt. Von den ſeligen Seelen kan man diß gewiß nicht ſagen, weil ſie zur Ruhe eilen, und ſich um die Dinge der Welt nicht mehr bekümmern, auch ihren Beleidigern längſt vergeben haben.

Diejenigen kommen am kürtzeſten aus der Sache, welche hier was übernatürliches erkennen, und GOtt zur unmittelbaren Urſach dieſes Blutens machen, welche Meynung ſich Philippus Melanchthon und andere haben gefallen laßen. (**) Sie bekommt einigen Schein der Wahrheit, wenn man den ſcharfen göttlichen Befehl, daß das vergoſſene Blut nicht ſoll ungerochen bleiben, daßelbige auch gen Himmel um Rache ſchreye, erweget. Daraus will man folgern, GOtt entdecke durch das Bluten unmittelbar den Mörder, damit er von den Rich-

(*) Hundeshagen. Loc. cit. §. 26.
(**) Kirchmayer diſſ. cit. Sect. prior. Punct. 6. §. 1.

Richtern zur verdienten Strafe gezogen werde. Allein man ſolte ſich daneben erinnern, wie es viele ſchwerere Verbrechen gebe als der Todtſchlag iſt, die GOtt dennoch niemahls übernatürlicher Weiſe entdecket: Weßwegen auch nicht zu erwarten ſtehet, daß er auf ſolche Weiſe den Todtſchlag entdecken werde. Die Umſtände, wann der ermordete Cörper nicht eher zu bluten anfängt, als bis ſich der Mörder demſelben auf eine gewiße Weite genahet; ingleichen wann ſolch bluten in einer gewiſſen Zeit geſchicht, nemlich nicht über 10 bis 12 Stunden nach dem Tode, laßen auch nicht zu, daß man dabey eine unmittelbare Würkung GOttes erkenne: Sondern wenn er Wunder thun wolte, würde es geſchehen, der Mörder mögte dem Entleibten gantz nahe, oder etwas von ihm entfernet ſeyn; GOtt würde ſich auch nicht an eine gewiße Zeit binden, ſondern das Wunder auch über einige Tage oder Wochen geſchehen laßen. Endlich bluten manche Cörper, wann der Mörder nicht zugegen iſt, darum iſt daßelbige nicht ein unbetriegliches Kennzeichen. Solte ſich aber GOtt eines ſolchen betrieglichen Mittels zu Entdeckung des Mörders gebrauchen, da wann er Wunder thun will, ſchon andere Mittel weiß, die gewiß und unfehlbar wären? Indeßen hat das Bluten der todten Cörper, wie bald wird zu vernehmen ſeyn, ſeine natürliche Urſachen, daher iſt es nicht ein von GOtt gewürktes Wunderwerk. Mannigmahl haben die durch Urtheil und Recht

gehangene geblutet, daraus hat man ein Merckmahl ihrer Unſchuld gemacht, und geglaubt, daß es GOtt ſelbſt zu dem Ende gewürket habe. Jedoch die Sache iſt auch gantz natürlich, und für kein Wunder zu achten. Dann wann der gehangene vollblütig iſt, auch vor ſeinem Ende viel Wein getruncken, und es überdem im warmen Sommer iſt, mag es gar leicht geſchehen, daß bey ihm einiges Blut hervorkomme. Libavius führet auch ein Exempel eines in Magdeburg gehangenen an, der corpulent geweſen, und am dritten Tage ohngefehr nach ſeinem Tode geblutet, da er doch offenbar ſchuldig geweſen. (*)

Was zuletzt noch den Teufel anlanget, welchen einige mit ins Spiel mengen; (**) So iſt er ja nicht ein ſo großer Feind der Laſter, daß er ſie offenbaren ſolte, um die Thäter zur Strafe zu bringen. Er hat dabey keinen Vortheil, ſondern bringt vielmehr durch Entdeckung der Mörder zuwege, daß ſie ſich bekehren, und alſo ſeiner Gewalt entrißen werden, darin ſonſt viele verharren würden, wann ſie unentdeckt blieben. Solche verkehrte Politic muß man dem Teufel nicht zutrauen. Ich muß auch noch erinnern, daß wann der Teufel der Urheber des Blutens wäre, man ihm als einem Betrieger nicht Glauben zuſtellen, ſondern vermuthen müſte, daß er nur ſuchte unſchuldige Leute verdächtig zu machen und ſie in den Tod zu ſtürtzen.

Von

(*) Kirchmayer loc. cit. §. 3.
(**) Idem ibidem. §. 4.

Von der gantzen Sache ein rechtes Urtheil zu fällen, iſt vor allen Dingen nöthig, die natürliche Urſachen anzuzeigen, woraus in den todten Cörpern ein bluten entſtehen kan; wann wir zuvor bemerket, wie das Bluten der Ermordeten ſich zum öftern zugetragen, ſo wohl da der Mörder zugegen, oder auch abweſend geweſen. Horſtius erzehlet ein Exempel von einem Kinde, welches die Mutter, ſo eine Magd war, umgebracht, und zur Winters Zeit durch das heimliche Gemach in einen Graben geworffen. Nach 2 Wochen ward das Kind gefunden, welches häufig Blut von ſich gab, obgleich die Mutter als Mörderin nicht zugegen war, ſondern anderswo zu Bette lag, und ſich krank ſtellete. (*) Es geſchicht auch, daß ſolche Cörper bluten, die nicht von Menſchen umgebracht ſind. Zu Rotte Acker im Würtenbergiſchen riß die Donau eine Brücke ein, und verurſachte dadurch eine Ueberſchwemmung. Damahls wurden einige todte Cörper, welche 4 bis 5 Wochen im Waſſer gelegen, durch die Wärme dergeſtalt wieder erqvicket, daß ſie durch die Naſe zu bluten angefangen. (**) Ja es haben ſolche Cörper geblutet, die an einer oder der andern Krankheit geſtorben ſind, wie von den Artzneyverſtändigen ſchon längſt angemerket worden. (***)

(*) Idem §. 2.

(**) M. Michael Ranft von dem Kauen und Schmatzen der Todten. pag. 127.

(***) S. Eines Weymariſchen Medici Gedanken von den Vampyren. pag. 71.

Die natürliche Urſachen davon ſind leicht zu entdecken. Wann die Cörper einige Stunden nach dem Tode bluten, ſo kommt es daher, daß eine wiewohl unordentliche Bewegung des Geblüts nach dem Tode übrig geblieben, welche macht, daß inſonderheit aus den Wunden ein blutiger Schaum fließt. Man kan ſolches auch einer im Blut entſtandenen Jährung zuſchreiben. Dann gleichwie die Dinge, ſo in eine Jährung gerathen, einen gröſſern Raum einnehmen; Alſo ſchwellet dadurch auch das Blut auf, und ſucht einen Ausgang, wo es ihn am erſten findet.

Bluten die Cörper einige Tage oder Wochen nach dem Ableben, ſo geht es damit folgender Geſtalt zu. Das Blut pflegt gemeiniglich nach dem Tode in den Adern zu gerinnen und dick zu werden; Wann aber die Leiber anfangen zu faulen, zerläßt es ſich wieder, gleichwie das Blut, ſo man beym Aderlaßen auffängt, erſtlich gerinnet, hernach aber durch die aus der Fäulung entſtehende Wärme wieder flüßig wird. Weil auch in den todten Cörpern in der Fäulung die dichten Theile deſſelben mit angegriffen, ſehr mürbe und weich werden, ſo wird dadurch dem zerfloßenen Geblüt der Weg geöffnet, daß es deſto leichter hervordringen kan. Bey den ermordeten Cörpern, deren Mörder man zu entdecken ſucht, kommen noch andere Urſachen hinzu, die das Blut in Bewegung zu bringen vermögend ſind. Da wird erſtlich der Cörper ſelbſt bewegt, und die Wunde einiger maßen geöffnet. Was iſts Wunder, wann dadurch das Blut in Bewegung gebracht

wird, und durch die geöffnete Wunde heraus-ſchäumt? Wir werden dergleichen an lebendigen Menſchen gewahr. Wann ſie eine Wunde haben, und das Blut kaum geſtillet iſt, pflegt es daraus wieder hervorzuqvellen, wann man ſich zu ſehr bewegt. Die Menge der umſtehenden, die gemeiniglich in ſolchen Fällen hinzulauffen, kan auch vieles beytragen, daß das Blut zu fließen beginnt. Sie erwärmen nemlich durch den Athem und andere Ausdünſtungen die Luft, da dann durch die Wärme das Blut dünner und flüßiger, und zum fließen beqvemer gemacht wird. Hieraus erhellet, wie die Gegenwart des Mörders zu dem Bluten nichts beytrage; folglich kan auch dadurch ein Mörder, niemahls anders als nur zufälliger Weiſe ſeyn entdeckt worden. Es läſſet ſich auch muthmaßen, als wann diejenigen, welche zuerſt dies Mittel zur Unterſuchung der Mörder angeordnet, dabey eine gantz andere Abſicht geheget haben. Sie wuſten wohl, daß wann der Mörder den Ermordeten ſiehet, er darüber in Verwirrung und Beſtürtzung gerathen müſte. Deswegen gab man fleißig auf ſie acht, ob ſie ſich dadurch verrathen mögten. Es war ein gutes Mittel, dieſelben dadurch zur Bekenntniß zu bringen. Dann weil man jedermann die Gedanken beygebracht, es müſte der Entleibte den Mörder durchs bluten offenbaren, ſo machten dieſe, wann es geſchahe, gemeiniglich keine Schwierigkeit, mit dem Bekenntniß heraus zu rücken. Viele lieſſen es nicht einmahl ſo weit kommen, ſondern aus Furcht, ſie mögten durchs bluten doch entdecket

werden,

werden, bekannten ſie die That, ehe man ſie zu dem Entleibten brachte. Die Sache hatte demnach einigen Nutzen, wann nur nicht der falſche Wahn dadurch aufkommen wäre, daß die Ermordeten allemahl in des Mörders Gegenwart bluteten. Allein bey ſolchem Wahn muſte man die Leute erhalten, ſonſt würde die gantze Handlung vergebens geweſen ſeyn.

Nun urtheile man, ob man dieſe Sache, da ſie keinen Grund hat, als ein Exempel der Sympathie oder Antipathie anſehen könne.

Zum Beſchluß iſt noch etwas anzuführen, ſo hieher gehöret. Man ſchreibt, wann das Blut eines Ermordeten, an dem Ort des geſchehenen Todtſchlages bey eichenem Holtz gekocht würde, ſo könte man dadurch den Mörder, wegen an ſich habender gleichförmiger Geiſter, ſo unruhig machen, daß er ſich ſelbſt angeben müſte. (*) Ich will mich bey dieſem abergläubiſchen Einfall nicht aufhalten, weil ein jeder von ſelbſt erkennet, daß die Geiſtergen des Ermordeten, ſo etwa im Blut noch vorhanden ſind, keinen Verſtand haben, daß, nachdem ſie durchs kochen verrauchet und davon geflogen, ſie den Mörder kennen, und ſich nirgend anders hin, als zu ihm begeben ſolten; zumahl wann er ziemlich weit entfernet iſt. So es aber auch geſchähe, iſt doch nicht zu begreiffen, wie ſie den Mörder dazu bringen ſolten, daß er ſich ſelbſt angeben müſte.

Das

(*) S. des teutſchen Ueberſetzers Anmerkung zu Portæ Mag. Natural. lib. 1. cap. 7. pag. 39.

Das 7 Capitel.

Von den Tarantul-Spinnen.

Bey den Tarantul-Spinnen, und denen, die von ihnen geſtochen worden, kommen viele wunderſame Dinge vor, woher einige bewogen worden, dieſe Begebenheiten als ein Exempel der Sympathie anzuſehen.

Wir wollen zuerſt nach dem Bericht der Scribenten erzehlen, was ſich damit zuträgt. In der Neapolitaniſchen Landſchaft Apulia findet ſich eine Art Spinnen, die man von der Stadt Taranto Tarantula nennet. Solche Spinnen ſind zwar an mehr Orten Italiens anzutreffen, aber daſelbſt nicht ſo giftig, und ihr Biß nicht von ſo ſchlimmer Folge. Sie wohnen in den Löchern der Erden, und ſind den Land-Leuten, Schnittern, Hirten ꝛc. ſehr gefährlich, welche von ihnen, wann ſie in den Monathen, Junius, Julius und Auguſtus mit bloſſen Füßen herumlaufen, geſtochen, oder wie andere wollen, gebißen werden. Daher bedienet man ſich zu ſolcher Zeit einer gewißen Art Schuhe oder Stiefeln, um dadurch für ihrem Biß geſichert zu ſeyn. (*) Porta beſchreibt (**) die Manier, wie dieſelbigen zu fangen ſind. Man bläſet in ein Rohrblat, daß es lautet wie das Brummen der Fliegen: Wann dies das Thierlein vernimmt, gehet es alsbald aus ſeinem

(*) S. Scaligeri Exercitat. 185.
(**) In Magia Naturali lib. 8. cap. 2.

ſeinem Loche, dann es iſt auf die Fliegen, wie die groſſen Spinnen, welche in den Häuſern Spinnweben machen, und für die Fliegen aufſpannen.

Mit ihrem Biß, der gleichwohl ſehr ſubtil iſt, daß man ihn kaum ſehen kan, gehet von ihnen ein durchdringendes Gift zu den gebißenen über, welches bey ihnen wunderliche Würkungen erweckt. Es verurſacht nemlich Aberwitz und Verwirrung im Haupt, wodurch die gebißenen zu allerhand wunderlichen Händeln angetrieben werden. Einige ſingen beſtändig, andere lachen oder weinen: Einige ſchlafen, andere wachen beſtändig: Die meiſten brechen ſich: Etliche tantzen, andere ſchwitzen: Noch andere ſind furchtſam und zittern, und alle ſind raſenden und tollen Leuten nicht ungleich. Einige bilden ſich ein, groſſe Könige, andere elende Gefangene zu ſeyn. Man wird auch gewahr, daß ſie an gewiſſen Farben ein Vergnügen haben, einige an der grünen, andere an der gelben oder rothen. D. Sengwerdius ſchreibt, (*) das Gift offenbare ſich nicht alſobald, ſondern bleibe lange im Cörper verborgen, und werde erſt nach einem Jahr durch die Sonnen-Hitze rege gemacht, da es dann ſeine Kraft äußere, und 2 Monathe vorher allerley Krankheiten, als Verlierung des Appetits, hitzige Fieber und Cachexie verurſache, worauf hernach die vorgedachte wunderliche Würkungen zu erfolgen pflegen.

Man

(*) In Tractat. de Tarantula. S. Oldenburgii Acta Philoſoph. pag. 547.

Man kan leicht erachten, daß ſich von ſolchem Gift noch andere Zufälle im Leibe ereignen werden, nemlich eine groſſe Erſtarrung, Mattigkeit des Leibes, Schwindel, Zittern der Glieder, kalter Schweiß, Krampf, Convulſionen, ſchweres Gebrechen, und dergleichen. (*) Das beſte, und wie man dafür hält, eintzige Mittel wider ihren Biß iſt die Muſic, wodurch man die gebißenen erſtlich ermuntert, daß ſie hernach aufſpringen, und mit allerhand poßirlichen Geberden zu tantzen anfangen. Einige ſpringen mit bloßem Degen, oder einem andern blinkenden Gewehr, als deſſen Schein ihnen ſehr angenehm, zum tantzen hervor, wobey ſie wunderliche Geberden bezeigen. Andere pflegen nicht Ruhe zu haben, wann ſie nicht ein gläſern Geſchirr voll Waſſer in den Händen herum tragen, und mit demſelben eben ſolche Poſſen verüben. Etliche præſentiren ein Paar ſich balgende Soldaten, oder vollgeſoffene Trunckenbolde. Noch hat man etliche beobachtet, die an den Wagen-Deichſel ſich anhängen, und darin ihre beſondere Ergötzung ſuchen. (**) Man braucht dazu allerhand muſicaliſche Inſtrumente, Geigen, Citharen, Lauten, Trommeln, Pfeiffen, inſonderheit aber Schallmeyen. Wann nun die Patienten den Laut der Inſtrumente vernehmen, ſo ſollen ſie, weil ſie gleichſam als im Schlummer liegen, erſt anfangen ſich auszuſtrecken, als ob ſie eine Entzückung ankäme; hernach

(*) S. Amphitheatr. Magiæ Univerſ. lib. 13. pag. 595.

(**) S. Happelii Relat. Curioſ. Tom. 2. pag. 28.

hernach bewegen ſie ihre Finger, Hände und Arme nach dem Tact; Darauf richten ſie ſich auf einen Fuß, endlich und allmählich ſtellen ſie ſich auf beyde, und fangen alsdann an ſo accurat nach der Cadence zu tantzen, daß auch die allerungeſchickteſten, die in ihren geſunden Tagen niemahlen das Tantzen oder die Muſic gelernet haben, alsdann beſſer machen, als die beſten Tantz-Meiſter. (*) Die Muſicanten können es mit ihnen nicht aushalten, dann ſie tantzen gantze Tage, ja Wochen, nach einander weg, und deswegen müßen die Spielleute ſich einander ablöſen, welche auch allenthalben Hauffen weiſe anzutreffen ſind. Der Tantz währet ſo lange, bis die Täntzer für Mattigkeit auf die Erde dahin fallen; Alsdann deckt man ſie warm zu, und läßt ſie wohl ſchwitzen, wodurch das Gift ausgetrieben wird. Bey etlichen aber iſt das Gift ſo eingewurtzelt, daß ſie alle Jahr die Tantz-Cur wiederum gebrauchen müßen.

Ein beſonderes Exempel führet Monſieur de St. André an, (**) welches wohl werth iſt, daß ich es hier wiederhole, zumahl da der Autor es mit Augen angeſehen.

Wir haben allhier, ſchreibt er, ein Exempel geſehen, an der Perſon eines Neapolitaners, der ein Soldat war. Man ſahe dieſen Soldaten in eine tiefe Melancholie gerathen, ſo oft das Gift, welches die Tarantul ſeiner Wunde eingeflößet, in

(*) Amphith. Mag. Univerſ. loc. cit.
(**) In den Briefen von der Zauberey. pag. 16. ſeq.

in Bewegung kam. Er wurde gantz bleyfarb im Geſicht, ſahe ſtarr mit den Augen, konte kaum Othem ſchöpffen, und wolte vor Schlucken und Schnaufen erſticken. Man ſahe ihn ohne Bewegung, ohne Vernunft und Verſtand, ja ohne Bemerkung eines Pulſes und Athemholens, auf der Erde liegen. Das Blut ſchoß ihm zur Naſe und zum Maule heraus, und er würde ohnfehlbar den Geiſt aufgegeben haben, wenn man ihn nicht alsbald zu Hülffe kommen wäre. Dann man muſte ſo geſchwinde als möglich Muſicanten kommen laſſen, die ihm ihre Violinen an die Ohren hielten, und ſo ſcharf aufſtrichen, als ſie vermogten. Worauf die durch den Klang der Inſtrumenten bewegten Lebens-Geiſter anfingen, ſich durch Regung ſeiner Hände zu erkennen zu geben, bis er nach und nach die Cadence der Arie, die man ſpielte, mit Händen und Füßen gar eigentlich nachmachte, und endlich gar aufſprang, einen von ſeinen Cameraden bey dem Flügel erwiſchte, und als der beſte Tantz-Meiſter mit einer verwunderns-würdigen Hurtigkeit und Richtigkeit tantzte. Dieſer Tantz währete bey nahe zweymahl 24 Stunden ohne Aufhören, etliche wenige Augenblicke ausgenommen, da er, wenn er gar zu ſehr ermüdet war, ein klein Bißgen ruhete. Alsdenn ließ man ihm ein wenig Wein, und bisweilen ein in Milch friſch geſottenes Ey zu ſich nehmen. So bald man ſpürte, daß er ſeine Zufälle wieder bekommen wolte, fingen die Violiniſten wieder aufzuſtreichen, und er wie zuvor zu tantzen an. Wenn

der Tantz zu Ende war, verließ er den Ort, wo er ſich befand, und lief auf das Feld hinaus, damit er durch die Tranſpiration und den Schweiß die Feuchtigkeiten, welche das Gift angeſtecket, vollends vertreiben mögte. Ich habe dieſen Soldaten mit bloſſem Säbel in der Hand tantzen, und ſich damit ziemliche Wunden in den linken Arm, den er enblöſſet hatte, machen ſehen, welche er mit ſeinem Speichel, der ſich im Augenblick in einen rechten Balſam verwandelte, auf der Stelle heilete. Ich habe ihn wieder in eben denſelben Zuſtand gerathen ſehen, aus welchem ihn die Violinen gebracht hatten, wenn man aufhörete dieſe Inſtrumenten zu ſpielen, oder eine Saite zerſprunge; da er nicht wieder heraus zu bringen war, als wenn man recht ſcharf mit dem Fiedel-Bogen aufſtriche, und ihm die Geigen, wie das erſtemahl, gantz nahe an die Ohren hielt. Eben dieſes ereignete ſich, wenn jemand mit einem ſchwartzen Band an den Ort kam, wo er war, oder man einen Spiegel von ſeiner Stelle, wo er auf dem Tiſch lag, hinweg nahm, vor welchem er öfters niederkniete, indem er die Tarantul, welche ihn geſtochen, darin zu ſehen vermeynte. Dieſes geſchahe auch, wenn man den Spiegel umkehrte, oder auf die Seite des Glaſes legte, wenn er es gleich nicht ſahe, auch nicht gewahr werden konte. Ob ſchon die Violiniſten beſtändig aufſpielten, ſo kunte man ihn doch nicht eher wieder zu ſich ſelbſt bringen, bis man das ſchwartze Band hinweg genommen, und den Spiegel wieder an ſeinen vorigen Ort

geleget

geleget hatte. Ich merkte zugleich an, daß ihm die rothe Farbe ſehr angenehm ſiele, und ihn noch mehr zum tantzen anfriſchte. So lange dieſer Soldat in Italien war, gerieth er nur einmahl des Jahrs in dieſen Zufall; als er ſich aber in Frankreich aufhielt, bekam er ſolchen in einem Jahre viermahl; welches ich der Luft, die daſelbſt friſcher iſt, und der daher nicht ſo ſtark vor ſich gehenden Ausdünſtung zuſchreibe. Worzu auch noch die Veränderung der Nahrung, die in Frankreich von der in Italien weit unterſchieden iſt, etwas beygetragen haben mag. So weit St. André.

Die Taranteln gehören unter die Art Spinnen, welche von den Alten Phalangium genennet wird. Allein dieſe ſind wieder von verſchiedener Art. Nach Plinii Bericht iſt eine Art derſelben den Ameiſen gleich, aber viel gröſſer, ſie haben einen rothen Kopf, der übrige Theil des Leibes aber iſt ſchwartz mit kleinen weiſſen Flecken beſprenget. Ihr Biß iſt weit ſchärfer, als der Weſpen. Sie pflegen ſich um die Backofen und Mühlen aufzuhalten. (*) Zu dieſer Art laſſen ſich die Taranteln wohl nicht rechnen. Eine andere Art, deren Biß ſchädlich, iſt nicht gar zu groß, der Leib iſt ſpitzig und von verſchiedener Farbe. Plinius ſagt, daß einige von dieſer Art in den Löchern der Erden wohnen. (**) Und dis werden wohl die Taranteln ſeyn.

(*) S. Plinii Hiſt. Natural. lib. 29. cap. 4.
(**) Idem lib. 11. cap. 24.

Man hat ſich aber billig zu verwundern, warum die Alten nichts melden von denen höchſt⸗ ſchädlichen und wunderbaren Würkungen des Gifts dieſer Spinnen. Plinius ſagt nur, ihr Biß ſey ſchädlich, und beym Strabo (*) lieſet man, daß es in Albanien Spinnen gebe, deren Biß tödtlich iſt, indem die gebiſſenen theils unaufhörlich lachten, andere aber weineten, bis ſie darüber des Todes wären. Dieſe kommen mit den Apuliſchen Tarantuln in der Würkung ihres Gifts ziemlich überein: Jedoch äußern ſich bey dem Biß der Tarantuln viele andere wunderbare Zufälle mehr, wovon die Alten nichts ſcheinen gewuſt zu haben, wie ſie denn auch der wunderbaren Cur durch die Muſic mit keinem Wort gedenken; woraus zu ſchlieſſen, daß ſie erſt in den ſpätern Zeiten erfunden worden. Es läſſet ſich auch anſehen, als wenn das Gift der Apuliſchen Tarantuln ehedem nicht ſo durchdringend geweſen ſey, weil die Römiſche Scribenten davon nichts insbeſondere melden. Wolte man ſagen, dieſe Art Spinnen wäre vor Zeiten in Italien noch nicht anzutreffen geweſen, ſondern erſt nachhero dahin kommen, ſo könte man ſich auf Plinii Zeugniß berufen, welcher ſchreibt: Die Spinne Phalangium genannt, wäre in Italien unbekannt. (**) Jedoch ſolches iſt nicht glaublich, und wann man den Ort Plinii recht einſiehet, ſo redet er nur von denen Phalangiis, die

(*) lib. 11. Geograph.

(**) lib. 29. cap. 4.

die ſich bey den Backöfen und Mühlen aufhalten ſollen. Daher bin ich geneigt zu ſchlieſſen, das Gift der Tarantuln ſey vorzeiten nicht ſo ſchädlich geweſen, als es jetzt iſt. Die Urſach deſſen läſſet ſich ſo leicht nicht ausfündig machen, doch will ich darüber meine Muthmaßung eröffnen. Die Tarantul-Spinnen finden ſich nicht allein in Apulien, ſondern auch im Florentiniſchen, und andern Gegenden des mittlern Italiens: ſie ſind aber in den letzten Orten nicht ſo giftig und ſchädlich. Die Urſach deſſen iſt, weil zu Sommers-Zeit in Apulien die Hitze weit gröſſer iſt, als in den andern Gegenden, (*) und das Gift dieſer Spinnen durch die Hitze ſehr geſchärffet wird. Woher kommt es ſonſt, daß ihr Biß nur in den heiſſeſten Sommer-Monathen ſchädlich und gefährlich iſt? Man könte alſo annehmen, die Hitze ſey in Apulien gegenwärtig gröſſer, als ehedem, und deswegen der Spinnen Biß nunmehro giftiger und gefährlicher. Das lautet nun zwar beym erſten Anblick wunderlich: Allein da in vielen Ländern, inſonderheit aber in Italien, ſich unter der Erden eine beſtändig fort brennende Materie befindet, welche immer weiter um ſich frißt, alſo daß daher der endliche Untergang ſolcher Länder zu beſorgen ſtehet; (**) So wird es mit der Landſchaft Apulien gleiche Beſchaffenheit haben, und darin durch das weiter um ſich freſſende unterirdiſche Feuer die

Rr 3

(*) Amphith. Mag. Univerſ. pag. 594.

(**) S. Scheuchzers Phyſic. Tom. 2. Cap. 27. §. 17.

die Wärme der Erden ſeyn vermehret worden, woher dann das Gift der Tarantuln, die in den Löchern derſelben wohnen, eine gröſſere Kraft empfangen, als es ſonſt vorzeiten gehabt. Jedoch es iſt nur eine Muthmaßung, die ich niemanden aufzudringen begehre.

Ehe wir nach den Urſachen dieſer Begebenheit forſchen, müßen wir zuvor einige falſche Umſtände hinwegräumen, die man ohne Grund mit anflicket. Man will aus der Erfahrung haben, daß ein cryſtalliner Spiegel in viele Stücken zerſpringe, wann eine Tarantul darüber läuft. (*) Zwar erzehlet auch Scaliger, (**) wie in Gaſcogne ein Spiegel geborſten, nachdem eine Spinne darüber gelauffen; doch wird ſolches ſchwerlich der Wahrheit gemäß ſeyn, weil man ſonſt kein Exempel hat, daß auch das ſchärfſte Gift die Gläſer zerſprengen ſolte; vielmehr wird es darin, weil das Glas von dichter Materie iſt, am beſten aufbehalten. Ueberdem laſſen die Spinnen ihr Gift nur alsdann aus, wann ſie einen Biß thun, den ſie aber auf einen glatten Spiegel nicht anbringen können, folglich kein Gift ausſpeyen, welches den Spiegel zerbrechen könte.

Die Tarantul-Spinnen, oder auch ihr Gift, ſollen von verſchiedener Art ſeyn, wie man aus den verſchiedenen Würkungen bey den Menſchen, die von ihnen geſtochen werden, ſchlieſſen will. Allein ſolche verſchiedene Würkungen geben keinen

(*) Amphith. Mag. Univerſ. pag. 595.
(**) Exercitat. 186.

keinen Beweis ab, daß die Spinnen ſelbſt und ihr Gift von verſchiedener Art ſeyn. Die von tollen Hunden gebiſſen werden, gerathen in eine Raſerey, dabey aber geberden ſie ſich nicht alle auf gleiche Weiſe. So gehet es mit denen von den Taranteln gebiſſenen auch zu. Bey ihnen entſtehet eine Raſerey, welche ferner nach eines jeden Neigung, den einen zu dieſem, den andern zu einem andern närriſchen Beginnen antreibt, auch nach dem Unterſcheid der Temperamente verſchiedene Würkungen thut.

Sehr wohl erkläret ſich Scaliger (*) hierüber, indem er ſchreibt: Gleichwie die Trunkenheit nicht bey allen einerley Würkung hat, ſondern nach eines jeden Natur, Neigung und Gewohnheit, alſo daß einige alsdann weinen, andere lachen, ſchweigen oder plaudern, einige ſchlafen, andere hin und her lauffen, oder Schlägerey anfangen; alſo gehet es auch mit denen von den Taranteln gebiſſenen zu.

Etwas abergläubiſches iſt noch zurück, welches jedermann dafür erkennen wird. Das Uebel kommt vielen gebiſſenen alljährlich wieder, und dauret bey einigen 6 oder 7, bey etlichen gar 30 Jahre nach einander. Allein daß man dagegen das muſicaliſche Mittel auf ſelbigen Tag und Stunde, da ſie ſind gebiſſen worden, gebrauchen müße, (**) iſt eine Sache, die man Leuten vor-

(*) Exercitat. 185.

(**) Amphith. Mag. Univerſ. pag. 596.

ſchwatzen muß, welche lieber was wunderbares als wohlgegründetes glauben und annehmen. Gleichwie das Uebel ſelbſt ſich nicht ſo genau auf eben den Tag und Stunde einſtellen wird, ſondern einige Tage, oder Wochen, eher oder ſpäter; Alſo wird ſich auch das dawider zu brauchende Mittel nothwendig darnach richten müſſen. Die Einwohner in Apulien ſagen, der Tarantul-Biß verurſache ſo viele Arten Zufälle, als Tage in der Wochen ſind. (*) Warum aber nicht mehr? Die Erfahrung lehret es gantz anders. Vielleicht glaubt das einfältige Volk gar, ein jeder Tag bringe beſondere und ſeine eigene Zufälle mit, welches abergläubiſch gnug wäre.

Wir kommen zur Erklärung der Würkungen und Begebenheiten, die ſich von dem Gift der Taranteln ereignen. Man meynt hier ein klares Exempel der Sympathie entdecket zu haben, darum die Sache vor andern genau zu unterſuchen iſt.

1) Wird darinnen eine Sympathie geſucht, daß die Taranteln ſelbſt nach der Muſic tantzen, und die von ihnen gebiſſene durch die Muſic gleichfalls zum tantzen angetrieben werden. Nicht alle Taranteln ſollen nach einerley Ton tantzen, ſondern die eine dieſen, die andere jenen Ton lieben. Daher ſolls kommen, daß die geſtochenen auch nicht an allerhand Tonen und Stücken Belieben tragen, ſondern nur an gewiſſen, nemlich

(*) Scaliger Exercitat. 185.

nemlich an denen, nach welchen die Spinnen, die ſie gebiſſen, zu tantzen pflegen. Man hat es recht künſtlich angefangen, um zu erfahren, ob dieſe Spinnen nach der Muſic tantzen. Man ſetzet verſchiedene von ungleicher Farbe in eine mit Waſſer angefüllte Muſchel, auf kleine Spänlein, und läſſet ſo dann auf einem muſicaliſchen Inſtrument ſpielen; ſo ſiehet man mit Verwunderung, wie bald dieſe bald jene Spinne beginnet zu hüpffen; die andern aber, ſo nicht dieſe Temperatur haben, ruhen und ſtill ſeyn. (*) Wie will man doch mit dieſem Experiment beweiſen können, daß die Spinnen tantzen? Dann da die Spinnen weder hinter noch vor ſich können, indem ſie allenthalben mit Waſſer umgeben ſind, und doch gern fort wolten, ſo heben ſie aus Begierde davon zu kommen, die Beine auf, das hat man einen Tantz genennet. Man ſolte ſie frey auf einen Tiſch geſetzet, und ihnen eines aufgeſpielet haben, dann würde man gewahr worden ſeyn, wie ſchlechte Luſt ſie zum tantzen haben, ſondern ohnfehlbar alle davon gelauffen wären. Wann aber eine nach der andern zu hüpffen anfängt, ſo geſchicht es lediglich von ohngefehr. Die eine wird des Aufhebens der Beine müde, weil ſie nicht davon kommen kan, eine andere verſucht es aufs neue, und ſo gehet es immer fort, ohne daß ſie dazu durch die Muſic ſolten gereitzet werden. Folgender Verſuch iſt nicht um ein Haar beſſer. In der Stadt Andria, auf dem fürſtli-

(*) Happelii Relat. Curioſ. Tom. 2. pag. 29.

fürſtlichen Schloß daſelbſt, ſetzte man in Gegenwart der Fürſtin und des gantzen Hofes, eine ſolche Spinne in eine Schale mit Waſſer auf einen dünnen Splitter, und ließ einen Muſicanten mit der Cythar kommen, der ihr eins aufſpielen muſte. Das Thierlein ward eine Zeitlang durch ſolch Spielen gantz nichts bewegt: Als er aber auf einen Ton gerathen, der ihren Feuchtigkeiten mag gemäß geweſen ſeyn, hat die Spinne angefangen die Füße ſo artig in die Höhe zu werffen, und den gantzen Leib zu bewegen, daß es nicht allein einem Tantz gantz ähnlich geſehen, ſondern ſie hat auch recht ordentlich nach dem Tact getantzet, und wenn der Spielmann aufgehöret, auch aufhören zu ſpringen. (*) Hier hat die Spinne eine Weile ſtill geſeſſen, weil ſie ſich durch das Waſſer eingeſchloſſen geſehen; wie ſie aber des Stillſitzens ſatt geweſen, und gern davon gewolt, hat ſie mit den Füßen allerhand Bewegungen gemacht, und das iſt ihr ordentlich nach dem Tact abgemeſſener Tantz geweſen. Hat ſie wieder ſtill geſeſſen, nachdem der Spielmann aufgehöret, ſo kan davon, außer daß es ſich von ohngefehr ſo begeben, auch wohl eine natürliche Urſach beygebracht werden. Das Waſſer iſt mit Luft angefüllet, daher kommts, daß die Muſic auch unter dem Waſſer gehöret wird, wie es die damit angeſtellte Verſuche bezeuget haben. Nun beweget der Klang die Luft, ſo im Waſſer befindlich

(*) S. Portæ Mag. Natural. lib. 8. cap. 2. und zwar die Anmerkung des teutſchen Ueberſetzers. pag. 572.

befindlich iſt, und theilt dem Waſſer eine wie' wohl ſubtile Bewegung mit, welche die auf dem Spänlein ſchwimmende Spinne, wegen ihres ſubtilen Gefühles empfindet, und dadurch zur Bewegung angetrieben wird. So bald die Muſic aufhöret, höret auch die Bewegung des Waſſers auf, und dadurch kömmt die Spinne wieder zur Ruhe.

Man erzehlet weiter; damit die Muſicanten ihre Patienten deſto eher und gewiſſer wieder zur Geſundheit brächten, ſo pflegten ſie von den geſtochenen zu fragen, in welchem Felde ſie gebiſſen worden, auch was die Spinne für eine Farbe gehabt, von der ſie beſchädigt worden? Wenn ſie nun Nachricht davon erhalten, begeben ſie ſich an ſolchen Ort, da ſie dann viel dergleichen Spinnen, von allerhand Art antreffen, die da wie andere Spinnen ihr Gewebe machen. (Wie ſtimmt dieſes damit überein, daß die Taranteln in den Löchern der Erden wohnen?) Worauf dieſe Muſic-Aertzte allerhand Stücke und Lieder verſuchen, von welchen, wie zu verwundern, bald dieſe bald jene Spinne anfängt zu tantzen, bis ſie endlich eine von der ihnen bedeuteten Farbe antreffen, und mit dieſem oder jenem Liede zum tantzen bringen, welches ſie vor ein gewiſſes Zeichen halten, daß ſie die rechte Melodey gefunden, dadurch ſie die geſtochene Perſon unfehlbar wieder heilen können, wie dann auch richtig geſchehen ſoll. (*) Solchergeſtalt würde wohl

(*) Ibidem.

wohl den wenigſten Patienten zu helffen ſtehen, weil die wenigſten bemerken können, was für eine Spinne ſie gebiſſen habe, oder wann ſie es auch bemerket, ſich darin gar leicht irren können.

Man iſt ſonder Zweifel deswegen auf den Tantz der Spinnen nach der Muſic verfallen, weil man für bekannt angenommen, es könten nicht alle Patienten durch einerley Inſtrumente, noch durch einerley Stückgen curiret werden. Gleichwohl iſt ſolches durch die gemachte Verſuche ebenfalls noch nicht völlig ausgemacht. Denn obſchon ihrer viele nicht alſobald den Tantz angehoben, nachdem man ihnen mit dieſem oder jenem Inſtrument, dieſes oder jenes Stückgen aufgeſpielt; ſo hat man ſich doch in der Haupt-Sache weit betrogen. Denn erſtlich iſt wohl zu begreiffen, und die Erfahrung gibt es auch, wie nicht alle von den Taranteln gebiſſenen, ſo bald ſie nur die Muſic vernehmen, dadurch ermuntert und zum tantzen gebracht werden, ſondern es gehöret Zeit dazu, ehe die Muſic ihre Würkung thut. Nun hat man zwar mit verſchiedenen Inſtrumenten, auch mit verſchiedenen Stückgen die Probe gemacht, und es iſt kein Tantz oder Bewegung des Patienten darauf erfolget. Warum aber das? Ich ſage, weil man nicht lange gnug damit angehalten, ſondern bald wieder abgebrochen, in der Meynung, man habe das rechte Inſtrument oder Stückgen nicht getroffen. Hätte man nur länger damit angehalten, ſo würde die gewöhnliche Würkung darauf ebenfalls erfolget ſeyn. Alſo läßt ſich nicht ſagen, dieſes

oder

oder jenes Inſtrument, dieſes oder jenes Stůckgen habe es gethan; ſondern ein jedes wůrde es gethan haben, wenn man nur lange gnug damit angehalten hätte.

Zum andern weiß man auch, wie ein Menſch dieſes, der ander jenes muſicaliſche Inſtrument vor andern liebt, auch nicht alle an einerley Stůckgen Vergnůgen finden. Aus dieſer Urſach kan es geſchehen, daß einer durch dieſes Inſtrument, der ander durch jenes Stůckgen am beſten und leichteſten ermuntert wird, weil er dazu vor andern eine natůrliche, oder durch die Gewohnheit erlangte Neigung trägt.

Hieraus iſt zugleich abzunehmen, wie es gleichfalls ungegrůndet ſey, daß ein mißklingender Ton, ein widriger Strich oder Klang die Patienten dergeſtalt afficire, daß ſie durch allerhand ungewöhnliche Bewegungen des Leibes, und Verkehrung der Augen, anzeigen, was Schmertz und peinliche Empfindung dannenhero in ihnen entſtehe. (*) Es iſt nicht ohne, die tantzenden werden allerhand wunderliche Geberden machen, (denn ich kan nicht glauben, daß ihr Tantz ſo ordentlich geſchehe, als es der geſchickteſte Tantz-Meiſter macht) und dazu muß man auch dieſe rechnen, ob ſie ſchon nicht vom Mißklang herrůhren; oder wo ſie ja dadurch verurſacht werden, dem natůrlichen Widerwillen zuzuſchreiben ſind, den die Menſchen an ſolchem Mißklang haben.

Die-

(*) S. Happelii Relat. Curioſ. Tom. 2. pag. 28.

Dieſemnach ſiehet es mit der angegebenen Sympathie ſchlecht aus, da es ein Irrthum iſt, daß die Spinnen nach einem gewiſſen Ton tanzen, und die gebiſſenen durch eben dieſen Ton zum tantzen erwecket werden. 2) Soll auch darin eine Sympathie ſtecken, daß gewiße Spinnen an gewißen Farben Belieben tragen, und durch ihren Biß auch dem Menſchen die Liebe zu ſolchen Farben eindrücken. Nun iſt wohl an dem, daß die gebißenen in ihrer Raſerey auf dieſe oder jene Farbe verfallen, und damit ihre Tändeleyen treiben; aber daß die Spinnen eine Farbe für andern lieben ſolten, wird mich niemand überreden. Der Verſuch, wodurch man dieſes herausgebracht, ward alſo angeſtellt. Man ſetzte etliche Tarantuln auf ein von mancherley Farben zuſammen geflicktes Tuch, und ward gewahr wie diejenigen, ſo einerley Complexion, Art und Natur hatten, ſich zuſammen auf ein grün oder rothes Flecklein ſetzten, die andern aber andre Farben erwehlten, und darauf verblieben. (*) Ob gleich die Spinnen einige auf dieſen, andere auf jenen gefärbten Lappen ſich zuſammen begeben, ſo hat man ſolches nicht anders als einen ungefähren Zufall anzuſehen; welches ſich klar würde entdecket haben, wenn man die Spinnen wohl bemerckt, ſie von dem Tuch herab genommen, und von neuen wieder darauf geſetzt hätte. Ich bin verſichert, es würde alsdann eine jede nicht ihren vorigen Ort, nemlich auf

dem

(*) Happelius loc. cit. pag. 30.

dem Lappen, zu deßen Farbe ſie ſoll Belieben tragen, eingenommen haben; ſondern eine gantz andere Ordnung unter ihnen heraus gekommen ſeyn; wo ſie nur nicht alle miteinander davon gelaufen wären. Dieſer Verſuch ſoll die Urſach an den Tag legen, warum die geſtochenen dieſe oder jene Farbe lieben, weil ſie nemlich von ſolchen Spinnen verwundet worden, welche dieſer oder jener Farbe Liebhaber ſind. Jedoch ſchreiben andere, die geſtochenen hätten zu denjenigen Farben eine Neigung, welche die Spinne, von der ſie geſtochen worden, an ſich gehabt: Alſo daß die von rothen Taranteln geſtochene die rothe und feurige, die von grünen verwundete die grüne; und ſo fort andere, andere Farben lieb gewinnen. (*) Einige berichten, daß ſie aus Liebe zu gewißen Farben, die gefärbten Dinge ſehr begierig mit den Zähnen anfallen, ſie nagen und darein beißen. (**) Hieraus könte man ſchließen, es geſchehe ſolches nicht aus Liebe, ſondern aus Haß und Widerwillen. Was ſoll man aber zu dieſen veſchiedenen Erzehlungen ſagen? glaubwürdig iſt es, daß die Spinnen von verſchiedener Farbe ſind: Sie kommen aber doch darin überein, daß ihr Biß die Menſchen in Raſerey verſetzet, und deswegen kan man ſie alle für einerley Art halten; zumahl wenn in der Geſtalt des Leibes ſich zwiſchen ihnen kein Unterſcheid findet. Die Farbe macht hier keinen Unterſcheid, ſo wenig als unter dem Rind-Vieh, wovon das eine

(*) Porta loc. cit. pag. 574.
(**) Happelius loc. cit. pag. 28.

eine weiß, das andere ſchwartz u. ſ. w. iſt. Weßwegen ſich auch ſchwerlich behaupten läßt, daß der Unterſcheid ihrer Farben verſchiedene Würkungen verurſache, und denen gebißenen eine Neigung zu dieſer oder jener Farbe eindrücke. Die Sache läßt ſich vielmehr auf andere Weiſe gantz natürlich erklären. Die Raſerey iſt an dem gantzen Beginnen Schuld. Die Farben afficiren das Geſicht ſehr ſtark, inſonderheit wenn ſie hoch und helle ſind. Daher verfallen die Raſenden leicht darauf, und weil ſie in tiefen Gedanken ſitzen, bleiben ihre Augen beſtändig darauf gerichtet, ſie ſpielen und tändeln auch wohl damit. Hiedurch wird zugleich ihre Einbildung ſtark gerühret, und darum ſtehen ſie nicht leicht von ſolchen Farben ab. Denn ſo macht es die Einbildung, daß ſie den Gegenſtand nicht leicht wieder verläßt, worauf ſie einmahl gerichtet iſt. Und ſo entſtehet bey ihnen eine Liebe zu den Farben. Aus eben dieſem Grunde können ihnen auch gewiße Farben zuwider ſeyn, wenn nemlich dadurch ihre Augen ſtark afficirt worden, und ſie darüber einen Widerwillen empfinden. Denn bey raſenden Leuten gehet es nicht anders her, als daß was der eine liebt, dem andern zuwider iſt. Wird die Comödie mit einerley Farbe von ihnen zum öftern wiederholt, ſo kömmt ſolches von ihrer Phantaſie her, und ſie werden gemeiniglich mit den Farben tändeln, daran ſie einmahl Belieben gefunden: Hingegen diejenigen allemahl verabſcheuen, die ihnen einmahl zuwider geweſen. Daß aber einer auf dieſe, ein

ander

ander auf jene Farbe verfällt, macht die natürliche, oder durch einen Zufall und Gewohnheit entſtandene Neigung, oder Widerwillen, wodurch ein Menſch eine Farbe vor der andern liebt, oder an einer insbeſondere kein Belieben findet.

Solchergeſtalt muß auch hier die vorgegebene Sympathie verſchwinden.

3) Soll es noch eine Sympathie ſeyn, daß das Gift der Taranteln mit der Muſic eine ſo große Verwandtſchaft hat, daß die gebißenen durch nichts eher und beßer von ihren Schmerzen können befreyet werden, als durch einen muſicaliſchen dem Gift proportionirten Klang; welches gewiſſen verborgenen Eigenſchafften müße zugeſchrieben werden. (*) Dieſe Gedanken ſetzen zum Grunde, daß nicht alle Patienten durch einerley muſicaliſches Inſtrument, noch durch einerley Melodeyen können curirt werden; ſondern des einen Umſtände dieſes, des andern jenes Inſtrument und muſicaliſches Stückgen erfordern. Solches aber habe bereits oben widerlegt, iſt alſo nicht nöthig, es noch einmahl zu wiederholen. Wann ich auch beſſer unten zeigen werde, wie die Muſic die Cur befördert, ſo werden dieſe Gedanken, zugleich mit der Sympathie von ſelbſt wegfallen.

Siehet man das von St. André beygebrachte Exempel an, ſo findet ſich nicht, daß dem Neapolitaniſchen Soldaten immer ein gewiſſes Stückgen hätte müßen aufgeſpielet werden, um ihn

(*) Amphith. Mag. Univerſ. pag. 596.

zum Tanẓ zu bringen. Gleichwie auch nicht jederzeit ein und eben derſelbige Spielmann bey der Hand geweſen, ſondern man dazu den erſten den beſten wird genommen haben; alſo kan man leicht gedenken, daß er nicht durch einerley Stücken zum tanẓen ermuntert worden. Welches gleichfalls obige Gedanken niederſchlägt.

Einen Zweifel pflegt man noch einzuſtreuen. Wann ein Menſch von 2 Tarantuln, die von verſchiedener Art ſind, geſtochen wird, kan er unmöglich zum tanẓen gebracht werden, ſondern muß ohnfehlbar davon ſterben. Wir wollen ein Exempel vernehmen. Ein Spanier, der dies nicht glauben wolte, ſeẓte 2 Spinnen von ungleicher Farbe und Art auf die Hand, und reiẓte ſie ſo lange, bis ſie ihn an unterſchiedlichen Orten geſtochen. So bald das Gift ſeine Würkung that, ließ man viele Muſicanten mit allerley Inſtrumenten herbey rufen, und ſie vielerley Lieder ſpielen. Es war aber alles vergebens. Denn wann er von einer Melodey ſtark zum tanẓen gereiẓet wurde, ſo ließ es das Gift von der andern Spinne nicht zu, als welches eine andere Melodey erforderte. So viel das Gift von der einen Spinne ihn zum tanẓen bewegte, ſo viel hielt ihn das andere, ſo einer widrigen Natur, davon zurück. (*) Ich laſſe die Sache ſelbſt gelten, und bin nicht in Abrede, daß ein Menſch, der 2 Tarantul-Stiche von verſchiedenen Spinnen empfangen, nicht könne zum tanẓen gebracht werden.

(*) Porta loc. ſæpius cit. pag. 573.

werden. Warum aber das? Gewiß nicht darum, weil 2 Spinnen ihm verſchiedenes Gift beybringen, da er dann von dem einen nach der Muſic zu tantzen bewogen, von dem andern aber zurück gehalten wird; Sondern weil das Gift von 2 Spinnen ſo ſtarck iſt, daß er deßwegen gar nicht zum tantzen mag gebracht werden. Kan das Gift von einer Spinne bey manchen nicht wieder ausgetrieben und derſelbe nicht geheilet werden; So muß das Gift von zweyen noch grôßere Würkung thun, und den Menſchen dergeſtalt betäuben, daß er zum tantzen gantz ungeſchickt wird, und darüber ſein Leben laßen muß.

Indeßen trägt doch die Muſic vieles, wo nicht alles zur Geneſung der Patienten bey. Solte darin nicht eine Sympathie ſtecken? Ich ſage nein, und habe dazu gnugſame Urſachen. Eine Sympathie ſetzet verborgene Eigenſchaften zum Grunde; wo ſich aber die Sache natürlich erklären läßt, da iſt weder an verborgene Eigenſchaften, noch an eine Sympathie zu gedenken.

Damit nun alles gehörig erkläret werde, ſo iſt zu merken, daß das Gift der Tarantuln, wann es zuvor recht aufgelöſet worden, ſehr ſubtil ſey; alſo daß es ungehindert und ohne Schaden viele Theile des Leibes durchdringet. Allein durch die Nerven, welche aus einem ſehr zähen Weſen beſtehen, vermag das Gift nicht zu dringen; ſondern es bleibet darin, und verurſacht allerhand Zufälle. Entweder werden dadurch die Nerven, welche ungemein ſubtil und enge ſind,

verſtopfft, und die darin befindliche Lebens-Geiſter an freyen Durchgang gehindert; daher fallen ſolche Leute in eine Schlaf-Sucht, und ſind gleichſam unempfindlich. Oder das Gift menget ſich unter die Lebens-Geiſter, und läßt dieſelbigen wegen ſeiner Beweglichkeit nicht zur Ruhe kommen, woraus ein beſtändiges Wachen entſtehet, welches die Patienten mannigmahl lange aushalten. Beydes, ſo wohl die Verſtopffung der Nerven, als auch die unordentliche Bewegung der darin vorhandenen Lebens-Geiſter, bringt ferner allerhand andere Zufälle zuwege, als Fieber, Erſtarrung, Mattigkeit, Convulſiones, und was mehr iſt. Die in den Lebens-Geiſtern entſtandene Unordnung machet auch, daß die Phantaſie gäntzlich verrücket wird.

Was aber die wunderliche Händel anlangt, ſo die gebißenen vornehmen, ſelbige brauchen keine weitere Erklärung; Da jedermann weiß, was die verdorbene Einbildungs-Kraft für tolle Dinge zu Markte bringt. Dies braucht eine nähere Unterſuchung, wie die Muſic bey der Cur das ihrige thue, und die Menſchen von dem Gift befreye.

Hier erinnere zuforderſt, was im Abſchnitt von der Muſic mit mehrern dargethan habe, wie nemlich die Muſic im menſchlichen Cörper allerhand Affecten errege, und ſonſt andere Würkungen thue, aber durch Hülffe der Einbildungs-Kraft, wann dieſe durch die angenehme Empfindung der Muſic erwecket worden. Solchen Satz habe nicht nöthig fahren zu laßen; ſondern ihn

nur

nur ein wenig zu erleutern, und zu zeigen, wie die Muſic die Einbildungs-Kraft erwecke. Sie verurſacht durch die mancherley und verſchiedentlich abwechſelnde Bewegungen der Luft, die den Schall überbringt, durch Hülffe der Nerven eine angenehme Empfindung im Gehirn, und ſo weit iſt die Würkung der Muſic natürlich. Nachdem aber die Einbildung dadurch erwecket worden, ſo führet ſie darauf die Würkung aus, welche man zum Unterſcheid von der natürlichen, moraliſch nennen kan, weil ſich die Seele mit darein menget.

Bey denen, die von den Tarantuln verletzet werden, gehet es eben ſo, und nicht anders her. Die Muſic ermuntert ihre Einbildungs-Kraft, dieſelbige treibet ſie dann aus verſchiedenen Urſachen zum tantzen an. Die erſte iſt, daß in dem Lande, wo diß Uebel herrſcht, jedermann bekannt iſt, wie man allein durchs tantzen davon könne loß werden. Daher verfällt ihre erregte Einbildungs-Kraft alſobald darauf, und treibt den Cörper dazu an. Zum andern ſind die Menſchen ſo geartet, daß ſie bey Anhörung einer Muſic gleich ans tantzen gedenken; Denn man wird an vielen gewahr, wie ſie, ob ſie ſchon ſitzen, die Hände und Füße bewegen, gleich als wolten ſie im Augenblick aufſpringen, und den Tantz beginnen. Solches kommt von der Gewohnheit her, da man vorher öfters nach der Muſic getantzet hat, oder doch andere tantzen geſehen, und daran ein Belieben gefunden. Woher ſich nicht zu verwundern, wann raſende Leute ſich bey Anhörung

der Muſic aufs tantzen begeben, zumahl wann die Einbildung dazu kommt, wie ſolches zu ihrer Geneſung gereiche. Drittens iſt auch zu vermuthen, das Gift, welches ſich in den Nerven aufhält, werde darin ein zucken verurſachen, wodurch die Mäuslein zur Bewegung und zum Tantz angetrieben werden.

Noch frägt ſichs, wie die Muſic ihre Einbildungs-Kraft erwecken könne, da ſie gleich als im Schlaf begraben liegen, und wenig oder nichts davon vernehmen? Ich antworte, das Gift hat ſonder Zweifel die Empfindungs-Nerven verſtopfft, und deswegen liegen die Patienten ohne Empfindung da. Sie werden aber durch die Muſic, oder durch die zitternde Bewegung der Luft, welche in das Gehör eindringt, wieder eröffnet, gleichwohl nicht alſobald und auf einmahl; ſondern die Muſicanten müßen damit mannigmahl lange anhalten, ehe es geſchicht, und die Patienten in Bewegung kommen. Deswegen muſte man auch dem Soldaten beym St. André die Violinen dichte an die Ohren halten, damit deren Klang von ihm deſto hefftiger empfunden, und die Nerven deſto beſſer eröffnet wurden. Nachdem ſolchergeſtalt die Empfindungs-Nerven eröffnet worden, ſo iſt zugleich die Einbildung erwecket, die bald aufs tantzen verfällt, alſo daß der Patient erſtlich die Hände oder Füße rühret, hernach aufſpringt und den Tantz anfängt. Plötzlich und auf einmahl kan es nicht geſchehen, weil die Bewegungs-Nerven erſt nach und nach eröffnet werden, und dadurch die gehemmete Bewegung wieder erlangen.

Wenn man mit der Muſic aufhöret, kömmt das Uebel wieder. Die Muſic iſt es, welche ihnen Anlaß zum tantzen gibt: Hält man damit ein, ſo höret der Trieb zum tantzen auf, weil ohne Muſic ſich nicht wohl tantzen läßt. Indem ſie ſich alſo zu bewegen aufhören, nimmt das Gift wieder überhand, und ſie gerathen in den vorigen Zuſtand.

Uebrigens wird das Gift durch die ſtarke Bewegung, womit die tantzenden eine geraume Zeit anhalten, geſchwächet und ausgetrieben. Die hefftige Bewegung erreget eine Hitze im Geblüt und andern Säften des Cörpers, dadurch wird das Gift verdünnet, und zum Auswurf beqvem gemacht. Weil ſich dabey auch die Schweißlöcher eröffnen, wodurch der Schweiß häufig hervordringt, ſo geſchicht es, daß das verdünnete Gift damit zugleich ausgetrieben wird. Jedoch wird nicht alles Gift bey allen gäntzlich ausgetrieben; ſondern einige werden nur für diesmahl von dem Uebel befreyet, welches ſich übers Jahr von neuem einfindet: Wie dann auch verſichert wird, daß ſich nicht bey allen gleich nach dem Biß das Uebel äußere, ſondern erſt nach Verflieſſung eines Jahrs. Das Gift der Taranteln wird durch Hitze der Sonnen ſehr geſchärft, daher ihre Biße nur im Sommer, wenn die gröſſte Hitze iſt, gefährlich ſind. Nun gehöret einige Zeit dazu, ehe das Gift ſeine rechte Würkung thun kan, weil wie D. Sengwerdius wahrſcheinlich dafür hält, es anfänglich zähe und ſchleimicht iſt: Indeſſen vergehet die wärmſte Sommerzeit,

und damit verlieret es viel von ſeiner Krafft. Wann aber übers Jahr die Hitze ſich wieder einſtellt, ſo wird dadurch das Gift aufs neue rege gemacht, und verurſacht aufs neue die gewöhnlichen Zufälle. Dies findet auch ſtatt bey dem Gift, ſo durch die Cur nicht völlig ausgetrieben worden. Es äußert ſeine Würkung wieder, wann es von der Sonnen Hitze geſchärffet wird.

Solchergeſtalt wäre alles, was ſich mit den von den Tarantuln gebiſſenen zuträgt, natürlich und begreifflich erklärt; Daher man die Gedanken von einer dabey vorwaltenden Sympathie gäntzlich muß fahren laſſen.

Ich weiß nicht, ob es eine Fabel, oder der Wahrheit gemäß ſey, was man von einigen Thieren vorgibt, welche, da ſie von den Tarantuln gebiſſen worden, auch nach der Muſic ſollen getantzet haben, wiewohl mir das erſte glaubwürdiger ſcheint. Monſieur de St. André ſchreibt: (*) **Man hat einen Hund und einen Hahn, die von den Tarantuln geſtochen worden, alle beyde nach den Violinen tantzen, und ſie recht die Cadence des Stückgens, ſo man ſpielte, halten ſehen.** Warum tantzen nicht auch die Kühe und Schaafe, welche da ſie auf den Feldern, wo die Tarantuln wohnen, ihren Biſſen am meiſten ausgeſetzet ſind? Ich habe aber nicht gefunden, daß das Vieh von ſolchen Biſſen ſterbe, welches häufig geſchehen müſte, da vermuthlich ihrer viele von den Spinnen geſtochen werden.

(*) In den Briefen von der Zauberey. pag. 20.

werden. Es ſcheint, das Gift der Tarantuln ſey dem Vieh nicht ſo ſchädlich als den Menſchen, ſonſt würde das Vieh häufig dahin ſterben. Dann gleichwie gewiſſe Kräuter dem Menſchen ein Gift ſind, welche von den Thieren ohne Schaden genoſſen werden; Alſo kan es auch mit dem Gift der Tarantuln beſchaffen ſeyn, daß es nur den Menſchen ſchadet, nicht aber den Thieren, wenigſtens nicht allen.

Die Sache verdiente eine genauere Unterſuchung, die man in Apulien durch allerhand Proben leicht anſtellen könte. Mir kömmt, wie geſagt, fabelhafft vor, daß Hahnen und Hunde nach der Muſic tantzen ſolten; weil die Menſchen durch die Einbildung zum tantzen getrieben werden, dergleichen bey den Thieren nicht ſtatt findet. Iſt es ja geſchehen, daß ein von den Tarantuln gebiſſener Hund und Hahn ſolche Bewegungen gemacht, die das Anſehen eines Tantzes gehabt, ſo müſten ſie von dem Zucken entſtanden ſeyn, welches das Gift in den Nerven verurſacht, und dadurch die Mäuslein zur Bewegung treibt.

Das 8 Capitel.

Von der Wünſchel-Ruthe.

DIe Wünſchel-Ruthe gehöret hieher wegen der Sympathie, die ſie mit den Metallen haben ſoll, daher ſie auch von einigen Berg-Leuten die Ertzgänge aufzuſuchen gebrauchet wird. Andere brauchen ſie zu Entdeckung der Waſſer-

Qvellen, die Spur der Mörder und Diebe, ingleichen die Markſteine ausfündig zu machen, verborgene Dinge damit an den Tag zu bringen, und ſo gar auf vorgelegte Fragen richtige Antwort zu geben.

Gemeiniglich nimmt man dazu ein zweyzackigt Holtz, oder 2 Haſel-Stöckgen, welche als 2 Zweige neben einander gewachſen, und indem man ſie unterwerts abſchneidet, zuſammen bleiben. Man verfährt damit auch auf andere Weiſe, indem man eine Haſel-Ruthe der Länge nach von einander ſpaltet, ſo daß die beyden geſpaltenen Rüthgen durch einen Aſt oben zuſammen gehalten werden. (*) Viele ſtehen in den Gedanken, man dürfe dazu nicht eben die Haſel-Staude erwehlen, ſondern es könte ander Holtz eben die Dienſte thun; wie dann einige, an ſtatt der höltzern Ruthen, welche von Drat verfertigen, oder dazu Fiſchbein, Zangen, Scheeren, Lichtputzen, Eymer Rinken, Degen, Bücher, Lehn-Stühle, Spaniſch Rohr, ja gar Knackwürſte und Tobacks-Pfeiffen nehmen. (**) Die es recht künſtlich machen wollen, nehmen zu einem jeden Metall beſondere Ruthen, weil ſie von Theophraſto Paracelſo gelernet, daß ein jedes Metall mit gewißen Bäumen in Verwandſchaft ſtehet: Die Haſel-Staude gebrauchen ſie auf Silber; die von

(*) Schwenters Mathematiſche Erqvick-Stunden. Tom. 3. pag. 410.

(**) S. Joh. Gottfr. Zeidlers Pantomyſterium, oder das neue vom Jahr in der Wünſchel-Ruthe. pag. 17 und 44.

von Eſchen Holtz auf Kupfer, die von wilden Tannen zu Bley; zu Gold aber machen ſie Ruthen von Eiſen oder Kupffer. (*) Noch iſt eine andere Art von Wünſchel-Ruthen im Gebrauch, die in Form eines Compaßes gemachet wird. Man verfertiget eine Nadel oder Stäbgen halb von ſolchem Holtz, welches mit dem Metall, ſo man ſuchen will, in Sympathie ſtehet, und halb noch von anderm gemeinen Holtz; dieſe legt man alſo auf einen Steft, daß die Wage recht liegt. Kommt man mit dieſem Compaß zu dem Metall, ſo neiget ſich das ſympathiſche Holtz zu demſelben; und vermeldet Kircherus, er habe eine ſolche Ruthe von Erlen Holtz gemacht, und damit eine verborgene Qvelle gefunden, indem dies Holtz die Waſſerdünſte an ſich gezogen, und ſolchergeſtalt das andere überwogen. (**)

Wir ſollen nicht meynen, daß dies die Wünſchel-Ruthen alle ſind, ſondern der verkappte Baſilius Valentini beſchreibet noch mehr, und gibt jeder einen beſondern Namen. (***) Der Zeug, ſchreibt er, zu der **Feuer-Ruthe** wird gemacht von etlichen Saamen, und etlichen Schößerlingen etlicher Bäume, die man zuſammen ſtoßet, und in Wachs incorporiret, ſo ſie zuvor ſind geſtoßen worden, und ihre Oeligkeit heraus gebracht: Denn dieſelbige Oele widerſtehen dem Win-

(*) Porta Mag. Natural. lib. 20. Cap. 8.

(**) Schwenter loc. cit.

(***) S. Deßen Tractat von Berg-Werken. part. 2. lib. 1. cap. 22 bis 28.

Winde, denn ſie laßen denſelbigen durch: die Witterung aber der Metallen löſchet ſie aus. Ja wenn man dieſes Oel auch in eine Fackel bringt, löſchet ſie ſchwerlich aus vom Winde. Es iſt aber nicht ein brennendes Feuer, ſondern ein opacum corpus cum folio, welches hellen Schein und Licht von ſich gibt.

Die Auswitterungen der Metallen ſind unſichtbar, doch Feuer hitzig. Alſo macht man virgulam candentem, oder die **Brand-Ruthe**, aus einem Stock oder Stab einer halben Ellen lang, von einem harten Holtz, als Eichen oder anderm; daran macht man einen beſonſondern Zeug, der ſolch Feuer der Auswitterung an ſich nimmt. Der Zeug aber muß von keiner Fettigkeit ſeyn, keines Thiers, Baums oder andern Dinges, was auf der Erden iſt, denn ſolche Witterung zündet es; ſondern es muß ein Kalck der Erden ſeyn, der fähet ſobald ſolche Hitze, und brennet wie ein Kalck hie oben von der Hitze und Feuchtigkeit, und fället von der Ruthen herab: Und wo das geſchicht, da iſt ein lebendiges Metall vorhanden.

Wenn das Metall in der Reinigung iſt, daß es weder ſteigt noch fällt, ſo hat es ſeine Witterung, dieſelbe muß man an einer ſonderlichen Ruthe vernehmen. Dieſe Ruthe (Virgula Salia, **Spring-Ruthe** genannt) iſt von 2 Stecken oder Stäben, jeglicher einer halben Spannen lang, die man zuſammen hält in beyden Händen. Wo nun die Witterung iſt, da legt ſie ſich an dieſe Ruthen, daß ſie keiner ſo feſt

halten kan, daß ſie nicht von einander führen, alſo daß, wenn es auch ein einiger Stecken wäre, ſo bräche er entzwey. Man muß aber die innern Enden, wo die Ruthen zuſammen treffen, mit Marcaſit beſtrichen haben, dann dieſen zeucht die Witterung unter ſich, wie der Magnet das Eiſen. Man braucht ſolche Ruthen auch zum Schatzgraben, dann wann das Metall wieder in die Erde kommt, ſo hebt es wieder an zu wittern, und ſich zu reinigen.

Wo Witterungen unten und oben zuſammen treffen, Winde und Dämpffe, ſo braucht man Virgulam trepidantem, die Bebe-Ruthe. Dieſelbe muß man von einem Blech eines Metalls machen, als Stahls, und muß ſie ſtecken als einen Puſchen unter die Tham-Erde, wo aber ſich die Tham-Erde endet, allda gehen dieſelben Witterungen zu Hauffen, und reget ſich dieſe Ruthe, zittert und flattert, das ſie ſonſt nicht thut. Die untere Witterung fähret auf und rühret, ſo fähret die obere hernieder und rühret auch.

Furcilla oder die Schlage-Ruthe wird gemeiniglich gemacht aus einem Jahr-Gewächs einer Stauden, das man ſonſt eine Sommerlatten nennt. Dieſe ſchneiden die Bergleute nach gemeinem Gebrauch ab, und gehen auf GOttes Berath dahin. So du aber eine ſolche Ruthe, ſonderlich eines Kernbaums, als Haſeln nimmſt, der eine ſonderliche annehmliche und über ſüße Frucht bringt, und Saft hat, zeucht die Witterung derſelben unter ſich,. daß die Ruthe

ſinken

ſinken und ſchlagen muß; da beginnet ſie den Saft heraus zu ſaugen, wenn die Ruthe ihren Gang recht ſtehet. Dieſe Ruthe zeucht die Witterung natürlich nach dem Saft ſo ſtark, daß ſich auch die Ruthe zu der Witterung und der Erden niederbiegen, und mitgehen muß, ſie wäre dann gäntzlich feſt angeſtecket.

Virgula cadens, die **Unter-Ruthe** wird alſo gemacht. Man nimmt eine Schlag-Ruthe und läßt ihr oben über dem Zwießel einen Stock 3 Daumen lang im abſchneiden, und hollert den Kern daraus, und thut ein ſuper fein Gold darein, ſo ſtößt dieſe Witterung (die nemlich von den Sonnen-Strahlen herkommt, und auch bis in das Metall herabfähret) die da hinein gehet, dieſe Ruthe hin, wo da ein Ertz iſt. Sie drücket das Metall unter ſich, als wolte ſie es wieder hinein zu dem Haufen bringen.

Die **Ober-Ruthe**, Obvia Virgula, iſt auch ein Haſeln Jahr-Gewächs, ſo auch von der Zwießel an, an dem Stamm-Ende 3 Finger lang hol iſt; denn der Kern muß heraus ſeyn, und ein Mercurius metallicus darein gethan werden, drey Gerſten-Körner ſchwer. Die Witterung reget die Ruthe von unten auf über ſich, dabey weißt du, daß das Metall ein ſchwaches Corpus hat, d. i. der obern Planeten, als des Goldes und Silbers Leib nicht vorhanden iſt, denn es fehlet ihnen noch an der Hitze des Obern Planeten der Sonnen, und nicht der Untern.

So weit Baſilius Valentini, deßen hier beſchriebene Wünſchel-Ruthe meiſtens ſüße Träume zu ſeyn ſcheinen, zumahl da er bey einigen nicht einmahl die Materie nahmentlich angezeiget hat, woraus ſie zu bereiten ſind.

Was noch die höltzerne Wünſchel-Ruthen anlangt, ſo verlangen einige, daß ſie an einem ſolchen Ort gewachſen ſeyn, worunter Ertzgänge oder Berg-Werke zu finden. (*) Das übrige was ſonſt noch dabey in acht zu nehmen, läuft auf einen Aberglauben hinaus, wird auch von den meiſten verworffen. Z. E. wenn man die Wünſchel-Ruthe nur vor ein Jahr-Wachs oder Sommerlatte von einer Haſel-Staude hält; da auch eine groſſe weiſſe Schlange in der Mittags-Stunde ſich ſehen laße, und daß es müſte ſeine gewiße Länge und Dicke haben; daß ſie an gewißen Tagen, als in der Chriſt-Nacht, oder am H. Char-Freytag, oder zu jedem Metall oder Waßerqvellen von gewißem Holtz, und unter eigener Conſtellation, mit ſonderlichen Worten und Beſchwerungen geſchnitten oder gebrochen werden müße, nehmlich: GOtt grüſſe dich du edles Reis, mit GOtt dem Vater ſuche ich dich, mit GOtt dem Sohn finde ich dich, mit GOtt des H. Geiſtes Kraft und Macht breche ich dich: Ich beſchwere dich Ruthe und Sommerlatte bey der Kraft des Allerhöchſten, daß du mir wolleſt zeigen, was ich dir gebiete, und ſolches ſo gewiß und wahr, ſo rein und klar, als Maria

ria

(*) S. die Curieuſe Wiſſenſchafften 8 Theil. Cap. 5. §. 8.

ria die Mutter GOttes eine reine Jungfrau war, da ſie unſern HErrn JEſum gebar, im Namen des Vaters, des Sohnes und des H. Geiſtes. Amen! Daß man auch die Ruthe auf dreymahl zum höchſten abbrechen müſte; daß ſie ſo viel 100 Thaler vom verborgenen Schatz anzeigen, ſo oft ſie ſchlage; daß man die Ruthe fragen und mit ihr reden könne. (*)

Im Gebrauch der Ruthe wird alſo verfahren. Man nimmt ſie in beyde Hände, nemlich in eine jede ein Stöckgen, alſo daß man ſie zwiſchen dem kleinen und Gold-Finger, mit aufwerts gekehrten Händen faßet, da ſie ſich dann, wo etwa Metall, oder was man ſonſt ſuchet, vorhanden iſt, niederwerts drehet. Man faſſet ſie auch wohl mit 2 andern Fingern, mit dreyen, oder gar mit allen vieren. Die gemeinſte Art ſie zu halten iſt dieſe: Faſſe ſie, daß beyde Enden in beyden Händen im unterſten Gelenke des Zeige-Fingers zu liegen kommen, lege beyde Daumen darauf, wende die inwendige Hände zu dir, daß die Daumen aufwerts von dir weg ſtehen, greiff mit allen Fingern zu, daß die Ruthe oben im mittelſten Gelenke des kleinen Fingers liege, ziehe ſie ein wenig aus einander, halt ſie ſo feſt als du kanſt gerade über dasjenige, das du ſucheſt, oder wo du etwas ſuchen wilt, alſo daß ſie ein wenig vorwerts ſich neige, deine beyden Hände und das Geſichte

(*) Zeidlers Pantomyſterium pag. 520.

Geſichte in einer geraden Linie ſtehen, und führe ſie darüber ſo hoch als du kanſt. (*) Zeidler gibt vor, man könne ſie mit der rechten Hand und dem linken Fuß, oder ihrer zween ſie mit dem Maule halten, und ſie werde doch ſchlagen. (**) Daran iſt kein Zweifel, ob ſie aber treffe? iſt eine andere Frage.

Ehe wir zu den Urſachen des Schlagens der Ruthe kommen, iſt noch ausführlich anzuzeigen, was ſich mit der Ruthe aufſuchen läßt. Sie ſchlägt auf Waſſer und Metallen. Will man wiſſen, ob Gold, Silber oder ander Metall an dem Ort iſt, wo ſie hinſchlägt, ſo nimmt man ein Metall in die Hand. Z. E. wenn man Silber in die Hand nimmt, und in der Erden auch Silber liegt, ſo ſchlägt die Ruthe viel ſtärker als zuvor. Iſt aber kein Silber in der Erde, ſo ſchlägt ſie nicht mehr, es mag auch ſonſt ein ander Metall verborgen ſeyn, was es will. Jedoch ſagen andere, die Bewegung der Ruthe richte ſich nach dem Vorhaben des Ruthengängers. Wenn er z. E. Mahlſteine ſuchen ſoll, ſo richtet er ſein Verlangen unbeweglich auf die Entdeckung der Grentzen; und wofern ſeine Intention nicht geändert wird, ſo iſt er gewiß, daß die Ruthe nur allein auf Mahlſteine ſchlagen wird, und keinesweges auf Waſſer oder Metallen, welche etwa auf dem Wege ſeyn könten. Die Ruthe ſchlägt nur auf das Waſſer, welches in der Erden verborgen iſt, auf das

(*) Zeidler. pag. 40.
(**) pag. 45. 46.

Metall aber ſchlägt ſie, ob es ſchon nicht verdeckt iſt. Sie ſchlägt auf die Grentzen und Marken der Felder, nemlich auf einen Stein, was es auch vor einer ſey, über welchen ſich 2 Perſonen verglichen haben, ſelbigen zum Merkmahl des Unterſcheids der Aecker zu gebrauchen. Wenn man einen Dieb und deſſen Diebſtahl ſucht, ſo ſchlägt die Ruthe auf den Ort, wo der Dieb und Diebſtahl iſt, höret auch nicht ehe auf zu ſchlagen, bis man einen oder andern ertappet hat. Auf gleiche Weiſe werden dadurch die Mörder entdecket und aufgeſucht.

Herr Zeidler gehet noch weiter, und will damit Dinge entdecken, die man nimmermehr vermuthen ſolte. Er findet damit Wege und Stege zu Waſſer und Lande, ohne Nachfragen und Magneten. So hätte er dann ein Mittel erſonnen, die Länge der Oerter auf der See gantz gewiß zu beſtimmen. Ich habe aber niemahls gehöret, daß ihm der, auf die Erfindung der longitudinis locorum zur See, geſetzte Preis wäre zuerkannt und zu Theil worden. Er erforſchet mit der Ruthe vergrabene Schätze, und verſetztes Geld und Kleinodien, findet verlohrne und verirrete Leute, und verlaufenes Vieh; kan wiſſen, ob ein guter Freund auf der Reiſe ſchon vorbey, oder noch zurück ſey; ob jemand todt oder lebendig, geſund oder krank, ob er einem günſtig oder ungünſtig; ob eine Frau ſchwanger oder nicht, ob ſie ein Söhngen oder Töchtergen trage. Wer die Braut haben ſoll; wie hoch es an der Uhr ſey; wie weit es bis nach Leipzig oder Nürnberg;

berg; wie viel dieſe und jene Waare koſte; wenn einer geboren ſey, oder geheyrathet habe. Seine Ruthe ſagt ihm, wie hoch die Sonne von der Erden; ob die Planeten bewohnt ſind, oder nicht. Er erforſchet damit die Wahrheit der Geſchichte, erſetze Defecte in Geſchicht-Büchern vermittelſt angeſtellter Fragen, entſcheidet hiſtoriſche Controverſien in der Jahr-Zahl, Ort und Perſon, examinirt Syllogismos und andere Sätze, ob ſie wahr oder falſch, ſuchet die Fiſche und Krebſe im Waſſer auf, wo ſie ſtecken. Er recognoſcirt mit der Ruthe die Feinde, ſuchet die im Meer verſunkene Spaniſche Silber-Flotten auf, und was dergleichen mehr iſt. Endlich will er die Wünſchel-Ruthen combiniren, und daraus allerhand Machinen, als perpetua mobilia und Automata, z. E. fliegende Gerüſte, ſo einem Menſchen anzugürten, künſtlich erfinden. (*)

Wenn es der Wahrheit gemäß wäre, dieſe und dergleichen Dinge mit der Ruthe zu leiſten, ſo hätte man nicht nur Urſach, ſich darüber höchlich zu verwundern; ſondern es ſolte auch ſchwer halten, die Urſachen davon ausfündig zu machen. Ich erinnere aber zum voraus, man müße ſolche Dinge nicht gleich für bekannt annehmen: Wie ſich dann auch im folgenden mancherley Betrug eröffnen wird, der dabey vorgehet.

Man hat zur Erklärung des wunderbaren Ruthenſchlagens der Ruthe 3 Wege vor ſich.

Der 1) iſt, daß man ſolches gewiſſen Ausdünſtungen zuſchreibt, welche von dem Metall,

(*) Zeidler pag. 222. ſeq. item 550. ſeq.

Waſſer, Dieben und Mördern ausgehen. Auf dieſer Hypotheſi beruhet eigentlich die Sympathie, die man hiebey annimmt. Diejenigen, welche ihre Wünſchel-Ruthe nur von einer Haſel-Staude machen, legen derſelben eine genaue Sympathie mit dem Metall bey, alſo daß die von dem Metall ausgehende Dünſte die Ruthe gleichſam an ſich ziehen, wie der Magnet das Eiſen. Die zu einem jeden Metall ein beſonders Holtz erfordern, erklären ſich auf gleiche Weiſe, nur mit dem Unterſcheid, daß die Dünſte der Metallen nur die Art von Ruthen bewegen, mit welchen ſie in einer Sympathie ſtehen.

Athanaſius Kircherus ſtellet ſich die Möglichkeit der Sache alſo vor: (*) Er meynt die metalliſchen Dünſte gingen durch die Wurtzel in den Baum über, und vereinigten ſich mit den Säften der Zweige und Blätter, gäben ſich auch daſelbſt zuſammen. Weil nun die zuſammengezogene Dünſte eine Schwere hätten, ſo machten ſie, daß, indem ſich noch mehr aus der Erden kommende metalliſche Dünſte mit ihnen vereinigten, das Holtz davon ſchwerer gemacht ſich krümmen und niederbeugen müſte. Dieſe Erklärung hält nicht Stich, weil die höltzerne Wünſchel-Ruthen nicht allein auf Metallen, ſondern auch auf Mahlſteine, Diebe, Mörder und andere Dinge ſchlagen, und ſie entdecken. Hier würde die Frage ſeyn, ob die von ſolchen Dingen ausgehende Dünſte ſich mit denen in der Ruthe auch vereinigen könten, wie es ſcheinen mögte, daß es

die

(*) De Arte magnetica. lib. 3. part. 5. cap. 2.

die metalliſchen thun, wegen der Gleichheit mit denen in den höltzern Ruthen befindlichen Dünſten? Damit wird ſchon der gantze Kram umgeſtoſſen. Hiezu kömmt, daß eine groſſe Menge Dünſte nöthig ſeyn würde, wann die Ruthe davon ſolte ſo ſchwer werden, daß ſie zur Erden geneiget würde. Wie kommen ſo viel Dünſte in ſolcher Geſchwindigkeit in die Ruthe? Denn ſie fängt ſchon an zu ſchlagen, ſo bald ſie an den Ort kömmt, wo dieſe Dünſte aufſteigen. Man darf ſie nicht erſt eine Zeitlang halten, damit ſich die Dünſte häufig gnug einziehen können. Endlich müſte die Ruthe davon am Gewicht ſchwerer werden, welches doch niemahls iſt bemerket worden. Was will man auch dazu ſagen, wenn andere Wünſchel-Ruthen z. E. von Drat zu obigen Entdeckungen gebrauchet werden, und gleiche Dienſte als die von Holtz thun? Demnach läſſet ſich ſchwerlich behaupten, daß das Schlagen der Ruthe von einer Sympathie der Dünſte oder Dämpffe mit ihr herrühre; zumahl wenn ich klärlich werde darthun, daß die Dünſte nicht vermögend ſind, die Ruthe ſchlagen zu machen.

Wir treten alſo denen Würkungen der Dünſte näher, und bemerken erſtlich, daß zwar ſo wohl von den Metallen als Waſſer-Qvellen, gewiſſe Dünſte aufſteigen mögen; ob ſie aber im Stande ſind, der Ruthe die Bewegung zu geben, erfordert eine genauere Unterſuchung. Man nimmt an, die Dünſte ſchlichen ſich in die Poros der Wünſchel-Ruthe, und ſetzten ſie in Bewegung.

gung, etwa folgender Geſtalt. Indem ſie mit einer Hefftigkeit wieder aus der Ruthe gehen, ſo theilen ſie die Luft, welche über der Ruthe ſich findet, von einander, daher komme es, daß wenn die Luft wieder zuſammen fallt, und die Ruthe drucket, ſie ſolche nothwendig zur Erden nieder neige. (*)

Ehe ich dieſe Gedanken beleuchte, will zuvor noch etwas melden von der Ungewißheit, die ſich bey dem Ruthengehen äußern muß. Obgleich die Dünſte, welche von den Metallen, Waſſer, Dieben und Mördern aufſteigen, nicht von einerley Art ſind, ſo bringen ſie doch alle die Ruthe zum ſchlagen; Sie ſchlägt ſo wohl von Metallen-als Waſſer-Diebs-und Mörder-Dünſten. Wann nun jemand einen Dieb aufſuchte, und käme an einen Ort, wo Metall in der Erden iſt, müſte die Ruthe daſelbſt ſchlagen, obgleich der Dieb niemahls an dieſen Ort kommen. Daher würde es wohl nicht möglich ſeyn, mit der Ruthe etwas gewiſſes zu entdecken, wann bloß und allein die Dünſte ſie zum ſchlagen brächten. Sie ſchlägt auf alle Metallen, darum kan man damit nichts gewiſſes finden. Wenn jemand Silber-Ertz ſuchte, und die Ruthe ſchlüge ihm, ſo könte er betrogen werden, indem etwa nur Eiſen oder Kupffer vorhanden, von deren Dünſten die Ruthe auch ſchlägt. Höret, was für ein Mittel man dieſer Schwierigkeit abzuhelffen erſonnen hat! Man muß ein Stück von demjenigen

(*) So urtheilet Monſ. Geoffroy. S. Zeidlers Pantomyſt. pag. 193.

nigen Metall in Händen halten, welches man ſucht, alsdann wird die Ruthe auf kein anders ſchlagen, als das man in der Hand hat. Was kan aber dieſes todte Metall dazu beytragen? Wenn wir auch zugeben wolten, die Dünſte gingen ſehr willig in das Metall als ſeines gleichen, nicht aber in ein anderes, und würden dadurch der Ruthe deſto beſſer inſinuiret und mitgetheilet; ſo iſt doch keine Urſach zu ergründen, warum die Waſſer-Diebs- und Mörder-Dünſte ſich unmittelbar in die Ruthe einſchleichen, die metalliſchen hingegen erſt durch einen beſondern Canal, nemlich durch das in Händen habende Metall, darein müßen geleitet werden. Solte man dieſen Fund nicht zu dem Ende ausgedacht haben, damit man eine wiewohl falſche Urſach anzeigen könne, warum die Ruthe nur auf ein gewiſſes, nicht aber auf alle Metallen ſchlagen müße.

Wir laſſen die Ungewißheit der Ruthe fahren, und wenden uns wieder zu den Dünſten, von welchen zu erweiſen iſt, daß ſie unmöglich das Schlagen der Ruthe verurſachen können. Ich gedenke hier nicht der Schwierigkeit, daß ein wenig unſichtbare und ſonſt unempfindliche Dünſte der Ruthen eine ſo ſtarke Bewegung nicht geben können, als man dabey wahrnimmt, indem die Ruthen wohl gar zerbrechen, wann ſie mit den Händen feſt gehalten werden, weil andere Gründe vorhanden ſind, welche denen Dünſten dieſe Kraft abſprechen. Eine ausgemachte Sache iſt es, daß nicht alles Holtz, ſo man zu den Wünſchel-Ruthen braucht, einerley Poros habe,

gleichwie die Dünſte ſelbſt nicht von einerley Art ſind. Wie kömmt es gleichwohl, daß bey ſo mannigfaltigem Unterſcheid der Pori ſo wohl als Dünſte, die letztern dennoch allenthalben einzudringen geſchickt ſind? Sie müßen ſehr ſubtil ſeyn, weil ſie in allen Sätteln gerecht ſind, und ſich in alle Löcher ſchicken. Man kan ſich ihr ſubtiles Weſen leicht vorſtellen, weil ſie ſo gar in die dichte metalline Ruthen kriechen, und ſie zum ſchlagen bringen. Sind ſie aber ſehr ſubtil, ſo werden ſie gantz frey und ungehindert durch die Ruthe paſſiren, ohne ſie im geringſten zu bewegen. Monſr. Geoffroy ſcheinet dieſes zu erkennen, indem er vorgibt, ſie drüngen mit einer Hefftigkeit durch die Wünſchel-Ruthe, zertheilten damit die Luft, welche wann ſie wieder zuſammen fiele, die Ruthe zur Erden neigte. Jedoch das hefftige Hervordringen der Dämpffe aus der Ruthe, iſt ohne Zweifel eine erdichtete Sache; denn da ſie mit keiner Hefftigkeit hineindringen, was treibt ſie ſo hefftig wieder heraus? Wäre das hineindringen hefftig, würden ſolches die Hände des Ruthengängers empfinden, als die davon auch müſten getroffen werden: Ihre Haare würden von den Dünſten aufwerts getrieben werden, als wenn ſie ein Wind bewegte. Doch dergleichen wird niemahls geſpühret, zu einem Beweis, daß die Dünſte nicht mit Hefftigkeit in die Ruthe dringen. Das hefftige herausfahren hat eben ſo wenigen Grund. Drüngen ſie dergeſtalt heraus, daß ſie die Luft zertheilten, ſo dürfte man nur die Hand über die Ruthe halten, und müſte

ſie

ſie alsdann merklich empfinden. Denn was die Luft mit einer Hefftigkeit zertheilet, kan nicht unempfindlich ſeyn. Wer hat ſie aber jemahls im herausfahren aus der Ruthe gemerket oder empfunden? Laß ſie endlich mit Gewalt herausdringen, und die Luft voneinander theilen; alsdann würde die Luft daſelbſt nicht wieder zuſammen fallen, weil an dem Ort, da die Ruthe ſchlägt, z. E. auf Metall oder Waſſer, immer mehr und mehr Dünſte aufſteigen, die unmittelbar auf einander folgen, und daher die Luft oberhalb der Ruthe nicht wieder zuſammen ſchieſſen laſſen, daß ſie die Ruthe bewegen könte. Die Luft mag endlich wieder zuſammen fallen. Dies kan nicht anders als von allen Seiten mit gleicher Geſchwindigkeit geſchehen: Darum müſte die zuſammenfallende Luft die Ruthe eher aufrecht erhalten, als ſie zur Erden niederbeugen.

Der Autor der Phyſique occulte, welches der Abt Vallemont iſt, vergleicht das Schlagen der Wünſchel-Ruthe mit der Bewegung der Magnet-Nadel. **Gleichwie, ſchreibt er, die magnetiſchen Cörpergen, welche um die Erd-Kugel herum ſchweben, die Magnet-Nadel nach ihrem Strich mit ſich nehmen, und ſie parallel richten nach der Linie, welche ſie um die Erd-Kugel gemacht haben; Alſo die Atomi, die von Brunn-Adern, Ertz-Gruben, verborgenen Schätzen und Mörder-Spuhr aufſteigen, und ſich gerade in die Höhe begeben, ſtecken die häſelne Ruthen gleichſam an, und zwingen ſie ſich zu neigen, und der Vertical-**

Linie, welche jene alſo halten, gleich zu werden. Denn wenn die Ruthe in den Dampf-Creyß der ausgedämpften Geiſtergen kömt, wird ſie davon durchzogen, und neiget ſich nach ſolchen. (*) Hier ſucht man ſich hinter den Magnet zu verſtecken, deſſen Eigenſchafften nicht gantz deutlich und überzeugend können erkläret werden, und denkt, es ſey gnug, wenn man ſagt, es gehe mit der Wünſchel-Ruthe eben wie mit dem Magnet zu. Iſt aber weit gefehlet. Die Würkungen des Magnets legen ſich ſo klar an den Tag, daß ſie kein Menſch leugnen kan. Wie ſtehts aber um die Wünſchel-Ruthe? Sind ihre Würkungen auch ſo gewiß und ausgemacht? Ich glaube nicht. Die Ruthe ſchlägt zwar auf Metall, Waſſer, Mörder-Spuhren, und hundert andere Dinge mehr. Das ſehen wir wohl, ſind aber nicht verſichert, ob ihr Schlagen nicht von dem Ruthengänger herrühre, und derſelbe ſie nach Belieben dazu bringe. Von dem Magnet hingegen wißen wir gewiß, daß derjenige, der ihn in Händen hält, zu ſeiner Würkung nichts beytrage. Der Magnet, wo er nicht ſeine Kraft verlohren, fehlet niemahls in ſeinen Würkungen; aber wohl die beſte Wünſchel-Ruthe, wovon wir beßer unten Exempel beybringen werden. Daher iſt zwiſchen dem Magnet und der Wünſchel-Ruthe noch ein groſſer Unterſcheid.

Wir wollen des Abts Vallemont Gedanken näher beleuchten. Wir haben zugegeben, daß

(*) Zeidlers Pantomyſter. pag. 149. 153.

daß von den Metallen und andern Dingen gewiße Ausflüſſe ausgehen, aber nicht finden können, wie ſie die Ruthe bewegen ſolten. Vallemont bringt auch zum Beweis der Kraft ſolcher Ausflüße, oder Dünſte, wenig neues bey; ſondern nimmt Dinge an, die nicht zu erweiſen ſtehen. Er vergleicht die Linien der Dünſte einer Kette, ſo die Ruthe niederwerts ziehen. (*) Iſt das nicht ein ungereimtes Vorgeben? Die Dünſte von Metallen und verborgenem Waſſer können nicht allemahl gerade in die Höhe ſteigen; ſondern müßen ſich nach den Oeffnungen richten, die ſie vor ſich finden. Man ſetze, es lägen dichte Felſen über den Metall-Adern, ſo würden die metalliſchen Dünſte wohl ſchwerlich dadurch dringen; ſondern ſich entweder in die harte Felſen hinein ziehen, und daſelbſt figiret werden, auf die Weiſe, wie die Metallen aus ihren Dünſten entſtehen, indem ſie ſich in die Ertzſteine ſetzen, und darinnen an ſtatt der flüßigen eine dichte Geſtalt annehmen: Oder ſie müſten zur Seiten ausweichen, und alſo an einem andern Ort hervordringen, folglich mit dem Metall, woher ſie kommen, nicht eine gerade Linie oder Kette ausmachen. Daher würde auch die Ruthe nicht an den Ort ſchlagen, wo das Metall liegt, ſondern eine gantze Strecke davon: Woraus zugleich wiederum ein Beweis von der Ungewißheit der Wünſchel-Ruthe zu nehmen iſt. Wie ziehen endlich die Dünſte die Ruthe niederwerts? Sie ſteigen ihrer Natur nach in die Höhe, und könten

(*) Ibidem. pag. 156.

könten deswegen zwar etwas aufwerts treiben, aber nicht niederwerts beugen, oder an ſich ziehen. Das bloſſe ſagen, ſie ziehen die Ruthe wie eine Kette niederwerts, iſt nur lächerlich, ſo lange man nicht etwas angeben kan, was ſie ſelbſt niederwerts ziehet. Wann mit einem Strick, oder Kette, etwas ſoll gezogen werden, ſo muß eine Kraft vorhanden ſeyn, welche die Kette an ſich ziehet. Was iſt es dann für eine Kraft, welche die Dünſte zurück ziehet, da ſie ſonſt in die Höhe ſteigen würden? Man ſiehet auch, wie die Dünſte zu ſolchem ziehen nicht einmahl geſchickt ſind, weil ſie nicht wie eine Kette feſt aneinander hangen, ſondern von einander getrennet und getheilet ſind. Der Autor hat das Anziehen des Magnets vor Augen gehabt, und geglaubt, gleichwie dieſer das Eiſen an ſich zieht; alſo auch die Dünſte die Ruthe; damit aber von dem Magnet ſich einen falſchen Begriff gemacht, weil er das Eiſen nicht an ſich ziehet, ſondern das Eiſen nach ihm, oder er nach dem Eiſen zugeſtoſſen oder getrieben wird: Wovon noch in einem beſondern Capitel ausführlich wird zu reden ſeyn.

Zwo wichtige Urſachen ſind noch vorhanden, warum man das Schlagen der Ruthe nicht den bloſſen Dünſten zuſchreiben kan. Die erſte iſt, daß ſie auch auf das todte Metall ſchlägt, von welchen keine Dünſte mehr ausgehen. Z. E. auf Geld und güldne Geſchirre. Man nimmt zwar an, dieſe Dinge hätten auch ihre Ausdünſtungen, aber es läßt ſich damit umſtoſſen, daß die Ducaten in kurtzer Zeit viel zu leicht

werden

werden würden, wenn beſtändig etwas von ihnen ausdünſtete. Das Gold verliehret nichts von ſeinem Gewichte, wann es auch eine geraume Zeit am Feuer in beſtändigem Fluß erhalten wird, wie es die Verſuche geben; woraus zu ſchlieſſen iſt, daß von ihm keine Dünſte ausgehen. Gehen aber keine von ihm aus, wann es durch die Hitze im Fluß erhalten wird; ſo kan es noch weniger geſchehen, wann es weder erwärmet iſt, noch im Fluß ſtehet. Sagt man, die Dünſte wären ſo wenig und ſo ſubtil, daß ſie das Gewichte im geringſten nicht verminderten; So werden ſie auch die Ruthe zu bewegen nicht vermögend ſeyn; Wiewohl nicht zu begreiffen ſtehet, daß ein Ducaten in 100 Jahren nichts von ſeinem Gewichte verlieren ſolte, obgleich alle Augenblick von ihm ſo viele Dünſte ausflieſſen, die die Ruthe können ſchlagen machen.

Die andere Urſach iſt, daß die Ruthe nicht jedermann ſchlägt, wie geſchehen müſte, wenn ſie allein von den Dünſten bewegt würde. Dies hat man wohl eingeſehen, und deswegen den Ruthengänger ſelbſt zu Hülffe genommen. Zu dem Ende wird vorgegeben, die Theilgen, welche unaufhörlich von den Dingen ausdämpfen, würkten auf gleiche Art über die Nerven und Lebens-Geiſter derer, die ihnen nachgehen, und über die Poros und Fibras der Wünſchel-Ruthe, deren ſie ſich bedienen, und verurſachten, daß ſie ſich auf diejenige Seite zuneiget, wo ſolche herkommen.

Gleich-

Gleichwie aber nicht alle Menſchen einerley Organa haben, und folglich nicht fähig ſind einerley Impreſſiones anzunehmen; alſo ſind ſie auch nicht zu einerley Sache geſchickt, noch fähig, einerley Würkungen herfür zu bringen. (*) Vallemont redet nach ſeiner Hypotheſi von dem Magnet alſo davon: Die Wünſchel-Ruthe würde nicht ſchlagen, wenn ſie nicht zuvor magnetiſiret, d. i. von eines Menſchen Hand berühret wäre, der von ſolchen Dünſten auch zuerſt magnetiſiret und durchzogen worden. (**) Da es dann ſeyn könte, daß ein Menſch für den andern ſich von den Dünſten leichter magnetiſiren lieſſe. Hiemit aber iſt die Sache noch lange nicht ausgemacht; Man ſolte zuförderſt erweiſen, daß ſo viele Dünſte vorhanden, als zur Bewegung der Nerven und Lebens-Geiſter nöthig ſind; hernach zeigen, wie ſie in den Leib des Ruthengängers eindringen, und warum ſie eben auf die Nerven, insbeſondere aber der Hände ihre Würkung thun. Auf den Diebs- und Mörder-Spuren wird man kaum etwas von Dünſten antreffen, weil ſie aus vielen Urſachen bald wieder zerſtreuet werden, die ich nachhero mit mehreren anführen will. Da auch des Ruthengängers Leib beſtändig ausdünſtet, ſo ſcheinet es, daß dadurch das Eindringen anderer Dünſte ſehr verhindert werde. Wann ſie auch endlich eindringen, was bringt ſie alsdann gera-

des

(*) S. de St. André Briefe von der Zauberey. pag. 30.
(**) Zeidler pag. 151.

des Weges zu den Nerven der Hände, wodurch die Bewegung der Ruthe geſchicht? Woher bekommen ſie die Richtung, daß ſie ſich zu den Nerven begeben, und insbeſondere zu den Nerven der Hände? Woher drücken ſie den Nerven der Hände eben eine ſolche Bewegung ein, als zum Schlagen der Ruthe nöthig iſt? warum nicht eine andere? Lauter Dinge, wovon man nimmermehr einen zulänglichen Grund wird anzeigen können.

Weil der berühmte Ruthengänger Jacob Aymar auf den Mörder-Spuren eine heftige Bewegung des Geblüts empfand, ſo ſind einige dadurch bewogen worden, dieſe Bewegung des Geblüts als eine Urſach des Schlagens der Ruthe anzuſehen. Man kommt gleichwohl damit nicht aus, weil nicht alle Ruthengänger dergleichen Bewegung des Geblüts verſpüren, auch Aymar ſelbſt ſolche bey ſich nicht vermerkt, wann er nur Metall oder andere Dinge ſuchte. Indeßen kan ich nicht umhin, eine recht lächerliche Erklährung anzuführen, auf was Weiſe die Entzündung des Geblüts die Ruthe bewege. Garnier ein Frantzoſe läßt ſich davon alſo vernehmen. (*) Von des Aymars Leib gingen, bey der Fermentation ſeines Geblüts, die Atomi häufig aus, welche alſo geartet waren, daß ſie die ſubtilen Dünſte unverhindert in die Poros des Holtzes, worin ſie ſich ziehen, gehen ließen, hernach aber ihren Ausgang verzäunten, wie die ſo genannten Valvulæ cordis, und wie die Ventile

(*) Zeidler. pag. 333.

tile in den gemeinen Pumpen. Das müſſen ſehr verſtändige Atomi ſeyn, welche merken, daß die ſubtilen Dünſte vorhanden, und ſolche ungehindert in das Holtz gehen laſſen, und wenn ſie nunmehro gleichſam gefangen ſind, alle Ausgänge beſetzen, daß ſie nicht wieder heraus kommen können.

Man beruft ſich weiter auf die Jagt-Hunde, welche das Wild durch den Geruch, ſo es hinterläßt, ausſpüren. Monſr. de. St. André ſchreibt. (*) Ich habe mir ſagen laßen, daß man in Engelland Hunde abrichtete, welche Räuber und Mörder ausſpührten: daß man ſie an den Ort führete, wo der Raub oder Mord begangen worden: daß ſie den Geruch des Uebelthäters daſelbſt auffingen, und ſeiner Spur ſo lange nachfolgeten, bis ſie ihn angetroffen hätten. Immittelſt wenn die Hunde fähig darzu ſind, ſo können es die Menſchen auch ſeyn. Weñ nun nicht alle Menſchen hierin von gleich ſtarker Empfindung ſind, ſo könte einer mit der Ruthe wohl etwas entdecken, ein ander aber nicht. Jedoch wird damit nicht mehr bewieſen, als daß die Menſchen die von Metallen, Dieben und Mördern ausgehende Dünſte, und zwar einer beſſer als der ander empfinden; Allein wie wird durch ſolche Empfindung die Ruthe bewegt? Man muß ſetzen, der Ruthengänger ſey ſich ſolcher Empfindung bewuſt, oder nicht. Iſt er ſich derſelben nicht bewuſt, ſo läßt ſich auf keine Weiſe

(*) loc. cit. pag. 28.

Weiſe erklären, wie die bloſſe Empfindung das Schlagen der Ruthe würken ſolte. Iſt er ſich aber ihrer bewuſt, ſo kan er die Ruthe leicht ſchlagen laſſen. Alsdann aber würde die Ruthe nichts zur Sache thun; ſondern der Ruthengänger könte ohne dieſelbe durch die bloſſe Empfindung der Dünſte ausfündig machen, was er ſucht. Ich werde von dieſer Sache unten noch einmahl zu handeln Gelegenheit haben.

Einige gedenken es beſſer zu treffen, warum die Ruthe dem einen ſchlägt, dem andern nicht, indem ſie vorgeben, ſolches liege an der Menſchen Temperament. (*) Hier ſolte man ſich deutlicher erklähren; denn man ſagt ja nichts mehr, als daß einer für dem andern wegen der Conſtitution ſeines Leibs dazu geſchickter ſey. Damit kan man aber nicht zufrieden ſeyn, ſondern man verlangt zu wiſſen, warum hiebey ein Temperament für dem andern einen Vorzug habe, und wie durch dieſes oder jenes Temparament das Schlagen der Ruthe befördert werde. Wird man ſich die Mühe geben, ſolches zu erklären, dann werden ſich erſt die Schwierigkeiten ereigenen, die man zu überwinden hat. Ich bin zwar der gäntzlichen Meynung, ein Ruthengänger, der nicht mit Betrug umgehet, müße ein beſonderes Temperament haben, nemlich ein ſolches, welches mit einer ſtar-

(*) S. die geheime Unterred. von der Magia Naturali. pag. 174. in Notis.

ken Phantaſie vergeſellſchaftet iſt; dann wird ihn die Ruthe vor andern ſehr fertig ſchlagen, weil er ſie in ſeiner Gewalt hat, und vermittelſt der Einbildungs-Kraft regieren kan. Jedoch dies gehöret nicht zur Sache, ſondern beweiſet vielmehr, wie es mit dem Ruthengehen bloſſe Einbildung ſey. Das wird ſich zum Beſchluß des Capitels auch deutlich zeigen.

Wenn wir einige Dinge insbeſondere erwegen, worauf die Wünſchel-Ruthe ſchlagen ſoll, ſo offenbaret ſich noch deutlicher, wie das Schlagen nicht von den Dünſten herrühren könne. Man hat ſich nicht wenig zu verwundern, warum die von den verborgenen Waſſer-Qvellen kommende Dünſte die Ruthe ſchlagen machen, wenn hingegen die Dünſte, ſo von einem offenen Waſſer aufſteigen, dergleichen nicht thun. Es ſind ja einerley Dünſte, und müßen deswegen einerley Würkung thun. Das offene Waſſer könte die Ruthe eher zum ſchlagen bringen, ſie auch viel ſtärker bewegen, weil es der Ruthe näher iſt, und deſſen Ausdünſtungen gerade auf die Ruthe zufahren, da die erſt durch die Erde dringende nicht einen ſo ſtarken Anfall thun. Ja, ſagt der Abt Vallemont, (*) eben dieſes macht, daß die letztern zum bewegen der Ruthe tüchtiger ſind, denn ſie ſind gleichſam filtriret, ſie haben das dicke und unbiegſame, ſo ſie an ſich hatten, in der Erden gelaſſen, es ſteiget davon faſt nichts

(*) Zeidler. pag. 243.

nichts als das ſehr leichte und ſubtile in die Höhe; und alſo können ſie vielleicht eine Würkung thun, zu welcher die andern aus dem offenen Waſſer untüchtig ſeyn würden. Ich antworte, ſie mögen dadurch wohl etwas ſubtiler gemacht werden; Indeſſen ſind und bleiben es dennoch Waſſer-Dünſte, die keine andere Würkung haben können, als andere von gleicher Art. Jedoch was braucht es viel, dieſen irrigen Wahn zu wiederlegen? Ein eintziger Vorfall ſtöſſet ihn gäntzlich über den Haufen. Denn da die Dünſte ſo wohl von den in der Erden verborgenen, als auf der Erde frey liegenden Metall, die Ruthe ſchlagen machen; ſo müſte mit dem Waſſer dergleichen geſchehen, und zwiſchen den verborgenen und offenen Dünſten kein Unterſcheid ſeyn.

Hienächſt will man auch mit der Ruthe entdecken, ob die Waſſer Qvellen tief und ſtarck, ob Thon, Erde oder Sand biß an die Qvelle gehe. (*) Wenn man auch zugeben müſte, daß die Dünſte der Qvelle die Ruthe ſchlagen machten, ſo iſt doch nicht abzuſehen, woraus man ihre Tiefe, Stärcke und dergleichen abnehmen könne. Wolte man vorgeben, die Ruthe ſchlüge bey gewißen Umſtänden ſtärcker oder ſchwächer, geſchwinder oder langſamer, ſo iſt es an dem, daß man ſich darin leicht betriegen kan. Der Ruthengänger kan unvermerckt, und wieder ſeine

(*) Zeidler. pag. 276.

ne Intention einer ſchnellenden Ruthe mit den Händen eine ſtärkere und geſchwindere Bewegung eindrücken, ohne daß ander äußerliche Umſtände dazu kommen. Von ſolchen verborgenen Dingen läßt ſich viel daher ſchwatzen, erräth man es, ſo iſt es gut, und der Abgott die Ruthe, hat es entdecket. Schlägt es aber fehl, ſo iſt man mit der Entſchuldigung bereit, man habe auf das Schlagen der Ruthe nicht recht acht gehabt: Damit bleibt ſie bey Ehren.

Von Grentzen und Mahl-Steinen, die man mit der Ruthen ſucht, kan man wohl ſagen, es ſey ein ſo nichtiges Beginnen, deſſen man ſich billig ſchämen ſolte. Der ſonſt vernünftige Monſr. de St. André unterſtehet ſich nicht, die Sache ſchlechterdings zu verwerffen, ſondern hält ſie nur für ſchwer zu erörtern. Man müſte dann ſagen, fähret er fort, daß die Perſonen, welche die Land-Gräntzen und Mahl-Steine geſetzet, und das Feld abgetheilet, viele Corpuſcula oder kleine Cörpergen daſelbſt gelaſſen, die ſich daſelbſt erhalten, und vielleicht noch ſtärker vermehret haben, wie die Fermenta zu thun pflegen: Dergeſtalt daß ſich deren noch genung daſelbſt befinden, als nöthig ſind über denjenigen, der ſie anweiſen will, und über die Wünſchel-Ruthe, die er in der Hand hält, um ſolche anzumerken, zu würken. (*) Die Grentzen werden durch Anweiſung

(*) loc. cit. pag. 30.

weiſung der Obrigkeit, oder durch einen Vergleich der intereſſirten Perſonen beſtimmet: Iſt das nicht etwas moraliſches? wie kan denn ſolche Handlung phyſiſche Dünſte hinterlaſſen, die nach langer Zeit noch über die Ruthe und den Ruthengänger ihre Würkung thun; Wann Mahl-Steine geſetzt werden, ſo geſchicht es ſelten durch die Hände derjenigen, denen die Felder oder Gegenden eigenthümlich zugehören, ſondern man dingt Leute dazu, die es um den Lohn thun. Wie können dieſe gedingete Perſonen Dünſte hinterlaſſen, welche die Grentzen bewachen müßen, da es ihnen nicht um die Grentzen zu thun iſt, ſondern um den Lohn, den ſie dabey verdienen? Weñ jemand einen Mahl-Stein verrückt, und ihn an einen andern Ort verſetzt, ſo hinterläßt er ja an dieſem Ort gewiſſe Dünſte, welche, wie man meynen ſolte, die Ruthe auf den unrechten Ort, nemlich wohin der Mahlſtein boßhafter Weiſe verrückt worden, würden ſchlagen machen. Jedoch ich irre mich, die Ruthe hat ſo viel Verſtand, daß ſie die aufrichtige von den Schelmen-Dünſten unterſcheiden kan, daher bleibt ſie bey dieſen unbeweglich, bey jenen aber entdeckt ſie die rechten Grentzen mit Freuden, wie es ihr als einer gerechten Rathgeberin gebühret. Wie ſtim̃t aber dieſes damit zuſammen, wenn ſie zur andern Zeit von Schelmen-Diebs- und Mörder-Dünſten ſehr hefftig beweget wird? Das ſchlimmſte bey der Sache iſt, daß man nicht begreiffen kan, wie ein wenig Dünſte ſich ſo lange Zeit an einem Ort aufhalten, oh-

ne durch einen oder den andern Zufall von der Stelle gerückt zu werden. Ich weiß wohl, daß man ehedem zu der Ruthe eine ſo groſſe Zuverſicht gehabt, daß man ihr auch auf obrigkeitlichen Befehl die Entſcheidung der Grentzen anvertrauet. Wer will uns aber verſichern, daß man es damit getroffen habe. Der Ruthengänger hat zwar verſichert, wo ſeine Ruthe geſchlagen, da müſten die rechten Grentzen ſeyn. Inzwiſchen hat niemand die Grentzen recht gewuſt, ſonſt würde man die Ruthe nicht gebraucht haben: Alſo hat der Ruthengänger gut ſagen gehabt. Es ſcheint, die Obrigkeit habe ſich der Ruthe als eines Looſes bedienet, um ſtreitige Partheyen, deren Grentzen ſie ſonſt auf keine Weiſe wiſſen konten, auseinander zu ſetzen: Weil es beſſer war, ſie zu vergleichen, wenn auch der eine dabey etwas zu kurtz kommen ſolte, als ſie länger in Zank und Streit zu laſſen.

Bey den Dieben und Mördern, zu deren Entdeckung man die Ruthe braucht, habe auch vieles zu erinnern. Wenn man erſtlich geſtohlne Sachen aufſuchen will, ſo klingt es ſehr widerſinniſch, daß dabey gewiſſe Dünſte das Schlagen der Ruthe verurſachen ſollen. Warum ſchlägt nur die Ruthe alsdann auf eine Sache, wenn ſie geſtohlen iſt, warum nicht auch vorher? Kan der Diebſtahl die natürliche Beſchaffenheit eines Dinges ändern? Es bleibt was es iſt, wann es auch hundertmahl geſtohlen würde. Doch ich beſinne mich: Es werden etwa der geſtohlnen Sache einige

nige Dünſte von dem Diebe anhangen, welche die Ruthe zum ſchlagen bringen. Die Dünſte müſſen hier alles thun: Denn ſo bald ein Dieb etwas angreift, ſo fangen ſich bey ihm die Dünſte an zu regen, ſie gehen häufig von ihm aus, verzetteln ſich allenthalben, wo er hingehet, bleiben auch daſelbſt beſtändig, daß die Ruthe deſſen Spur genau finden kan. Iſt das nicht wahrſcheinlich gnug? Ich ſage ja, aber nur für ſolche, die die Sache oben hin anſehen. Ich kan dabey nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit ſpüren. Es iſt einerley, ob ein Dieb eine Sache wegnimmt, oder ob ſie ein ander, ohne ſie zu entwenden, an einen andern Ort trägt; die natürliche Handlung, ſo beyde vornehmen, iſt einerley, und darunter kein Unterſcheid. Die Intention und Abſicht aber, warum die Sache von ihrem Ort weggenommen wird, macht es, daß beyder Handlung nicht einerley iſt. Der erſte begehet einen Diebſtahl, indem er die Sache ſeinem Herrn wider deſſen Vorbewuſt und Einwilligung entwendet; der ander aber nicht, weil er ſie ihrem Herrn nicht entwendet, ſondern nur an einen andern Ort trägt. Worauf kömmt es demnach bey dem Diebſtahl an? Auf die Intention, die man dabey hat, nemlich etwas unrechtmäßiger Weiſe zu entwenden, und vor ſich zu behalten. Das iſt aber etwas moraliſches, und deswegen nicht abzuſehen, wie ſolche Moral-Sache von dem Diebe dergleichen Dünſte ſolte ausgehen machen, welche die Ruthe bewegen; da ein ander phyſice dergleichen thut, indem er etwas von einem Ort

zum andern trägt, und doch keine ſolche Dünſte hinter ſich läßt. Das moraliſche ändert den Leib des Diebes nicht, und es können ſchwerlich von ihm andere Dünſte ausgehen, als vorher, ehe er den Diebſtahl begonnen, oder als von einem andern, der mit Wegnehmung einer Sache keinen Diebſtahl begehet. Die Furcht ertappet zu werden, könte zwar die Dünſte des Diebs in etwas ändern; allein es gibt mehr und unzehliche Fälle, dabey ein Menſch in Furcht gerathen kan; indeſſen hat noch niemand behauptet, daß die Ruthe die Spur eines furchtſamen aufſuchen könne; darum wird ſie die Spur der Diebe auch wohl unentdecket laſſen.

Was ſoll man endlich von den Mördern ſagen? Dieſe begehen den Todtſchlag mehrentheils in Grimm und Zorn, dadurch wird ihr Geblüt in eine Wallung gebracht, woher wohl von ihnen andere Dünſte ausgehen als vorher, ehe ſie die That vornehmen und ins Werk ſetzen. Dem unerachtet mag damit nicht erwieſen werden, daß man ſie vermittelſt ſolcher Dünſte mit der Ruthe aufſuchen könne. Wir wollen uns darum nicht bekümmern, was das Geblüt eines Menſchen im Zorn für eine Bewegung hat, ſondern nur anmerken, wie ſolche Bewegung des Geblüts von derjenigen unterſchieden ſeyn müße, die ſich bey der Furcht äußert. Die Mörder-Dünſte, oder deutlicher zu reden, diejenigen, welche im Zorn von den Mördern ausgehen, ſollen es ſeyn, wodurch die

Ruthe zum ſchlagen gebracht wird. Allein wie weit reichen ſolche? Bald nach geſchehenem Mord verändert ſich der Mörder Grimm in eine Furcht, die ihn zur Flucht bringt, dadurch wird die Bewegung des Geblüts, folglich auch die von ihm ausgehende Dünſte ſehr verändert. Käme es bey Schlagung der Ruthe auf die Mörder-Dünſte an, ſo müſte ſie ſich nicht mehr bewegen, wenn man damit an den Ort kömmt, wo ſich ſein Zorn in Furcht verwandelt hat, dann dadurch haben auch ſeine Dünſte eine Veränderung gelitten. Ich ſage noch mehr: Es können nach der Hand bey dem Mörder auf die Furcht wieder andere Affecten erfolgen, z. E. eine Freude, wenn er ſich der Gefahr entronnen zu ſeyn achtet, oder ſich bey einem guten Trunk luſtig macht. Hier verändern ſich die Dünſte abermahls, weil ſich die diſpoſition des Geblüts ändert. Alſo müſte die Ruthe aufhören zu ſchlagen, wo die Mörder-Dünſte ein Ende haben. Sie ſchlägt aber noch immer fort, auch von den Dünſten eines furchtſamen und frölichen. Was iſt daraus zu ſchlieſſen? Nichts anders, als daß die von dem Mörder ausgehende Dünſte nicht Urſach des Schlagens der Ruthe ſeyn. Die Ruthe ſchlägt auch an ſolchen Orten, wo ſich andere als Mörder-Dünſte befinden, dergleichen der Ruthengänger faſt allenthalben vor ſich findet; Dieſe müſten demnach ſeine Ruthe bewegen, und ihn irre machen, daß er von der Spur des Mörders gäntzlich abkäme. Dennoch will man ſie mit der Ruthe gefunden haben; Alſo kan es nicht vermittelſt der Dünſte geſchehen ſeyn.

Dies alles wird dadurch noch mehr beſtätiget, wenn man bedenkt, wie geſchwinde die von einem Menſchen ausgegangene Dünſte ſich zerſtreuen, und von dem Ort, wo ſie zuerſt geweſen, gäntzlich verlieren. Man kan hier 2 Fälle ſetzen. Entweder ſchweben ſolche Dünſte in der Luft, oder ſie bleiben an der Erden hangen. Schweben ſie in der Luft, ſo mögen ſie kaum einen Augenblick an einem Ort verbleiben, ſondern werden durch die Bewegung der Luft bald an einen andern hingetrieben. Wir haben ein Exempel an den Ausdämpffungen, die den Geruch verurſachen. Dieſe, ob ſie gleich ſehr ſubtil ſind, werden doch bald fortgeführet: Daher kommt es, daß man ein Ding ſchon von ferne riechen kan, wenn der Wind von der Gegend herkömmt, wo es befindlich iſt. Die Erfahrung bezeuget auch, wie geſchwinde ſie in die Luft zerſtäubet werden: Daher hat man Urſach von den Diebs- und Mörder-Dünſten ein gleiches zu urtheilen, nemlich daß ſie geſchwinde in die Luft verfliegen. Die Schwere der Luft ändert ſich vielfältig, wie es das Barometrum zu erkennen giebt, und bey ſolcher Veränderung iſt es nicht möglich, daß die Dünſte in der Luft an einem Ort ſolten hangen bleiben. Wird die Luft ſchwerer, ſo müſſen ſie nach den Geſetzen der Aërometrie höher in die Luft ſteigen; wird ſie aber leichter, zur Erden niederfallen. Das letztere wird den Vertheidigern der Dünſte ſehr wohl anſtehen; Es kan ſich aber nicht allemahl zutragen, daß die Luft leichter wird, und damit die Dünſte zur Erden fallen macht; ſie wird auch zum öftern ſchwerer, und dann müßen

ſie

ſie hoch ſteigen, daß ſie auf die Ruthe weiter keine Würkung thun können. Doch es mag darum ſeyn, wir wollen die Dünſte auf der Erden, und nicht in der freyen Luft ſuchen; wir wollen zugeben, daß ſie an der Erde und den darauf ſtehenden Kräutern hangen bleiben. Was wird ſie alsdann wieder in Bewegung bringen, und in die Höhe treiben, ſo bald der Ruthengänger ankömmt. Ich kan deſſen keinen Grund finden, wer einen weiß, mag es uns ſagen. Habe ich vorher erwieſen, daß die Dünſte in der Luft nicht lange an einem Ort verbleiben können, ſo muß ich hinzuſetzen, wie ſie ſich ebenfalls bald verlieren müßen, wenn ſie ſich an die Erde, oder an Büſche und Kräuter angehängt haben. Ein Hund findet die Spur eines Haaſen, weil derſelbe gewiſſe Ausdünſtungen zurück läßt, die ſich an Gras, Kräuter, Steine, oder was ſonſt auf der Erden liegt, hängen. Wie lange verweilen aber ſolche Ausdünſtungen daſelbſt? Sie können gewiß nicht gar zu lange daſelbſt verharren, ſondern verringern ſich von Stunden zu Stunden, bis ſie in kurtzen gäntzlich verſtieben: welches daraus abzunehmen iſt, daß ein Hund den folgenden Tag die Spur des Haaſens ſchwerlich mehr finden kan.

Man pflegt ſich zwar dieſes Exempels zu bedienen, um zu beweiſen, daß Diebe und Mörder gleich wie das Wild, Ausdünſtungen zurück laſſen: erhält aber nichts damit, weil die Erfahrung bezeugt, daß ſie nicht gar zu lange zurück bleiben, ſondern geſchwinde verrauchen, und deswegen die Ruthe nicht bewegen können.

Eine Ausflucht iſt noch vorhanden, die aber leicht zu verſperren iſt. **Man ſagt, die gröſſeſten Winde zerſtreuen die magnetiſche Materie nicht; alſo könne man annehmen, daß ſie den Strich der Cörpergen, welche die Mörder an allen Orten, wo ſie gereiſet ſind ausgebreitet haben, nicht zerſtreuen.** (*) Dieſer Schluß hinket gewaltig. Die magnetiſche Materie iſt auf dem gantzen Erdboden ausgebreitet, und gehet beſtändig von einem Polo zum andern herum. Daher mag ſie durch nichts zerſtreuet werden, ſondern wenn ſie von einem Ort weg getrieben wird, ſo trit eben ſolche Materie wieder an ihre Stelle. Man beweiſe, daß es mit den Mörder Dünſten auch dieſe Beſchaffenheit habe, dann wollen wir den Schluß gelten laſſen.

2) Die zweyte Hypotheſis nimmt den Teufel zu Hülfe, und ſchreibt ihm das Schlagen der Ruthen zu. Dahin ſtimmten die meiſten Gelehrten in Frankreich zu der Zeit, als die Entdeckungen, ſo man mit der Ruthe vornahm, unter ihnen ſo viel Aufſehens machten. Jedoch habe ich aus dem **Blendwerk der Gelehrten mit der Wünſchel-Ruthe** bemerket, wie viele, inſonderheit aber P. Malebranche von der Sache zweifelhaftig reden. Seine Worte ſind folgende: (*) **Wofern dasjenige, ſo ihr mir** berich-

(*) Zeidler. pag. 319.
(*) Zeidler. pag. 232.

berichtet, kein Betrug ſolcher Leute iſt, welche ein Wohlgefallen haben, andere zu betriegen (welches ich denn gern glaube,) ſo ſind es gewißlich nicht die guten Engel, ſondern die Teuffel, welche die Ruthe ſchlagen machen. Zu dem irrigen Wahn, von Würkung des Teufels bey der Ruthe, haben diejenigen Gelegenheit gegeben, welche damit allerhand abergläubiſches Zeug vorgenommen, ſie an einem gewiſſen Tag und Stunde, auf eine gewiſſe Art abgeſchnitten, ſie beſchworen, und was dergleichen mehr iſt. Deswegen muſte es damit lauter Teufels-Werk ſeyn, und dieſer böſe Geiſt vermöge eines Pacti impliciti allemahl die Ruthe bewegen, wann ſich ihrer jemand zum aufſuchen gewiſſer Dinge bediente, obgleich der Ruthengänger ſelbſt mit dem Teufel nichts wolte zu ſchaffen haben, ſondern ihr ſchlagen andern natürlichen Urſachen zuſchrieb. Das Pactum implicitum habe ſchon an einem andern Ort (*) widerlegt, und werde hier nichts weiter davon gedenken. Es finden ſich ohnedem Urſachen genug, welche den Teufel von der Ruthe ausſchlieſſen. Wir wollen zugeſtehen, es lieſſen ſich damit Grentzen und Mahlſteine anzeigen. Hier frägt ſichs, ob denn der Teufel nichts anders zu thun habe, als allemahl darauf acht zu haben, wenn eine Grentzſcheidung vorzunehmen iſt, damit er ſich ſolches merke, und hernach auf Begehren durch die Ruthe die rechte Grentzen wiederum entdecken könne? Dieſe Frage beantwortet

(*) Tom. II. dieſes Schau-Platzes. pag. 325.

wortet Herr Zeidler recht wohl. (*) Daher ich nicht umhin kan, ſeine Worte anzuführen. Man kan denken, ſpricht er, in was Gefahr ſich Richter und Schöpffen auf den Dörfern befinden, wenn ſie Mahlſteine ſetzen, weil allezeit ein Teufel, als Notarius publicus dabey iſt. Muß der Teufel im hölliſchen Archiv nicht ein Hauffen Acten und Regiſtraturen über alle Mahlſteine in der gantzen Welt, auch in allen Planeten haben? Und wieviel Regiments-Schreiber muß er dazu halten? Ich dächte, man würde alle Marken und Felder in Landkarten in der Hölle abgeriſſen finden, daß man weder rothe noch grüne Amts-Bücher deshalben aufſchlagen dürfte. Und wann die Teufel wahrnehmen, daß jemand einen Mahlſtein von ſeinem Ort verrücket, was muß deswegen für ein Gekratze und Geſchmiere in des Teufels Stein-Regiſtraturen ſeyn? Wolte man behaupten, der Teufel wiſſe die Grentzen nicht gewiß, ſondern zeige ſie öfters durch die Ruthe gantz unrecht an, weil er ohnedem auf lauter Betrug abgerichtet iſt: So ſtehet mir frey, mit gleichem Recht zu behaupten, daß die Ruthengänger eben ſo verfahren, und ihr Beginnen nichts als Betrug iſt. Einen unumſtößlichen Grund, warum der Teufel nicht die Ruthe regieret, findet man darin, daß er nicht der Menſchen Gedanken weiß. Nimmt jemand ſtillſchweigends die Ruthe zur Hand, ſo weiß niemand, was

(*) pag. 247. in Notis.

was er damit ſuchen will, auch der Teufel nicht. Dem ungeachtet ſchlägt ihm die Ruthe, und er findet, was er ſucht. Was kan dabey der Teufel gethan haben, da ihm des Ruthengängers Abſicht unbekannt geweſen, und er nicht gewuſt, ob derſelbe Metall, Waſſer, Diebe, Mörder oder andere Dinge ſuche? Der Teufel mag ja nichts entdecken, wo er nicht weiß, was man ſucht.

3) Wollen einige, es komme bey der Wünſchel-Ruthe bloß auf die Gedanken, oder Intention des Ruthengängers an; welche dann damit dem Menſchen das Vermögen beylegen, verborgene Dinge zu erkennen und zu offenbaren. Solche Meynung hat ihm Herr Zeidler gefallen laſſen, und ſich eingebildet, als hätte er damit eine groſſe Conquete und Entdeckung gemacht. Als man im vorigen Jahrhundert in Frankreich ſo viel Aufhebens von der Wünſchel-Ruthe machte, ſahe man ſich ſchon genöthiget, die Einbildung und Intention des Ruthengängers zu Hülfe zu nehmen. Weil nicht abzuſehen war, warum die Ruthe nur dasjenige entdeckte, was man zu ſuchen willens war, und nur auf ſolche Dinge ſchlug, worauf man ſie gegenwärtig richtete, ob ſie gleich ſonſt auf viele andere Dinge mehr zu ſchlagen pflegte; So konte man ſich nicht anders herauswickeln, als daß man ſolches der Einbildung des Ruthengängers zuſchrieb. Daher hieß es: **Die Ruthen-Wahrſager haben wahrgenommen, daß die Bewegung**

gung der Ruthe ſich nach ihrem Vorhaben richte. Wenn man begehret, daß ſie Mahl-Steine ſuchen ſollen, ſo richten ſie ihr Verlangen unbeweglich auf die Entdeckung der Grentzen, und wofern ihre Intention nicht variiret, ſo ſind ſie gewiß, daß die Ruthe nur allein auf Mahl-Steine ſchlagen wird, und keinesweges auf Waſſer, oder Metallen, welche etwa auf dem Wege ſeyn könten. (*) Hievon iſt Zeidlers Meynung nicht weit entfernet, als welche dahinaus gehet; das Schlagen der Wünſchel-Ruthe habe ſeine natürliche Urſachen, werde aber von des Menſchen Intention dirigiret, oder zurückgehalten, daß ſie nicht auf alles ſchlägt, ſondern nur auf das, was man ſucht.

Wir wollen Zeidlers Gedanken noch umſtändlicher vorſtellen. Er erklähret zuförderſt die Urſach des Ruthen-Schnellens und Schlagens durch einen von der Sonne ausgehenden Geiſt folgender Geſtalt: „Wenn man eine „Ruthe beugt, ſo wird der Sonnen-Geiſt, da „er in der Superficie concava nur einfach und „eintzeln iſt, in der entgegen ſtehenden Superficie „convexa zuſammen getrieben, denn die Superficies convexa (die auswendige und erhabene „Seite, ſoll aber vermuthlich Superficies conca„va heiſſen, oder die inwendige Seite) wird kür„tzer, indem die daſelbſt ſich befindenden Theilgen „der

(*) Zeidler. pag. 225.

„der Materie zuſammengedruckt, ſich gleichſam „übereinander ſchieben, wie die Schuppen an „einem gebogenen Fiſche, und alſo die Ma„terie den Geiſt mit ſich nimmt. Weil aber „der Geiſt in ſolchen Dingen nur gleichmäßig „und einfach ſeyn will, ſo gehet dasjenige Theil „des Geiſtes, ſo das einfache Maaß überſchrei„tet, durch einen ſtarken Druck wieder zurück „in den erſten Stand, da die zuſammengedruck„ten Theilgen ſich wieder auseinander geben, „und alſo der Stab oder Ruthe wieder gleich „ſchnellet, und die zuſammen gezogene kürtzere „Seite ſich wieder ausdehnet, und ſo lang wird „wie die andere. Wenn nun dergleichen ge„krümmete Sachen, wegen gewaltſamen zurück„haltens, nicht wieder in die Richte gehen kön„nen, ſondern alſo krumm im halten verbleiben „müßen, und gehalten werden über etwas, ſo „über gemeine Art vom Sonnen-Geiſt ſtark be„geiſtert iſt, ſo gehet der Geiſt von oben hernie„der, vereinigt ſich mit dem in der convexen „Superficie des gekrümmten Dinges verſtark„ten und zuſammen gepreßten Geiſt, und hän„get ſich gleichſam an denſelben, und treibet „das gekrümmete Ding herunter auf das un„tergelegte ſtark begeiſterte Ding, wie ſolches an „den Wünſchel-Ruthen von allerley Holtz, Metall „und mancherley dergleichen Dingen, ſo ſich krüm„men laſſen, und von ſich ſelbſt wieder in die Richte „gehen, zu ſehen.„ (*) Er hat die Urſache des

(*) pag. 97. 98.

Schnellens ziemlich getroffen, nur daß er für einen Geiſt hält, was doch eine ſubtile Materie iſt.

Wenn nun eine ſolche ſchnellende Ruthe niemahls auf etwas gewiſſes ſchlagen kan, woſern nicht etwas vorhanden, ſo ihr die Richtung giebt; So nimmt er ferner an, ſie werden durch die Intention des Ruthengängers dirigirt, oder vielmehr zurück gehalten, daß ſie nicht allenthalben ſchlägt, ſondern nur daſelbſt, wo ſich dasjenige befindet, was man ſucht. Davon ſchreibt er: „Die Ruthe beweget ſich wohl ohne Ge„danken wegen des Schnellens, doch dirigirt „man ſie mit den Gedanken, indem man ſie ſonſt „damit erhält, daß ſie nicht ſchnellet, ohne auf „das Begehrte, darauf man die Gedanken rich„tet. (*) Und an einem andern Ort. (**) Ein „jeder ſiehet, daß die Bewegung der Ruthe „nichts anders, als ein zurückſchnellen eines Hol„tzes, Drats und dergleichen iſt, ſo ich, und nicht „der Teufel, gebogen habe, und daß es nothwen„dig müſte den Weg hin ſchnellen, daher es „gebogen, wenn ichs nicht gewaltſam aufhielte, „weil es verhindert iſt, ſo zu ſchnellen, daß es den „Weg muß gehen, der ihn offen ſtehet, d. i. wo „es einen Paß in der Hand findet, da es am we„nigſten zurück gehalten wird.„

So

(*) pag. 213. in Notis.

(**) pag. 507.

So weit gehet ſeine Philoſophie von den ſchnellenden Ruthen, dem ich noch einen wunderlichen Einfall hinzuſetzen will, welchen uns Zeidler mit folgenden Worten entdecket. (*) „Wenn ein neuer Archimedes da wäre, der „die Erd-Kugel gern bewegen wolte, und ihm „würde dieſes Poſtulatum eingeräumet, daß al„le Leute auf dem gantzen Erdboden, item alle „Bären und Affen, und was nur in Tatzen ei„ne Wünſchel-Ruthe halten kan, die Wünſchel„Ruthen in groſſer Zahl den Sonnen-Geiſt ent„gegen ſtellten; ingleichen alle Fiſche, Aale, „Schlangen, Schwäntze der Thiere, in Sum„ma alles was in der gantzen Welt ſich krüm„men läßt, und wieder in die Richte gehet, al„ſo gebogen gehalten würde, (geſetzt daß es al„ſo practicabel wäre) ob nicht die Sonne die „Erde geſchwinder und gewaltſamer, ſo wohl „was ihren täglichen als jährlichen Lauf an„langt umtreiben würde, daß der Tag und das „Jahr würde kürtzer, und nicht nur alle Uhren „und Sonnenweiſer, ſondern auch alle Aſtro„nomiſche Tafeln falſch werden.

Weil er auch Dinge zu Wünſchel-Ruthen braucht, die nicht ſchnellend ſind, ſo müßen wir vernehmen, wie er davon urtheilet. „Gleichwie „aber, heiſt es, das Beugen macht, daß die „ſchnellende Wünſchel-Ruthe ſchlägt, da ſie ſonſt

(*) pag. 102.

„gantz unbeweglich ſeyn würde, z. E. da ſie
„noch nicht vom Baum abgeſchnitten; und
„daraus erhellet, daß dasjenige, ſo ſich beugen
„läßt, und ſtark wieder zurück ſchnellet, als Stahl,
„Eiſen, Spaniſch Rohr, zehe Holtz, Fiſchbein ꝛc.
„die beſten Wünſchel-Ruthen gibt: Alſo kan
„man denken, daß wenn noch auf eine andere
„Art, ohne beugen oder krümmen, einem Din-
„ge der Geiſt kan gegeben werden, es ſich eben
„alſo, wie vorige Art der Wünſchel-Ruthen
„bewegen muß. Dieſes geſchicht nun durch
„bloſſes anfaſſen mit den Händen, dadurch ich
„meinen Geiſt ins Holtz, oder andere Materi-
„en laſſe, an dem Ort, wo ichs feſt halte, daß es
„anfängt zu reißen und niederzugehen, als in
„Zangen, Licht-Putzen, Scheeren, Meßer und
„Gabel, Keßel Rincken, Eymer Höltzern, Hand-
„Sägen, Buchbinder-Preſſen, Büchern, Knack-
„Würſten und dergleichen unzehlichen Sachen,
„ſo alle auf dieſe Art Wünſchel-Ruthen abgeben.
„Und könte ich meinen Geiſt oder Gedanken
„in dergleichen Sachen, wenn ſie weit entfernet
„ſind, ſo ſtark einlaßen, daß er ſich gebührend
„inſinuirte, ſo dürfte ich ja keine Wünſchel-Ru-
„the anrühren, ſondern ſie müſte mir ſchlagen,
„wenn gleich ich z. E. in Halle, und die Ru-
„the in Conſtantinopel wäre. (*)

Dieſes zu verſtehen muß man wiſſen, wie er den Geiſt des Menſchen und den Sonnen- oder

(*) pag. 99.

oder allgemeinen Welt-Geiſt für einerley hält. Es erhellet aus folgenden Worten. (*) „Ob „wohl der Geiſt eigentlich nur einer iſt, nem„lich die erſchaffene groſſe Welt-Seele, und auf „gewiſſe Maße aneinander hanget, und von ei„nem Ort zum andern reichet, und der Menſch „eigentlich keine andere Seele hat, als die all„gemeine, die auch im kleineſten Würmgen, ja „im Baume, in Metallen, in Feuer und Waſ„ſer u. d. gl. ſo iſt er doch in Anſehen der inha„benden Materie, und deren Bildung, auch nach„dem er darinnen handthiert, unterſchieden, und „iſt deswegen eben nicht allenthalben, ſondern „er iſt nach dieſer Betrachtung an einem ge„wiſſen Orte, da die Materie iſt, er ſteckt in der „Materie, und durchdringet ſie, wie ein Blitz, „ja er erfüllet auch alles, wo keine Materie iſt, „und wohnet doch einem Dinge mehr als dem „andern bey. Z. E. ein lebendiger Menſch hat „mehr vom allgemeinen Geiſt in ſich, als ſein „todter Cörper, ein junger Menſch mehr, als „ein alter, ein groſſer Eich-Baum mehr, als „der kleine Fuß-Zehe eines Menſchen, die Saale „oder Elbe mehr als ein Menſch, weßwegen „der Baum oder das Waſſer die Krankheit „hebet, die des Menſchen Seele nicht heben „kan.„ (**)

(*) pag. 95. 96.

(**) pag. 180. 181.

Damit iſt aber die Würkung der Ruthe noch lange nicht völlig erklähret, ſondern noch das vornehmſte Stück zurück, nemlich ob und wie der Geiſt des Menſchen die verborgene Dinge wiße und erkenne, daß er, wann ſie ſollen entdecket werden, die Ruthe darnach richten könne. Wäre diß nicht, ſo würde ſich auch mit der Ruthe nichts gewißes entdecken und aufſuchen laſſen. Um ſolcher Sache abzuhelfen, nimmt Zeidler zwey Dinge an, die man zwar ſchon lange geglaubt, aber niemahls hat erweiſen können. Erſtlich eignet er der Seele einige Wißenſchaft verborgener Dinge zu. „GOtt, heißt es, hat nach dem Sündenfall „dem Menſchen ſolche Wißenſchaft nicht gäntzlich „entzogen, ſondern es ſind noch etliche wenige „Fünckgen davon überblieben.„ Da ihm ferner zu beweiſen obliegt, daß dieſe Wißenſchaft der Seele würklich zukome, ſo verfällt er auf die Träume, Ahndungen, Entzückungen und dergleichen. „Der Menſch, fähret er fort, kan mit ſeiner Wiſ„ſenſchaft verborgener Dinge nichts ausrichten, „wenn ſich der Sonnen-Geiſt kraft der See„len, Gedanken, oder wie man es heißen mag, „nicht vereiniget und concentriret, wie geſchicht „theils im Traum, theils in Entzückungen, Ver„rückung des Verſtandes, hitzigen Fiebern oder „Beſeſſenheit, wie mans insgemein nennet.„ (*) An einem andern Ort (**) ſchreibt er: „Nicht die

(*) Pag. 180. 181. (**) pag. 471. in Notis.

„die Ruthe, ſondern der Menſch mit der Ru„the entdecket ſeine eigene ihm vorhin verbor„gene Gedanken, eben wie einer oft im Traum „aus ſich ſelbſt erfähret, was ihm begegnen wird. „Man denke, wie es zugehet, daß einer ihm „ſelbſt im Traum wahrſaget.„

Zum andern nimmt er an, der Geiſt des Menſchen könne auch in die Ferne würken, wovon ich folgende Zeugniße beybringe. „Die „Seele des Menſchen, ſpricht er, iſt ein Ding, „ſo ihn beweget, und das da gedenkt. So iſt „ſie denn in ihm, und außer ihm: In ihm, ſo „ferne ſie ihn beweget; außer ihm, ſo ferne ſie „gedenket. Denn die Sachen, daran ich ge„denke, kommen nicht zu mir, ſondern meine „Gedanken gehen zu den Dingen. Daß die „Ideen oder kleine Bildergen aller Dinge in mei„nem Kopf ſtecken ſollen, iſt Fabelwerk, wer hat ſie „geſehen? Ich ziehe meinen Geiſt ein, wenn ich „nichts gedenke, und laſſe ihn aus, wenn ich ge„denke.„ (*) „Weiter, heißt es, daß auch et„was von unſerm Welt- und Sonnen-Geiſt „in andere Welten gehet, und die andern „Welt-Geiſter zu uns ſtrahlen, iſt gar wahr„ſcheinlich: ſonſt könten wir nicht an den Hunds„Stern, Sieben-Geſtirn ꝛc. gedenken, und „wäre keine Würkung der Fix-Sterne in un-

(*) pag. 510.

ſerer Welt. (*) Noch deutlicher erkläret er ſich von der Würkung der Seele in die Ferne, in folgenden Worten: „Der Geiſt des Menſchen „würket außer ſich, er gedenket an entfernte „Dinge, er entzündet in einem andern Liebe „und Haß, macht Schrecken und Grauen, ſpü- „ket bey lebendigem Leibe, gibt einem Abwe- „ſenden durchs Ahnen etwas zu verſtehen, „ſchwängert ſein abweſendes Weib, und der- „gleichen.„ (**)

Hiernechſt erfordert er von dem Ruthengän- ger, daß er ohne Affecten ſey. Die Unterre- dungen vom Reiche der Geiſter, (***) wol- len, der Ruthengänger müſſe eine reine Hand ha- ben, und einen ſtarken Glauben an denjenigen, welcher die Ruthe erſchaffen hat. Vernehmet doch, worin ſolche erforderte Reinigkeit beſtehet. Du muſt, heißt es, dich ſiebenmahl im Jor- dan waſchen, mit einer wahren Begierde des reinen Geiſtes, welcher über die unrei- nen Waßer hinüber flog, und ſich das Bild jener Taube erwehlte, die wiederum zu Noah in den Kaſten kehrete, damit ſie ih- re Füße nicht beflecken mögte. Die Federn dieſes reinen Geſchöpffes ſolt du für ein großes Heiligthum verwahren, und damit deine Ruthe beſtreichen, ſo oft du ſchlagen wilſt.

(*) pag. 96.
(**) pag. 424. in Notis.
(***) Tom. I. pag. 496.

wilſt. Das reine Hemde muß dir die mannbare, doch reine Jungfrau Sophia verfertigen, dein Haupt aber muß eine ſolche Mütze bedecken, welche deinem Muth, Beruf und Stande gemäß iſt. Hat dieſes alles ſeine Richtigkeit, ſo wirſt du einen glücklichen Ruthengänger abgeben, und dasjenige finden, was du ſucheſt; in widrigen Fall aber darf es dir nicht befremden, wann dich etwa die Geiſter auf die Finger klopfen. So unverſtändlich dieſes lautet, ſo gemein iſt es gleichwohl, daß man bey Ausůbung wunderbarer und geheimer Künſte dem Künſtler ſolche Reguln vorſchreibt, die kein Menſch verſtehet.

So weit gehet Herr Zeidler nicht, ſondern er fordert nur von dem Ruthengänger, daß er von Præjudiciis, Irrthůmern und Affecten gereiniget ſey. Zu dem Ende erinnert er: „Ob auch wohl der Menſch „ſeinen Verſtand ziemlich gereiniget, ſo werde „er doch an guten Effect der Ruthe verhin„dert, wenn er in der Sache, die er ſuchen „oder erfragen will, ſelbſt intereſſiret, alſo „daß ſein Wille nicht auf beydes gantz indif„ferent, ſondern auf eine Seite ſich lenket. „Ferner wenn man mit Affecten verunruhi„get, oder ſeine Gedanken auf etwas anders „ſteif gerichtet; wenn man an die Liebſte ge-

„denkt, oder auf die Leipziger Meße, an die
„Predigt oder Lection, wenn man einem ei-
„ne Tracht Schläge nachträgt, ꝛc. iſt nichts
„rechts mit der Ruthe anzufangen. Es müſ-
„ſe auch ſtille ſeyn, wenn man mit der Ruthe
„gehet, und es könne nicht ſchaden, daß man
„dazu die Morgen-Stunde erwehle, da das
„Gemüth am munterſten, und der Verſtand
„am reineſten iſt, die Gedanken müßen, ohne
„alles ausflattern, gantz und gar auf das Ge-
„ſuchte gerichtet ſeyn. Man müße ſich un-
„term ſuchen wohl prüfen, ob auch præjudicia
„vorgegangen, und wo man dieſes merkt, von
„neuen anheben, weil das vorige alles umſonſt
„iſt.„ (*) Dieſe Forderungen ſind billig,
wenn nur erſt erwieſen wäre, daß der Geiſt
des Menſchen zu Entdeckung verborgener Din-
ge genugſames Vermögen beſitze.

Warum endlich der Geiſt zu Erfindung verborgener Dinge eine Ruthe nöthig habe, erkläret er uns durch einige Gleichniße. „Al-„lerdings, ſpricht er, (**) kan die Natur durch „die Kunſt verſtärket werden. Z. E. man ſie-„het deutlicher durch ein Vergrößerungs-Glas, „als mit dem bloſſen Auge, man kan weiter „rufen durch ein Sprach-Rohr, als mit dem „Maule. Man beſchneidet ein Buch glätter „mit dem Schnitthobel, als mit dem Meßer u.ſ.w.

(*) pag. 540. ſeq.

(**) pag. 179. 180.

„u. ſ. w. Man kan aber mit einem Microſcopio die Gedanken nicht ſehen, und mit dem „Sprach-Rohr höret man nicht, wie das „Gras wächſt. Das Inſtrument muß mit „der Sache, dazu mans brauchen will, proportionirt ſeyn. Fiat applicatio. Die Sonne „mag ſcheinen, wie ſie will, ſo kan ſie doch ſo „leicht nichts anzünden; wenn aber ihre „Strahlen ſich durch ein Brenn-Glas aufm „Heerde in einem Punct zuſammen geben, ſo „gehet die Entzündung an. Die Entzündungs-Kraft iſt allezeit in der Sonnen, allein „ihr Geiſt und feurige Atomi ſind zerſtreuet. „Müßen ſich derohalben concentriren, ſoll anders die Sonne brennen.„ Alſo ſiehet er die Ruthe als ein Inſtrument an, wodurch die Seele verborgene Dinge entdecket, indem ſich ihre Gedanken darin beſſer vereinigen und concentriren.

So weit gehet Zeidlers Hypotheſis von der Wünſchel-Ruthe, wobey aber viel zu erinnern iſt, und wenn ich ſolches werde gethan haben, wird ſich zeigen, wie ſie ſo wenig als andere beſtehen könne, die bereits ſind angeführet worden.

Erin-

Erinnerung.

Die Widerlegung der Zeidleriſchen Meynung und was ſonſt noch von der Wünſchel-Ruthe zu ſagen iſt, muß bis ins nächſte Stück verſparet werden.

Schau=Platz
Vieler
Ungereimten Meynungen und Erzehlungen:
Worauf die unter dem Titul
Der MAGIÆ NATURALIS
So hoch geprieſene
Wiſſenſchafften und Künſte,
Von dem Geſtirn und deſſen Influentz,
Von den Geiſtern/ ihren Erſcheinungen
und Würckungen,
Von andern natürlichen Dingen/ ihren
geheimen Kräfften und Eigenſchafften:
Jngleichen
Die mancherley Arten der Wahrſagerey/
und viele andere fabelhaffte und ungegründete
Dinge mehr,
Vorgeſtellet, geprüfet und entdecket werden.
Zur Beförderung der Wahrheit,
Wie auch
zum Unterricht und Warnung
Sich für thörichten Einbildungen und Betrug zu hüten:
eröffnet Von
THARSANDERN.

XXIII. Stück.

Berlin und Leipzig,
Zu finden bey Ambroſius Haude, 1741.

Inhalt.

Von der Sympathie und Antipathie.

Fortſetzung des 8 Capitels von der Wünſchel-Ruthe.

Cap. 9. Von der Idioſyncraſia.

Cap. 10. Von dem Magnetiſmo oder Anziehen der Cörper.

Fortſetzung
des 8 Capitels von der Wünſchel-Ruthe.

a) Wird ſich zeigen, daß ſein ſo genannter Sonnen-Geiſt nicht die Urſach des Schnellens der Ruthe ſey. Durch den Sonnen-Geiſt verſtehet er einen erſchaffenen Geiſt, der die ausſchieſſende Theilgen der Sonnen treibet, bewegt, und dadurch zugleich alles bewegt und belebt. Seine Worte legen es deutlich an den Tag: **Weil die Sonnen-Strahlen mit ſolcher Geſchwindigkeit, und gleichſam in einem Augenblick, zu uns herab gehen; ſo kan man denken, ob nicht die Sonne ſelbſt, mit allen ihren herabgeſchoſſenen Theilgen, durch einen Geiſt getrieben und beweget werde, und durch denſelben zugleich alles bewege und belebe.** (*) Er macht dieſen Geiſt auch zur Urſach der Schwere der Cörper, wie es folgende Worte geben:

(*) pag. 75.

Der Geiſt, indem er von der Sonnen ausgehet, drucket er dasjenige, was ihm entgegen ſtehet, und treibet es fort, bis zu dem Orte, da es ruhen kan, das iſt, da es von etwas anders verhindert wird, weiter zu gehen. Daher kömmts, daß dasjenige, ſo man in die Höhe wirft, wieder herunter zur Erde, und nicht hinauf zur Sonnen fällt. (*) Hierin verſtößt er ſich, gleich den Carteſianern, ſehr, welche die Materie des Lichts mit der ſchwermachenden Materie auch für einerley halten. Man braucht ſolcher Meynung nur das eintzige entgegen zu ſetzen, daß wenn die Lichts Strahlen der Sonne die Schwere der Cörper verurſachten, die Cörper bey Nacht-Zeit, da die Sonnen-Strahlen nicht vorhanden ſind, keine Schwere haben könten. Solchergeſtalt würde ein Stein des Nachts von der Höhe nicht herunter auf die Erde fallen, weil keine Sonnen-Strahlen vorhanden ſind, die ihn hernieder treiben. Es müſten auch alsdann alle Cörper des Nachts wenigſtens viel leichter ſeyn, als bey Tage, da ſie die Sonnen-Strahlen nicht ſo ſtark gegen den Mittel-Punct der Erden fortſtoſſen, weil gar keine vorhanden ſind. Weil aber ſolches der Erfahrung ſchlechterdings zuwider iſt, ſo hat man die Urſache der Schwere nicht in dem Sonnen-Licht zu ſuchen. Damit fället Zeidlers Meynung ebenfalls zu Boden. Sein Sonnen-Geiſt würket auf die Cörper,

(*) pag. 93.

Cörper, und macht ſie ſchwer, indem er die Lichts-Strahlen auf ſie loßſchieſſet. Ob er nun gleich auch des Nachts von der Sonnen ausgehet, ſo gelangen doch die Sonnen-Strahlen nicht dahin, wo es Nacht iſt, kan alſo daſelbſt wenig oder nichts würken, noch die Cörper ſo ſchwer machen, als bey Tage. Doch ſind ſie des Nachts eben ſo ſchwer, als bey Tage, darum kan der Sonnen-Geiſt nicht die Urſach der Schwere ſeyn.

Aus eben dieſem Grunde mag er auch das Schnellen der Ruthe nicht verurſachen. Zeidler nimmt zwar an, der Sonnen-Geiſt ſey auch bey Nacht vorhanden, (*) und ſtecke ſchon in der Ruthe. Indeßen müſte doch die Ruthe bey Tage ſtärcker ſchnellen und ſchlagen, weil alsdann der ausſtrahlende Sonnen-Geiſt dazu kömmt, folglich die Würkung gröſſer ſeyn müſte; eben wie es bey Tage viel wärmer iſt, als des Nachts, welches dem alsdann ausflieſſenden Sonnen-Licht muß zugeſchrieben werden. Da man aber niemahls wahrgenommen, daß die Ruthe bey Tage ſtärcker geſchlagen, als des Nachts, ſo folgt von ſelbſt, daß der Sonnen-Geiſt nicht die wahre Urſach des Schnellens und Schlagens ſey.

b) Iſt ſehr bedenklich, wenn er die Seele für ein Stück des allgemeinen Welt- oder

(*) pag. 75.

Sonnen-Geiſtes hält. Ich will nicht anführen, wie man ſich dadurch von einem Geiſt gantz cörperliche Begriffe macht. Denn wer ſiehet nicht, daß ſolchergeſtalt die Seele müſte eine Ausdehnung haben, und theilbar ſeyn? Eigenſchafften, welche bloß der Materie und den Cörpern zukommen. Man läſſet ſich zwar einfallen, der leere Raum ſey ſo wohl ausgedehnet als theilbar, ob er ſchon keine Materie iſt. Allein man hat ſich wohl in acht zu nehmen, daß man aus dem Geiſt nicht einen leeren Raum, d. i. gar nichts mache. Der leere Raum iſt in der That ein nichts, (*) folglich kan er weder ausgedehnet noch theilbar ſeyn: Denn was nichts iſt, dem laſſen ſich keine Eigenſchafften beylegen. Ein weit wichtiger Zweifel entſtehet daher, daß wann die menſchliche Seele licht iſt, wie aus ſeiner Beſchreibung des allgemeinen Welt-Geiſtes, wovon die Seele ein Theil ſeyn ſoll, erhellet, ihr gar keine Freyheit zukommen könne. Alle Eigenſchafften des Lichts haben ihren unveränderlichen Grund, warum ſie ſo und ſo ſind; Seine Würkungen richten ſich nach den nunmehro nothwendigen Geſetzen der Bewegung, und können natürlicher Weiſe nicht anders ausfallen, nachdem GOtt die Geſetze der Bewegung einmahl feſtgeſtellet hat. Z. E. Es iſt allemahl der Winkel, unter welchem das Licht einfällt, gleich dem Reflexions-Winkel, oder demjenigen, unter welchem es wieder zurück

ſtrahlet.

(*) S. dieſen Schauplatz. Tom. I. pag. 467.

ſtrahlet. Hiebey findet natürlicher Weiſe keine Veränderung ſtatt, und ſo iſt es mit allen andern Würkungen des Lichts beſchaffen. Wäre nun die Seele licht, ſo würde in ihren Würkungen oder Handlungen keine Freyheit ſtatt haben, ſie müſte alles nothwendig thun, gleichwie die Geſetze der Bewegung, denen auch das Licht unterworffen iſt, nothwendig ſind. Da wir aber in der Seele eine Freyheit gewahr werden, zu handeln und nicht zu handeln, ſo und auch anders zu handeln, ſo muß ſie ja nicht ein Licht ſeyn, als welchem dergleichen Freyheit nicht zuſtehet.

Man ſiehet demnach, daß dieſe Meynung nicht allein gefährlich ſey, ſondern auch wider die Erfahrung ſtreite. So gebe auch dabey zu bedenken, ob man durch die Würkungen des Lichts die Gedanken der Seele erklären möge. Es kan auf keine Weiſe geſchehen. Wolte man mit dem Herrn Thomaſius, deſſen Lehr-Sätze, wie ſie ſich in ſeinem Verſuch vom Weſen des Geiſtes befinden, Zeidler ziemlich angenommen hat, ſagen, der Geiſt des Menſchen beſtehe aus Miſchung Lichts und Lufts, (*) ſo kommen dabey ebenfalls obberührte Schwierigkeiten vor, ja ſie zeigen ſich um ſo viel deutlicher, da die Luft gantz ungezweifelt den Geſetzen der Bewegung folgt.

(*) S. angeführten Verſuch. pag. 134.

c) Wenn man auch zugeſtehen wolte, daß ſolche Ruthen, die ſich beugen laſſen, und ſtark wieder zurück ſchnellen, von dem Sonnen-Geiſt zum ſchlagen gebracht werden; ſo iſt doch unmöglich zu begreiffen, wie es der Geiſt des Menſchen thun könne in Zangen, Lichtputzen und andern dergleichen Dingen. Hiebey ſoll durch die Hand des Ruthengängers ſein Geiſt in ſolche nicht ſchnellende Ruthen gelaſſen werden, daß ſie anfangen zu reiſſen und niederzugehen. Wie iſt das möglich? Wenn es der Sonnen Geiſt in den ſchnellenden Ruthen thut, wird er in der ſuperficie convexa zuſammen getrieben, beſtrebet ſich daneben wieder in die ſuperficiem concavam einzudringen. Da er aber, weil die Ruthe mit den Händen in ſolchem krummen Stande erhalten wird, dahin nicht eindringen kan, ſo druckt und beuget er die Ruthe niederwerts. Auf gleiche Weiſe kan der Geiſt des Menſchen die nicht ſchnellende Ruthen nicht zum ſchlagen bringen. Wie macht ers denn ſonſt? Dies hat uns Herr Zeidler nicht erkläret, und iſt auch nicht im Stande geweſen, es zu thun. Ich will es ſagen: Er verrichtet es bloß durch die Hände, ohne daß er in die Ruthe übergehet. Denn die Hände, wenn ſie darin geübt ſind, können dergleichen Dingen einen ſolchen Druck geben, daß ſie niederfahren, oder wohl gar zerbrechen. Es iſt ein Taſchenſpieler-Stückgen, wozu bloß Geſchicklichkeit und Uebung erfordert wird. Doch will hiemit Zeidlern nicht eben zum Taſchen-Spieler machen: Er hat un-

wiſſend einen ſolchen agiret, indem er durch vielfältigen Gebrauch der Ruthe ſich darin eine groſſe Fertigkeit zuwege gebracht, und daneben eingebildet, es komme das Schlagen ſolcher Ruthen von ſeinem darein fahrenden Geiſt, nicht aber von den bloſſen Händen her. Der Geiſt, indem von ihm und ſeinem Willen die Bewegungen der äußern Gliedmaſſen dependiren, iſt in ſo weit auch die Urſach der Bewegung der Hände beym Ruthenſchlagen, aber auf keine andere Weiſe, als wenn ich mit einer in Händen habenden Axt das Holtz ſpalte. Gleichwie es ungereimt ſeyn würde zu ſagen, der Geiſt gehe durch die Hände in die Axt und Holtz über, und ſpalte es, eben ſo ungereimt iſt es, vorzugeben, daß er in die Ruthe übergehe, und ſie zur Erden beuge.

d) Wird es ſchwer fallen zu beweiſen, daß der Geiſt des Menſchen verborgene Dinge wiſſe. Laß es ſeyn, daß der Menſch noch einige Wiſſenſchafft verborgener Dinge habe, ſo ſind es doch, nach Zeidlers Geſtändniß, nur etliche wenige Fünkgen. Dieſe werden es nicht ausmachen, wenn es wahr iſt, daß die Seele durch die Wünſchel-Ruthe alle verborgene Dinge entdecken kan. Die Träume, Ahndungen, Entzückungen und dergleichen thun hier nichts zur Sache, da ich bereits die Nichtigkeit dieſer Dinge anderswo (*) gezeiget habe.

 e) Wei-

(*) S. den Schau-Platz Tom. I. pag. 251. und Tom. II. pag. 54.

e) Weiter kömmt zu erwegen vor, ob die Seele in die Ferne würke. Wenn ſie an ein Ding gedenket, ſoll ſie zu demſelben übergehen, und alſo in die Ferne würken. Wann ſie den Leib beweget, ſo iſt ſie in dem Menſchen, wann ſie aber an eine Sache gedenkt, iſt ſie außer ihm. Eine vortreffliche Erklärung, woraus gantz ungezwungen folgt, daß die Seele zugleich könne in und außer dem Menſchen ſeyn. Ich kan ja an ein entferntes Ding gedenken, und indeſſen zugleich ſpatziren, oder die Füße bewegen. So iſt dann die Seele in mir, und auch außer mir. Wie reimt ſich das zuſammen? Kan ſich die Seele, ſo zu reden, theilen, um zugleich an verſchiedenen Orten zu ſeyn?

Die Zeidleriſche Beſchreibung der Ideen iſt wider alle Vernunft und Erfahrung. Die Sachen, ſpricht er, daran ich gedenke, kommen nicht zu mir, ſondern meine Gedanken gehen zu den Dingen. Es kan nicht geleugnet werden, daß wir die Ideen, oder Begriffe eintzeler Dinge durch Hülffe der Sinnen erlangen. Wir mögen uns deswegen ſicher auf die Erfahrung berufen, dieweil wir in uns keine Begriffe ſolcher Dinge antreffen, die nicht zuvor unſere Sinne unmittelbar berühret haben, und folglich gegenwärtig geweſen ſind, oder wovon wir nicht durch andere belehret worden. In dem letzten Fall kömmt die Idee ebenfalls durch die Sinne, nemlich durchs Geſichte oder Gehör, in die Seele. Was man aber niemahls

durch

durch die Sinne empfunden, davon kan auch kein Begriff in der Seele vorhanden ſeyn. In der Harmonia præſtabilita verhält es ſich eben alſo. Denn ob zwar nach derſelben die Begriffe ſchon in der Seelen ſind, und nur von Zeit zu Zeit dürffen auseinander gewickelt werden; So kan doch kein Begriff in der Seelen ſtatt finden, wovon nicht zugleich durch die Sinne dem Cörper ein Bild eingedrücket worden. Daher bleibt es wohl bey dem Ausſpruch der Alten: **Es iſt, nemlich von cörperlichen und einzeln Dingen, nichts im Verſtande, was nicht zuvor in den Sinnen geweſen.** Daher iſt es auch unmöglich, an entfernte Dinge zu gedenken, wann man nicht zuvor davon eine Idee durch die Sinne erlangt. Z. E. Ich gedenke an Conſtantinopel. Würde das wohl geſchehen können, wenn ich niemahls gehöret hätte, daß eine Stadt dieſes Nahmens in der Welt wäre? Alſo macht es die Idee von ſolcher Stadt, welche ich durch die Sinne überkommen habe, entweder durch leſen oder hören, daß ich daran gedenken kan. Wie will man denn ſagen, die Sache, daran ich gedenke, komme nicht zu mir, ſondern meine Gedanken gehen zu ihr über; da ja ausgemacht iſt, daß ſie anfänglich durch die Sinne in die Seele kommen? Ob auch eine cörperliche Idee der empfundenen Dinge im Gehirn vorhanden ſey, welches Zeidler leugnet, thut hier nichts zur Sache, weil doch ſo viel gewiß iſt, daß ich von keiner Sache eine Idee haben, noch an ſie gedenken

dencken kan, wo ſie nicht erſtlich denen Sinnen gegenwärtig geweſen, oder durch eine Beſchreibung gleichſam gegenwärtig gemacht gemacht worden. Nun ſcheinet noch zweifelhaft zu ſeyn, ob nicht die Seele, wenn ſie an eine Sache gedenckt, wovon bereits eine Idee in ihr iſt, zu der Sache ſelbſt übergehe. Ich will aber deutlich erweiſen, daß ſolches nicht geſchehe. Weil hier vorausgeſetzet wird, daß die Seele eine Idee von der Sache hat, an welche ſie gedenckt, ſo iſt ohnedem ſchon klar, daß die Seele nicht erſt nöthig habe, zu der Sache ſelbſt überzugehen, weil ihr durch die Idee davon dieſelbe ſchon gegenwärtig iſt. Doch ſoll es zum Uberfluß noch weiter ausgeführet werden.

Wenn ich etwas in ſolcher Weite erblicke, daß ichs mit den Augen nicht deutlich erkenne, ſo weiß ich auch nicht was es eigentlich iſt. Ginge die Seele zu dem Dinge über, indem ſie an dasjenige gedenckt, was das Auge ſiehet, ſo müſte ſie es deutlich erkennen, und wißen, was es iſt. Dieß geſchicht nun nicht, und damit wird erhärtet, daß die Seele nicht zu den Dingen komme, woran ſie gedenckt. Sie fällt in ſolchem fall wohl gar ein falſches Urtheil, und hält, wie Don Quixotte, eine Wind-Mühle für einen geharniſchten Ritter. Ich ſetze noch einen fall. Man diſputirt viel von den Urſprung des Nil-Fluſſes, niemand aber kan ihn entdecken, oder für gewiß beſtimmen, der nicht an dem Ort, wo er entſpringet, geweſen iſt, oder

oder es von andern vernommen, die daſelbſt geweſen ſind. Gienge die Seele zu dem Dinge über, woran ſie gedenkt, ſo dürfte ſie nur in Gedanken dem Lauf des Nil-Fluſſes, von Cairo an bis zu ſeinem Urſprung folgen, dann würde ſie ſolchen gewiß entdecken. Die Unmöglichkeit dieſer Sache mag wohl ein Kind begreiffen. Laß die Seele einmahl an Conſtantinopel gedenken, und ſie dahin ſpatziren. Wann ſie nun daſelbſt iſt, ſo laß ſie uns entdecken, was der türkiſche Kayſer macht. Sie mag ſich auch in den Divan begeben, und der Türken heimliche Rathſchläge auskundſchafften. Was würde dies nicht für groſſen Nutzen haben? Nur iſts Schade, daß es nicht angehet. Weiß jemand nichts weiter von Conſtantinopel, als daß es eine groſſe Stadt iſt, ſo kan er ihm auch mit Gewißheit davon nichts mehr vorſtellen. Gedenkt er an Conſtantinopel, ſo ſtellet er ſich eine groſſe Stadt vor, dergleichen er etwa ehemahls geſehen, und verbindet ſie mit dem Nahmen Conſtantinopel, den er gehöret hat. Heißt das die Seele nach Conſtantinopel ſchicken, indem ich daran gedenke? Es gehet damit vielmehr alſo zu: Wenn ich an Conſtantinopel gedenke, ſo erweckt die Seele in ſich eine Idee von einer groſſen Stadt, dergleichen ſie ehemahls durch Hülffe der Sinnen erlangt; zugleich aber bringt ſie die Idee des Worts Conſtantinopel wieder hervor; folglich würket ſie nicht außer ſich, ſpatziret auch nicht nach Conſtantinopel, wenn ſie daran gedenkt.

Ich

Ich will noch etwas hinzuſetzen, welches die Zeidleriſche Gedanken gäntzlich umſtößt. Es ſey jemanden die Stadt Conſtantinopel bekannt, er wiſſe aber nicht, in welcher Gegend ſie liegt, ob gegen Morgen, Abend, Mittag oder Mitternacht. Nun wolte er daran gedenken, d. i. nach Zeidlers Einfällen, ſeinen Geiſt auslaſſen, daß er dahin wanderte. Der Geiſt wird nicht wiſſen, wohin er ſich wenden ſoll, ob er gegen Morgen zu reiſen, oder den Strich gegen Abend zu erwehlen habe. Daher müſte er lange herum ſchwermen, ehe er dieſe Stadt anträffe. Gleichwohl gedenkt man ja in einem Augenblick daran, und ſtellt ſich dieſelbige vor, ſo bald die Seele will. Darum muß ſie wohl nicht zu den Sachen übergehen, woran ſie gedenkt. Wolte man einwenden, man machte ſich von der Seele einen gar zu cörperlichen Begriff, ſo kan ich davor nicht, weil uns Zeidler ſelbſt davon den Begriff des Lichts gibt, welcher cörperlich gnug iſt.

Damit ich auch auf die Wünſchel-Ruthe komme, ſo läſſet ſich nicht ſchlieſſen, der Geiſt entdecke dadurch verborgene Dinge, weil ſeine Gedanken zu ſolchen Dingen übergehen. Die verborgene Dinge ſind dem Geiſt des Menſchen nicht bewuſt, ſonſt dürfte er ſie nicht erſt mit der Ruthe entdecken. Da ſie ihm aber nicht bewuſt ſind, ſo kan er mit ſeinen Gedanken nicht zu ihnen ſpatziren. Wolte er dem ungeachtet zu ihnen übergehen, würde er öfters in die Irre gera-

gerathen, lange ſuchen, und zuletzt nichts finden. Man verfolge einen Dieb mit der Ruthe; der Geiſt weiß nicht, wo er iſt, ſonſt dürfte er ihn nicht lange ſuchen; eben deswegen aber kan er auch mit ſeinen Gedanken zu dem Dieb, den er nicht einmahl kennet, nicht übergehen. Indeſſen nimmt man die Ruthe in die Hand, und findet damit den Weg, welchen der Dieb gegangen iſt. Wie weiß aber der Dieb ſolchen Weg zu finden? Er richtet nur die Gedanken darauf, alſobald findet er ihn. Allein, wie kan er ihn finden, da er nicht weiß, welches der rechte Weg ſey, oder nicht? Wie kan er ſeine Gedanken alſo auf etwas richten, daß er es gewiß trifft, da er doch nicht weiß, an welchem Ort es anzutreffen iſt? Zwar gibt Zeidler vor, die Seele wiſſe es vor ſich nicht, ſondern erfahre es erſt durch die Ruthe, als ein Inſtrument, welches ihr ſolches entdecket, eben wie man mit einem Fern-Glaſe etwas entdecket, das ſonſt dem Auge würde verborgen bleiben. Doch dieſe Ausflucht ſoll auch bald benommen werden.

k) Die Affecten, ingleichen ein Getöſe oder Geſchrey, mögen dem Ruthengänger in ſeinem Vorhaben freylich verhinderlich fallen. Es wird ihm aber alsdann gehen, wie einem Taſchen-Spieler, den dergleichen Dinge in ſeinen Hocus Pocus Stückgen leicht irre machen: oder wie einem, der etwas muthmaßlich errathen will; Derſelbe wird in ſeiner Ueberlegung durch ein

ein Getöſe geſtöret, die Affecten aber verblenden ihn, daß er nicht eine gehörige Behutſamkeit anwendet. Ueberhaupt aber ſcheinet dieſes ein kahler Vorwand der Ruthengänger zu ſeyn, womit ſie ſich heraus zu wickeln ſuchen, wenn die Ruthe fehl geſchlagen.

g) Noch ſtehet zu unterſuchen, ob der Geiſt des Menſchen beſſer durch die Ruthe, als vor ſich ſelbſt, verborgene Dinge könne kund machen, weil darauf das Hauptwerk der Zeidleriſchen Meynung hinaus zu lanffen ſcheint. Der Menſch kan, nach ſeinem Vorgeben, mit der Wiſſenſchafft verborgener Dinge, die ihm nach dem Fall übrig iſt, nichts ausrichten, wo ſich ſeine Gedanken nicht vereinigen und concentriren. Daher ſey die Wünſchel-Ruthe als ein Vehiculum und Inſtrument anzuſehen, durch deſſen Beyhülffe der Menſch ſeine Gedanken concentriret, daß, da ſie ſonſt allzuſehr zerſtreuet und flatternd, er dadurch in fremden und verborgenen, weitentlegenen Dingen erkennen mögte, was wahr und falſch iſt. Gleichwie man ohne Perſpectiv eine entfernte Sache wohl confus ſiehet, aber nicht deutlich erkennen. Was er von dem concentriren der Gedanken träumt, iſt ziemlich abgeſchmackt. Was ſoll das heiſſen, der Geiſt des Menſchen gehet in die Ruthen über, concentriret ſich daſelbſt, und macht die Ruthen ſchlagen, indem er durch ſeine concentration dasjenige entdecket, was er geſucht? Sind das nicht wunderliche Begriffe von einem

Geiſt?

Geiſt? Jedoch man muß ſich erinnern, daß ſein Geiſt licht iſt, welches ſich ja in den Brennſpiegeln concentriret. Allein es hat ſchon der Herr Thomaſius (*) nicht begreiffen können, wie es zugehe, daß die Gedanken der Seelen ſich in der Wünſchel-Ruthe concentriren ſolten, weil er keine Regulas proportionis finde, zwiſchen der Wünſchel-Ruthe und denen Gedanken, wie ſie wohl zwiſchen denen Brennſpiegeln und Sonnen-Strahlen, ingleichen zwiſchen den Augen und Augen-Gläſern gefunden werden. Mir fällt dabey noch bedenklich, daß der Geiſt des Menſchen die Ruthe bald ſoll zurück halten, bald ſie ſchlagen machen. Die ſchnellende Ruthen beweget der Sonnen-Geiſt, und der menſchliche Geiſt hält ſie zurück. Indeſſen müſte ſich doch auch der Geiſt des Menſchen in dieſen Ruthen concentriren, weil er ohne ſolche concentration nichts entdecken kan. Alſo würde dadurch die Ruthe nicht zurück gehalten, ſondern zum ſchlagen gebracht, gleichwie nach der Hypotheſi die concentration der Gedanken die nicht ſchnellende Ruthen ſchlagen macht. Bey den nicht ſchnellenden thut es nicht der Sonnen Geiſt, ſondern der menſchliche macht ſie ſchlagen. Warum kan aber dieſer nicht auch die ſchnellende Ruthe bewegen? er könte ſich darin beſſer concentriren, weil ſie in einem Stück fortgehen, wann hingegen einige nicht ſchnellende, als ein Paar zuſammen genommene

(*) In der Vorrede zu dem Panto Myſterio. §. 15.

Tobacks-Pfeiffen, unterbrochen ſind, und nur aneinander gehalten werden. In ſolchen unterbrochenen Dingen mag die concentration nicht ſo gut geſchehen, gleichwie ein zerbrochenes Brenn-Glas, wenn ich die Stücke davon zuſammen halte, lange nicht ſo gut brennet, als wenn es gantz iſt. Warum ſoll es weiter bey den nicht ſchnellenden Ruthen nicht auch der Sonnen Geiſt thun? Er könte ſich, weil er mit des Menſchen Geiſt einerley Weſens iſt, eben ſo wohl wie dieſer concentriren, und ſie ſchlagen machen. Lauter verworrene Dinge, welche gnugſam anzeigen, daß ſich Zeidler ſelbſt darein nicht recht zu finden gewuſt, und vieles vor die lange Weile angenommen habe.

Daß endlich der Geiſt durch die Ruthe, als ein Inſtrument, die verborgene Dinge beſſer entdecken könne, gleichwie das Auge durch ein Perſpectiv entfernte Dinge beſſer erkennet, ſolches reimet ſich ſehr ſchlecht. Er iſt erſt zu beweiſen ſchuldig, daß die Wünſchel-Ruthe ein Inſtrument ſey, die ſich für den Geiſt ſchickt, wenn er verborgene Dinge entdecken will, gleichwie wir augenſcheinlich gewahr werden, daß ſich das Perſpectiv für das Geſichte ſchickt, um damit beſſer zu ſehen. Er nimmt nur vor die lange Weile an, was weder durch die Vernunft, noch Erfahrung zu beweiſen ſtehet. Denn was von ſeiner ſo hoch gerühmten Erfahrung zu halten, wird ſich auch hernach zeigen. Das Auge muß ſehen können, wo ihm ein Perſpectiv etwas

nützen

nützen ſoll; und der menſchliche Geiſt verborgene Dinge entdecken können, wo ihm die Ruthe als ein Inſtrument dazu dienen ſoll. Kan er das nicht, ſo iſt ihm die Ruthe ſo wenig nütze, als einem Blinden das Perſpectiv: Daß ers aber nicht könne, habe ich ſchon zur Gnüge dargethan. Womit denn ſein in Gedanken errichtetes, oder vielmehr erdichtetes Gebäude von der Wünſchel-Ruthe, von ſelbſt übern Hauffen fällt.

Der Leſer wird nunmehr Verlangen tragen, auch meine Meynung davon zu vernehmen, da eine ausgemachte Sache iſt, daß mannigmahl mit der Ruthe verborgene Dinge entdecket werden. Soll ich ſie mit wenigen Worten ſagen, ſo hat es damit die Beſchaffenheit, wie mit andern nichtigen Wahrſager-Künſten, die, weil ſie keinen gewiſſen Grund haben, gemeiniglich fehlen, aber auch zuweilen treffen können. Gleichwie aber menſchlicher Betrug an ſolchen Wahrſager-Künſten viel Theil nimmt; alſo kan man denſelben von der Wünſchel-Ruthe auch nicht ausſchlieſſen. Wenigſtens iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die Wünſchel-Ruthen aus dem Heydenthum herrühren, und deren Erfinder Betrieger geweſen. Agricola ſchreibt, (*) daß die Sache damit gantz fruchtloß und unnütz ſey, und herkomme aus dem vorigen Heydenthum, oder

(*) S. Thom. Brown Pſeudodox. Epidem. lib. 5. cap. 22. §. 7.

von der Virgula divina, wovon die Alten ſo hoch gehalten haben. Die zauberiſchen Ruthen der Alten mögen dazu den Grund gegeben haben: Als die Ruthe der Pallas beym Homero: die Ruthe des Mercurii, damit er den Argus einſchläferte, und die Ruthe der Circe, damit ſie Ulyſſes Geſellen verwandelte.

Der ſonſt leichtgläubige Porta hält den Gebrauch der Ruthe für ein Landfahrer-Stückgen, womit ſie Schätze ſuchen wollen, und die Leute betriegen, wiewohl die Ruthen, welche er zugleich beſchreibet, von den gewöhnlichen ſehr unterſchieden ſind, auch gantz anders damit verfahren wird. Seine Worte ſind folgende: (*) **Die meiſten Landfahrer, wann ſie gleich gantz arm und elend ſind, geben doch von ſich aus, daß ſie Schätze finden können, und verſprechen alſo andern etwas, was ſie ſelbſt nicht haben. Sie brauchen aber vier zwieſelichte Ruthen, und ſtellen deren obere Enden creutzweis aneinander, die untern aber auf die offene Hände, die ſie ferner an den Bauch halten: Stellen ſich auch dabey an, als ob ſie etliche Reimen herbrummeten; bis endlich die Rüthlein herunter fallen: Und wo ſie nun fallen, befehlen ſie denen, ſo den Schatz verlangen, zu graben. Die Urſach aber iſt dieſe, ob es gleich ſcheinet, als wann die Ruthen feſt auf den Händen**

(*) de Mag. Natural. lib. 20. cap. 8.

Händen ſtünden, ſelbige doch nirgend keinen rechten Halt haben, und alſo gleichſam auf der Falle ſtehen, und wann ſie nur ein wenig von ihrer Stelle verrückt werden, alſobald auf die Erde fallen müßen. Wie dann auf den Armen und in den Händen Puls-Adern vorhanden ſind, welche, ob ſie gleich ſcheinen unbeweglich zu ſeyn, unvermerkt gleichwohl die Hände bewegen, und machen, daß ſie zittern.

Andere machen auch ſehr wenig daraus, als Morhof, welcher geſtehet, er ſey von der Wahrheit der Wünſchel-Ruthe nicht gnugſam überzeuget. (*) Selbſt erfahrne Bergleute wollen damit nichts zu ſchaffen haben, weil ſie dieſelbige ohne Zweifel betrieglich befunden. In Oldenburgii actis philoſoph. (**) lieſet man, wie gewiſſe Bergleute ſich der Ruthe gar nicht bedienen, und von ihrem Gebrauch nichts halten. Eduard Brown, welcher die Hungariſche Berg-Werke ziemlich durchkrochen, bezeugt von den daſigen Bergleuten, daß ſie die Wünſchel-Ruthen, um wegen der Ertzgänge Anweiſung davon zu nehmen, nicht gebrauchen, weil ſie nichts davon halten; gleichwie er wohl bemerket, daß ſie dergleichen in dem Silber-Bergwerk zu Freyberg in Meißen im Gebrauch haben. (***) Der Herr von Rohr bezeugt in ſeiner Haushal-

(*) Polyhiſt. Philoſoph. lib. 2. part. 2. cap. 8. §. 9.
(**) pag. 642.
(***) S. deſſen Reiſen 2. Buchs 5 Theil. cap. 2.

tungs-Bibliothec, wie durch die Ruthe viel arme Bergleute ſamt ihren Gewerken betrogen und hinter das Licht geführet, auch wenig reiche Fund-Gruben dadurch entdecket worden. (*)

Damit man ſich nun einen Begriff machen könne, wie es möglich ſey, mit der Wünſchel-Ruthe ſich ſelbſt und andere zu betriegen, ſo darf man nur die Urſach des Schnellens der Ruthe wiſſen, alsdann wird es ſich ſchon entdecken. Wenn man von einem Stöckgen in jeder Hand ein Ende hält, und daſſelbe in die Runde beugt, ſo werden die Theile der innern und hohlen Seite enger zuſammen gedrückt, der äußern aber weiter auseinander gedehnet. Das Holtz, wie auch das Metall, hat ſeine poros, die aber nicht ledig ſind, ſondern mit einer flüßigen Materie erfüllet, es mag für eine ſeyn, welches es will. Indem nun die innern Theile des Stöckgens näher zuſammen kommen, ſo wird die darin vorhandene flüßige Materie ausgetrieben, und begibt ſich nach der äußern Seite, deren Theile durch das Beugen weiter von einander kommen ſind, läßt man die Ruthe loß, ſo ſpringt ſie wieder in ihren vorigen Stand, indem die flüßige Materie Raum bekömmt, aus der äußern Seite wieder nach der innern zu dringen, und indem ſie dahinein dringt, deren Löchlein erfüllet, daß ſie alſo in den vorigen Stand verſetzet wird.

Die

(*) S. Walchs Philoſoph. Lexicon. Tit. Wünſchel-Ruthe.

Die ſchnellende Wünſchel-Ruthen ſtellen zwey dergleichen Stöckgen vor, davon zwey Enden an einander feſt ſind, die andern beyden aber in den Händen gehalten werden. Man beugt dieſe beyde Stöckgen dergeſtalt, daß die hohle Seite auswerts kömmt, wodurch die Theile ſolcher äuſſern und hohlen Seite enger zuſammen gedruckt werden. Die Stöckgen haben eine Beſtrebung nach ihrem vorigen Stand, weil die flüßige Materie aus der erhobenen Seite wieder in die Höhle, woraus ſie getrieben worden, ſich bemühet einzudringen. Da ſie aber mit den Händen feſt gehalten werden, und oben ſich ſelbſt zuſammen halten, ſo kan die flüßige Materie nicht in die hohle Seite eindringen. Indeſſen da ſie eine Beſtrebung hat einzudringen, ſo drücket ſie damit die Ruthe nach beyden Seiten, nemlich nach dem Leibe zu, und von dem Leibe ab. Jedoch kan ſie in ſolchem Zuſtand nicht ſchlagen, weil ſie gleich ſtark gegen beyde Seiten gedrucket wird. Allein ſo bald man ihr ein wenig mit der Hand hilft, wird ihr Gleichgewichte gehoben, und ſie ſchlägt niederwerts nach derjenigen Seite zu, wohin ſie die Hände richten. Dann weil die Stöckgen zwar oben zuſammen halten, ſo hält ſie doch nichts zurück, daß ſie ſich nicht nach der einen oder andern Seite zu ſolten niederwerts beugen können. Will ſich die Ruthe nach einer Seite zum niederfahren wenden, ſo kan ſie durch die Hände zurück gehalten werden. Richtet man ſie mit der einen Hand nach dem Leibe zu, mit der andern aber vom Leibe ab, und beuget

ſie zugleich etwas weiter auseinander, ſo läßt ſie ſich gar zerbrechen. Hieraus erhellet, wie das Schlagen der Ruthe lediglich in des Ruthengängers Gewalt ſtehet, der ſie aufrecht erhalten, oder kan ſchlagen machen, und zwar auch alſo, daß ſie allmählich und per Intervalla fortrücket, wenn es ihm beliebt. Wiewohl leicht zu erachten, daß eine gute Uebung der Hände dazu gehöre, ehe man ihnen die nöthigen Griffe recht angewehnet.

Dieſemnach kan ein Ruthengänger mit der Ruthe wohl verborgene Dinge anzeigen; aber man kan nicht ſagen, daß er ſie damit entdecke. Entweder weiß er die Sache ſchon, und ſtellet ſich nur, als wüſte er ſie nicht: oder er trifft es von ohngefehr: oder es läßt ſich muthmaßlich errathen. Was noch mehr iſt; Mannigmahl gibt man vor, etwas mit der Ruthe entdeckt zu haben, da doch niemand wiſſen kan, ob es getroffen ſey, oder nicht. Z.E. Einer Nahmens Hertel wolte durch ſeine Erfahrung und durch ſeine Ruthe behaupten, daß wo die Ruthe eingeſchlagen, (bey Rothenbach unweit Nieder Hohendorf) es zu einem rechten ſtreichenden Gang kommen werde: Und weil er auch durch ſeine Ruthe ſo viel ergründet, daß alle Ertze in gewiſſen Figuren erwüchſen, und dieſes die Geſtalt eines Engels præſentirte, der über acht Meil Weges ſich erſtreckte, hat er das Werk zum güldenen Engel genannt, und vorgegeben, daß er gleich auf die eine Fuß-Zehe einge-

eingeſchlagen. (*) Er hatte gut ſagen, weil nicht zu beſorgen, daß man nachgraben würde, um die Geſtalt des Engels zu entdecken, daher machte er dieſen Ertz-Engel, wie man ihn wohl nennen mögte, über 8 Meilen lang. Eben ſo gehet es zu, wenn Grentzen aufzuſuchen ſind; Niemand weiß, wo ſie recht ſind, darum hat der Ruthengänger Gelegenheit, ſeine Ruthe ſchlagen zu laſſen, wo er will; Denn niemand kan ihn überführen, daß er ſich geirret habe.

Die Ruthengänger ſelbſt ſind zweyerley, Betrieger, oder Selbſtbetrogene. Die Betrieger verkauffen mit Wiſſen und Willen Wind, die Selbſtbetrogene aber thun es in guter Meynung, indem ſie nicht anders wiſſen und gläuben, als die Ruthe entdecke ihnen, was ſie verlangen. Sie könten doch, wenn ſie wolten, den Selbſtbetrug daraus abnehmen, daß ihnen die Ruthe zum öftern fehl ſchlägt; daher ſolten ſie billig ein Mißtrauen in die Ruthe ſetzen, und fleißig nachforſchen, wie es damit zugehet. Man mögte zwar meynen, einer der den Vorſatz nicht habe, ſich und andere zu betriegen, würde mit der Ruthe gar nicht wohl fortkommen. Allein es iſt gar möglich. Solche Leute haben die Ruthe vermittelſt der Hände in ihrer Gewalt, jedoch nicht alſo, daß ſie nicht mannigmahl wider ihren Willen und Intention ſchlagen ſolte.

(*) S. Alchymiam denudatam, reviſ. & auctam. im 1 Theil. pag. 168.

Denn ihr gleich Gewichte kan durch eine kleine und unvermerkte Bewegung der Hand gehoben werden, da ſie aber darauf nicht acht gehabt, bilden ſie ſich ein, ſie hätten zu ihrem Schlagen nichts beygetragen. Dies geſchicht um ſo viel eher, weil ſie ihre Einbildungs-Kraft eintzig auf das Ding, ſo ſie ſuchen, gerichtet haben, wofür ſie auf die Bewegung der Hände nicht genau acht geben können. Einige wollen, die Ruthe ſchlage nicht eher, bis ſie in den Händen warm worden iſt. (*) Es iſt auch glaublich, daß die Wärme dazu etwas beytragen könne. Auf ſolchen Fall aber bildet ſich der Ruthengänger ein, er habe ihr Schlagen gar nicht befördert, und wird alſo in dem Wahn geſtärket, daß die Ruthe verborgene Dinge zu entdecken vermögend ſey. Alſo ſiehet man, wie er ohne Wiſſen und Willen ſich ſelbſt betriegen könne. Mannigmahl kan er auch etwas damit entdecken, nemlich von ohngefehr, oder durch Muthmaſſungen. Denn ſeine Einbildung iſt auf das Ding gerichtet, welches er ſucht, und ſo er dahin kömmt, wo ſeiner Muthmaßung nach daßelbe anzutreffen, ſo geht bey ihm eine ſtarke Bewegung vor, wodurch die Ruthe unvermerkt zum Schlagen gebracht wird. Indeßen meynet er ſelbſt nicht, daß ers muthmaßlich errathen habe, ſondern bildet ſich eine geheime Würkung ſeines Geiſtes ein, der verborgene Dinge wiße, und ſie durch die Ruthe offenbare.

Die

(*) S. Caſp. Schotti Mag. Univers. Naturæ & Artis. Tom. 4. pag. 423.

Die Frage, warum die Ruthe nicht jedermann ſchlägt, auch zuweilen dem beſten Meiſter nicht? iſt nun leicht zu beantworten. Sie muß einem jeden ſchlagen, der ſie nur recht hält. Denn weil ſie alsdann im Gleichgewichte ſtehet, ſo iſt es faſt unmöglich, daß er nicht mit der einen oder andern Hand ihr unvermerkt ſolte einen Ruck geben, und dadurch machen, daß ſie niederzufahren beginnt. Allein den geübten Ruthengängern ſchlägt ſie allmählich, und geht per intervalla nieder. Dies dürfte den ungeübten nicht alſo gelingen, ſondern die Ruthe ihm ſchnell niederfahren: Deswegen hat man von ſolchen vorgegeben, die Ruthe ſchlage ihm nicht. Es kömmt demnach dabey bloß auf die Uebung der Hände an. Ein ungeübter wird auch nicht leicht etwas entdecken, wann er es ſchon muthmaßlich errathen könte. Denn er weiß die Ruthe nicht allemahl ſo lange aufzuhalten, bis er an das Ding kommt, ſondern ſie wird ihm vor der Zeit ſchlagen. Wenn ſie einem geübten Meiſter nicht recht ſchlagen will, ſo iſt entweder ſeine Einbildungs-Krafft irre gemacht, und er zweifelt heimlich, ob ers treffen werde: Dies nennet Zeidler ſeine Gedanken von dem Ort abziehen, worauf ſie ſchlagen ſoll, oder mit den Gedanken etwas fremdes dahin bringen; auf welchen Fall, wie er ſchreibt, ſie ſich nicht darauf neiget, oder gar betriegt, und alles falſch und untüchtig iſt. (*) Oder ein ſolcher iſt ein Betrieger,

(*) S. deſſen Pantomyſter. pag. 109.

triegør, der, weil er ſich nicht getrauet, die Sache zu entdecken, beſſer thut, wenn er vorgiebt, die Ruthe wolle ihm jetzt nicht ſchlagen, als daß er ſich und ſeine Kunſt zu Schanden macht.

Dieſe Gedanken von der Wünſchel-Ruthe werden noch ein gröſſer Gewicht bekommen, wenn ich zum Beſchluß die beyden berühmteſten Ruthengänger aufführe, und ihre gemachte Proben gehörig unterſuche. Selbige ſind Jacob Aymar, und Herr Johann Gottfried Zeidler.

Jacob Aymar, ein Bauer, oder Landmann in Frankreich, welcher wegen des Ruthengehens ſehr berühmt war, ward anno 1692 nach Lion gefordert, woſelbſt ein Weinhändler nebſt ſeiner Frauen mit einer Axt in einem Keller ermordet, und ihr Geld aus einem Gezelt, ſo ſie an ſtatt einer Kammer gebraucht, war geſtohlen worden. Weil man nun die Thäter nicht wuſte, ſo ſolte er ſie mit der Ruthe entdecken. Er ſtieg hinunter in den Keller, wo der Mord geſchehen war, und durchlief denſelben, ſeine Ruthe aber bewegte ſich im geringſten nicht, als nur auf den Ort, wo der Wirth war ermordet worden. Hier wurde Aymar bewegt, ſein Puls ſchlug wie in einem heftigen Fieber; die Ruthe, welche er in Händen hielt, ſchlug ſtark, und alle dieſe Bewegungen wurden verdoppelt an der Stätte, wo man den todten Cörper der Frauen gefunden hatte. Nach dieſem entweder durch die Ruthe, oder durch eine innerliche Empfindung geführet, ging

er in das Gezelt, wo der Diebſtahl geſchehen war; und von da verfolgte er in den Gaſſen die Spuhr der Mörder, gieng zur Stadt hinaus über die Brücke, ſo über die Rhone gehet, und hielt ſich immer zur rechten Hand die Länge des Flußes hinauf. Er ſagte, wie er unterweilen drey Mitſchuldige gewahr würde, bisweilen aber nicht mehr als zwey ſpührete. Als er in ein Garten-Haus kam, ſo blieb er darauf, ſie hätten um einen Tiſch geſeſſen, auf welchen ſeine Ruthe ſchlug, und hätten von dreyen Flaſchen, ſo in der Stuben ſtunden, eine angerührt, auf welche die Ruthe gleichfalls ſchlug. Von dem Gärtner konte man nicht erfahren, ob jemand von ſeinen Leuten mit den Mördern geredet hätte. Man ließ die Leute im Hauſe herkommen, die Ruthe ſchlug auf keinen unter ihnen. Endlich kamen zwey Kinder von 9 oder 10 Jahren, die Ruthe ſchlug auf ſie. Dieſe bekannten, daß ſich an einem Sonntag frühe 3 Kerl, welche ſie beſchrieben, in das Haus geſchlichen, und aus der einen Flaſchen, ſo der Ruthengänger zeigete, Wein getrunken hätten. Ehe man nun den Aymar weiter nachſpühren ließ, ſetzte man ihn erſt auf die Probe. Man nahm die Axt, womit der Mord verrichtet war, und grub ſie nebſt andern Aexten in die Erde, daß er nicht zuſahe. Man ließ ihn über die Aexte gehen, und die Ruthe ſchlug allein auf diejenige, mit welcher der Todtſchlag geſchehen war. Man verband ihm die Augen, und verſteckte die Aexte in das Gras, und er entdeckte allezeit dieſe Axt. Darauf ſchickte

man

man ihn mit einigen Häſchern fort, um den Mördern nachzuforſchen. Man kam an das Ufer der Rhone, allwo eine halbe Meile von der Brücken hinunterwerts ihre Fußſtapffen in dem Sande des Ufers gnugſam anzeigten, daß ſie waren zu Schiffe gegangen. Es wurde ihnen gar eben auf dem Waſſer nachgefolget, und Aymar ließ ſein Schiff in der Spuhr fortgehen, und unter eine gewölbte Brücke bey Vienne, wo man ſonſt niemahls durchſchiffte, fahren; woraus man ſchloß, daß ſie keinen Schiffer bey ſich gehabt, weil ſie des guten Weges auf dem Fluß weit verfehlet hatten. In währender dieſer Reiſe ließ der Bauer an allen Ufern anfahren, wo die Galgen-Vögel angeländet waren, ging gerade auf ihren Fußſtapffen fort, und erkannte zu groſſer Verwunderung der Wirthe und Zuſeher, die Betten, worinnen ſie gelegen, die Tiſche, worüber ſie geſeſſen, und die Kannen und Gläſer, welche ſie berühret hatten. Man kam in das Feld-Lager bey Samblon; der Bauer fühlete eine Bewegung, er beredete ſich, daß Mörder da wären, durfte doch die Ruthe nicht ſchlagen laſſen, aus Furcht für den Soldaten. Alſo kam er wieder nach Lion.

Man ſchickte ihn mit einem Recommendations-Schreiben wieder in das Feld-Lager. Die Uebelthäter aber waren von dort vor ſeiner Rückkunft weggereiſet. Er verfolgte ſie bis nach Beaucaire, und auf dem Wege durchſuchte er allezeit ihre Herbergen, bemerkte ohne Unterlaß den

Tiſch und die Betten, welcher ſie ſich bedienet, und die Kannen und Gläſer, daraus ſie getrunken hatten. Als er zu Beaucaire war, erkennete er durch ſeine Ruthe, daß ſie ſich getheilet hatten, er hielt aber mit Verfolgung desjenigen an, deſſen Fußſtapffen die Ruthe am meiſten bewegten. Er ſtund an der Thüre eines Gefängniſſes ſtille, und ſagte vor gewiß, daß einer von den Mördern darinnen wäre. Man machte ihm auf, und wieſe ihm 12 bis 15 Gefangene, unter welchen war einer Nahmens Boſſu, der etwa vor einer Stunde wegen eines geringen Diebſtahls eingeſetzet worden, und dieſen, als einen, der an dem Morde Theil hatte, bezeichnete die Ruthe.

Nun ſuchte man auch die andern. Aymar eröffnete, daß ſie einen Fußſteig, der auf den Weg nach Niſmes führete, gegangen wären. Boſſu ward nach Lion gebracht, und leugnete anfänglich, daß er einige Wiſſenſchafft von dieſer Uebelthat, oder den Räubern hatte: Als man ihn aber auf dem Weg führete, auf welchem er nach Beaucaire gereiſet war, und ihn in allen Häuſern kennete, wo er ſich aufgehalten, ſo bekennete er, daß er bey dem Diebſtahl und Mord zugegen geweſen, und daß von den zwey Mitſchuldigen, welcher Namen er nennete, einer den Mann, der andere aber die Frau umgebracht hätten.

Nun ſolte Aymar auch die andere beyden Mörder aufſuchen, da ihn denn ſeine Ruthe wieder

wieder nach Beaucaire führete, vor die Thüre desjenigen Gefängniſſes, wo man den erſten gefunden hatte. Er verſicherte, daß noch einer von ihnen darinnen wäre, und niemand konte ihm den Irrthum benehmen, als der Kerker-Meiſter, welcher ihm ſagte, daß ein Kerl in ſolcher Geſtalt, wie man einen von dieſen Galgen-Vögeln beſchrieb, kurtz zuvor dahin kommen, und nach des Boſſu Zuſtand gefraget hätte. Man kam folgends wieder auf ihre Fußſtapffen, man war bis an Toulon in einer Schäferey, allwo ſie den vorigen Tag Mittags-Mahlzeit gehalten hatten. man folgete ihnen nach auf das Meer, wo ſie zu Schiff gangen waren: Man erkennete, daß ſie dann und wann angeländet waren, und daſelbſt unter Oel-Bäumen geſchlafen hatten; Und ohngeachtet des Ungewitters, verfolgte ſie die Ruthe auf den Wellen vergeblich, bis an die äußerſten Grentzen des Königreichs. Unterdeſſen ward dem Boſſu der Proceß gemacht, und er veurtheilet lebendig gerädert zu werden. (*)

Ueber dieſen Bericht wird vielleicht mancher ſtutzen, und nicht wiſſen, was er davon gedenken ſoll. Man hätte auch Urſach dazu, wenn man von deſſen Aufrichtigkeit vollkommen verſichert wäre. Ich habe aus dem Blendwerk der Gelehrten mit der Wünſchel-Ruthe bemerket, wie einige in Frankreich in der Sache ſelbſt zweifelhaft geweſen, indem ſie ſchreiben; wenn das Schlagen

(*) S. Zeidlers Pantomyſter. pag. 336. ſeq.

Schlagen der Ruthe nicht von dem Betrug der Leute herkomme, ſo müße es ein Werk der Teufel ſeyn. (*) Monſr. de St. André macht es nicht anders, wie ſeine Worte klärlich bezeugen: Sie verlangen, ſchreibt er, daß Ihnen die Urſach von einem facto (nemlich daß man die Mörder mit der Wünſchel-Ruthe entdecket) anzeigen ſoll, das mir unbekannt, und vielleicht der Wahrheit nicht gemäß iſt. (**)

Man könte zwar auf die Gedanken kommen, Aymar habe den einen Mörder nur von ohngefehr entdecket, indem ihn ſeine Muthmaſſungen zu einem mit allerhand Uebelthätern angefüllten Gefängniß geführet, in der Hoffnung, der Mörder könte vielleicht darunter ſeyn. Nachdem auch Aymar in das Gefängniß getreten, und daſelbſt kund worden, was er ſuche, ſo kan der Boſſu, als den ſein Gewiſſen plagte, erſchrocken ſeyn, welches ihm Aymar angeſehen, und ihn deswegen mit der Ruthe für den Schuldigen angegeben. Allein dabey fällt noch bedenklich, daß Aymar die Oerter angezeigt hat, wo Boſſu mit ſeinen Cameraden auf der Flucht geweſen war. Denn das muſte Boſſu ſelbſt zugeſtehen, nachdem er von den Wirthen war erkannt worden. Man könte auch wohl ſagen, Boſſu wäre nicht einmahl bey dem Mord zugegen geweſen, hätte

(*) Zeidler. pag. 434.
(**) S. deſſen Briefe von der Zauberey. pag. 28.

auch gar nichts darum gewuſt, ſondern nur aus Furcht für der Tortur ſich ſchuldig gegeben: Denn anfangs wolte er ja von der That nichts wiſſen. Aber obige Schwierigkeiten ſtehen abermahls im Wege. Zwar was des Boſſu Geſtändniß anlangt, daß er an denen Orten geweſen, welche Aymars Ruthe bezeichnet hatte, ſolches könte wohl aus Furcht für der Marter herkommen ſeyn, indem er beſorgen muſte, man würde ihn doch durch die Tortur nöthigen, ſolches einzugeſtehen. Allein daß er von den Wirthen erkannt worden, hat mehr Schwierigkeiten, welche ſich doch auch wahrſcheinlich heben laſſen, wenn man ſetzt, welches gar möglich iſt, daß ſie ſich in der Perſon geirret. Es war ja ſchon eine geraume Zeit her, daß Boſſu ſolte bey ihnen geweſen ſeyn; So konten ſie auch nicht alle Leute genau wiederum erkennen, die vor weniger Zeit bey ihnen gegeſſen und getrunken, weil in denen Wirthshäuſern viele Perſonen anſprechen, die nicht alle wieder zu erkennen ſind.

Jedoch wir haben nicht nöthig, uns damit viel zu zermartern, wie es bey dieſer Entdeckung zugegangen, da ſich ohne dem gnugſam erweiſen läßt, daß Aymar ein Betrüger geweſen; womit ſo viel erhalten wird, es müße bey Entdeckung dieſer Mörder ein Betrug mit unter gelaufen ſeyn.

Es war anfänglich gar nichts ſonderliches, wenn

wenn ſeine Ruthe in dem Keller ihm ſo ſtark ſchlug, denn damit entdeckte er nichts, als was man ſchon vorher wuſte. Man kan gar ſagen, Aymar habe nicht einmahl Mörder entdecket, weil Boſſu eigentlich keiner war; der hatte nichts mehr gethan, als daß er nur die Thüre des Kellers, worinnen der Mord geſchah, gehütet; und von 500 Franken, ſo man geſtohlen, hatte er nicht mehr als 6 Thaler für ſeine Mühe bekommen. (*) Wäre Aymar ſeiner Kunſt recht gewiß geweſen, er würde die rechtſchuldigen verfolgt und aufgeſucht haben. Nachdem Boſſu entdecket war, ſo war er erſt hinter den beyden andern her, und folgte ihnen bis ans Meer, da er ſie ließ zu Schiffe gehen. Das war für ihn ein ſehr guter Einfall, damit blieb ſeine Ruthe bey Ehren; er hatte doch die Mörder-Spuren gefunden, es mogte nun wahr ſeyn, oder nicht, jedermann gläubte es doch. So wickelte er ſich aus einem gefährlichen Handel. Hätte er nicht vorgegeben, daß ſie wären zu Schiffe gegangen und ſchon über die äußerſten Grenzen des Königreichs kommen, ſo würde man ihm angemuthet haben, ſie weiter aufzuſuchen. Solches getrauete er ſich nicht: darum war es beßer, daß er ſie über Meer davon wiſchen ließ.

Aymar wuſte nicht allemahl eigentlich, ob die Ruthe auf Waſſer, Metall, oder einen todten

(*) Zeidler. pag. 464.

ten Cörper ſchlüge; aber auf der Mörder Spur konte er nicht irre werden, wegen der Empfindung, ſo er an dem Ort des Todtſchlags zu erſt geſpüret, die er auf dem gantzen Wege empfinden wolte. (*) Kan man nicht muthmaßen, daß er in Verfolgung der Mörder an ſolche Oerter kommen, wo ein Mord begangen worden; ſolte es auch nur ein Ort geweſen ſeyn, wo ehedem eine Schlacht gehalten, und viele Leute umgebracht worden. Hier müſſe er ſeine gewöhnliche Erſchütterung empfunden haben, und doch gantz irre worden ſeyn, indem die Ruthe nicht ferner des Boſſu Spuren, der eigentlich nicht ein Mörder war, ſondern anderer Todtſchläger würde angezeigt haben. Wolte man vorgeben, die Umbringung der Menſchen in einer Schlacht ſey eigentlich kein Mord, weil ſie rechtmäßiger Weiſe geſchehe, ſo iſt wohl zu bedenken, daß es doch phyſice ein Mord ſey, ob es gleich moraliter nicht dafür gehalten wird. Boſſu war, ſo zu reden nur ein moraliſcher Mörder, denn er hatte nicht ſelbſt Hand angelegt, ſondern nur Schildwacht gehalten. Nun muß das Schlagen der Ruthe natürlich geſchehen, und moraliſche Umſtände können dazu nichts beytragen. Hieraus folgt, die Ruthe müſte den Aymar an ſolchem Ort auf die Spur der phyſiſchen Mörder, nicht aber des Boſſu, der nur ein moraliſcher war, gebracht haben, wann es, wie es nothwendig ſeyn muß, damit natürlich zugegangen.

Jedoch

(*) Zeidler. pag. 113.

Jedoch wir wollen ſehen, was Aymar nach der Zeit mit ſeiner Ruthe für ſchöne Proben, und wie er ſich damit ſelbſt zu Schanden gemacht. Zu Chantilly wolte ſeine Ruthe auf das Erdreich, worunter Waſſer floß, nirgend ſchlagen. In einem andern Garten verſcharrete man Gold, Silber, Kieſel-Steine und Kupffer, an vier unterſchiedenen Orten, und ſeine Ruthe ſchlug auf nichts, als auf die Kieſel-Steine. (*) Was Balthaſar Becker (**) aus dem Mercure Hiſtorique von ihm anführet, iſt auch wohl zu merken. Die Ruthe ſchlug ihm fehl in einer Cammer, in welcher an unterſchiedlichen Orten Silber ſtund, er aber ſagte, es geſchehe darum, weil die Cammer an unterſchiedlichen Orten blinkete. Man machte 5 Gruben in dem Hofe, darin legte man Gold, Silber, Kupffer, Geld und Steine, alles zugedeckt. Sein Stöcklein drehete nur einmahl auf die Steine, und einmahl da gantz nichts war. In dem Hofe von Guiſe drehete es wohl auf ein Threſor, wegen des Silbers, aber nicht auf ein Fell-Eiſen, ſo davon voll war, doch zugedeckt. Es drehete auf Stühle, daran etwas vergüldet war, aber nicht in einer Cammer, welche überall vergüldet, doch mit Kleidern bedecket war.

Mit Entdeckung der Mörder machte er auch einsmahls eine ſchlechte Probe. Ein gewißer

(*) Idem pag. 210.
(**) In der bezauberten Welt. lib. 4. cap. 23. §. 6.

wißer Printz gieng mit ihm des Abends um 10 Uhr in die Straße St. Denis an den Ort, wo kurtz vorher ein Schaar-Wächter war entleibet worden. Man hatte ihm 15 oder 16 Stiche mit dem Degen gegeben, und er hatte da alle ſein Blut vergoſſen. Man hätte glauben ſollen, das würde ein rechter Ort vor den Aymar ſeyn, da er ſeine Empfindung haben könte. Er kam an mit ſeiner Wünſchel-Ruthe, man ließ ihn etliche mahl über die Städte hergehen, aber die Ruthe ſtund ſtock ſtille, und ſein Geblüte bewegte ſich nicht. Da war er bald mit der kahlen Entſchuldigung fertig, es geſchehe nicht als auf Morde, die aus Vorſatz und mit Grauſamkeit verübet würden; nicht auf die, welche durch Unglück und Uebereilen verurſacht worden; wie auch nicht, wenn die Schuldigen die That bekennet hätten. (*)

Mit den Dieben wolte es ihm nicht beßer gelingen. Zu Chantilly bezüchtigte er mit ſeinem Stöcklein einen Jungen der Dieberey, welche vor 5 Jahren geſchehen war, da doch der Junge nur erſt ein Jahr daſelbſt geweſen. Als er an einen Ort gebracht ward, da ein Dieb auf der That ertappet, und alsbald in Verhaft gebracht worden, drehete ſich ſeine Ruthe gantz nicht. (**) Zu Voiron bey Grenoble ſchlug ſeine Ruthe auf einen Kerl, welcher ei-

(*) Zeidler pag. 211. conf. Beckers bezauberte Welt loc. cit. §. 7.

(**) Balth. Becker. loc. cit.

eines Diebſtahls fälſchlich beſchuldigt war, und nicht auf den rechten Dieb. Zwey Tage hernach wurde die Sache offenbar, und Aymar muſte das Land räumen. (*) Höret doch, was er zuletzt für närriſche Poßen angab. Zwey oder drey dumme Eſel ließe der Aymar die Länge durch eine Gaße gehen, damit ſie erfahren mögten, ob daſelbſt Häuſer wären, darinnen die Jungfern und Weiber ihre Ehre verſchertzet hätten. Die Ruthe ſchlug vor 5 oder 6 Thüren: Dieſes wurde bald in der gantzen Stadt ausgebreitet, verurſachte viel böſe Nachrede und Verleumdung, und ſetzte zwey oder drey Familien in große Verwirrung, da doch allem Anſehen nach die Anzeigungen falſch waren, welche die Ruthe gegeben hatte. (**)

Wer hieraus den Aymar nicht für einen Betrieger erkennen will, mag ihn immerhin für einen großen Propheten halten.

Herr Johann Gottfried Zeidler war anfangs Prediger im Mannsfeldiſchen, dankte ab, und zog nach Halle, allwo er als Auctionator der Univerſität geſtorben. Er machte mit dem Anfang des jetzt laufenden Jahrhunderts viel Aufhebens von der Wünſchel-Ruthe, wie aus ſeinem zum öftern angeführten Pantomyſterio zu erſehen. Darin ſchreibt er unter andern: **die Wünſchel-Ruthe wird ſich** nicht

(*) Zeidler. pag. 434.
(**) Idem. pag. 437.

nicht ſchlecht, wie Apollinis Altar zu Delos, verdoppeln, ſondern ſich viel hundert fältig, beßer als die ausländiſchen Tulipanen, ſo heute zu Tage in allen Bauer-Gärten wachſen, vermehren. Sie wird dem Vaterlande, ſo viel und mehr Nutzen bringen, als die Erfindung des Büchſen-Pulvers, und der Druckerey. Jacob Aymar wird Columbus ſeyn, und ich (ohne Ruhm zu reden) Americus Veſputius. Sie wird die Allmacht GOttes preiſen, die Atheiſten zu GOttes Erkäntniß führen, der heydniſchen und ungewißen Phyſica die letzte Oelung geben, den Motum der Carteſianiſchen Materie abſprechen, und die Phyſicam ſpiritualem ſecundiren und erhöhen, ſie wird, an ſtatt der unnützen und ſophiſtiſchen, eine rechte Metaphyſica geben, eine kurtze Logica ohne Terminos und Figuras zeigen: viel unbekantes in der Phyſica, Medicin und Hiſtoria weiſen, und die ſo genante Medicinam Magicam ſ. Magneticam juſtificiren. Sie wird alle pedantiſche Grillen und alberne Diſciplinen verjagen, und den Studirenden was rechts und lobwürdiges, auch nahrhaftes zu thun geben. Mit einem Wort: wir werden eine güldene Zeit haben, und Teutſchland wird eine Schule werden aller ausländiſchen Nationen, auch der zweyäugigen Sineſer. (*) Er vermißt ſich ſer-

(*) pag. 6. 7.

ferner, wenn er den Ort wüſte, wo Cain ſeinen Bruder Abel erſchlagen, ſo wolte er den Weg, den Cain nach vollbrachtem Mord begangen, mit ſeiner Wünſchel-Ruthe finden. (*) Was er ſonſt noch damit leiſten wollen, habe ſchon oben angeführet, und iſt unnöthig, es allhier zu wiederholen. Hätte er gnugſame Zeugniſſe vor ſich gehabt, daß er würklich geleiſtet, was er ſeiner Ruthe zugetrauet, müſte man ihn billig für einen rechten Wundermann halten: Aber daran fehlts. Man hat mir vielmehr in Halle verſchiedentlich verſichert, wie er zum öftern mit ſeiner Kunſt ſehr ſchlecht beſtanden; daher auch die Studenten damit nur ihr Geſpötte trieben.

Er iſt ſeiner Sache ſelbſt nicht recht gewiß, weil er ſchreibt: **Niemand ſoll dasjenige, was er mit der Ruthe gefunden, vor gantz gewiß und unbetrüglich ausgeben, ſondern nur vor wahrſcheinlich, ſelbſt nichts, das andern beſchwerlich ſeyn könte, darauf anfangen, noch andere dazu bereden. Alſo kan man zwar wohl laßen auf den Diebſtahl ſchlagen, wo er anzutreffen, man kan aber einen nicht ehe Diebſtahl Schuld geben, bis man ihn mit der Wünſchel-Ruthe bey ihm gefunden. Man kan damit Diebe und Mörder ſuchen, wenn ſie entlaufen, und man ſchon den Thäter weiß,**

(*) pag. 136.

nicht aber wenn der Thäter unbekandt iſt.(*) Die Ruthe muß nach ſeinem eigenen Geſtändniß fehlen, ſonſt wäre nicht abzuſehen, warum man den nicht für den Dieb halten ſolte, welchen die Ruthe angezeiget, ehe die geſtohlne Sache bey ihm gefunden worden: oder warum man damit nur bekandte aber nicht unbekandte Mörder aufſuchen könte. Das ſtimmet ja mit ſeinen Principiis nicht überein, da er ſich rühmet, er könne alles ohne Unterſcheid mit der Ruthe entdecken. Wann man nicht wüſte, daß er ein Mann von wunderlicher Einbildung geweſen, der geglaubt, es könne ein Mann ſeine abweſende Frau ſchwängern, der von Ahndungen, Spücken bey lebendigem Leibe, von Umwenden des Hausraths, von Umreiten in Feuers-Brünſten, von Blut-ſtillen durch ein umgekehrtes Bein im Lehnſtuhl, daran das Blut geſchmieret, und dergleichen zehenerley Sachen, viel Weſens gemacht, (**) ſolte man ihn wohl für einen Taſchen Spieler halten. So aber ſcheinet es, als habe er aus überſteigender Phantaſie ſich ſelbſt betrogen, und iſt nur Wunder, daß ihm nicht endlich die Augen aufgegangen, nachdem ſeine Ruthe zum öftern gefehlet. Der Herr Thomaſius erzehlet,(***) wie Zeidler einsmahl begehret, man ſolte auf 3 Pappiere die Nahmen des Pabſts, Lu-

(*) pag. 545.
(**) pag. 386. 424. in Not.
(***) In der Vorrede zu dem Pantomyſter. §. 5.

Lutheri und Calvini ſchreiben, mit dem Erbieten, er wolte mit der Licht-Putze das Pappier entdecken, darunter Lutheri Nahmen geſchrieben ſtünde. Thomaſius widerſprach, und warnete ihn, es würde nicht angehen; und es traf auch damahlen nicht ein. So war auch in Halle gnugſam bekandt, daß er öfters mit ſeiner Ruthe zu Schanden worden. Er bringt zwar deshalb eine Entſchuldigung bey, (*) und gibt vor, die Ruthe fehle in Kleinigkeiten mehr, als in wichtigen Materien, denn die Seele ſey zu edel, daß ſie ſich in alle Lappalien einlaſſen, oder ſich von vorwitzigen Leuten verſuchen laſſen ſolte. Doch damit kömmt er nicht aus. Käme es dabey auf die Seele an, ſo ſtund es bey ihm, daß er ſich nur recht anſtrengete, dann konte es ihm nicht fehlen. Die Seele kan ſich auch mit Lappalien beſchäftigen, wenn ſie will; und er hätte gern gewolt, wenn er nur gekont, weil er allemahl vorher ſahe, daß ſonſt die Ruthe würde proſtituirt werden.

Dies eintzige mögte noch jemanden bewegen, hinter dieſem Manne und ſeiner Ruthe was ſonderliches zu ſuchen, wann er ſeine beyde Hände unbeweglich gehalten, nicht einen Finger gereget, noch das geringſte mit der Ruthe gekünſtelt, ſich dennoch die Ruthe mit aller Gewalt bewegt, als wenn ſie lebendig wäre, geknarret, oft gar zerbrochen, die Licht-Putzen ſich in

(*) pag. 536.

in der Hand gedrehet, aus der Form gegeben, daß man ſie mit Gewalt wieder muſte gleich drehen, oder hämmern.(*) Wer aber der Sache recht nachdenkt, wird auch hier nichts ſonderliches antreffen. Denn daß er ſolches mit ſeinen Händen zuwege gebracht, daran iſt gar kein Zweifel. Man ſoll nicht meynen, als hätte er die Hände gantz ſtill und unbeweglich gehalten, ſondern durch Zuſammendrückung der Fingerl, und eine ſehr langſame folglich unvermerkliche Bewegung der Hände, würkte er auf die Ruthe, und indem er unvermerkt das eine Ende nach dem Leibe zu, das andere aber vom Leibe abbeugte, muſte die Ruthe brechen. Will man ſelbſt eine Ruthe in die Hand nehmen, ſo wird ſich finden, daß ſie ſich ſolcher Geſtalt zerbrechen laße, und wenn die Bewegung der Hände ſehr langſam geſchiehet, wird ſie kaum zu merken ſeyn: wer ſie aber in Händen hat, merket gar wohl, was er damit vornimmt. Zeidler hat die Bewegung ſeiner Hände etwa nicht gemerket, weil ſein Kopf mit der Einbildung, von der Würkung des Geiſtes auf die Ruthe, gantz angefüllet war, oder wo er ſie gemerket, ſie als einen Beweis der Würkung ſeines Geiſtes angeſehen, der durch die Hände in die Ruthe übergehe. Kan man ſchwache Ruthen mit den Händen zerbrechen, ſo kan man damit auch wohl Licht-Putzen aus ihrer Form drehen: dazu gehört nur eine gute Uebung, worin Zeidler ein Meiſter war.

Das

(*) pag. 5.

Das 9 Capitel.

Von der Idioſyncraſia.

Das Wort Idioſyncraſia bedeutet eine eigene, und beſonders geartete Temperatur: Man verſteht dadurch eine beſondere Natur oder Eigenſchaft eines Menſchen oder Thieres, welche nicht allen Menſchen oder Thieren, ſondern nur dieſem oder jenem eigen iſt. Andere (*) beſchreiben die Idioſyncraſia, daß ſie ſey eine gantz beſondere Eigenſchaft, die ein Menſch oder Thier vor andern von Natur hat, und welche ſeinem Cörper im übrigen wenigen oder gar keinen Schaden bringt. Hierunter nun ſoll eine natürliche Sympathie oder Antipathie ſtecken, wiewohl die meiſten Exempel, ſo man anzuführen weiß, auf eine Antipathie hinauslaufen.

Da die Exempel die Sache am beſten erläutern, ſo will damit von den Thieren den Anfang machen. In dem 57 Abſchnitt (**) habe eines baleariſchen Kranichs gedacht, der beſondere Liebe zu einem Soldaten getragen. Wer Belieben hat, mag daraus eine Idioſyncraſie machen, die ſich bey dem Kranich gefunden. Ich will noch ein gleiches Exempel anführen, wovon uns ebenfalls der Herr von Bußbeck Nachricht

(*) S. die Petersburgiſche Anmerkungen über die Zeitungen. 1732 das 71 Stück.

(**) Tom. 2. pag. 832.

richt giebt. (*) Derſelbe hatte einen Luchs aus Aßyrien bekommen; dieſer trug eine ſolche Zuneigung gegen einem ſeiner Diener, daß man nicht leugnen konte, er müſte wahrhaftig in ihn verliebt ſeyn. Wann der Diener zugegen war, wuſte er ihm nicht gnug zu ſchmeicheln, und zu liebkoſen, umfing ihn und küßete ihn; wann er weggehen wolte, fiel er ihm ſehr gelind in den Mantel, und hielt ihn mit den Nägeln; wann er fortging, ſahe er ihn mit unverwandten Augen nach, und war gantz traurig, bis er wieder kam; da ſahe man Wunder, wie froh er alsdann war, und wie er ihn gleichſam willkommen hieß; konte auch nicht lange ohne ihn ſeyn. Unterdeßen war der Diener nur etliche wenige Tage mit ihm umgegangen. Man erinnere ſich, was ich bey Gelegenheit des vorgedachten Kranichs geſagt, nemlich, daß derſelbe des Soldaten Geſellſchaft geſucht, weil er von ihm gepfleget und gefüttert worden; alsdann wird man die Verwunderung über die Luchs-Hiſtorie gern fahren laſſen. Obgleich der Luchs noch nicht lange mit dem Diener umgegangen, ſo hatte doch dieſer während Zeit ihm ſein Futter gereichet, geſchmeichelt und mit ihm getändelt, daher kam es, daß der Luchs gern um ihn war. So wenig man dieſes eine Sympathie nennen kan, ſo wenig wird es auch den Nahmen einer Idioſyncraſie verdienen.

Von

(*) S. deſſen Sendſchreib. von der Türkiſch. Botſchaft. Epiſt. 3. pag. 257. der teutſchen Ueberſetzung.

Von den Elephanten wird vorgegeben, wie ſie davon lauffen, wenn ſie ein Schwein gruntzen hören. (*) Wäre es wahr, ſo müſte ſolches ein Exempel der Idioſyncraſie ſeyn, weil dieſe Eigenſchafft nicht andern Thieren, ſondern nur den Elephanten zuſtehet. Allein es wird ſonder Zweifel eine Fabel ſeyn. Hat jemahls ein Elephant das Gruntzen der Schweine nicht vertragen können, ſo iſt es daher kommen, daß ihm ſolches Gruntzen, als er es zum erſtenmahl unvermuthet gehöret, erſchrecket hat, und er darüber einen Schauer empfunden. Wann er alſo dergleichen wieder gehöret, iſt das ehemahlige Schrecken auch wiederkommen, weil beyde Empfindungen zum erſtenmahl bey ihm miteinander verknüpft worden. Demnach war es ja keine natürliche Antipathie.

Was die Idioſyncraſie der Menſchen anlangt, ſo hat man auch einige Exempel, die ſich zur Sympathie rechnen lieſſen, wann ſie nur der Wahrheit vollkommen gemäß wären. Der König Pyrrhus konte mit dem groſſen Zehe ſeines rechten Fußes die Miltzſüchtigen heilen, wann er ſie damit berührte. Der Kayſer Veſpaſianus ſtrich einem Blinden ſeinen Speichel in die Augen, und verhalf ihm damit wieder zu ſeinem Geſichte; Einen Lahmen aber machte er geſund, indem er nur deſſen Fuß berührete. Die

(*) Vor angeführte Petersburgiſche Anmerkungen, im 43 Stück.

Die Könige von Frankreich heilen die Kröpffe durch bloſſes Anrühren. Dieſe Exempel ſind ſchon anderswo berühret, und dergeſtalt beurtheilet worden, (*) daß dabey an keine Sympathie zu gedenken iſt. Jener Edelmann hatte eine lächerliche Eigenſchafft an ſich: Er muſte das Waſſer laſſen, wenn er hörete die Laute ſpielen. Dieſem bewies ein ander folgenden Poſſen: Als der Edelmann mit einigen vornehmen Leuten ſpeiſete, führte er einen Blinden ins Gemach, der ſich mit ſeiner Laute hören ließ, worüber der Edelmann zu ſeiner gröſten Beſchämung ſich nicht enthalten konte, daß Waſſer zu laſſen. (**) Scaliger, der ſolches erzehlet, nennet es eine Sympathie, da ſich doch daraus beſſer eine Antipathie machen läßt. Von dergleichen Antipathie aber hat man unzehliche Exempel; Sie heiſſet deswegen Idioſyncraſie, weil ſie einigen Menſchen insbeſondere eigen iſt.

Albertus M. erzehlet, daß zweene Zwillinge geweſen, davon der eine durch das bloſſe Anrühren mit ſeiner Seite alle Schlöſſer und Thüren aufſprengen können: Der andere hingegen habe verurſacht, daß alles, was jener aufgemacht, ſich gleich wieder zugethan. (***) Dies iſt vermuthlich eine Fabel, die man den verborgenen Eigenſchafften zu gefallen erdichtet hat; Weswegen

(*) S. den 52 Abſchnitt: Von Heilung der Kröpffe.
(**) Scaliger de Subtilitate Exercitat. 344. No. 6.
(***) Porta Mag. Natural. lib. 1. cap. 13.

wegen wir uns auch darum nicht weiter zu bekümmern haben. Von gleichem Schlage iſt, was von einem Egyptier, Nahmens Heraiscus gemeldet wird; Derſelbe konte die unreinen Weibsbilder nicht allein mit den Augen erkennen, ſondern auch, wenn er nur ihre Stimme von ferne hörte, denn ſie verurſachten ihm alſobald nicht geringe Kopf-Schmertzen. (*) Ein gewiſſer Mönch zu Prag konte durch ſeinen ſubtilen Geruch das keuſche Frauenzimmer von dem unkeuſchen unterſcheiden. (**) Ich begehre nicht gäntzlich zu leugnen, daß von unkeuſchen und geilen Weibsbildern einige Ausdünſtungen ausgehen, welche durch die äußerliche Sinne, ſonderlich den Geruch können empfunden werden. Und in ſo fern ſind die erzehlte Begebenheiten nicht unmöglich. Verſteht man aber durch unkeuſches und unreines Frauenzimmer ſolche, die ſich würklich beflecket haben, ſo laſſen ſich ihre begangene Schand-Thaten dergeſtalt auf keine Weiſe entdecken, weil ihre Ausdünſtungen, wenn ſie empfunden werden, nichts mehr beweiſen, als daß ſie zur Geilheit und Wolluſt geneigt ſind. Hat Heraiscus Kopf-Schmertzen empfunden, wann er ein unreines Weibsbild nur von ferne reden hören, ſo muß man dieſes ſeiner Einbildung zuſchreiben, die ihm ſelbige verurſachte, indem er gewiß glaubte, ſie müſten ſolche ſeyn, wofür er ſie hielt: Gleichwohl konte er darin irren. Wer

(*) Agrippa de Philoſoph. occulta. lib. 1. cap. 55.
(**) Die Petersburg. Anmerkungen über die Zeitungen 1732. im 43 Stück.

weiß auch, wie oft Heraiſcus und der Pragiſche Mönch manch ehrliches Weibsbild mit Unrecht mögen beſchuldiget haben?

Folgende Exempel laſſen ſich nicht leugnen, aber natürlich erklären, ohne daß man die verborgene Eigenſchaften darf zu Hülfe nehmen. Eine gewiſſe Matron, wenn ſie einen Froſch ſahe, oder denſelben qvacken hörete, fiel in Ohnmacht. Einem andern begegnete dergleichen, wenn er einen Aal ſahe. Eben dieſer Zufall betraf eine Jungfrau, wenn ſie eine Glocke läuten hörete. Zu Venedig war ein Dominicaner Mönch, welcher keine Roſe riechen konte: ja er fiel in Ohnmacht, wann er dieſe Blume nur von ferne ſahe; daher ihm die Aertzte riethen, daß er in der Roſen-Blüthe nicht ausgehen ſolte. Zu Paris wor einer, Johannes a Gerceto, Secretarius bey dem Könige Franciſco I. Dieſer konte keinen Apffel anſehen, noch den Geruch davon vertragen, ſondern ſobald dieſelben aufgetragen wurden, muſte er von der Tafel aufſtehen und hinweg gehen. Wenn ſie ihm aber etwas näher an die Naſe gehalten wurden, lief ihm alſobald das Blut häufig heraus. Man hat einen gefunden, der den bloſſen Anblick eines Haushahns nicht vertragen konte. Einer konte keinen Kalbs-Kopf anſehen, wenn er auf den Tiſch geſetzet ward. Noch einer, als er von einer ſchweren Krankheit war geſund worden, hat das Brod weder ſehen, noch nennen hören können. Zu Langenſaltza in Thüringen war ein

Fleiſch-

Fleiſchhauer, der konte keine Spitze an dem Meſſer ſehen, daher, wenn er ein Schwein abſtechen ſolte, wickelte er das Meſſer in ein Tüchlein, thät die Augen zu, und ſtach das Schwein alſo blindlings; ſonſt waren alle ſeine andere Meſſer ſtumpf und ohne Spitze. Ein ander an demſelbigen Ort konte keine gebratene Vögel, ſonderlich die Gänſe nicht leiden. Eben daſelbſt war eine Hebamme, die konte kein warm gebraten Fleiſch eſſen, noch riechen, wann es aber kalt worden, dann gieng es wohl zu Halſe. (*) Heinrich II. König in Engelland fieng beym Anblick einer Katze an zu zittern und zu beben, ja wenn er nur den Nahmen nennen hörete, ſo ward ihm ſchon übel. Eine gewiſſe Magd konte keine rothe Farbe ſehen, ohne in Ohnmacht zu fallen. Eine andere kein Kappis-Kraut und gekochten Kalbs-Kopf, ohne dergleichen Zufall. Einen Weinſchenken überfiel ein kalter Schweiß mit Schrecken, wann er Eßig erblickte; konte aber denſelbigen eſſen ohne Alteration, wenn er ihn nur nicht ſahe. Ein berühmter Kaufmann in Petersburg ward ohnmächtig, wann er ein gebratenes Spanferkel ſahe, ſo bald aber dem Ferkel der Kopf abgeſchnitten war, fühlete er weiter nichts. Ein gewiſſer Studioſus Theologiæ konte nicht hören, wann man mit dem Beſen kehrete, ohne in Bangigkeit und ſchwere Reſpiration

(*) Dieſe Exempel führet M. Ernſt aus den Miſcell. Natur. Curioſ. an in der hiſtoriſchen Schaubühne, pag. 932. ſeq.

zu verfallen. Bartholinus erzehlt von einem Jüngling, Nahmens Olaus, daß er bey Nennung ſeines Nahmens in ſolchen Zuſtand gerathen, als wenn er von der ſchweren Noth befallen wäre. (*)

Johann Gottfried Zeidler, den wir aus dem vorhergehenden Capitel kennen, muſte aus dem Hauſe laufen, wenn man Butter zoge, oder wenn man ſie auf dem Feuer ſchmeltzte, denn ſie war ihm, wie er ſchreibt, von Natur zuwider. Er fügt noch hinzu, jener Magiſter in Preußen hätte auf etliche Schritte kein Weibsbild um ſich leiden können, daß er nicht ohnmächtig geworden. (**) Einige Menſchen haben einen Abſcheu vor geſottenen Fiſchen, Käſe, Katzen und Mäuſen; andere können ein ausgezogen bloſſes Schwerdt ohne Gefahr der Ohnmacht nicht anſehen, wie von Jacobo I. Könige in Engelland gemeldet wird. (***) Scaliger, welcher ſonſt ein behertzter Soldat war, konte keine Kreße ſehen, ſondern fieng darüber an zu zittern, und muſte davon laufen. (****) Eine Frau in Engelland muſte ſich brechen und zu Stuhle gehen, wann ſie donnern hörete. (*****)

Man

(*) S. die Petersburg. Anmerkungen loc. cit.
(**) S. deſſen Pantomyſter. pag. 143. 144.
(***) Scheuchzers Natur-Wiſſenſchafft. Tom. I. cap. 15. §. 3.
(****) S. deſſen Exercitat. de Subtilit. Exercitat. 274.
(*****) Morhof. in Polyhiſt. Philoſoph. lib. 2. Part. 2. cap. 8. §. 10.

Man hat ſich lange Zeit nicht getrauet, dieſe Zufälle aus natürlichen Urſachen herzuleiten, ſondern blieb bey den verborgenen Eigenſchaften ſtehen, gleich als wenn damit die Sache zur Gnüge erkläret wäre. Scaliger ließ ſich zu ſeiner Zeit noch vernehmen: Er wiſſe die Urſach davon nicht, und Cardanus mögte ſich auch nicht bemühen, ſie zu erforſchen; denn darin beſtünde die wahre Weisheit, daß man nicht allzuviel zu wiſſen begehrte. (*) Endlich hat es Carteſius verſucht, und iſt ſonder Zweifel auf den rechten Grund kommen. Er ſetzet zuforderſt, (**) welches auch die Erfahrung beſtätiget, daß wenn jemanden die Empfindung eines Dinges zuwider, verdrießlich und beſchwerlich iſt, er ſolches Ding niemahls aufs neue empfindet, daß ihm die Idee davon nicht auch ſolte verdrießlich und beſchwerlich fallen. Z. E. Es iſt jemand durch eine Katze ſehr erſchrecket worden, ſo wird ihm nicht leicht eine Katze zu Geſichte kommen, daß er vor ihr nicht einen Abſcheu haben ſolte. Hat jemand von dem Roſen-Geruch einmahl Kopf-Schmertzen, oder andere Ungelegenheit empfunden, ſo werden ihm deswegen die Roſen zuwider ſeyn, weil bey ihm die Idee der Roſen mit der Idee der davon empfundenen Beſchwerlichkeit verknüpft verbleibt. Es gehet damit alſo zu, wie wenn ich einen Hund mit dem

(*) Loc. cit.
(**) Carteſius de Paſſionibus animæ. Articul. 136 conf. Lockium de Intellectu humano. lib. 2 cap. 33. §. 7.

Stecken derbe abprügele, derſelbe für dem Stock läuft, wenn er ihm nur gezeiget wird, weil bey ihm damit die Idee der von dem Stock empfundenen Schmertzen verknüpft bleibt. Nun iſt wohl wahr, die meiſten Menſchen können ſich nicht erinnern, wann ihnen zum erſtenmahl die Empfindung eines Dinges beſchwerlich gefallen: Allein ſolches kömmt daher, daß es in ihrer Kindheit geſchehen iſt, da ſie ſich deſſen zwar nicht mehr beſinnen können, dem ungeachtet bleibt bey ihnen die Idee des Dings mit der darüber empfundenen Beſchwerlichkeit verknüpft, ſo lange ſie leben, zumahl nachdem ihnen beyde Ideen öfters wieder zuſammen vorkommen ſind: Man hat ſie gleichſam als eine Idee anzuſehen, weil ſie ſich bey ihnen nicht voneinander trennen laſſen. Darin iſt auch die Urſach zu ſuchen, warum man dergleichen Abſcheu für natürlich und angeboren hält, ob er gleich nur aus einem Zufall entſtanden, deſſen man ſich nicht mehr erinnern kan. Unterdeſſen iſt ſehr wahrſcheinlich, daß manchem ein ſolcher Abſcheu für einem Dinge angebohren ſey. Die Einbildung der Mutter hat groſſe Gewalt auf die Leibs-Frucht, die ſie trägt, darum wenn die Mutter etwas mit Abſcheu empfindet, ſo wird dergleichen widrige Empfindung dem Kinde ſtarck eingedruckt, daß ſie bey ihm nicht wieder auszulöſchen iſt.

Hieraus laſſen ſich nun die angeführten Exempel gantz naturlich erklären. Wir wollen mit einigen die Probe machen. Jener Edelmann

konte

konte den Klang der Laute nicht anhören, ohne ſein Waſſer zu laſſen. Es muß ihm einsmahl das Waſſer ſehr gedrenget haben, als man eben auf der Laute geſpielt. Weil er nun genöthigt ward, daßelbe zu laßen, ſo verknüpfte er dazumahl, durch ſeine ſtarke Einbildungs-Kraft, die Idee davon mit dem Klang der Laute, und bildete ihm ein, er wäre dadurch zum Waßer-laßen genöthiget worden. Beyde Ideen blieben darauf bey ihm, beſtändig verknüpft, und ſo bald er die Laute hörete, ward er durch die Einbildung zum Waßer-laßen heftig getrieben. Warum manche Menſchen für dieſer oder jener Speiſe einen Eckel habe, viele aber inſonderheit den Käſe verabſcheuen, iſt gar leicht zu begreiffen. Sie haben entweder einmahl zuviel von ſolchen Speiſen genoßen, ſolte es auch nur in der Kindheit geſchehen ſeyn, wovon ſie alſo nichts mehr wißen, daher iſt ihnen Ungelegenheit entſtanden, und ſie empfinden darüber allemahl einen Ekel, weil die Vorſtellung dieſer Speiſen mit der davon gehabten Ungelegenheit verknüpffet iſt: Oder ſie haben ſich allemahl von einer Speiſe, die ſie doch niemahls gekoſtet, eine ekelhafte Vorſtellung gemacht, wie denn bekannt, daß inſonderheit alte Käſe nicht gar zu appetitlich ausſehen, und leicht einen Ekel für allen Käſen erwecken können. Mannigmahl genießt jemand eine Speiſe, die übel zugerichtet iſt, und bekömmt darüber einen Abſcheu für der Speiſe, die er ſonſt wohl gegeſſen hat. Warum hatte aber jener einen Abſcheu für allen Weibsbil-

dern? Man kans leicht errathen. Er hat in ſeiner Kindheit von dem Frauen-Volk viel widriges leiden můßen, weswegen ihm die Weibsbilder verhaßt worden: Oder er hat ſich etwa bey dieſer und jener Gelegenheit von ihnen widrige und ekelhafte Gedanken gemacht, welche allemahl wiederkommen ſind, wann er ein Weibsbild erblicket.

Noch iſt zu erklåren übrig, wie bey dergleichen Vorfållen ein Menſch in Ohnmacht und andere Leibs-Gebrechen fallen kånne. Furcht und Schrecken, wie die Erfahrung lehret, verurſachen mancherley Zufålle und Krankheiten; warum ſolte nicht eine hȯchſt widrige Empfindung dergleichen würken kȯnnen, zumahl wenn eine ſtarke Einbildung dazu kȯmmt? Dieſe vergrȯſſert die widrige Empfindung, verurſacht groſſe Bangigkeit, und verſtårket damit ihre Würkung, worauf dann die ein- oder das andere mahl erfolgte Schwachheit des Leibes ſich wiederum åußern muß. Kommt einem dasjenige Object unverſehens vor, welches bey ihm jederzeit mit einer widrigen Empfindung verknüpft iſt, ſo wird er dadurch zugleich in Schrecken geſetzt, und dadurch das gewȯhnliche Leibs-Gebrechen deſto eher rege gemacht.

Ich darf nichts weiter hinzu thun, weil aus dem, was geſagt worden, ſattſam zu begreiffen iſt, daß die ſo genannte Idioſyncraſia ihre natürliche

türliche und bekannte Urſachen habe, weswegen ſie auch zum Beweis der Sympathie und Antipathie nicht zu gebrauchen iſt.

Das 10 Capitel

Vom Magnetismo oder Anziehen der Cörper.

Wir müßen nun auch in Betrachtung ziehen diejenigen Lehr-Gebäude, welche man zur Erklärung der Sympathie und Antipathie gemachet hat. Vielleicht dürfte jemanden Wunder nehmen, daß ſich die Sympathie und Antipathie durch gewiſſe Lehrſätze erklären laſſen, der da bedenkt, was ich vielfältig erinnert habe, daß dieſe Dinge wegfallen, ſo bald man von denen dahin gehörigen Begebenheiten eine natürliche und begreifliche Erklärung geben kan. Die Sache iſt auch an ſich ſelbſt richtig, wann die Lehr-Sätze deutlich und hinlänglich ſind: Hingegen wann ſie viel unrichtiges und unbegreifliches an ſich haben, welches zum Theil noch auf verborgene Eigenſchaften hinausläuft; So ſind ſelbige zwar der erdichteten Sympathie und Antipathie gemäß, aber eben deswegen muß man ſie eher verwerffen, als für richtig erkennen. Alſo

werde die Unrichtigkeit ſolcher Lehrſätze deutlich zu zeigen haben.

Mannigmahl legt man den Dingen eine anziehende und gleichſam zurückſtoſſende Krafft bey, woraus ihre Sympathie und Antipathie hergeleitet wird, und ſolches wird Magnetismus genennet, weil man gewahr wird, daß die Pole 2 Magneten, welche verſchiedene Nahmen haben, ſich einander anziehen, ihre gleichnahmige Pole aber vor einander fliehen, und einer den andern von ſich ſtößt. Wann der Magnetismus nicht zureichen will, weil die Dinge, ſo auf einander würken ſollen, gar zu weit von einander entfernet ſind, ſo hat man andere Lehrſätze nöthig, um die Würkung der Cörper in die Ferne zu erklären. Endlich wollen viele lieber ein geiſtliches Weſen zu Hülffe nehmen, und demſelben die Sympathie und Antipathie zuſchreiben. Demnach finden ſich drey dergleichen Lehr-Gebäude, wovon das erſte in dieſem, die beyden andern in den folgenden Capiteln ſollen unterſucht werden.

Man eignet denen Dingen eine Gleichheit, Aehnlichkeit oder Uebereinſtimmung ihrer Eigenſchaften zu, welche machen, daß ſie eine Zuneigung gegeneinander haben, folglich eins das andere an ſich ziehet. Bey andern nimmt man eine Ungleichheit, oder widerwärtige Eigenſchaften an, welche verurſachen, daß eins das andere fliehet und verabſcheuet. Darin beſtehet

eigentlich der Magnetismus. Hiebey nun fällt vor allen Dingen zu unterſuchen vor, ob eine anziehende Krafft in der Natur anzutreffen ſey. Unter denen vielen Begebenheiten, die man einer anziehenden Kraft zuſchreibet, verdient die Würkung des Magnets den erſten Platz, welchen er auch in dieſer Abhandlung haben ſoll.

Der Magnet iſt ein harter und ſchwerer Stein, wird in den Eiſen-Gruben gefunden, und hat faſt einerley Farbe mit dem Eiſen. Er iſt aus Stein und Eiſen zuſammen geſetzt, weswegen ſich auch daraus, wie aus einer andern Eiſen-Minera, Eiſen zubereiten läſſet. Er hat zwo beſondere Eigenſchaften: Erſtlich daß er das Eiſen an ſich ziehet, zum andern, daß er ſich gegen die Welt-Pole richtet. Der Magnet ſelbſt hat zween Pole, das iſt, 2 Oerter, welche in einer geraden Linie einander entgegen ſtehen, und allwo ſich ſeine anziehende Kraft vornehmlich äußert. Legt man den Magnet in Eiſen-Feil-Spåne, ſo hängen ſich dieſe allenthalben an, an häufigſten aber in zween Puncten, welche Puncte ſeine beyden Pole ſind, wovon der eine der Mitternächtige oder Nord-Pol, der andere der Mittägige oder Süder-Pol genennet wird. Dieſe Benennung hat in der Sache ſelbſt ihren Grund: Denn wenn der Magnet an einen Faden alſo aufgehänget wird, daß er ſich frey bewegen kan, ſo wird ſich der eine Punct, den man den Nord-Pol nennet, allemahl bey nahe

ge-

gegen Mitternacht, und der andere, ſo der Süder-Pol iſt, gegen Mittag wenden. Hängt man den Magnet an den einen Arm einer Wage, und legt in der gegen über hängenden Wage-Schaale ſo viel Gewichte, daß das Zünglein gleich inne ſtehet, ſo darf man nur mit einem Stückgen Eiſen dem Magnet nähern, doch alſo, daß das Eiſen den Magnet nicht berühre; Alsdann wird man ſehen, wie der Magnet ſich nach dem Eiſen wendet, bis er daſſelbe erreichet, worüber der Ausſchlag der Wage auf die Seite fällt, wo der Magnet hängt. Hat er aber das Eiſen einmahl erreichet, ſo hält er ſolches feſte, und man kan es nicht davon loß reiſſen, ohne daß die Hand einen Widerſtand ſpüren ſolte. Hieraus erhellet die anziehende Kraft des Magnets. Hängt man an ſtatt des Magnets ein Stück Eiſen an den Wage-Balken, und nähert ſich mit dem Magnet zu demſelben bis auf eine gewiſſe Weite, ſo nähert ſich das Eiſen zu dem Magnet, bis es ihn erreiche. Man kan alſo ſagen, der Magnet ziehe das Eiſen an ſich, und das Eiſen den Magnet.

Der Magnet theilet auch dem Eiſen die anziehende Kraft mit; Denn eine Meſſer-Klinge, die damit beſtrichen worden, hebt Nadeln und andere kleine Stückgen Eiſen auf. Beſtreicht man einen eiſern Ring mit einem guten Magnet-Stein, ſo hebt dieſer einen andern Ring durch bloſſes Anrühren auf, der zweyte hebt wieder einen dritten, und ſo weiter, die zuſammen

gleichſam

gleichſam eine Kette machen: Es wird aber, wie Nicol. Bion angemerket, (*) dabey erfordert, daß der erſte Ring ſtärker als der zweyte, und der zweyte ſtärker als der dritte u. ſ. w. ſey.

Ein Magnet ziehet auch den andern an ſich, aber in verſchiedenen Polen. Der Nord-Pol des einen ziehet an ſich den Süder-Pol des andern; Aber die Pole, ſo einerley Nahmen führen, ziehen ſich einander nicht an, ſondern fliehen vielmehr vor einander; alſo daß der Nord-Pol des einen den Nord-Pol des andern nicht an ſich ziehet, auch nicht ein Süder-Pol den andern. Dies kan man gewahr werden, wenn man einen Compaß zur Hand nimmt, worinnen ſich eine eiſerne mit dem Magnet beſtrichene Nadel findet, deren ein Ende ſich allemahl gegen Norden, das andere gegen Süden wendet. Hält man hier den Nord-Pol des Magnets zu dem Süder-Pol der Nadel, ſo wird die Nadel ſtille ſtehen, und ſich ein wenig erheben, als wolte ſie ſich mit dem Magnet vereinigen, weil der Süder-Pol der Nadel mit dem Nord-Pol des Magnets in Freundſchaft ſtehet. Hält man aber den Nord-Pol des Magnets zu dem Nord-Pol der Nadel, ſo wird ſie alsbald anfangen ſich umzudrehen, und ihre Spitze, welche ſonſt gegen Mitternacht gerichtet, ſich gegen Süden wenden, weil zwiſchen dem Nord-Pol des Magnets und dem Nord-Pol der Nadel, die damit beſtrichen

(*) S. deſſen Mathematiſche Werk-Schule. pag. 104

ſtrichen worden, eine Feindſchaft iſt: Hingegen kömmt die andere Spitze, welche ſonſt gegen Mittag ſtehet, gegen Mitternacht zu ſtehen, allwo ſie den Nord-Pol des Magnets antrifft, der wie ſchon gedacht, mit ihr Freundſchafft heget.

Die anziehende Kraft des Magnets erſtreckt ſich nur auf eine gewiſſe Weite. Hält man den Magnet ferne von der Magnet-Nadel, ſo kan er nicht auf ſie würken, ſondern er muß näher hinzugebracht werden, bis er endlich ſo nahe kömmt, daß er ſeine Würkung thun kan. Hängt der Magnet an einer Wage, ſo muß man ihm das Eiſen ſo nahe bringen, als nöthig iſt, ehe ſich der Magnet zu demſelben neiget, und es an ſich ziehet. Die Entfernung, in welcher der Magnet ſeine Kraft beweiſet, nennet man Sphæram activitatis, ſeinen Würkungs-Raum, und es iſt merkwürdig, daß wenn gleich ſolcher Würkungs-Raum mit Glas, Waſſer, Holtz, Stein, Zinn, Gold oder andern Dingen erfüllet iſt, der Magnet dennoch dadurch ſeine Kraft auf die Magnet-Nadel eben ſo ſtark beweiſet, als ob dieſe Dinge nicht vorhanden wären.

Die Anziehungs-Kraft des Magnets läßt ſich durch die Armirung deſſelben ſehr verſtärken. Man armirt ihn aber folgender Geſtalt: Der Magnet wird an ſeinen beyden Polen glatt abgeſchliffen, und mit eiſern Platten belegt, alſo daß ſie die Pole accurat berühren. Die Platten müßen nicht gar zu dick ſeyn, ſondern nach

Proportion

Proportion der Güte des Magnets eingerichtet werden. Man bindet ſie entweder mit einem Zwirn-Faden an den Magnet feſt, oder befeſtiget ſie mit meßingen oder ſilbernen Schrauben. Gedachte eiſerne Platten haben jede einen Kopf in Form eines Parallelepipedi: Dieſe Köpffe müßen von gleicher Dicke, und ihre Enden glatt ſeyn, auch in einer geraden Linie miteinander ſtehen, damit man einen kleinen eiſern Balken, der auch glatt und gerade ſeyn muß, daran appliciren kan. Der Balken hat in der Mitten einen Haken, daran man ſo viel Eiſen an Gewichte hängt, als der Magnet trägt. Endlich legt man den Magnet in Eiſen-Feil-Spåne, und bewickelt ihn mit einem Tuch oder Leder, welches feſt zuſammen genähet wird, damit er für Staub und Roſt verwahret bleibe. Wiewohl Bion die Eiſen-Feil-Spåne nicht billigen will, weil ſie allezeit voll Staub ſind, und den Magnet roſtig machen, ſondern er ſchlägt an deren ſtatt vor kleine Trümmlein von ſtählern Drat. Ein ſolcher armirter Magnet hat eine weit größre Kraft, als wenn er nicht armirt iſt: Denn es gibt mittelmäßig gute Steine, welche unarmirt 3 Untzen wägen, und nur eine halbe Untze Eiſen halten, da ſie aber armiret worden, ziehen ſie mehr dann 7 Pfund. (*)

Hier finde ich Gelegenheit, einige falſche und erdichtete Dinge von der anziehenden Kraft des

(*) Bion in der Mathematiſchen Werk-Schule. p. 109

des Magnets beyzubringen. Ein Baumeiſter zu Alexandrien, Nahmens Dinocrates, ſolte nach Plinii Bericht, (*) auf Befehl des Königs Ptolomæi, ſeiner verſtorbenen Schweſter, die zugleich ſeine Gemahlin geweſen war, einen Tempel aufbauen, und durch Hülffe eines Magnets ihr eiſernes Bildniß darin alſo aufhängen, daß es in der Luft zu ſchweben ſchiene. Einige neuere Scribenten, welche dieſes erzehlen, ſagen, Dinocrates habe das Werk würklich zu Stande gebracht. Aber Plinius bezeugt das Gegentheil, nemlich wegen des dazwiſchen gekommenen Todes Ptolomæi ſey das Werk nicht ausgeführet worden. Ruffinus ſchreibt, (**) in dem Tempel des Serapis zu Alexandrien habe dieſes Abgotts Bildniß geſtanden, an der Morgen-Seite des Tempels aber ſey ein kleines Fenſter geweſen, wodurch zur gewiſſen Zeit die Sonnen-Strahlen auf den Mund des Serapis gefallen. Ferner war ein Bild der Sonnen von Eiſen gemacht vorhanden, welches von einem Magnet, der in der Decke des Tempels verborgen war, angezogen ward, und ſich alsdann gegen den Serapis erhob, gleich als wolte es denſelben begrüßen, und ſich mit ihm letzen. Endlich aber fiel das Sonnen-Bild wieder herab, und gieng an ſeinen Ort, nachdem die Sonnen-Strahlen auch den Mund des Serapis verlaſſen hatten. Was hier von dem Magnet eingemiſchet wird, iſt gar nicht glaublich:

(*) Hiſtor. Natural. lib. 34. cap. 14.

(**) In Hiſtor. Eccleſ. lib. 2. cap. 23.

glaublich: Denn wie hätte ſich das Bild erſtlich erheben können, daß es dem Magnet näher kommen, und von ihm wäre angezogen worden? Oder wie hätte es ſich von ihm wieder loßreißen können, nachdem es einmahl in den Würkungs-Raum des Magnets kommen war? Es würde ſo dann nicht einmahl in der freyen Luft ſeyn hängen blieben, ſondern bis an die Decke, worin der Magnet verborgen war, ſeyn hingerißen worden. Dies führet uns gerades Weges auf die Muthmaßung, es müße das Steigen und Fallen des Bildes durch eine andere heimliche Machine ſeyn bewerkſtelliget worden, welches leicht angieng, weil das gemeine Volk dieſem Spectakel nicht ſo nahe wird gekommen ſeyn, daß es alles hätte genau betrachten können. Was Beda für eine gewiße Wahrheit ausgibt, daß das eiſerne Bild des Bellerophon, 5000 Pfund ſchwer, zu Pferde in der freyen Luft geſchwebet, und weder mit Ketten gebunden, noch mit Säulen unterſtützet geweſen, ſondern nur von etlichen großen Magneten, ſo in dem Gewölbe eingemauert, in gewißer Weite in der Luft frey gehangen: (*) kan davor unmöglich angenommen werden, warum, wollen wir bald vernehmen. Kircherus hat noch andere Exempel, ſo mit dieſem gleiches Schlages ſind. Von dem bereits angeführten Sonnen-Bild, welches den Serapis gegrüßet, ſchreibt er, es ſey durch 4 Magneten, wovon der eine oben, der

(*) S. die Remarquable hiſtoriſche Briefe. pag. 623.

andre unten, und 2 zu beyden Seiten geſtanden, in der Luft ſchwebend erhalten worden. Von dem abgöttiſchen Kalbe Jerobeas, hegt er die Meynung, daß gleichfals ein Magnet es in der freyen Luft ſchweben gemacht. In dem Tempel des Apollo zu Hieropolis, ſchwebte deßen Bildniß auch in der freyen Luft; gleich wie vor Zeiten das Bild des Mercurius zu Trier. (*)

Von dem Grabe des Mahomeths zu Medina, hat man lange Zeit geglaubt, es würde durch einen in der Decke des Tempels eingemauerten Magnet daſſelbe, oder vielmehr der eiſerne Sarg, worin ſein Cörper liegt, in der Luft ſchwebend erhalten. Iſt gleichwohl eine Fabel, welche, wie einige muthmaßen, daher entſtanden, weil ſeine Anhänger ſolches zwar vorgehabt, aber nicht zu Stande bringen können. Der gewiſſeſte Bericht hingegen, den man von dem Grabe Mahomets hat, beſtehet darin: Es ſey von weiſſem Marmor-Stein, in einem Winkel der Moſchee, und mit einer runden Haube bedecket, daß es ſchier ausſehe wie eine kleine Capelle. (**)

Solte

(*) Kircherus de Arte Magnetica. lib. 1. part. 1. cap. 5.

(**) S. die aus dem Frantzöſiſchen überſetzte Reiſe nach Paleſtina zu dem groſſen Emir. pag. 251. in Notis.

Solte es indeſſen nicht möglich ſeyn, ein ziemlich ſchweres Stück Eiſen, durch Hülffe eines Magnets in der freyen Luft hängen zu machen? Man hat mehr Urſach es zu leugnen, als zu bejahen. Denn erſtlich muß man nicht meynen, daß ein Magnet ſolte gefunden werden, der 100, oder gar 1000 und mehr Pfund Eiſen trüge. Die beſten, wovon man jemahls gehöret, ſind wohl die beyden folgenden: Der Groß-Hertzog zu Florentz hatte einen, der 29 Pfund ſchwer war, und frey in der Luft an einer Ketten hieng, derſelbe zog, weil er armirt war, 65 Pfund. Zu Mayland war einer befindlich, der kaum 1 Pfund wog, und 60 Pfund ziehen konte. (*) Der letztere kömmt mir noch einiger maßen verdächtig vor, gleichwie es auch für eine offenbare Aufſchneiderey zu halten, wann Carolus de Lieu, ein Jeſuit in Frankreich, ſich rühmete, wie er einen Magnet habe, der eine eiſerne Stange von ferne alſo zu ſich reiſſe, daß ſie zwey oder drey Männer nicht erhalten können, und ſie hernach ſo feſt hielte, daß ſie auch 10 Männer, ob ſie gleich Stricke an das Eiſen legten, nicht wieder perpendiculariter herabreiſſen mögten. (**)

Zum andern lehret die augenſcheinliche Erfahrung, daß der Magnet das Eiſen nicht an

 ſich

(*) Caſp. Schottus in Magia Univerſal. Part. 4. lib. 3. pag. 235.

(**) S. die Remarquable hiſtor. Briefe. pag. 623.

ſich ziehe, wo es ihm nicht ſehr nahe iſt, ſo bald es aber bis in ſeinen Würkungs-Raum kommt, wird es von dem Magnet angezogen, und feſt gehalten, daß es alſo nicht in der freyen Luft ſchweben kan. Dieſe Schwierigkeit hat man wohl bedacht, und deswegen für einen andern Einfall geſorget, der ſie heben ſoll. Aus dem Kirchero haben wir vernommen, wie das Sonnen-Bild in dem Tempel Serapis nicht durch einen, ſondern 4 Magneten ſchwebend erhalten worden. Andere nehmen nur 2 Magneten dazu, wovon der eine oben, der andere unten befeſtiget iſt. Dabey bildet man ſich ein, das Eiſen werde von dem obern Magnet nicht gäntzlich können angezogen werden, indem es der untere ebenfalls an ſich ziehe, folglich müße es frey in der Luft hängen bleiben, weil keine Urſach vorhanden, warum es ſich mehr zu dem einen als andern Magnet wenden ſolte. Der Einfall hat einigen Schein, aber nur bey denen, die nicht weiter nachzudenken gewohnt ſind. Denn anfänglich iſt eine ausgemachte Sache, daß das Eiſen, welches in der Luft ſchweben ſoll, in dem Würkungs-Raum ſo wohl des obern als untern Magnets ſeyn müße, wann ſie beyde darauf ihre Würkung thun ſollen. Nun erſtreckt ſich der Würkungs-Raum der anziehenden Kraft eines Magnet nicht ſo weit, als die Höhe eines Tempels erfordert, welche, wie bekannt, bey den Heyden ziemlich prächtig und hoch waren. Ich will zu ſolcher Höhe nur 24 Fuß annehmen, nemlich von der Erden bis an die Decke,

cke, welches doch bey weitem nicht gnug iſt; So müſte, wenn das Bild eine Länge von 4 Fuß gehabt, der Würkungs-Raum des obern ſo wohl als untern Magnets ſich auf 10 Fuß erſtrecket haben. Nun finde ich zwar den Würkungs-Raum der anziehenden Kraft der Magneten nirgends genau beſtimmet, daß man ſagen könte, wie weit ſich derſelbe auch bey den beſten Magneten erſtrecket; Doch bin ich völlig verſichert, er werde nimmermehr 10 Fuß, ja nicht einmahl die Helfte davon betragen. Das iſt ſchon hinreichend, die angeführte in der Luft ſchwebende Bilder für ein Gedichte zu erkennen.

Doch damit iſt die Frage noch nicht entſchieden, ob man ein Stück Eiſen durch Hülffe zweer Magneten könne in der Luft ſchweben machen: Darum muß ich fortfahren, und ſie ferner unterſuchen. Wir wollen ſetzen, ein Stück Eiſen von 2 Pfund befinde ſich in dem Würkungs-Raum des obern und untern Magnets, und der obere ziehe 3 Pfund Eiſen an ſich, der untere aber 1 Pfund. Alsdann ſcheinet es, daß beyder Magneten Würkung gleich ſeyn müße. Denn weil das Eiſen 2 Pfund ſchwer iſt, und der untere Magnet 1 Pfund ziehet, ſo kommt das Eiſen mit 2 Pfund ſeiner Schwere demſelben zu Hülffe, daß es alſo eben ſo viel iſt, als wenn er 3 Pfund zöge, wie der obere. Bey ſolcher Beſchaffenheit ſolte man meynen, da die Kräfte beyder Magneten gleich ſind, ſo könne keiner von ihnen das Eiſen an ſich ziehen, ſon-

dern es müße zwiſchen ihnen frey in der Luft ſchweben. Die Gedanken ſind gut, aber Schade, daß die Ausführung des Werks nicht allein ſehr ſchwer, ſondern wohl gar unmöglich iſt. Es kömmt mir damit vor, als wenn man einen ſchweren Mühlſtein auf eine Nadel legen will, daß er darauf ſchwebe, nicht herunter falle, noch die Nadel ſich biege. Man beweiſet die Möglichkeit davon aus mathematiſchen Gründen, aber wenn es zur Ausübung kommt, zeigt ſich die Unmöglichkeit augenſcheinlich. (*) Mit unſerm vorhabenden Werck iſt es nichts anders beſchaffen. Porta hat ſich viel Mühe gegeben, durch Hülfe der Magneten ein Eiſen in der Luft ſchweben zu machen, zuletzt muſte er bekennen, es ſey unmöglich zuwege zu bringen. (**)

Meines Erachtens läßt ſich die Unmöglichkeit der Sache auch ziemlich wahrſcheinlich darthun. Wenn man eine leichte Nadel auf den Tiſch legt, und der Magnet ſie an ſich ziehen ſoll, muß man denſelben ſehr nahe hinzu bringen; woraus zu ſchließen, daß der Würkungs-Raum der Magneten, wann ſie etwas aufheben, oder von unten her an ſich ziehen ſollen, ſich nicht gar zu weit erſtrecke. Eben daher würde es geſchehen, daß das Eiſen, wenn es bis in den Würkungs-Raum des Anziehens kommen, alſo-

(*) S. Schwenters mathemat. und philoſoph. Erquick-Stunden. des 9 Theils 2 Aufgabe.

(**) S. deſſen Magiam Natural. lib. 7. cap. 27.

alſobald von dem Magnet herbey gezogen, ſich mit ihm vollends vereinigte. Oder es dürfte der untere Magnet die Oberhand behalten, weil ſich das Eiſen ebenfalls in ſeinem Würkungs-Raum befinden muß, und vermöge ſeiner Schwere ſich nach der Erden zu fallen beſtrebet. Ich will hiemit ſo viel ſagen, weil der Würkungs-Raum der Magneten nicht weit reichet, ſo müße das Eiſen nach dem einen oder andern Magnet zu fahren, und könne nicht frey ſchweben. Wenn auch dies alles nicht wäre, würde doch viel Zeit dazu gehören, ehe man die Stellung des Eiſens zwiſchen beyde Magneten ſo genau träffe, daß es frey hängen bliebe: Und ſo man endlich einmahl damit zu Stande käme, würde die geringſte Bewegung und Verrückung des Eiſens, welche nicht gäntzlich zu verhindern iſt, das gantze Werk wieder verhudeln. Porta brachte es ſo weit, daß ein Stückgen Eiſen von oben her in der Luft ſchwebte, indem er es unten mit einem kleinen Faden anhielt, daß es nicht gantz hinauf zu dem Magnet fahren konte. Weil es aber gleichwohl gern zu dem Magnet hinauf wolte, wankte und zitterte es immer hin und wieder. (*) Dergleichen wanken und zittern, weil es ſo wohl oben als unten geſchehen müſte, würde alſofort das Eiſen aus ſeiner gehörigen Lage verſetzen, und damit dem gantzen Kunſt-Stück vor der Zeit ein Ende machen.

(*) Idem ibidem.

Ich gedenke noch gewiſſer magnetiſcher Berge, die man ohne Můhe fůr ein Gedichte erkennen kan. Plinius ſchreibt, an dem Fluß Indus ſeyn 2 Berge, deren einer das Eiſen an ſich ziehe, der andere aber von ſich ſtoſſe. Wann jemand Någel unter den Schuhen håtte, ſo kőnte er ſie auf dem einen Berge mit Gewalt nicht loßreiſſen, auf dem andern gar nicht gehen oder fortkommen. (*) Andere ſetzen dergleichen Berge an dem Geſtade von Indien, und geben vor, die Schiffe, ſo ſich dahin begeben, můſten mit lautern hőltzern Någeln zuſammen gemacht ſeyn. Denn wenn ſie eiſern wåren, wůrden ſie von den Magnet-Felſen ausgezogen, das Schiff mit Gewalt dahin und gar von einander gerißen werden. (**) Am rothen Meer in Ethiopien liegt ein Berg, Nahmens Sawackam, der ſoll faſt aus eitel Magnetſtein beſtehen, wodurch alle Schiffe auf dieſe Seite gezogen werden, weil ſie mit Eiſen beſchlagen ſind. (***) In den Caſpiſchen Gebůrgen ſoll ein Berg gefunden werden, der alles Eiſen an ſich zieht, als Pfeile und andere eiſerne Inſtrumente. In der Tartarey darf niemand ůber einen gewiſſen Berg mit eiſern Waffen gehen, denn ſie werden ſo ſtark von dem darin verborgenen Magnet angezogen, daß er ſie zurůck laßen muß.

(*) Hiſt. Natural. lib. 2. cap. 96.

(**) Thom. Brown in Pſeudodox. Epidem. lib. 2. cap. 3. §. 19.

(***) Vorangefůhrte Reiſe zu dem groſſen Emir. pag. 282. in Not.

muß. (*) Ich habe nicht Urſach, mich hiebey långer aufzuhalten, weil dies Fabel-Werk ohnedem jedermann in die Augen leuchtet. Die magnetiſchen Berge, welche, wie die Alten glaubten, recht unter dem Nord-Pol ſollen befindlich ſeyn, und nicht allein die Schiffe an ſich ziehen und zurůck halten, ſondern auch verurſachen, daß die Magnet-Nadel ſich nach Norden wendet, ſind nicht viel beßer. Wer iſt daſelbſt geweſen, daß er ſie geſehen håtte? Man kan unmöglich wegen Menge des Eiſens bis unter den Nord-Pol kommen. Wann die Schiffe von den dortigen Magnet-Bergen ſo feſte gehalten werden, daß ſie unmöglich wieder loß kommen können, ſo iſt auch niemahls jemand wieder zurůck kommen, der die Nachricht von ſolchen Magnet-Bergen ůberbracht håtte. Endlich können dieſe Berge, wenn ſie auch vorhanden wåren, nicht Urſach ſeyn, daß ſich die Magnet-Nadel nach Norden wendet: Sie ſind zu weit entlegen, als daß ſie ihre Kraft an ſo entfernten Oertern beweiſen könten.

Wir kommen auch zu der andern Eigenſchaft des Magnets, welche gleich jetzt berůhret worden, nemlich daß er ſich mit dem einen Pol gegen Norden, mit dem andern gegen Sůden wendet, und in ſolcher Lage verharret, wenn er frey aufgehangen wird. Die Nadeln, welche man in denen Compaßen braucht, und mit dem

(*) Majoli Dies Canicul. Tom. I. Colloq. 16. pag. 377.

Magnet beſtrichen ſind, bekommen dadurch eben dieſe Eigenſchaft, und ihre eine Spitze wendet ſich allemahl gegen Norden, die andere gegen Süden; jedoch alſo, daß ſie nicht gantz genau nach Norden und Süden zeigen, ſondern von ſolchem Strich etwas abweichen. In Europa hatte die Magnet-Nadel vorzeiten ihre Declination gegen Oſten, da ſie gegenwärtig gegen Weſten abweichet. Einige halten davor, ſie ſey in ihrer Declination alle Tage einer Veränderung unterworffen; überdem iſt ſolche Declination nicht an allen Orten einerley. Anno 1727 hat man zu Berlin die Declination des Magnets genau obſerviret, und ſie, wie folgendes Täfelein ausweiſet, befunden. (*)

1727	Declination des Magnets.	
den 22 Jan.	12 gr.	4 Min.
24 Mart.	11.	53.
25 Mart.	12.	4.
7 Maji	12.	3.
5 Jul.	11.	51.
20 Aug.	11.	52.
6 Sept.	11.	50.

(*) S. den Berliniſchen Aſtronom. Calender von 1728.

Noch nimmt man auch an den Magnet-Nadeln eine Inclination oder Neigung wahr. Ehe ſie mit dem Magnet beſtrichen werden, liegen ſie Wagerecht, ſo bald ſie aber damit beſtrichen ſind, verlieren ſie das Gleichgewichte, und incliniren entweder von der Nord-Seite, oder von der Südlichen, und es bekommt das Anſehen, als wenn die inclinirende Seite ſchwerer geworden wäre. Dieſe Inclination iſt veränderlich, auch nicht aller Orten einerley. In denen Südlichen Oertern, die jenſeit des Æquatoris liegen, ſinkt der Süder-Pol nieder, in den Nordlichen aber dießeit des Æquatoris der Nord-Pol. Unter dem Æquatore hingegen haben die Magnet-Nadeln keine Inclination; wiewohl andere wollen, der Æquator ſey eben nicht die Linie, allwo ſie gar nicht incliniren.

Es hält ſehr ſchwer, die Urſachen dieſer wunderbaren Eigenſchaften ausfündig zu machen. Die Alten ließen es bey denen verborgenen Eigenſchaften bewenden, womit ſie gleichwohl nichts ſagten. Cardanus hielt dafür der Magnet habe ein Leben, und ziehe deswegen das Eiſen an ſich, weil er es zu ſeiner Speiſe braucht, und ſich damit ernähret; welches er daraus ſchließen wolte, weil er in Eiſen Feil-Späne am beſten erhalten wird. (*) Wir wollen nicht gedenken, wie ungereimt es ſey, dem Magnet ein Leben beyzulegen, ſondern nur erinnern, daß Cardanus hiemit nicht

(*) Scaliger de ſuptilit. ad Cardanum. Exercitat. 131.

nicht erkläret, wie es der Magnet mache, wenn er das Eiſen, als ſeine Speiſe an ſich zieht, wovon doch eigentlich die Frage iſt. Des Joh. Bapt. Porta Meynung ſagt auch in der That nichts. Sie gehet dahin, weil in dem Magnet mehr Stein als Eiſen iſt, ſo trachte das Eiſen, damit es nicht von dem Stein überwunden werde, einige Hülſe und Beyſtand von anderm Eiſen zu erlangen, und daher reiße es das andere hierzu gar willige Eiſen zu ſich, oder begebe ſich freywillig zu ſolchem hin. (*) Was ſoll doch das für ein Streit zwiſchen dem Stein und Eiſen in dem Magnet ſeyn? die beyden Dinge ſind ja hier miteinander vereiniget, und man kan auf keine Weiſe eine Feindſchaft unter ihnen gewahr werden. Das beſte fehlt hier wieder: Denn Porta weiß nicht zu ſagen, wie es das Eiſen im Magnet mache, oder was dabey vorgehe, wenn es ander Eiſen an ſich zieht. Epicurus ſetzte gewiße Cörpergen zum Grunde, welche aus dem Magnet und Eiſen ausgiengen, und die Urſach des Anziehens wären. Womit er zwar etwas ſagte, aber nicht ſo viel, als zur Erklärung der Sache nöthig iſt.

Carteſius iſt endlich am weiteſten gegangen, und man muß ſeine Erklärung wenigſtens für die beſte und ausführlichſte erkennen, wann ſie auch nicht in allen Stücken ſolte vollkommen zureichend ſeyn. Er ſetzet zuörderſt, daß aus den beyden Polen der Erden beſtändig eine gewiße magne-

(*) S. deßen Mag. Natural. lib. 7. cap. 2.

magnetiſche Materie aus- und folglich von einem Pol bis zum andern fortgehe, auch ſolchergeſtalt einen immerwährenden Creyß-Lauf halte. Die aus dem Nord-Pol kommende ſtreicht über die Erde weg bis nach dem Süder-Pol, daſelbſt fähret ſie in die Erde, und durch dieſelbige bis wieder zum Nord-Pol. Die aus dem Süder-Pol hält ihren Strich über der Erde nach dem Nord-Pol zu, und kommt durch die Erde wieder zum Süder-Pol. In der Erden aber hat ſowohl dieſe als jene magnetiſche Materie ihre beſondere Gänge und Löchergen, wodurch ſie dringet, dergeſtalt daß die aus dem Nord-Pol in den Süder-Pol hineinfahrende gantz andere Löchergen hat, als die, welche aus dem Süder-Pol in den Nord-Pol kömmt. Dieſe magnetiſche Materie muß man nicht als ein Gedichte anſehen, weil die Lage unſerer Erden eine dergleichen Materie zu erfordern ſcheinet, weßwegen ſie auch von einigen ein Magnet genennet wird. Indem die Erde ihren Lauf um die Sonne hat, ſo bleibt ihre Axe beſtändig gegen einerley Himmels-Gegenden gerichtet, die wir die Himmels-Pole nennen. Daher läßet ſich ſtark vermuthen, es müße eine beſondere Materie vorhanden ſeyn, wodurch die Erde in ſolcher Richtung und Lage erhalten wird. Das wird dann die magnetiſche Materie ſeyn, welche gleich jetzt beſchrieben worden.

Nun hat der Magnet 2 Pole, gleich wie die Erde ſelbſt, um und durch welche die magnetiſche Materie ſich bewegt, wie um die Erde, alſo, daß die von dem Nord-Pol ausgehende ſich

auſ-

auſſerhalb dem Magnet bis zum Süder-Pol bewegt, da hineinfähret, und durch den Magnet wieder zum Nord-Pol kömmt. Die aus dem Süder-Pol gehende, gelanget bis zum Nord-Pol, und von da durch den Magnet wieder zum Süder-Pol. Gleichwie aber die Erde durch gleichen Fluß der magnetiſchen Materie in einer gewiſſen Lage erhalten wird; alſo erhält eben dieſelbige den Magnet in ſolcher Lage, daß wenn er ſich frey bewegen kan, ſein Nord-Pol ſich gegen Norden, und ſein Süder-Pol gegen Süden wendet, nach dem Strich, den die magnetiſche Materie über der Erden weg hält. Der Creyß-Lauf, den die magnetiſche Materie um und durch den Magnet hält, muß aus ihrer natürlichen Beſtrebung nach ſolchem Creyß-Lauf hergeleitet werden. Denn weil ſie in dem Magnet dergleichen Löchergen findet, die ſich vor ſie ſchicken, ſo ſetzt die aus den Erd-Polen kommende und durch den Magnet ſtreichende magnetiſche Materie ihren Lauf nicht von einem Erd-Pol zum andern fort, ſondern beginnet den Creyß-Lauf um den Magnet. In andern Cörpern aber thut ſie dieſes nicht, ſondern weil ſie darin nicht ſolche Löchergen, als im Magnet findet, ſo ſtreicht ſie nur dadurch, und ſetzet ihren Lauf weiter fort.

Die um den Magnet circulirende magnetiſche Materie läſſet ſich auch aus gewiſſen Verſuchen abnehmen. Wenn man eine Nadel an den Süder-Pol des Magnets hängt, und den Süder-Pol eines andern Magnets zu der Nadel bringt,

bringt, ſo fliehet ſie davor, nicht anders als wenn ſie weggeblaſen würde. Sie bleibt aber an dem Süder-Pol des erſten Magnets hangen, und da ſie vorher gerade herunter hieng, ſo bekömmt ſie eine gegen den Horizont inclinirte Lage, nachdem man den Süder-Pol des andern Magnets auf eine gewiſſe Weite zu ihr gebracht. Hier iſt augenſcheinlich, es müße aus dem Süder-Pol des letztern Magnets eine ſubtile Materie ausfahren, welche im beſtändigen Fluß iſt, und die Nadel ſo lange in der inclinirten Lage erhält, als dieſer Magnet in der gehörigen Nähe bleibt. Der Wirbel oder Creyß-Lauf, den die magnetiſche Materie um den Magnet hat, erhellet klärlich aus folgendem Verſuch. Man wickele um einen armirten Magnet ein einfaches Papier, und halte ihn alſo über Eiſen-Feil-Späne, ſo wird man mit Augen ſehen, wie die Feil-Späne eine elliptiſche Figur bekommen, welches von der magnetiſchen Materie herrühret, die aus einem Pol in den andern fähret.

Wir müßen weiter ſehen, wie ſich die Begebenheiten des Magnets durch die magnetiſche Materie auflöſen laſſen. Der Magnet ziehet das Eiſen an ſich und hält es feſt. Das Eiſen hat auſſer Zweifel eine ziemliche Verwandſchaft mit dem Magnet, weil man aus dieſem Eiſen verfertigen kan. Daher hat es auch ſolche Löchergen, als der Magnet, wodurch die magnetiſche Materie ihren Creyß-Lauf halten kan. Indem nun dieſelbe aus dem Pol des Magnets heraus gehet, fähret

fähret ſie in das Eiſen hinein, durchſtreichet es, und gehet dann in den andern Pol über. Gleichergeſtalt gehet ſie aus dem andern Pol durch das Eiſen, bis wieder zum erſten, daß man alſo das Eiſen anſehen kan, als wenn es mit zu dem Magnet gehörete, und mit ihm einen Cörper ausmachte. Und durch ſolchen Fluß der magnetiſchen Materie wird das Eiſen an den Magnet getrieben und befeſtiget, wann nur die Schwere des Eiſens die Kraft der magnetiſchen Materie nicht übertrifft. Der Magnet theilet dem Eiſen ſeine Kraft mit, womit es alſo zugehet: Das Eiſen hat ſolche Löchergen, die ſich zu der magnetiſchen Materie ſchicken. So bald nun das Eiſen mit dem Pol eines Magnets berühret, auch wohl einige Zeitlang daran gehalten wird, ſo fähret die Materie, welche aus dem Pol des Magnets kömmt, in das Eiſen hinein, und beginnet ſich eben ſo um und durch das Eiſen zu bewegen, als um und durch den Magnet. Iſt aber dem Eiſen einmahl ſolche Bewegung der magnetiſchen Materie mitgetheilet worden, ſo behält es ſelbige, und bekommt dadurch die Eigenſchaft des Magnets, daß es ander Eiſen an ſich ziehet, ſich auch, wenn es dazu vorher aptiret worden, nach Norden und Süden wendet.

Man könte hier fragen: Da die magnetiſche Materie beſtändig um und durch die Erde fließt, und in dem Eiſen ſolche Löchergen antrifft, dadurch ſie fahren kan, warum es nicht auch würklich geſchehe, und damit dem Eiſen die magnetiſche

Kraft

Kraft mitgetheilet werde, ohne daß es zuvor mit einem Magnet dürfte berühret werden? Ich antworte, ſo lange das Eiſen noch in den Gruben liegt, iſt es nicht rein, ſondern mit Steinen vermiſchet, die den Durchgang der magnetiſchen Materie verhindern. Wenn es aber von den Steinen geſchieden, und alſo gereiniget worden, ſo fähret zwar die magnetiſche Materie frey durch daſſelbe, ſie iſt aber nicht kräftig gnug, dem Eiſen die magnetiſche Kraft zu geben, zumahl wenn das Eiſen nicht beſtändig in einerley Lage bleibet, da dann die magnetiſche Materie bald hie bald dort durchfähret. In und um die Magneten aber befindet ſich viel magnetiſche Materie gleichſam auf einen Haufen verſammlet, dieſelbige würket demnach weit ſtärker, als diejenige, ſo immerdar um und durch die Erde fließt, und iſt vermögend, dem Eiſen die magnetiſche Kraft geſchwinde mitzutheilen, wenn es mit einem Magnet berühret wird. Indeſſen hat man auch aus der Erfahrung, daß das Eiſen ohne Berührung eines Magnets, bloß durch die allgemeine magnetiſche Materie die magnetiſche Kraft bekommen. Man hat nemlich angemerket, daß das Eiſen, welches ſich in der Mittags-Linie des Magnets befunden, eine magnetiſche Kraft bekommen. **Müſchenbröck** verſichert, daß er ſelbſt ſolches Eiſen habe, welches anderes Eiſen eben ſo wie ein Magnet an ſich zöge. (*) Dergleichen hat man erfahren an einem eiſernen Creutz,

(*) S. Joh. Gottlob Krügers Natur-Lehre. §. 417.

welches auf einem Kirch-Thurm in Frankreich geſtanden, und Monſ. de la Hire hat Proben gemacht mit einem eiſern Drat, welchen er in einen harten Stein nach der Mittags-Linie eingeleget, und nach 10 Jahren Verlauf magnetiſch befunden. (*)

Die Freundſchaft und Feindſchaft der magnetiſchen Pole läßet ſich auch gar leicht begreiffen. Wenn der Nord-Pol des einen zu dem Süder-Pol des andern gebracht wird, ſo bekommen beyde Magneten eine ſolche Lage, daß die magnetiſche Materie frey durch alle beyde paſſiren kan. Man ſtelle ſich vor, es liege ein Magnet auf ſeiner Mittags Linie, und werde nach der Breite voneinander gebrochen, daß 2 daraus werden; ſo iſt in dem Durchbruch des einen Nord- und des andern Süder-Pol. Als der Stein noch gantz war, ging die magnetiſche Materie aus dem Süder-Pol des einen in den Nord-Pol des andern frey und ungehindert über. Ob er nun gleich zerbrochen worden, ſo ſind die inwendige Löchergen, wodurch die magnetiſche Materie ſtreicht, nicht geändert, folglich kan aus dem Süder-Pol des erſten dieſelbe in den Nord-Pol des andern ungehindert eindringen. Daher vereiniget ſich die magnetiſche Materie um beyde Magneten, und beweget ſich als wie um einen, wie ſie beyde vorher waren. Daraus entſtehet dann die Freundſchaft, daß ihre bey-

(*) Scheuchzers Natur Wißenſchaft. Tom. 2. cap. 32. §. 10.

beyde Pole von ungleichen Namen ſich einander anziehen, und durch die magnetiſche Materie aneinander gedrucket werden. Hingegen wenn man den Nord-Pol des einen zu dem Nord-Pol des andern bringt, ſo bekommen beyde Magneten eine gantz andere Lage, als da der Stein noch gantz und nur ein Magnet war. Man hat ſo dann den einen umgekehret, und deßen Ende, welches ſein Nord-Pol iſt, zu dem Nord-Pol des andern gebracht, daß alſo beyde Magneten nicht mehr diejenige Lage haben als zuvor, da der Stein noch gantz war, ſondern ſie kommen umgekehrt gegen einander zu liegen. Deswegen kan die magnetiſche Materie nicht mehr durch beyde Magneten frey flieſſen, weil ſie gewohnt iſt aus dem Nord-Pol des einen in den Süder-Pol des andern, und umgekehrt aus dem Süder-Pol des einen in den Nord-Pol des andern überzugehen: Darum ſtößet ſie, indem ſie aus dem einen Nord-Pol herausfähret, den Nord-Pol des andern von ſich; und darin beſtehet die Feindſchaft der gleichnahmigen Pole, daß, weil die magnetiſche Materie wegen Verkehrung der gewöhnlichen Gänge aus einem Magnet nicht in den andern dringen kan, ſie ſich auch nicht miteinander vereinigen laſſen.

Die Armirung des Magnets verſtärket ſeine Kraft, daß er mehr Eiſen halten kan. Carteſius will, es komme daher, weil die Gänge des Eiſens ſich beßer zuſammen paßen, und die

magnetiſche Materie beßer aus einem Eiſen in das andere übergehet, als aus dem Magnet in das Eiſen, oder aus dem Eiſen in den Magnet; weßwegen dann Magnet und Eiſen ſich nicht ſo feſt aneinander ſchlieſſen könten, als Eiſen an Eiſen. (*) Andere ſagen ob wohl beyde Pole des Magnets in ihren Kräften gantz widrig ſind, ſo helfen ſie doch einander in Anziehung des Eiſens, weil, wenn der Magnet armiret iſt, die magnetiſche Materie von einem Pol zum andern durch die Gänge des Eiſens frey flieſſen kan, ohne daß ſie ſich verliere. (**) Ich will die Sache ſuchen begreiflicher zu machen. Wenn ein bloſſer Magnet, der nicht armiret iſt, ein Stück Eiſen trägt, ſo kan es nur mit dem einen Pol geſchehen: da wird die magnetiſche Materie, ſo aus dem einen Pol ausgehet, das Eiſen an den andern andrücken; die aber aus demjenigen Pol ausgehet, woran das Eiſen hängt, trägt zu ſolcher Andrückung nicht ſo viel bey, ſondern hilft nur etwa die zwiſchen dem Magnet und Eiſen vorhandene Luft wegſtoßen, oder das Eiſen nach dem Magnet zu neigen, wie wir hernach mit mehrern melden wollen. Hingegen wenn der Magnet armiret iſt, ſo beweiſet die Magnetiſche Materie aus beyden Polen ihre Kraft, die aus dem Nord-Pol ausgehet drückt das Eiſen an den Süder-Pol, wo ſie wieder hinein fähret, und

(*) S. Carteſii Principia Philoſoph. Part. 4. §. 172.
(**) Scheuchzer in der Natur-Wiſſenſchaft. Tom. 2. cap. 32. §. 15.

und die aus dem Süder-Pol drückt eben daſſelbige Eiſen an den Nord-Pol, womit alſo der Magnet ſeine völlige Kraft anbringen kan.

Noch iſt zu erklären übrig die Declination und Inclination des Magnets. Wie oben erinnert worden, ſo zeigt die Magnet-Nadel nicht gerade gegen Norden, ſondern weichet gegenwärtig in Europa einige Grade nach Weſten ab, welche Abweichung noch dazu veränderlich iſt. Carteſii Gedanken hievon wollen nicht Stich halten. Er hält dafür, die magnetiſche Materie, indem ſie über die Erde ſtreicht, finde hier und da Abwege, weil an vielen Orten Eiſen-Gruben verborgen ſind, dahin ſie wegen Gleichförmigkeit der Gänge frey fließet, und die Magnet-Nadel nach dem Strich ihres Flußes richtet. Allein weil ſich bey und neben den Eiſen-Gruben die Abweichung der Magnet-Nadel nicht mehr ändert, als anderswo, auch dieſelbige faſt alle Tage veränderlich iſt; ſo hat Carteſius die Urſach der Declination ſchwerlich getroffen. D. Herrm. Fried. Teichmeyer (*) will, die magnetiſche Materie fahre nicht von einem Pol zum andern gerade zu, gehe auch nicht den kürtzeſten Weg, ſondern habe einen krummen Lauf, gleich denen Flüßen, wodurch denn die Abweichung des Magnets verurſacht würde. Hier fehlet aber die Urſach, warum die magne-

(*) In Element. Philoſ. Natural. Experiment. Part. 2. cap. 6.

tiſche Materie nicht in gerader Linie fortgehet; da er nun dieſelbige nicht beſtimmet hat, ſo thut er auch der Sache kein Gnüge. Vermuthlich ſind die magnetiſche Pole von den Welt-Polen unterſchieden, und beyde nicht an einer Stelle anzutreffen, ſondern die magnetiſche Pole ſtehen den Erd-Polen zur Seiten: Weil ſich aber die Abweichung des Magnets ändert, ſo müßen auch die magnetiſche Pole veränderlich ſeyn. Wem dieſe Meynung nicht anſtehet, mag ſich des de la Hire erwehlen, der die Erd-Pole ſelbſt für veränderlich hält, als woraus folgt, daß weil der Magnet ſich nach ihnen richtet, er nicht allezeit einerley Richtung haben könne. (*)

Mit der Inclination des Magnets kan man beſſer fertig werden. Man wird gewahr, wie an einigen Orten die Magnet-Nadel gar keine Inclination hat, nemlich unter dem Æquatore, oder doch nicht weit davon. Hingegen neiget ſich, in dieſſeitigen oder Mitternächtigen Gegend des Æquatoris, die nach Norden zeigende Spitze der Nadel zur Erden, in der Mittägigen Gegend aber wird die nach Süden zeigende Spitze zur Erden geneiget. Dies iſt dem Fluß der magnetiſchen Materie augenſcheinlich gemäß: Denn weil ſie über den Æquatorem, oder nahe dabey gerade weg gehet, ſo bleibt daſelbſt die Nadel in ihrem Gleichgewichte. Hingegen ſtreicht ſie nach den Polen zu, und fähret da hinein; Sie

(*) Scheuchzer loc. cit. §. 19.

Sie fähret vom Æquatore ab gegen die Pole zu allmählich niederwerts, und ſteigt von den Polen nach dem Æquatore zu immer ein wenig in die Höhe, daher muß ſich allemahl die eine Spitze der Nadel nach einem Pol neigen, und zwar die Mitternächtige in den Mitternächtigen Gegenden nach dem Nord-Pol, und die Südliche in den Südlichen Gegenden nach dem Süder-Pol. Man kan mit Recht behaupten, daß eben hiedurch die magnetiſche Materie ſelbſt, und ihr Fluß nicht wenig beſtätiget werden.

Nun urtheile man, ob dem Magnet eigentlich ein Anziehen zukomme. Vielmehr wird man ſagen müßen, die magnetiſche Materie treibe und drücke das Eiſen an den Magnet, oder, welches einerley iſt, den Magnet an das Eiſen, erhalte auch durch ihren Fluß die Magnet-Nadel in dieſer oder jener Lage, ohne daß etwas vorhanden, welches ſie an ſich ziehe.

Wir müßen diejenigen Einwürffe nicht vergeſſen, welche einige, die in dem Magnet lieber eine anziehende Kraft ſuchen, dawider zu machen pflegen. Man verwundert ſich, warum kein Cörper zu finden, der die magnetiſche Materie zurück hielte, und ihre Würkung hinderte, indem bekannt, daß der Magnet ſeine Kraft auch durch die dichteſte und ſchwereſte Cörper beweiſet. Solte denn, ſpricht man, kein Cörper in der Natur durch ſeine Gegenwart vermögend ſeyn, dieſe ſubtile Materie aufzu-

halten, und ihre Bewegung zu hemmen: Geſetzt auch, dieſe Materie wäre viel ſubtiler als die Zwiſchen-Räumlein aller, und ſelbſt des dichteſten Córpers des Goldes. Geſetzt, daß ſie durch alle Córper, ſo wie das Waſſer durch ein Sieb, hindurch flöſſe: ſo würde zum wenigſten ein Theil dieſer flüßigen Materie an die feſten Theile des Goldes anſtoſſen. Sie würde dadurch zum Theil aufgehalten, und ihre Bewegung würde vermindert werden. Solchergeſtalt wäre es nicht möglich, daß der Magnet ſeine Würkung eben ſo ſtark durch die Luft, als durchs Waſſer, und durch das Waſſer eben ſo ſtark, als durchs Metall verrichten ſolte. (*) Dieſer Einwurf hat nicht viel zu ſagen. Jedermann weiß, wie kein Córper zu finden, der nicht ſeine Poros und Zwiſchen-Räumlein haben ſolte, wodurch alſo wohl eine ſubtile und flüßige Materie dringen kan. Das Glas iſt ein der dichteſten Córper, gleichwohl dringen die Lichts-Strahlen ungehindert durch daſſelbe. Das Gold iſt die allerſchwerſte Materie, dennoch dringt die warmmachende Materie in daſſelbe, und erwärmet es. Die Feuer-Theilgen kriechen in das Gold, und bringen es gar in einen Fluß. Weil demnach in allen, auch den allerdichteſten Córpern, Zwiſchen-Räumlein zu finden ſind, ſo darf man ſich nicht wundern, daß die ſubtile magne-

(*) Sind Worte Herrn Johann Gottlob Krügers, in ſeiner Natur-Lehre. §. 421.

magnetiſche Materie dadurch flieſſen könne. Es wäre ein anders, wenn man erweiſen könte, daß ſie gar keine Zwiſchen-Räumlein hätten. Wegen des Anſtoſſens der magnetiſchen Materie an die feſten Theile der Cörper, darf man ſich auch keinen Kummer machen. Wenn die magnetiſche Materie durch ſolche Cörper fähret, die der Magnet nicht an ſich ziehet, ſo trifft ſie darin keine gerade, ſondern vielfältig gekrümmete Gänge an, da ſie dann oft anſtoſſen muß; Sie wird dadurch auch zerſtreuet und zertheilet, daß ſie ihre völlige Kraft nicht anbringen kan: Daher nimmt man auch wahr, daß ein ſtarker Magnet nicht leicht das Eiſen, nur durch ein dünnes Papier an ſich ziehet. Eine andere Beſchaffenheit hat es, wenn man den Magnet zu einer ſich frey bewegenden Magnet-Nadel bringt. Da beweiſet die magnetiſche Materie ihre Kraft auch durch dichte und feſte Cörper. Denn wenn man den Nord-Pol des Magnets zu der Nord-Spitze der Magnet-Nadel hält, ſo wird dieſe für ihm fliehen, obgleich zwiſchen ihr und dem Magnet ein ander dichter Cörper liegt. Hier braucht die magnetiſche Materie nicht ſo groſſe Gewalt, als wenn ſie das Eiſen an den Magnet zu drücken hat. Sie fähret durch den zwiſchen liegenden Cörper, ob ſie gleich hin und wieder anſtößt, dennoch geſchwinde hindurch, weil ſie ſehr ſubtil und in geſchwinder Bewegung iſt: Ob ſie auch durch das Anſtoſſen ſehr zerſtreuet wird, ſo braucht ſie doch nicht viel Gewalt, die Magnet-Nadel fortzutreiben, ſondern dazu iſt ein wenig magnetiſche Materie ſchon gnug.

Allein, ſo lautet ein anderer Einwurf, warum ziehet der Magnet nur ſo wenig Cörper an ſich? Warum ziehet er eben das Eiſen an ſich, und nicht das Gold, das Bley, und das Zinn? Solte die magnetiſche Materie nicht eben ſo wohl einen Cörper, als den andern, gegen den Magnet fortſtoſſen? Die Urſach, warum der Magnet nur das Eiſen, und keine andere Cörper, an ſich zieht, liegt in den Löchergen und Gängen des Eiſens, welche, wegen der Verwandtſchaft mit dem Magnet, eben ſo wie in dem Magnet beſchaffen ſind, folglich der magnetiſchen Materie einen leichten Durchgang verſtatten. Wenn Carteſius dieſer Schwierigkeit abhelffen will, gibt er den magnetiſchen Gängen in dem Eiſen Schrauben-Geſtalt, und ſtellet ſich die magnetiſche Materie als lauter kleine Schrauben vor, welche ſich zu den Schrauben-Gängen des Eiſens wohl ſchickten, und daſſelbe an den Magnet andrückten. Dieſes aber ſcheinet nicht einmahl nöthig zu ſeyn. Wir haben vernommen, wie die magnetiſche Materie die Magnet-Nadel nach den Erd-Polen neiget, weil ſie vom Æquatore an immer niederwerts fähret, bis ſie endlich wieder in die Pole hineingehet. Die magnetiſche Materie bewegt ſich eben ſo um den Magnet, wie um die Erde: Dadurch geſchicht es, daß ſie das Ende des Eiſens, welches dem einen Pol des Magnets ſehr nahe iſt, ebenfalls nach ſolchem Pol zu neiget, und es endlich bis an den Magnet

(*) Krüger. loc, cit. §. 422.

Magnet ſtößt. Mit einem andern Cörper kan es nicht angehen, daß ihn die magnetiſche Materie dahin neige und ſtoſſe; Denn ob ſie gleich durch die Löchergen anderer Cörper fähret, ſo gehen dieſe doch nicht gerade zu, folglich fähret die magnetiſche Materie nicht alle zu dem Ende heraus, welches dem Pol des Magnets am nächſten iſt, ſondern viele gehet an den Seiten heraus, wodurch verhindert wird, daß ſolche Cörper nicht nach dem Pol des Magnets geneiget werden, noch weniger an demſelben hangen bleiben. Ein Zweifel iſt bey der Sache übrig, welchen ich nicht verſchweigen will. Wann die magnetiſche Materie, ſo aus dem Süder-Pol des Magnets aus- und in den Nord-Pol hineinfähret, das Eiſen an den Nord-Pol andrücket, ſo ſolte man meynen, es müſte die aus dem Nord-Pol zu gleicher Zeit in den Süder-Pol fahrende, das Eiſen wieder ab- und vom Nord-Pol zurück ſtoſſen. Jedoch dieſen Zweifel zu heben, erinnere man ſich abermahl der Neigung der Magnet-Nadeln nach den Erd-Polen. Die Magnet-Nadel wird in den Mitternächtigen, oder dieſſeitigen Gegenden des Æquatoris, von der magnetiſchen Materie, die aus dem Süder-Pol der Erden kommt, nach dem Nord-Pol geneiget, ohne daß die aus dem Nord-Pol kommende ſolches verhinderte, und die Magnet Nadel von ihrer Neigung ab- und wieder in die Höhe triebe. Sie trägt vielmehr zu ſolcher Neigung auch das ihrige bey, indem ſie nicht anders durch die Magnet Nadel fließen kan, als es ihr Strich erfordert, den ſie über die Erde hält.

Sol-

Solcher Strich aber neigt ſich allemahl nach den Pohlen zu; daher trågt auch die aus dem Nord-Pol kommende magnetiſche Materie zur Neigung der Magnet-Nadel nach dieſem Pol das ihrige bey. Gleicher Weiſe verhålt es ſich mit dem Anziehen des Magnets, die magnetiſe Materie ſo wohl aus dem Nord-als Sůder-Pol neiget das Eiſen nach dem Pol zu, welchem es am nåchſten iſt, bis es endlich gar mit ſolchem Pol vereiniget wird. Warum bleibt es aber daſelbſt feſt hangen? Einmahl růhret ſolches daher, weil die magnetiſche Materie alle andere Materie zwiſchen dem Eiſen und Magnet wegtreibt, welche ſonſt beyder Zuſammenhang verhindern wůrde: Hernach, wenn z. E. das Eiſen an dem Nord-Pol des Magnets hångt, ſo ſcheint die aus dem Sůder-Pol kommende magnetiſche Materie, indem ſie ſich dem Nord-Pol nåhert, mehr Gewalt zu haben, als die aus dem Nord-Pol ausfåhret, weil ſie ſich durch die freye Luft bewegt, und ihre Bewegung immer geſchwinder wird, je nåher ſie dem Nord-Pol kömmt. Weswegen ſie auch das Eiſen an den Magnet feſt andrůcket, ohne daß die aus dem Nord-Pol erſt ausgehende magnetiſche Materie es verhindern ſolte. Vielmehr, wie ſchon geſagt, hilft dieſe die Neigung des Eiſens nach dem Nord-Pol befördern, da es dann die aus dem Sůder-Pol kommende deſto beſſer andrůcken kan. Gleiches geſchicht, wann das Eiſen an dem Sůder-Pol des Magnets hångt, da beweiſet die aus dem Nord-Pol kommende die gröſte Kraft.

Da nun hiemit die vorhandene Schwierigkeiten aus dem Wege geräumet ſind, ſo hat man deſto weniger Urſach, die magnetiſche Materie, worin der Grund von den Eigenſchaften des Magnets ſtecket, zu verwerffen, und ſich einzubilden, der Magnet würke in das Eiſen, ohne daß zwiſchen beyden Cörpern weder eine mittelbare noch unmittelbare Berührung ſtatt habe. (*) Bey dergleichen Gedanken findet ſich kein zureichender Grund: Denn es muß entweder etwas von dem Magnet ausgehen, wodurch ſeine Würkung bewerkſtelliget wird, oder es gehet nichts weder von ihm, noch von dem Eiſen aus, und die Würkung erfolget doch. Gehet etwas von ihm aus, ſo wird ja niemand ſo wunderlich ſeyn, und ſagen, dasjenige, was von ihm ausgehet, berühre das Eiſen nicht, und würke doch auf daſſelbige. Denn warum gehet ſonſt etwas von dem Magnet aus, als daß es ſich zu dem Eiſen verfügen, und auf daſſelbige ſeine Kraft beweiſen ſoll? Geſchicht es nicht, ſo iſt auch gar nicht nöthig, daß etwas von dem Magnet ausgehe. Gehet aber nichts von dem Magnet aus, oder welches einerley iſt, der Magnet würket in das Eiſen, ohne daſſelbige mittelbar oder unmittelbar zu berühren, ſo iſt kein zureichender Grund der Würkung vorhanden, und ſie kan daher gar nicht erfolgen. Faſt auf gleichen Schlag urtheilten die Alten von den Würkungen des Magnets, es ſolte nemlich aus demſelben eine Kraft ausge-

(*) Krüger. loc. cit. §. 421.

ausgehen, die gleichwohl kein Subjectum hätte, oder in keinem andern Dinge beſtünde. (*) Eins iſt ſo falſch, als das andere: Wo eine Kraft iſt, da muß auch etwas ſeyn, das dieſe Kraft hat, oder wodurch dieſelbige ausgeübet wird.

Wir kommen zu einer andern Art des Anziehens, welche die Electricität genennet wird. Der Nahme kömmt von dem Agt-oder Bernſtein, lateiniſch Electrum, her, der wenn man ihn auf Tuch reibt, und damit erwärmet, auf eine gewiſſe Entfernung kleine Stückgen Papier, Spreu und andere leichte Dinge, gleichwie der Magnet das Eiſen, an ſich ziehet. Siegellack, Schwefel, Ambra und alle Hartze haben gleiche Eigenſchaft, inſonderheit aber das Glas, an welchem man die gröſte Electricität wahrnimmt. Dieſe Dinge beweiſen ihre anziehende Kraft deſto ſtärker, wenn man ſie zuvor ein wenig erwärmet, ehe ſie gerieben werden. Hernach muß man auch dahin ſehen, daß man dabey alle Feuchtigkeiten und Ausdünſtungen vermeide, und die Cörpergen, ſo ſollen angezogen werden, nicht gar zu groß ſeyn. Man legt auch die Cörpergen nicht auf Holtz und Metall, ſondern auf Papier, Glas, oder Siegellack. Stephanus Grayns hat ſolche Electricität bemerket in den Vogel-Federn, Haaren der Thiere, in ſeidenen und leinenen Fäden, in Wolle, Papier, Haut, Holtz und Pergament, welche Dinge, wenn ſie durchs Reiben warm gemacht worden, nicht

(*) Scaliger de Subtilit. Exercitat. 75. No. 9.

nicht allein von den Fingern angezogen worden, ſondern auch andere leichte Materien an ſich gezogen haben. (*)

Man nennet ſolche Würkung zwar ein Anziehen, jedoch iſt leicht zu erachten, es könne nicht eigentlich ein Anziehen ſeyn, weil ſelbſt dem Magnet dergleichen nicht zukömmt. Gleichwohl ſind die Gelehrten in Erklärung der Electricität nicht einig. Cardani Meynung verdient kaum angeführt zu werden. Er glaubt, die electriſchen Cörper hätten eine Fettigkeit bey ſich, die durch das Reiben erwecket würde, daß ſie von ihnen ausginge, und damit die trockene Dinge, welche nach der Fettigkeit einen Hunger hätten, herbey lockte, und zu den electriſchen Cörpern überbrächte. (**) Carteſius urtheilet davon: Die in den electriſchen Cörpern verborgene Feuer-Theilgen werden durchs Reiben ausgetrieben, und in die Luft zerſtreuet; weil ſie aber wieder zu den electriſchen Cörpern zurück kehren, und in der Nähe ſolche Dinge finden, die ſie nicht ſo geſchwinde durchdringen können, ſo führen ſie ſelbige mit ſich bis an den electriſchen Cörper. (***) Man erkläret die Sache auch folgender Geſtalt: Durch ſtarkes Reiben werden die Luft-Löchergen dieſer Cörper eröffnet, und die in ihnen liegende Cörpergen fliegen häufig heraus, ſtoſſen die Luft weg, und veranlaſſen dieſelbe, ſich hinter benannte leichte

(*) S. Acta Eruditor. 1727. pag. 274.
(**) Scaliger de ſubtilit. Exercitat. 104. No. 12.
(***) S. Carteſii Princip. philoſoph. Part. 4. §. 185.

leichte Dinge zu retiriren, welche dann durch die elaſtiſche Kraft der Luft zu den electriſchen Cörpern getrieben werden. (*) Wobey gleichwohl der Zweifel vorfällt, warum die electriſchen Cörper nicht eben ſo gut ihre Kraft beweiſen, wann ſie bloß am Feuer erwärmet werden. Man mache Siegellack über einem Lichte warm, ſo wird demſelben dadurch keine Electricität zuwege gebracht, die es doch ſogleich durch Reiben überkömmt. Mir gefällt deswegen Hn. Johann Gottlob Krügers Meynung, welche in folgenden beſtehet. (**) Die electriſchen Dinge führen vielen Schwefel bey ſich, welchen man ſo gar in dem Glaſe antrifft. Denn ſo man ein paar Stücken Glas ſtark auf einander reibet, ſo geben ſie einen ſchwefelichten Geruch von ſich. Die ſchwefelichten Ausdünſtungen aber, welche von den electriſchen Cörpern ausgehen, ſind die Urſach ihres Anziehens. Sie werden durch die Wärme aus denen Cörpern vertrieben, und dadurch entſtehet eine ſchwefelichte Atmoſphäre um den electriſchen Cörper. Weil ferner ſeine Theile durch das Reiben in eine zitternde Bewegung gerathen, ſo theilen ſie ihre Bewegung dieſer Atmoſphäre mit. Dieſe fängt ſich an unordentlich, und auf Art eines Wirbels um den Cörper zu bewegen, und reißt zugleich andere leichte Cörper, welche ihrer Bewegung wenig wie-

(*) Scheuchzer in der Natur-Wiſſenſchaft. Tom. 2. cap. 32. §. 7.

(**) S. deſſen Natur-Lehre. §. 431.

widerſtehen, mit ſich fort, und ſtößt ſie gegen den electriſchen Cörper. Da nun keine merkliche Ausdünſtungen ohne Luft ſeyn können; ſo muß auch die Electricität nicht merklich ſeyn, wenn die Luft ausgepumpet iſt. Und weil durch bloße Erwärmung über der Flamme die ſchwefelichten Ausdünſtungen zwar aus einem Cörper herausgehen, keineswegeſ aber in eine wirbelhafte Bewegung gerathen: So iſt klar, warum die Cörper nicht durch bloſſes Erwärmen, ſondern vielmehr durch das Reiben electriſch werden. Wobey ich nichts weiter zu erinnern finde, als daß hiemit auch das Anziehen der electriſchen Cörper wegfällt, und davor ein Anſtoßen muß geſetzet werden.

Von größerer Wichtigkeit ſind die kleinen Haar-Röhrgen, und andere Dinge, welche, wie es ſich anſehen läßt, das Waßer an ſich ziehen. Wann ein Tropffen von einer flüßigen Materie einen feſten Cörper von ſchwererer Art in gnugſamen Puncten berühret, ſo zerfließt er auf demſelben,und wird von ihm angezogen. Wenn man eine gläſerne Röhre mit einer ganz kleinen Oeffnung, die man daher Haar-Röhrgen nennet, ins Waßer ſteckt, ſo wird das Waßer in dem Röhrgen weit höher ſteigen, als es in dem Gefäße ſtehet, weil es von dem Glaſe in die Höhe gezogen wird. Dergleichen geſchicht, wenn man 2 gläſerne Platten aneinander ſetzt, an der andern Seite aber ein Stück Geld dazwiſchen ſteckt, daß ſie allhier

voneinander gehalten werden, und ſie alſo ins Waßer ſetzt: Denn das Waßer ſteigt zwiſchen den Platten nach einer krummen Linie in die Höhe, gleich als würde es vom Glaſe angezogen. Legt man ein gläſernes, oder anderes Kügelgen auf das Waßer, daß es ſich ohngefehr mitten im Gefäße, worin das Waſſer iſt, befindet, ſo hängt ſich das Waßer an daßelbe, und macht einen kleinen Berg um das Kügelgen, indem das Kügelgen das Waſſer an ſich ziehet: Und was dergleichen Experimente mehr ſind, welche die anziehende Kraft der Cörper beweiſen ſollen.

Man iſt aber nicht einmahl im Stande, uns von ſolcher anziehenden Kraft einen rechten Begriff zu gewähren. Herr Müßchenbroeck beſchreibt ſie durch eine innerliche Kraft des Cörpers, welche durch das Ausgehen würkt, und den Cörper gegen den andern treibt; wenn nun dieſer gegen den erſten getrieben werde, ſo kommen beyde zuſammen. Und dieſe anziehende Kraft ſoll allenthalben aus dem Cörper gehen, wie die Lichtſtrahlen aus dem Lichte. (*) Herr Krüger ſchreibt: (**) Der Cörper A ziehet den Cörper B an ſich, wenn der Cörper B eine Bemühung anwendet ſich gegen A zu bewegen, ſo daß der Cörper A, gegen welchen

(*) Müſſchenbroek in Diſſert. Phyſico-Geometricis de Cohærentia corporum firmorum. pag. 451.

(**) In der Natur-Lehre. §. 37.

chen die Bewegung geſchicht, dieſelbe verurſacht. Man ſiehet die anziehende Kraft als eine ſolche an, die den Cörpern weſentlich eigen, und gleichſam angebohren iſt. Doch iſt das ſchlimmeſte, daß man ſich nicht vorſtellen kan, wie dadurch die Cörper aufeinander würken ſolten. Der Cörper A ſoll den Cörper B an ſich ziehen, und alſo die Urſach ſeyn, daß B gegen A getrieben wird. Demnach muß aus A eine Kraft ausgehen, wodurch B herbey gezogen wird, und indem dieſe Kraft ſolches verrichtet, ſo muß ſie ſich wieder nach A zurück wenden, und den Cörper B mit ſich führen. Das muß eine wunderliche Kraft ſeyn, die ſich erſt ausdehnet, damit ſie den Cörper B erreichen kan, hernach aber von ſelbſt wieder zuſammen ziehet, damit ſie B zu dem Cörper A bringe, woraus ſie gegangen war. Womit faßt ſie den Cörper B an, daß er mit ihr gegen A fortwandern muß? Sagt man, es gehe ſo wohl aus B als A eine Kraft aus (weil doch allen Cörpern eine anziehende Kraft zukommt) und beyde Kräfte verwickeln ſich untereinander, da dann die ſtärkere aus A die Oberhand behält, und B zu dem Cörper A ziehet: So iſt nicht abzuſehen, wie auch dieſes möglich ſey. Denn ſo bald die Kraft aus A wieder bis zu ihren Cörper zurückgegangen, höret ihre Würkung auf, da doch B noch nicht bis an A gelanget iſt. B hat ja auch eine anziehende Kraft, welche hier die Vereinigung beyder Cörper verhindern muß; denn A höret auf B an ſich zu ziehen, weil ſeine Kraft ſchon wieder zurück gekeh-

ret iſt, und alſo nichts mehr würket, und B wird ſich bemühen A an ſich zu ziehen, kan aber nichts ausrichten, indem ſo bald B das Anziehen beginnet, die Kraft aus A wieder zu würken anfängt, die B nicht überwinden kan, weil ſeine Kraft geringer und ſchwächer iſt, als die andere. Solchergeſtalt kan durch das bloſſe Anziehen kein Cörper bis an den andern gelangen, wo nicht eine äußerliche Kraft dazu kömmt, die ſie aneinander treibet. Wenn aber 2 Cörper gleiche anziehende Kraft beſäßen, ſo würde keiner den andern anziehen, auch nicht einmahl von der Stelle bewegen, wo nicht abermahl eine äußerliche Kraft dazu käme. Findet ſich aber eine äußerliche Kraft, ſo muß der Begrif von einem Anziehen völlig wegfallen. Man legt dem Cörper B, welcher von einem andern A angezogen wird, eine Bemühung bey, ſich gegen A zu bewegen. Wie reimet ſich dieſes mit der anziehenden Kraft, die allen Cörpern natürlich ſeyn ſoll? B muß deswegen auch eine anziehende Kraft haben: Er hat aber auch eine Bemühung, ſich gegen einen andern Cörper zu bewegen. Das ſind ja gantz widrige Eigenſchaften, welche unmöglich in einem Dinge zugleich ſtatt finden können. Man nennt die anziehende Kraft mit dem Herrn Newton auch eine Gravitation; welches zwar ein ander Wort, aber eben dieſelbige Sache iſt. Denn es heißt eine Gravitation in Anſehung des Cörpers, der ſich gegen einen andern bewegt: In Anſehung deßen aber, gegen welchen ſich ein Cörper bewegt, wird es

ein

ein Anziehen genennet. Weiter habe nichts zu erinnern, als daß aus dem wenigen, ſo wider die anziehende Kraft beygebracht worden, dieſelbige gnugſam für ein Unding zu erkennen ſey.

Nun will noch einen Verſuch thun, ob ſich die Anziehung des Waßers in den Haar-Röhrgen, und andern Dingen, nicht auf andere Weiſe erklären laße. Wenn ein Tropffen Waßer, oder anderer flüßigen Materie, auf einem feſten Cörper zerflieſſet, ſo iſt einmahl die Schwere des Tropffens ſelbſt Schuld daran, vermöge welcher er nach allen Seiten zu flieſſet. Hernach kan der Tropffen nicht ſo behende auf den feſten Cörper gebracht werden, daß ihn nicht zugleich eine Bewegung eingedrückt würde, welche auch etwas beyträgt, daß er zerflieſſen muß. Endlich trägt der Druck der Luft dazu auch nicht wenig bey. Von den Haar-Röhrgen und gläſern Platten, finde ich erſt zu erinnern nöthig, daß das Steigen des Waſſers in derſelben nicht einmahl von einer anziehenden Kraft des Glaſes herrühren kan, weil ſonſt das Waßer in den weiten Röhren eben ſo hoch ſteigen müſte, als in denen engen, welches gleichwohl nicht geſchicht. Hätte das Glas eine anziehende Kraft, ſo müſte ſie ſich nothwendig auch in den weiten gläſern Röhren äußern, und dieſelbigen das Waßer wenigſtens an den Seiten in die Höhe ziehen, obgleich in der Mitten des Waßers ein tiefes Loch bliebe. Da aber das Waſſer in den weiten Röhren

gar nicht ſteiget, ſo kan man auch dem Glaſe keine anziehende Kraft beylegen. Ich frage weiter, warum ziehen denn die Haar-Röhrgen das Waßer nicht auswendig ſo hoch in die Höhe, als inwendig, da ſie doch ſo wohl in- als auswendig eine anziehende Kraft haben müſten? Man kan demnach hier mit der anziehenden Kraft gar nicht auskommen, ſondern muß ſich nach einer andern Urſach umſehen, die ſich wohl finden läßt. So bald die Haar-Röhrgen und gläſerne Platten, die obern Theile des Waßers berühren, ſo bekommen dieſelbigen eine Bewegung, und ſteigen inwendig in die Höhe. Dies kan von nichts anders, als von dem Druck der Luft herkommen. Die Luft druckt das Waßer ſo wohl in dem Gefäße, als in den Haar-Röhrgen und gläſern Platten: Allein die Haar-Röhrgen und Platten ſind enge, weßwegen der Druck der Luft in ihnen nicht ſo ſtark ſeyn kan, als außerhalb. Ueberdem wird die Luft an den Seiten des Glaſes gerieben, und leidet eine Friction, welche ihre druckende Kraft ſehr ſchwächet: dadurch aber wird das Gleichgewichte zwiſchen der Luft, die auf das Waßer im Gefäße, und in den Haar-Röhrgen und Platten drücket, gehoben. Jener Druck iſt ſtärker, und treibet das Waſſer in den Haar-Röhrgen in die Höhe. Mit denen Kügelgen, ſo auf dem Waſſer ſchwimmen, gehet es eben alſo zu. Die Luft drücket neben ihnen, wegen der Friction nicht ſo ſtark, als auf das Waßer in dem Gefäße; daher ſtehet das Waßer an den Kügelgen höher, als im Gefäße, ohne daß das Kügel-

gen

gen das Waßer an ſich ziehen darf. Der eintzige Einwurf kan hier gemacht werden, daß man das Anziehen des Waßers nicht dem Druck der Luft zuſchreiben könne, weil es auch in einem Luft-leeren Raum geſchiehet. Ich gebe aber zu bedenken, wie man nimmermehr durch Hülfe der Luft-Pumpe die Luft ſolchergeſtalt auspumpen könne, daß gar nichts zurück bleiben ſolte. Bleibt nur etwas zurück, ſo drucket dennoch dieſe wenige Luft das Waſſer in- und auſſerhalb den Haar-Röhrgen, und zwar eben wie in einem Luft-vollen Raum: Nemlich der Druck auf das Waßer in dem Gefäße iſt ſtärker, als in den Haar-Röhrgen, folglich muß auch hier das Waßer in den Haar-Röhrgen in die Höhe ſteigen. Die Haar-Röhrgen ſind enge, daher mag die Luft in denſelben ihre Kraft zu drucken wenig oder gar nicht anbringen. Man ſiehet es augenſcheinlich, wenn man ein Haar-Röhrgen ins Waßer ſteckt, und wieder herauszieht; denn da bleibt etwas Waßer darin, und obgleich das Haar-Röhrgen oben offen iſt, ſo kan doch die Luft durch ihren Druck dis wenige Waßer nicht einmahl heraus treiben. Ueberdem iſt es auch nur ſehr wenig Waßer, welches in den Haar-Röhrgen in die Höhe ſteigt, daß alſo ein wenig Luft vermögend iſt, es hinein zu drücken, zumahl da der Gegendruck der Luft in den Haar-Röhrgen faſt für nichts zu rechnen iſt.

Es fehlet zwar nicht an mehrern Exempeln welche die anziehende Kraft der Cörper erhärten ſollen; Sie ſind aber ſo beſchaffen,

daß ſie ſich viel beßer durch einen Druck, als durch das Anziehen erklären laßen. Als wenn man vorgibt, die Erde, oder ihr Mittel-Punct, ziehe die ſchweren Cörper an ſich, und die Pflantzen den Nahrungs-Saft. In dem erſten Exempel hat man mehr Urſach, etwas anzunehmen, ſo die ſchweren Cörper gegen den Mittel-Punct der Erden treibt; und in dem andern, iſt eine ausgemachte Sache, daß die Luft den Saft in die Höhe treibt, ſelbiger aber nicht von den Pflantzen angezogen wird. Wenn man die Urſach der Ebbe und Fluth angeben will, ſucht man ſie gemeiniglich in den Mond und deßen Lauf. Carteſius eignet dem Mond einen Druck auf die Erde, inſonderheit aber auf das Waßer zu; kan aber damit in Erklärung der Ebbe und Fluth nicht ſo gut fertig werden, als Newton mit ſeiner Gravitation oder anziehenden Kraft, welche der Mond und die Erde gegeneinander haben. (*) Dadurch bekömmt die anziehende Kraft viel Wahrſcheinlichkeit, und man mögte daraus ſchließen, ſie ſey in der Erfahrung gegründet. Allein ſolcher Schluß kan ſo wenig gelten, als wenn man die anziehende Kraft des Magnets, als eine durch die Erfahrung bekräftigte Sache, anſehen wolte. Man muß die Sache ſelbſt, von der Art und Weiſe wie ſie geſchicht, wohl unterſcheiden. Daß das Eiſen ſich dem Magnet nähert, und von ihm feſt gehalten wird, lehret die Erfahrung: Sie lehret

(*) S. Wolfs Gedanken von den Würkungen der Na- Natur. §. 357. ſeq.

lehret aber nicht, daß es durch eine anziehende Kraft des Magnets geſchehe: Ich habe vielmehr erwieſen, es werde das Eiſen durch eine ſubtile flůßige Materie nach dem Magnet zu geſtoßen. Gleichergeſtalt kan man wohl als eine durch die Erfahrung beſtåttigte Sache annehmen, daß die Erde gegen den Mond, und der Mond gegen die Erde, eine Schwere habe; daß aber ſolche Schwere von einer anziehenden Kraft beyder Cörper herrůhre, bezeugt die Erfahrung nicht. Es iſt der Wahrheit gemåßer, wenn man dieſe Schwere einem Druck beyder Cörper gegeneinander zuſchreibt, ob man gleich nicht weiß, was die Urſach ſolches Drucks ſey. Weiß doch Newton auch nicht die Urſach ſeiner Gravitation, ſondern er ſiehet ſie als eine eigenthůmliche Kraft der Materie an, wovon man weiter keine Urſach angeben kan. Indeſſen iſt ſie in dem Verſtande, als ſie Newton annimmt, nicht erweislich, weil in der Natur keine anziehende Kraft gefunden wird. Wiſſen wir gleich die Urſach des Drucks der Erden und des Monds gegeneinander jetzt nicht, ſo důrfen wir ihn deswegen nicht leugnen: Es kan eine Zeit kommen, da man ſie entdecket. Man wuſte ehedem auch nicht, was die Eigenſchaften des Magnets fůr eine Urſache haben, nunmehro aber kan ſie mit der gröſten Wahrſcheinlichkeit angezeiget werden.

So ſiehet es mit dem Magnetiſmo, oder der anziehenden Kraft der Cörper aus, woraus

klärlich abzunehmen iſt, daß die Sympathie und Antipathie dabey keinen Vortheil finden. Wir wollen nochmahls derſelben Beſchreibung wiederholen. Die Sympathie beſtehet in einer Aehnlichkeit der natürlichen Eigenſchaften, vermöge welcher ſich zwey Dinge wohl beyeinander vertragen, eine unbekandte Liebe und Neigung gegen einander haben, ſich auch mit einander vereinigen. In der Liebe und Zuneigung, ſo zwey Dinge gegeneinander haben, beſtehet eigentlich der Magnetiſmus. Nun müſte man erſtlich verſichert ſeyn, ob ſich ſolche Liebe und Neigung gegeneinander in natürlichen und lebloſen Dingen befinden. Denn von der Neigung der Menſchen und Thiere gegeneinander iſt hier die Rede nicht. Man führet zwar Exempel gnug an, aber ſie ſind theils erdichtet, theils laſſen ſie ſich alſo erklähren, daß man keine natürliche Neigung dabey nöthig hat. Dieſes iſt ja in den vorhergehenden Capiteln hin und wieder erwieſen worden, die man nur nachſchlagen darf. Man ſiehet die natürliche Neigung als eine den Cörpern von dem Schöpffer eingepflantzte Eigenſchaft an, wovon ein gewiſſer Autor (*) alſo ſchreibt: **Das Univerſum rerum, oder die gantze Welt, ſtehet miteinander in der allergenauſten Connexion, und der allweiſe Schöpffer hat diejenigen Dinge, ſo gleicher Natur und Beſchaffenheit ſind, naturali quodam vinculo ſo miteinander verbun-**

(*) Chriſtoph. Fried. Demetius im philoſophiſchen Verſuch von den Blut-Saugern in Nieder Ungarn.

verbunden, daß ſie nicht allein die ſtärkſte Neigung zu einander haben, ſondern wohl gar einander dasjenige rauben, woran eines vor dem andern Mangel leidet: und ſolche eingepflantzte Neigung, oder Trieb der Natur, kan weder durch die Diſtantz der Oerter, noch durch Corpora intermedia verhindert und aufgehalten werden, welches man an der Würkung des Magnets, oder an zweyen Lichtern, deren Flammen, wenn ſie nahe zuſammen kommen, nach einander zu eilen, augenſcheinlich wahrnimmt. Und dieſer Trieb der Natur wird um ſo viel mehr befördert, je mehr das gantze Univerſum harmoniret, und keine Materie ſich ſolcher eingepflantzten Neigung widerſetzet, ſondern vielmehr dazu beförderlich ſeyn muß. Auf gleiche Weiſe verfähret der Herr Newton mit ſeiner Gravitation, oder anziehenden Kraft, die er auch für eine angeſchaffene Eigenſchaft der Materie hält: Ich habe aber klährlich dargethan, daß ſie in der Natur nicht ſtatt finde, ſondern eine äuſſerliche Urſach zum Grunde haben müße. So muß man denn von der Neigung der Cörper gegeneinander dergleichen ſagen, daß etwas vorhanden ſeyn müße, welches ſie würkt, ingleichen daß 2 Cörper nicht aus eigenen Kräften, ſondern durch eine äußerliche Urſach miteinander vereiniget werden. Es ſcheinet zwar, als wenn die Aehnlichkeit der Eigenſchaften zweyer Dinge die Urſach ihrer Neigung gegeneinander ſeyn könte:

Allein

Allein ſolche Aehnlichkeit kan und vor ſich nichts würken, ſondern etwa 2 Dinge geſchickt machen, daß ſie ſich miteinander füglich vereinigen laßen; Gleich wie die Aehnlichkeit der Löchergen in dem Eiſen und Magnet ihre Vereinigung befördert. Was vereiniget ſie aber würklich? die bloſſe Zuneigung kan es nicht thun, ſondern es muß eine äußerliche Urſach dazu kommen: Findet ſich aber eine ſolche dabey, ſo fallen die Gedanken von einer Sympathie gäntzlich weg, weil alsdann die Sache gantz begreiflich kan erkläret werden. Z. E. die Weinreben haben eine Liebe und Neigung zu dem Ulm-Baum, weil ſie an dieſem Baum ſehr wohl wachſen. Man kan daraus erſtlich nicht einmahl eine Neigung machen, ſonſt müſte man ihnen auch eine Liebe und Neigung zu den Wein-Pfälen beylegen, weil ſie daran auch ſehr gut und beßer gedeyen, als wenn ſie auf der Erde fortkriechen müßen, wovon jedermann die Urſach weiß. Hernach vereiniget die Neigung, welche die Weinreben zu dem Ulm-Baum haben, ſie nicht mit dieſem, ſondern die Vereinigung wird durch äußerliche Umſtände befördert, weil der Ulm-Baum ſolche Rinde hat, woran ſich die Zäſerlein des Weinſtocks halten und anſchließen können, daß er an dem Baum hoch in die Höhe wächſt. Verdienet aber dieſes wohl den Nahmen einer Sympathie? die Gravitation des Herrn Newtons iſt noch in ſo weit aus der Erfahrung bekannt, indem man annehmen kan, daß 2 Cörper gegenein-

einander eine Schwere haben, wenn man nur daraus nicht eine anziehende Kraft macht. Ich bin aber verſichert, man werde kein eintziges Exempel anführen können, daß zwey Dinge, wegen der Aehnlichkeit ihrer Eigenſchaften, eine verborgene Zuneigung gegeneinander haben, und ſich daher zu vereinigen ſuchen, auch bloß durch ſolche Zuneigung ſich würklich miteinander vereinigen. Die Exempel, ſo man anführt, ſind entweder in der Erfahrung nicht einmahl gegründet, oder laſſen ſich ohne ſolche Zuneigung gantz natürlich erklähren.

Was Menſchen und Thiere anlangt, dieſe haben zwar eine Zuneigung gegeneinander, auch zu andern Dingen; allein die Urſach ſolcher Zuneigung iſt allemahl bekannt, und kan daher für keine Sympathie gehalten werden. Mannigmahl eignet man den Thieren wohl eine verborgene Neigung und Liebe zu, doch wenn man die Sache recht erweget, läßt ſich die Urſach davon leicht entdecken. Z. E. die Katzen ſollen eine natürliche Zuneigung zu dem Kraut Baldrian haben. Woher kommt ſolche Zuneigung? man wird antworten, aus der Aehnlichkeit der natürlichen Eigenſchaften der Katzen und dieſes Krauts, wodurch die Katze zu dem Baldrian gezogen wird. Wir haben gleichwohl vernommen, wie die Aehnlichkeit an ſich nichts würken könne, auch die Zuneigung ſelbſt aus einer andern Urſach entſtehen müße. In dem 5 Capitel dieſer Abhandlung, habe ich gezeiget,

zeiget, daß die Zuneigung der Katzen zu dem Baldrian, daher komme, weil ſie den Geruch dieſes Krauts lieben: Alſo weiß ich die Urſach davon, und die Sache höret auf eine Sympathie zu ſeyn.

Mit der Antipathie kan man noch weniger fertig werden. Sie iſt eine Widerwärtigkeit oder Feindſchaft, welche zwey Dinge wegen ihrer widrigen Eigenſchaften miteinander haben, ſich auch deswegen einander fliehen, und eines des andern Kräfte hindert, oder wohl gar zerſtöret. Sie paſſiret mit unter dem Namen des Magnetiſmi, weil die gleichnahmige Pole zweer Magneten einander fliehen. Die Urſach, warum es geſchicht, haben wir gehöret; ſie iſt gantz natürlich und begreifflich. Aber mit der Antipathie iſt es gantz anders bewandt. Wenn ein Ding B das andere A fliehet, ſo wird B, wie man dafür hält, nicht von A fortgeſtoßen, gleich wie die magnetiſche Materie, aus dem Nord-Pol des einen Magnets, den Nord-Pol des andern von ſich ſtößt; ſondern B fliehet von ſelbſt, weil es A in der Nähe merkt. Ich erinnere zuvor, wie allhier von lebloſen Dingen die Rede ſey: Denn von Menſchen und Thieren will hernach noch etwas ſagen. Was ſoll nun das heißen, ein Ding fliehet das andere, ohne daß es von ihm berühret werde, oder daß von ihm etwas ausgehe, welches daſſelbige forttreibt? die Sache iſt ſchlechterdings unmöglich. Denn einmahl iſt nicht ab-

zuſehen

zuſehen, wie ein Cörper des andern Gegenwart merken könne, wo nicht etwas von dem letzten aus- und zu dem erſten übergehet. Hernach iſt das Fliehen oder Zurück-weichen eines lebloſen Cörpers, aus eigener Kraft unmöglich, wo nicht etwas hinzukommt, das ihn zurück treibt. Weil ſich ein ruhender Cörper nicht von ſelbſt bewegen kan, wie alle Welt eingeſtehen muß, ſo kan auch keiner für einem andern fliehen, ſondern es muß ihn etwas, ſo außer ihm iſt, forttreiben. Was noch mehr iſt, ſo muß dasjenige, welches den Cörper B forttreibt, von dem andern A, für welchem er fliehet, dazu determinirt werden, daß es B forttreibe, ſonſt könte man nicht ſagen, B fliehe für A; ſondern es würde ſich nur von ohngefehr zutragen, daß wenn A zugegen, B von einer Kraft, die mit A nichts zu ſchaffen hat, fortgeſtoßen würde. Da aber von A gar nichts ausgehet, ſo iſt es auch unmöglich, daß B für A aus eigener Kraft fliehen ſolte. Hieraus iſt deutlich zu erkennen, wie bey lebloſen Dingen keine eigentliche Antipathie ſtatt finde. Wo eine eigentliche Antipathie ſeyn ſoll, da fliehet ein Cörper den andern, ohne daß ihn der andere forttreibt; er weicht vielmehr aus eigener Kraft zurück. Da aber ſolches nicht möglich iſt, ſo hat man die Antipathie auch unter die unmögliche Dinge zu zehlen.

Was die Antipathie bey Menſchen und Thieren betrifft, dieſe können die Gegenwart

eines

eines widrigen Dinges nicht allein merken, ſondern ſie haben auch eine innerliche Kraft ſich zu bewegen, daher iſt es kein Wunder, wenn ſie etwas fliehen und verabſcheuen. Dis verurſacht aber ihre Einbildung, oder eine andere bekannte Urſach, wie aus dem 5 und 9 Cap. aus vielen Exempeln zu erſehen iſt. Es fehlet zwar nicht an Exempeln, bey welchen die Urſach der Antipathie gantz unbekannt und verborgen, ſie ſind aber erdichtet, und ſtimmen mit der Erfahrung nicht überein.

Ich ſchlieſſe aus dem allen, daß in der gantzen Natur keine eigentliche Sympathie oder Antipathie anzutreffen ſey.

Schau-Platz
Vieler
Ungereimten Meynungen und Erzehlungen:
Worauf die unter dem Titul
Der MAGIÆ NATURALIS
So hoch geprieſene
Wiſſenſchafften und Künſte,
Von dem Geſtirn und deſſen Influentz,
Von den Geiſtern/ ihren Erſcheinungen und Würckungen,
Von andern natürlichen Dingen/ ihren geheimen Kräfften und Eigenſchafften:
Jngleichen
Die mancherley Arten der Wahrſagerey/
und viele andere fabelhaffte und ungegründete Dinge mehr,
Vorgeſtellet, geprüfet und entdecket werden.
Zur Beförderung der Wahrheit,
Wie auch
zum Unterricht und Warnung
Sich für thörichten Einbildungen und Betrug zu hüten:
eröffnet Von
THARSANDERN.

XXIV. und letztes Stück.

Berlin und Leipzig,
Zu finden bey Ambroſius Haude, 1742.

Inhalt.

Von der Sympathie und Antipathie.

Cap. 11. Von Würkung der Cörper in die Ferne.

Cap. 12. Von Würkung eines Geiſtes bey der Sympathie und Antipathie.

Zuſätze und Verbeßerungen zu dem gantzen Werk.

Das 11. Capitel.

Von Würkung der Cörper in die Ferne.

Wenn wir hier von Würkung der Cörper in die Ferne zu handeln gedenken, ſo werden wir nicht bloß auf unmittelbare Würkungen zu ſehen haben; ſondern auch auf ſolche, die durch gewiſſe Mittel geſchehen.

Wir machen den Anfang von den unmittelbaren, und verſtehen dadurch ſolche, da entfernte Cörper auf einander würken, ohne daß von dem einen etwas ausgehet, welches bis zu dem andern kömmt, und an demſelben die Würkung bewerkſtelliget. Wenn davon richtige Exempel vorhanden wären, ſo würde die Sache ſelbſt nicht zu leugnen ſtehen, ob man gleich nicht wüſte, wie es damit zugehe. Allein an dergleichen Exempeln fehlet es, hingegen lehret vielmehr die Vernunft, daß die unmittelbare Würkungen der Cörper auf einander unter die unmögliche Dinge gehören.

Diejenigen, welche dem Naſen-bluten und Klingen der Ohren eine Bedeutung beylegen,

geben damit ein Exempel der Würkung in die Ferne an die Hand. Beydes ſoll daher entſtehen, wann einem entfernten Freunde und Bluts-Verwandten etwas widriges begegnet; Indeſſen weiß man nicht zu ſagen, wodurch in ſolchem Fall das Naſen-bluten und Ohren-klingen verurſacht werde. D. Joh. Tackius will zwar dieſes Geheimniß aufſchlieſſen, aber am Ende hat er ſo viel als nichts geſagt. Er ſtellet ſich eine Saite vor, welche von dem Ort, wo die Sonne aufgehet, bis zum Niedergang ausgeſpannet iſt, und deren Schwankung auch im Niedergang gemerket wird, wenn man ſie im Aufgang berühret. Dergleichen Saite ſollen Väter und Söhne, Mütter und Töchter, Brüder, Schweſtern und andere Bluts-Freunde untereinander erfahren, wenn ſie auch 1000 Meilen voneinander entfernet ſind, indem, wenn der eine krank iſt, oder ſtirbt, dem andern die Naſe zu bluten beginnet, oder, ob er gleich ſonſt geſund iſt, er ein Hertzklopffen empfindet; Oder durch ein anderes Zeichen ihm vermittelſt eines heftigen Verlangens die Noth des Anverwandten kund wird: Denn nachdem dieſes Verlangen die Saite berühret, ſo wird ſie auch in dem verlangten Dinge einen Klang von ſich geben, und entweder ein Ohren-klingen, Naſen-bluten oder ungewöhnliches Nieſen verurſachen. (*) Was iſt aber das für eine Saite, welche ſich zwiſchen Bluts-Verwandten befindet? Oder welches iſt das Mittel, wodurch

(*) D. Joh. Philip. Burggravius in Jatrice Ominum lethique curioſa, Cap. 7. §. 2. 3.

wodurch ſie dergeſtalt miteinander verknüpffet ſind? Das hätte er uns entdecken ſollen, ſonſt haben wir die Sache nicht anders als ein leeres Gewäſche anzuſehen. Sie hat ohnedem keinen Grund, weil das Naſen-bluten und Ohren-klingen ihre Urſach im menſchlichen Cörper ſelbſt haben, und ſich ſo oft zutragen, daß man ihnen unmöglich eine Bedeutung beylegen kan.

D. Burggravius will, ein Bruder ſtecke auf gleiche Weiſe den andern mit den Pocken an, ob ſchon beyde weit von einander entfernet ſind. (*) Ich weiß nicht, ob er deswegen gnugſame Erfahrung vor ſich gehabt; ſo viel iſt gewiß, daß wenn es ein oder das andere mahl geſchehen, es von ohngefehr eingetroffen ſey, daß ſie beyde zugleich die Pocken bekommen. Doch zweifele auch nicht, es werden alsdann an beyden Orten, wo ſie ſich aufgehalten, die Pocken graſſiret haben, da denn das Gift der Pocken nicht nöthig gehabt, von einem Bruder zum andern einen ſo weiten Weg zu wandern, um denſelben anzuſtecken.

Einige geben vor, ein Menſch könne den andern auf 600 Meilweges erſchieſſen. (**) Dies müſte auch durch eine unmittelbare Wirkung geſchehen, weil keine Kugel ſo weit reichen kan. Wiewohl es gehöret unter die abergläubiſche und erdichtete Dinge, die man vorzeiten für lauter Evangelia angenommen hat. Von

(*) loc. cit. §. 4.

(**) Gockelius vom Beſchreyen und Verzaubern. Cap. 4. pag. 175.

gleichem Schlage iſt folgendes Exempel. Die Lappen machen kleine Zauber-Pfeile von Bley, etwa einen Finger lang, welche ſie gegen die entlegenſte Oerter wider ihre Feinde abſchieſſen, und ihnen dadurch Krankheiten und grauſame Schmertzen zuſchicken. (*)

Man will auch den Dieben, ob man ſie gleich nicht einmahl kennet, und ſie weit gnug weg ſind, die Augen ausſchlagen. Einige meynen es damit zu bewerkſtelligen, wann ſie einen Nagel von Ertz mit einem Hammer von Cypreßen-Holtz, in einen mit allerhand wunderlichen Caracteren bezeichneten Cirkel ſchlagen. (**) Man bedient ſich dabey auch allerhand abergläubiſchen Ceremonien, indem man zuerſt einige Pſalmen und die Litaney lieſet, darauf ein erſchreckliches Gebet ſpricht zu GOtt dem Vater und CHriſto, und endlich den Dieb beſchweret. Wenn der Nagel eingeſchlagen wird, ſo ſpricht man: HErr du biſt gerecht, u. ſ. w. (***) Jedoch an der gantzen Sache iſt nichts, ſie iſt auch niemahls zu Stande gebracht worden. Die Betrieger haben zwar öfters fürgegeben, daß ſie den Dieben die Augen ausſchlagen wolten, ob ſie gleich verſichert waren, daß ſie es nimmermehr ins Werk ſetzen könten. Sie nahmen von den Beſtohlnen das Geld für ihre Mühe, und droheten dem Dieb ein Auge auszuſchlagen, und ihn dadurch zu entdecken,

(*) S. Ouſle Seltſame Einbildungen, p. 476. in Not.
(**) S. Männlings Curioſitäten derer abergläubiſchen Albertäten. Cap. 12. §. 2.
(***) Majoli Dies Canicul. Tom. 2. Colloq. 3. p. 173.

decken, wo er das geſtohlene nicht in einer gewiſſen Zeit wieder bringen würde. Dadurch ward manchem eine Furcht eingejaget, daß er das geſtohlne lieber zurück geben, als ein Auge verlieren, und mit Schanden entdeckt ſeyn wolte. Alſo bekamen die Leute das ihrige wieder, und man glaubte nicht anders, als daß der Betrieger dem Dieb würde gethan haben, wie er gedrohet, wo er das geſtohlne nicht wieder an Ort und Stelle gebracht. Daraus aber iſt die Rede entſtanden, als könten einem entfernten Diebe die Augen ausgeſchlagen werden, ob es gleich niemahls iſt ins Werk geſetzet worden.

Von den unmittelbaren Würkungen der entfernten Cörper aufeinander überhaupt zu reden, ſo hat man gnugſame Gründe, welche erhärten, daß wo ſie nicht ſchlechterdings unmöglich ſind, doch in der gantzen Natur dergleichen nicht angetroffen werden. Unſere Sinnen ſind es, womit wir die Würkung der Cörper aufeinander entdecken, und da iſt merkwürdig, daß alle cörperliche Dinge, wenn ſie von den Sinnen ſollen empfunden werden, dieſelbigen nothwendig entweder unmittelbar, oder mittelbar berühren müßen. Von dem Gefühl iſt gar kein Zweifel, denn wir fühlen nichts, wo es nicht würklich unſern Cörper berühret. Mit dem Geſchmack verhält ſichs eben alſo, und was wir ſchmecken wollen, müßen wir in den Mund nehmen, damit es die Werkzeuge des Geſchmacks berühre. Der Geruch hat gewiſſe ſubtile Ausflüße zum Grunde, welche aus einem Cörper, ob er gleich etwas

entfernet iſt, ausgehen, die Naſe inwendig berüh-
ren, und alſo empfunden werden. Bey dem Hö-
ren findet ſich eine gewiſſe Bewegung der Luft,
die den Laut oder Schall ausmachet, und bis ins
Ohr dringet, allwo ſie empfunden wird. Bey
dem Sehen könte noch einiger Zweifel entſtehen.
Die Dinge, ſo wir ſehen, müßen erleuchtet seyn,
denn was nicht erleuchtet iſt, kan auf keine Wei-
ſe das Geſicht berühren. Das Licht iſt es alſo,
welches die Cörper ſichtbar macht, und daſſelbe
gelanget von den erleuchteten Cörpern bis zu
dem Auge. Der Zweifel, ſo hiebey vorfällt, iſt
von dem Sonnen-Licht genommen, welches, ob-
gleich die Sonne ſehr weit von uns iſt, dennoch
geſchwinde empfunden wird: Daher könte man
ſich einbilden, es falle das Sonnen-Licht unmit-
telbar in unſere Augen, ohne daß etwas zugegen,
welches daſſelbe überbringe. Allein ſolche Ge-
danken müßen wegfallen, wenn man bedenkt, daß
der Raum zwiſchen uns und der Sonnen mit
einer ſubtilen Himmels-Luft erfüllet iſt. Dieſe
mag man ſich als kleine in einer Reihe neben ein-
ander liegende Kügelgen vorſtellen, ſo dann iſt
gar wohl zu begreiffen, wir das Sonnen-Licht ſo
geſchwinde könne fortſchieſſen. Indem nemlich
die Kügelgen, welche nächſt bey der Sonnen ſind,
von ihrem ausſtrahlenden Licht berühret werden,
ſo werden dadurch alle Reihen derſelben, die bis
an die Erde reichen, in Bewegung geſetzt, und
ſolche Bewegung überaus geſchwinde fortgefüh-
ret: daß alſo kein Wunder, wenn das Sonnen-
Licht ſo geſchwinde zu uns kömmt. Es geſchicht
aber

aber vermittelſt gedachter Himmels-Luft, welche würklich unſere Augen berühret, und damit das Licht empfindlich macht. Wir werden demnach auch hier eine mittelbare Würkung gewahr, und machen daraus den Schluß, daß die entfernten Dinge ihre Würkung auf die Sinne nicht anders, als durch gewiſſe Mittel bewerkſtelligen können. Daraus iſt wahrſcheinlich zu ſchlieſſen, daß eine unmittelbare Würkung in die Ferne, wo nicht unmöglich, doch in der Natur nicht vorhanden ſey, weil ſonſt unſere Sinnen, oder wenigſtens einer und der andere, einige Dinge empfinden würden, von welchen ſie gleichwohl auf keinerley Weiſe, oder durch kein Mittel berühret werden. Wir ſind befugt, alſo zu ſchlieſſen: Denn da uns die Sinne zu Entdeckung der Cörper und ihrer Würkungen gegeben ſind, wir aber damit die entfernte Dinge nicht ohne Mittel empfinden; ſo wird es mit allen andern von einander entfernten Cörpern die Bewandniß haben, daß ſie nur durch gewiſſe Mittel aufeinander würken.

Wann 2 Cörper aufeinander würken ſollen, müßen ſie einander gegenwärtig ſeyn. Dies iſt nicht alſo zu verſtehen, als ob ſie einander gantz nahe ſeyn müſten; Sondern zwey Dinge ſind einander gegenwärtig, wenn eins auf das andere würkt, ob ſie gleich noch ſo weit von einander abſtehen. Z. E. die Sonne, ob ſie ſchon ſehr weit von uns, iſt uns alsdann gegenwärtig, wann wir ihr Licht ſehen, und ihre Wärme empfinden, indem ſie alsdann auf uns würket. So

lange ſie noch unter dem Horizont iſt, ſagen wir nicht, daß ſie uns gegenwärtig ſey, weil wir von ihr keine Würkung ſpüren. Ich gebe noch ein Exempel. Wenn eine Canone etliche Meilweges von mir gelöſet wird, und ich ihren Knall höre, ſo kan ich ſagen, ſie ſey, indem ſie abgefeuret wird, mir gegenwärtig, weil ich ihren Knall vernehme. Andern hingegen, welche weiter davon ab ſind, und den Knall nicht hören können, iſt die Canone nicht gegenwärtig. Alſo wird das gegenwärtig ſeyn nothwendig erfordert, wenn ein Cörper auf den andern würken ſoll, weil einer dem andern ſeine Gegenwart nicht anders als durch die Würkung bezeugen kan. Eine Würkung erfordert eine Kraft, und wenn A auf B würken ſoll, muß A eine Kraft haben, wodurch es geſchiehet. Würket A auf das von ihm entfernte Ding B, ſo bezeuget A dem B ſeine Gegenwart, und zwar durch ſeine Kraft. Dies kan nicht anders geſchehen, als daß die Kraft aus A bis an B gelanget, ſonſt könte A dem B nicht gegenwärtig ſeyn, und A auf B nicht würken. Hieraus iſt abermahl abzunehmen, wie die Cörper nicht unmittelbar aufeinander würken, ſondern vermittelſt ihrer Kraft, die von einem zu dem andern übergehet. Da auch endlich die Kraft ein Subjectum haben muß, worinn ſie beſtehet, und wodurch ſie ausgeübet wird; ſo folgt, daß wenn entfernte Cörper aufeinander würken, ſolches durch gewiſſe Mittel geſchehe.

Es wird endlich zur Würkung entfernter Cörper aufeinander einige Zeit erfordert, ehe ſie

kan

kan zu Stande gebracht werden. Der Schall von einem entfernten Cörper kömmt nicht im Augenblick zu unſern Ohren, ſondern nach Proportion der Entfernung bald eher, bald ſpäter. Selbſt das Sonnen-Licht, wie geſchwinde es auch fortſchieſſet, erfordert einige Minuten Zeit, ehe es auf den Erdboden zu uns kömmt: Und dieſe Beſchaffenheit hat es mit allen Cörpern, die aufeinander in die Ferne würken. Woraus augenſcheinlich abzunehmen iſt, daß ſolche Würkung nicht unmittelbar geſchehe: Sonſt müſte ſie im Augenblick bewerkſtelliget werden; Sie würde auch alsdann nicht nach Proportion der Entfernung in der Geſchwindigkeit ab- und zunehmen.

Die Cörper würken auch nur in einer gewiſſen Entfernung aufeinander, nicht aber bis ins unendliche hinaus. Ein Schall wird nach Proportion ſeiner Entfernung ſtärker oder ſchwächer gehöret, in einer gar zu weiten Entfernung aber gar nicht vernommen. Selbſt das Sonnen-Licht verlieret ſeine Würkung in die Ferne: Wie dann gewiß iſt, daß unter der ungeheuren Menge Himmels-Kugeln viele gefunden werden, deren Einwohner, wenn welche darauf vorhanden, wegen der groſſen Entfernung unſere Sonne niemahls zu Geſichte bekommen, gleichwie wir viele Fix-Sterne weder mit bloſſen Augen, noch durch die Fern-Gläſer erblicken können, die doch würklich vorhanden, und ebenfalls Sonnen ſind. Man betrachte alle Cörper und ihre Würkungen aufeinander, ſo wird man an allen

allen wahrnehmen, wie ihre Würkungen gewiſſe Grentzen haben, die ſie nicht überſchreiten können, auch nach Proportion der Entfernung in der Stärke ab- und zunehmen. Dies bezeuget klar und deutlich, daß ſie nicht unmittelbar aufeinander würken; weil ſonſt ihre Würkungen bis ins unendliche hinaus gehen, und in einer kleinen Entfernung eben ſo ſtark ſeyn müſten, als in der allerweiteſten.

Bey ſo geſtalten Sachen werden die Exempel der Sympathie und Antipathie, die eine ſolche unmittelbare Würkung zum Grunde haben, unter die erdichteten zu rechnen ſeyn. Eben dieſe Exempel aber haben Gelegenheit gegeben, daß man ſich von einer unmittelbaren Würkung der Cörper in die Ferne hat träumen laſſen.

Die mittelbare Würkung der von einander entfernten Cörper aufeinander, läſſet ſich nicht leugnen, weil ihr die Erfahrung das Wort redet. Ein Licht, welches von mir weit weg iſt, würket auf meine Augen, indem es darinnen ſichtbar wird. Mit einem Schieß-Gewehr kan ich einem in ziemlicher Weite Schaden zufügen, auch durch Hülffe der Schrift einem abweſenden Freunde meine Gedanken kund machen, und was dergleichen mehr iſt. Damit aber ſind nicht alle mittelbare Würkungen in die Ferne gerechtfertiget, weil man Belieben gefunden, der Sympathie und Antipathie zu Gefallen, unterſchiedene zu erdichten, welche wir nunmehro zu prüfen haben.

Joh. Bapt. von Helmont ſchreibt, (*) eine abweſende Hexe könne durch eine natürliche Kraft, die von ihrem Geiſt ausgehet, ein Pferd im Stalle erwürgen, und deſſen Lebens-Geiſter gleichſam erſticken. Wenn man aber das Hertz eines ſolchen von der Hexe umgebrachten Pferdes nehme, einen Nagel dadurch ſchlage, und es an einem Spieß brate, oder auf dem Roſt röſte, ſo würden alſobald die Lebens-Geiſter der Hexe, folglich die Hexe ſelbſt, ohne ein anderes dazwiſchen kommendes Mittel, greuliche Pein und Schmertzen empfinden. Dergleichen ſagt man von der behexten Milch, wenn man ein glüendes Eiſen durch dieſelbe zöge. Die Alten glaubten, wenn man eines Diebes Fußſtapffen ausgrabe, oder was von ſeinen Kleidern könne erlangen, daß man ſolche in die Feuer-Mauer hänge, ſo würde dadurch der Dieb dergeſtalt geqvälet, daß er kommen, und das geſtohlne wiederbringen müſte, damit er von ſolcher Qvaal befreyet würde. (**) Es braucht nicht groſſe Ueberlegung, ſolche und dergleichen Dinge für abgeſchmackt und abergläubiſch zu erkennen, weil ſie ſich von ſelbſt verrathen.

In dem Adepto Inepto (cap. 8. §. 4.) habe ich einen ſympathetiſchen Campaß angeführet, wodurch zween gute Freunde einander etwas in die Ferne kund thun köñen. Dabey habe gemeldet, ich damahls nicht finden können, wie und woraus wie

(*) de Magnetica vulnerum curatione. §. 71.
(**) S. Männlings Curioſitäten der abergläubiſchen Albertäten. cap. 12. §. 2.

aus ein ſolcher Compaß zu verfertigen ſey. Nachhero aber habe deſſen Verfertigung gefunden. Zween gute Freunde, ehe ſie voneinander reiſen, laſſen ſich 2 runde höltzerne oder helfenbeinerne Büchſen, die am Gewicht und Gröſſe einander gleich ſind, machen; ſchreiben auf dieſe Büchſen ein Alphabet herum, recht ausgetheilet, auf eine wie auf die andere, ſetzen einen Steft in den Boden, eine Nadel darauf zu legen, wie in einem Compaß; nehmen ein Stück Magnet-Stein, der ſich fein nach Mittag wendet, und weiſſe Adern hat, machen ihn der Länge nach von einander in 2 gleiche Theile: Sie laſſen auch in dieſe Büchſen 2 gleich groſſe und ſchwere Nadeln verfertigen; jedweder nimmt ſeine Büchſe mit ſich: Ehe ſie aber voneinander reiſen, leſen ſie zuſammen eine Stunde aus, in welcher ſie nach ihrem Compaß ſehen wollen, und wenn alſo einer dem andern etwas anzeigen will, ſo rücket er ſeinen Zeiger zu den Buchſtaben des Alphabets, und formiret aus ſolchen Buchſtaben gantze Worte; ſo ſoll der Zeiger, der durch die Hand des einen beweget wird, cauſa movens des andern Zeigers ſeyn, den ſein Freund bey ſich hat, und denſelben per diſtans bewegen, daß er eben dieſe Buchſtaben weiſet. (*) Was daſelbſt von ſolcher Uhr geurtheilet habe, das behält ſeine Richtigkeit, und die Unmöglichkeit derſelben wird ſich in folgenden noch mehr entdecken.

Die ſo genannte magnetiſche oder ſympathetiſche

(*) S. die geheime Unterredungen von Mag. Natural. pag. 126.

thetiſche Curen ſind es vornehmlich, welche einen Beweis von einer zwar mittelbaren, aber dabey geheimen und wunderbaren Würkung der Cörper in die Ferne, abgeben müßen. Robert. Fluddius gedenket eines vornehmen Grafen, der die Leute, wenn ſie auch 100 Meilen von ihm entfernet waren, an der gelben Sucht heilen konte. Er nahm des Patienten Urin, miſchte büchene Aſche darunter, daß ein Teig daraus wurde, woraus er hernach kleine Kügelgen, 3. 7 oder 9 an der Zahl formirte. In den Kügelgen machte er er ein Loch, that Saffran darein, und füllete es mit dem überbliebenen vom Urin. Hernach legte er dieſelbigen an einen geheimen Ort, daß ſie niemand beſchädigen konte. Bald darauf nahm die Krankheit bey dem Patienten ab, es mogte derſelbige nahe oder ferne ſeyn. (*) In den Ephemerid. Naturæ Curioſorum wird ein ſympathetiſcher Artzt angeführet, der einem Patienten, wenn er nur deſſelben Urin gehabt, nach Verlangen einen Schweiß, oder Erbrechung, oder Stuhlgang zuwege bringen können: Die Sache ſoll ſo wahr ſeyn, daß der Medicus, der dieſes erzehlet, ſolche Curen ſelbſt nachgemacht zu haben vorgiebt. (**) In den Schiffbeckiſchen Staats- und Gelehrten Zeitungen machte ein D. Medicinæ, Nahmens Michael Brandt Anno 1730 von ſeinem ſympathetiſchen Pulver folgen-

(*) Fluddii Philoſoph. Moyſſaic. Sect. 2. lib. 3. membr. 1. cap. 7.

(**) S. die Petersburgiſche Anmerkungen über die Zeitungen, von Anno 1732. das 72 Stück.

folgendes bekannt. Er wolte damit recht miraculeuſe Curen verrichtet haben, ohne daß der Patient was einnehmen dürfen, und wenn auch ein Krancker etliche 100 Meilen von ihn wäre, ſo vermaß er ſich, ihn doch zu curiren. Ja die allerſchwerſten und gefährlichſten Krankheiten, da mit keiner innerlichen Medicin mehr was aus zurichten, wolte er mit dieſen Pulver heben.

Da ich alſo auf das Sympathetiſche Pulver kommen bin, ſo muß ich vor allen Dingen dasjenige erwehnen, welches ich von dem Engliſchen Grafen Kenelmo Digby herſchreibt. Digby, der ſolches Pulver zu erſt in Europa will bekannt gemacht haben, nachdem er es von einem Carmeliter Mönch erlernet, welcher ſolches aus Indien mitgebracht, und damit unterſchiedene wunderbare Curen gethan, nahm nur ſchlechtes Vitriol dazu, womit er alſo verfuhr. Er nahm gemeines Vitriol, ohne eigene Præparirung oder Zuſatz, und ließ ſelbiges in Brunnen- oder vielmehr Regen-Waßer zergehen, in ſolcher Quantitæt, daß wenn man ein polirtes Eiſen hineinſteckte, es in herausziehen gefärbet war, als ob es in Kupffer verwandelt wäre. In dieſes Waßer taucht man ein aus der Wunden mit Blut beflecktes Tuch, welche man heilen will, abſonderlich wann das Tuch trocken: So es aber noch friſch und feucht vom Blut, thut man anders nichts, als es mit dem reinen Vitriol Pulver beſtreuen, auf daß ſich alſo das Pulver einziehe, und dem annoch feuchten Blut einverleibe. Man

hält

hält eins und das andere an einem gemäßigten Ort, nemlich das Pulver in einer Büchſen in dem Hoſen-Sack, und das Waſſer in einer Kammer, da die Wärme gemäßiget iſt. Und ſo oft man neues friſches Vitriol-Waſſer oder Pulver anmacht, oder ändert das Tuch, oder ein anders blutiges Ding, ſpüret die Perſon neue Erqvickung, als wann die Wunde durch ein austündiges Mittel eigentlich verbunden wäre worden; und dieſer Urſach halben bedient man ſich ſolcher Weiſe zu verbinden Abends und Morgens.

Nachhero hat man es damit noch künſtlicher angefangen, und Römiſches oder Cypriſches Vitriol genommen, daſſelbe einige mahl in Waſſer zergehen laßen, und darauf das Waſſer durch ein Löſch-Papier filtriret, zuletzt aber das Vitriol an die Sonne geleget, damit es vollends calciniret und gebleichet würde. Dieſes nennete man das einfache ſympathetiſche Pulver; Zu dem componirten aber that man halb ſo viel von dem auf das ſubtilſte pulveriſirten Gummi Tragant. (*)

Die Waffen-Salbe gehöret auch zu den ſympathetiſchen Curen, ihre Zubereitung aber wird verſchiedentlich angegeben. Man nimmt alt Bären-Schmaltz, zerläßt es am Feuer, und gießt es in kalt Waſſer, ſo fällt die irdiſche Materie zu Boden, was oben ſchwimmet, ſammlet man. Dann nimmt man Pulver von Regen-

(*) S. die curieuſe Wiſſenſchafften. Part. 6. cap. 5. §. 10.

Würmern, welches alſo zubereitet wird: Man thut eine Menge Regen-Würmer mit Miſt in einen Hafen, ſo zerkriechen ſie ſich, daß ſie ſauber werden, dann thut man ſie in einen neuen Hafen, verlutirt ihn wohl, und brennt ſie zu Pulver in einem Back-Ofen, reibt es klein, und nim̃t davon eine halbe Eyer-Schale voll, mit ſo viel gepülverten Sandel und Adler-Stein, miſchet darunter gepülvertes Menſchen-Bein einer Haſel-Nuß groß: Endlich thut man das Bären-Schmaltz dazu, und macht eine Salbe daraus. (*) Andere nehmen wild Schweine-Schmaltz, mit eben ſo viel Bären-Schmaltz dazu, weiter das Pulver von Regen-Würmern, getrocknetes wild Schweine Gehirn, rothen Sandel, Mumie, Blut-Stein und Mooß von der Hirn-Schale eines gewaltſamen Todes verſtorbenen Menſchen, daraus machen ſie eine Salbe, und ſchreiben daneben eine gewiße Conſtellation vor, in welcher ſie muß bereitet werden. (**) Noch andere thun Natter-Wurtzel-Kraut, oder Mennig und Eibiſch-Kraut, wann aber dabey ein Bein gebrochen iſt, Wall-Wurtz hinzu. (***) Man kan ſich ſo gar wegen Bereitung dieſer Salbe nicht miteinander vergleichen, indem etliche ſagen, Menſchen-Schmaltz ſey dazu nothwendig, andere hingegen es für unnütz und vergeblich halten. Etliche ſtreichen das Mooß, ſo in eines erhenckten Menſchen

(*) Staricii Helden-Schatz. 2 Theil. pag. mihi 132.
(**) Oſvvaldi Crollii Baſilic. Chym. pag. 400.
(***) Die curieuſe Wiſſenſchafften. Part. 6. cap. 4. §. 13.

Menſchen Hirn-Schale gewachſen iſt, über die Maßen heraus, etliche aber haltens für unnöthig. Es ſind auch die den Terpentin, Armeniſchen Bolus, Lein- und Roſen-Oel, rothen Sandel, Regen-Würme, wild Schwein- und Bären-Schmaltz, Wall-Wurtz und den Blut-Stein dabey gut heißen, und hinwiederum die es alles vernichten. Ja die Urheber und Verfechter dieſer Salbe ſind ſo ſehr wider einander, daß es das Anſehen hat, als nehme ein jeder nach ſeinem Kopf etwas dazu. (*) Der Gebrauch der Waffen-Salbe iſt kürtzlich dieſer: Man beſchmieret damit die Waffen, womit ein Menſch verwundet worden, und henckt ſie an einen laulichten Ort auf, da keine Luft oder Wind zukommt. Dem Verwundeten darf man anders nichts thun, als die Wunde mit einem reinen Tüchlein binden, und das Eyter auswiſchen, ſo ſol die Wunde heilen, ob er gleich noch ſo weit vom Artzt entfernet wäre.

Nun müßen wir endlich ſehen, auf was für einen Grund die Sympathie und Antipathie, in ſo weit ſich dabey eine Würkung der Cörper aufeinander in die Ferne findet, gebauet werde. Unter den alten hielt Epicurus dafür, bey der Sympathie und Antipathie komme es auf eine unſichtbare Bewegung der Atomorum an, welche entweder etwas an ſich ziehen, oder von ſich ſtoßen; nur daß man es ſo eigentlich nicht ſehen

 könne.

(*) S. Petri Servii Bedenken von der Waffen-Salbe, welches gemeiniglich dem Diſcurs des Digby von dem ſympatheiiſchen Pulver beygefüget iſt.

könne. Denn weil er behauptete, es flößen aus allen Cörpern ſehr ſubtile Bilder aller Dinge aus, und dabey eine beſtändige Aushauchung der Theilchen ſtatuirte, ſo muſten ihm die von den Cörpern ausfließende Theilgen eine ſolche Diſpoſition haben, daß ſie in einem andern Cörper, in welchen ſie ſich hineinſenkten, entweder eine angenehme oder unangenehme Empfindung erweckten. (*) Die Platonici glaubten, es wären der Materie gewiße Bilder aus denen göttlichen Ideen eingegoßen, wodurch ſie entweder zur Liebe oder zum Haß angetrieben würden. (**) Ich bin aber der gäntzlichen Meynung, daß Plato ſelbſt nicht gewuſt, was er durch ſolche Bildergen oder Ideen wolte verſtanden haben. Des Epicuri ſubtile Ausflüße ſind zwar etwas verſtändlicher, allein er hätte erſt erweiſen ſollen, daß aus allen Cörpern dergleichen ausgehen, und in andern entweder eine angenehme oder unangenehme Empfindung würken, auch deutlicher erklären, wie und auf welche Weiſe es geſchehe.

Baſilius Valentini iſt nicht viel weiter gekommen. Er ſchreibt: **Es ſind viele Dinge in der Artzney zu finden, welche übernatürlich ihre Würkung von ſich geben, erzeigen und vollbringen, nach magnetiſcher Form und Art, nur würkende durch eine anziehende und ſpiritualiſche Kraft, ſo durch die**

(*) S. Bruckers Fragen aus der Philoſoph. Hiſtorie. Tom. 2. pag. 568 und 604.

(**) S. Caſp. Schotti Mag. Univerſal. Naturæ & Artis. Tom. 4. lib. 4. cap. 2.

die Luft an ſich gezogen wird, weil die Luft das Medium iſt zwiſchen der Artzney und dem Schaden oder Gebrechen: als ſympathetiſche Curen. (*) Aber damit iſt die Sache nicht ausgemacht: Er hätte zeigen ſollen, worin dieſe anziehende Kraft beſtehe, wie ſie durch Hülfe der Luft das Anziehen verrichte, und warum nicht alle, ſondern nur dieſe und jene Dinge ſich einander anziehen.

Athanaſius Kircherus will uns das gantze Geſchäfte durch eine Ausſtrahlung erklären. Seine Meynung gehet dahin: Weil alle Dinge durch einen Ausfluß, oder durch eine Ausgießung ihrer Qualitäten aufeinander würken; ſo könne man ſich dieſe Ausflüße nicht anders vorſtellen, als daß ſie, gleichſam als aus einem Mittel-Punct, durch die kürtzeſte Linien ausgegoßen werden: Daher könne man ſagen, ſolche wunderbare Würkungen geſchähen durch eine Ausſtrahlung, indem die Natur, welche den nächſten Weg zu gehen pflegt, durch die kürtzeſte Linien alles mit einander verknüpffte. (**) Von dergleichen Ausſtrahlung habe ſchon an einem andern Ort (***) gehandelt, und ſie für einen leeren Gedanken erkläret. Man wird daneben auch ohne mein Erinnern gewahr, wie das gantze Vorgeben Kircheri ſehr kraus und bunt ausſiehet,

(*) Von den natürl. und übernatürl. Dingen. pag. mihi. 225.

(**) De Arte Magnetica. lib. 3. part. 1. præluſ. 2.

(***) Tom. 3 dieſes Schauplatzes. pag. 277. ſeq.

und zuvor deutlicher müße erkläret und bewieſen werden, ehe man darauf die Sympathie und Antipathie bauen könne.

Herr Michael Ranft hat ihm ein gantz beſonderes Syſtema zur Erklärung der Sympathie und Antipathie erwehlet. Er nennt die erſte Materie als den Urſtoff, woraus alle cörperliche Dinge gebildet worden, ein lebendiges Ding, oder Weſen, und eignet derſelben damit eine Vitalität, oder ein Leben zu. Dieſe Vitalität ſoll in 2 beſondern Eigenſchafften beſtehen, nemlich in der Vegetantz und in der Empfindung, welches er folgender Geſtalt beweiſen will. Da alles Leben eine Kraft in ſich faßet, von der Peripheria ad Centrum, und vom Centro ad Peripheriam ſich zu bewegen, welche doppelte Beweglichkeit man gar füglich Actionem und Paſſionem (oder Expanſionem und Contractionem) nennen könne, ſo komme ſolches auch der erſten Materie zu, die ein lebendiges Weſen, oder Ens vivum ſey. Die erſte Eigenſchaft, oder Kraft der erſten Materie, nemlich die Vegetantz, beſchreibet er durch das natürliche und von GOtt eingepflantzte Begehren, ſich zu erhalten und weiter auszubreiten. Die andere Kraft, nemlich die Senſio oder Empfindung, ſoll in einem innerlichen Fühlen deßen, was dem Weſen einer Sache entweder angenehm oder unangenehm däuchtet, beſtehen. Dieſe gedoppelte Eigenſchaft der erſten Materie ſey nachgehends allen Cörpern mitgetheilet worden, alſo, daß nach dieſer allgemeinen Vitalität die gantze Natur und alle Cörper derſelben

ſelben gleichſam vermittelſt eines Bandes an einander hängen. Und ſolche Verbindung aller Cörper werde von einigen Forma Univerſalis, von dem Ariſtoteles Entelechia, von andern der Welt-Geiſt, oder Archeus mundi, und von dem Helmontius ein Lebens-Balſam genennet. Er erkläret ſich darüber noch ausführlicher folgender Geſtalt: Was in der Natur iſt, trachtet nach ſeiner Erhaltung. Die Mittel aber ſolche Erhaltung zu erlangen, können nicht begehret oder geſuchet werden, als bis ſie vorher empfunden oder erkannt worden. Wie es nun keine Empfindung ohne Berührung giebt, alſo kan auch dieſe Empfindung nicht anders, denn durch das Berühren geſchehen. Alles aber, was empfunden wird, iſt entweder angenehm oder unangenehm. Wenn es angenehm iſt, folgt daraus eine Sympathie, iſt es aber unangenehm, ſo folgt eine Antipathie. Und dieſes iſt das Principium der gantzen Magiæ Naturalis. Endlich ſiehet er das Syſtema aller erſchaffenen Dinge, als einen eintzigen Cörper an, weil zwiſchen allen Cörpern ſich eine gemeinſchaftliche Verbindung der Vitalität finde, durch welche ſie einander theils durch ihrer Complexionen Aehnlichkeit, theils durch derſelben Contrarietät berühren. Wenn gleichartige Dinge empfunden werden, verurſachen ſie ein Vergnügen, die wiedrigen aber einen Eckel. Beyderley Würkung aber ſey magiſch, weil ſie in geheim geſchicht, und ohne die modificirte Sinne. Denn die Berührung der Cörper, von welcher hier die Rede, geſchehe

 ſchehe

ſchehe nicht durch das handgreiffliche Berühren, ſondern durch ein geheimes Würken. Die Atmoſphär könne hier viel beytragen, weil vermittelſt derſelben die Ausdünſtungen der Cörper ineinander zu würken pflegen. Es ſeyn aber dieſe Ausdünſtungen und Effluvia gleichſam das vornehmſte Band, durch welches die Cörper aneinander hängen, und ſich untereinander berühren. Wenn man die Natur der Ausdünſtungen unterſuche, ſo befinde man, daß ſie nichts anders ſind, als die Kräfte der würkenden Cörper, welche nach etwas ihnen ähnliches ſtreben. Wenn dieſe einmahl in Bewegung gekomen ſind, hören ſie nicht eher auf zu würken, bis ſie entweder das, wornach ſie ſtreben, erlangt haben, oder in ihrer Würkung geſtöhret worden ſind. (*)

So weit gehet des Herrn Ranfts Syſtema, wodurch er die Würkung der Cörper in die Ferne, inſonderheit aber das erdichtete Kauen und Schmatzen der Todten in den Gräbern erklähren will. Ich vergleiche daſſelbe einem Gebäude, welches von auſſen ſchön in die Augen fällt, inwendig hingegen ſehr ſchlecht beſchaffen, und weil es auf keinen guten Grund gebauet iſt, plötzlich übern Hauffen fällt. Wir wollen es von Stück zu Stück durchgehen, und deſſen Schwäche zeigen.

Er ſchreibt anfänglich der erſten Materie, und allen daraus entſtandenen Geſchöpffen ein Leben

(*) S. Herrn M. Michael Ranfts Tractat von dem Kauen und Schmatzen der Todten. Diſſertat. 2. §. 11. 12. 39. 40. 41.

Leben zu. Hier nimmt er das Wort Leben, oder Vitalität, nicht in eigentlichem Verſtande, da man denjenigen cörperlichen Dingen ein Leben zueignet, welche ernehret werden, wachſen und ſich bewegen: Dergleichen ſind die Pflantzen und Thiere. Jene nehmen einen Nahrungs-Saft an, und erwachſen dadurch zu einer gewiſſen Gröſſe. Die Thiere werden gleichfals ernehret und wachſen, ſie haben aber daneben eine Kraft nicht allein ihre Gliedmaſſen, ſondern auch von einem Ort zum andern den gantzen Cörper zu bewegen. Dergleichen Leben kan der erſten Materie nicht zukommen: Denn wie und wovon hätte ſie ſollen wachſen und ernehret werden? Ihre Bewegung aber verdienet auch den Nahmen des Lebens nicht, ſo wenig als wir ſagen, daß die Luft lebe, ob ſie gleich in beſtändiger Bewegung iſt. Hieraus erhellet zugleich, daß das Leben in eigentlichem Verſtande auch nicht allen aus der erſten Materie entſtandenen Cörpern zuſtehe, weil auſſer den Pflantzen und Thieren andere gefunden werden, die wir lebloſe nennen.

Was verſtehet nun Herr Ranft durch das Leben, oder durch die Vitalität? Er ſpricht, alles Leben faſſe eine Kraft in ſich, von der Peripheria ad Centrum, und vom Centro ad Peripheriam ſich zu bewegen, und nennet die Bewegung a Peripheria ad Centrum, eine Contraction, die vom Centro ad Peripheriam eine Expanſion, da ihm dann jene eine Paſſion, und dieſe eine Action ſeyn muß. Nun will ich von der erſten Materie nichts gedenken,

ſondern nur von denen daraus entſtandenen Cörpern reden. Sie ſollen alle ein Leben haben, das iſt nach Ranfts Hypotheſi, eine Kraft ſich auszudehnen und wieder zuſammen zu ziehen. Wir werden zwar gewahr, daß einige Cörper ſich ausdehnen und wieder zuſammen ziehen laſſen. Z. E. Die Luft in einer Blaſe wird ſehr auseinander getrieben, wenn man ſie zum Feuer bringt, und kriecht wieder zuſammen, ſo man ſie an einen kalten Ort trägt. Ein eiſerner Stab wird im währenden glüen um den 60 Theil länger, und wenn er kalt worden, bekömmt er ſeine vorige Länge wieder. Der Spiritus vini in den Thermometris wird durch die Wärme auseinander getrieben, und ſteigt daher in die Höhe, wann er hingegen durch die Kälte zuſammen gedruckt wird. Das Holtz dehnet ſich von der Feuchtigkeit aus, und kriechet wieder zuſammen, wenn es trocken wird. Und dergleichen Exempel giebt es noch viele mehr. Wir leugnen demnach nicht, daß es eine Contraction und Expanſion der Cörper gebe; ſondern nur daß ſie ſich von ſelbſt, und durch eine innerliche Kraft, ausdehnen und wieder zuſammen ziehen ſolten. Wir mögen ein ausdehnen oder zuſammenziehen wahrnehmen, wo wir wollen, ſo wird allemahl eine äuſſerliche Urſach daran Schuld ſeyn. Daher iſt es ein nichtiges Vorgeben, daß alle Cörper eine eigenthümliche Kraft haben, ſich von der Peripheria ad Centrum, und von dem Centro ad Peripheriam zu bewegen. Man nimmt vor die lange Weile an, was nicht zu erweiſen,

ſondern

ſondern der Erfahrung zuwieder iſt. Man kan nicht einmahl ſagen, daß die Leiber der Menſchen und Thiere durch eine eigenthümliche Kraft ſich ausdehnen und zuſammen ziehen, weil darzu die Luft, als ein äuſſerliches Ding, ſchlechterdings nöthig iſt. Wenn dieſe hinein flieſſet, dehnet ſie die Leiber aus, und wenn ſie wieder ausgeſtoſſen wird, werden ſie wieder zuſammen gezogen. Ohne Luft aber würde keines von beyden geſchehen können. Iſt dem alſo, ſo werden andere Cörper noch weniger eine eigenthümliche Kraft haben, ſich auszudehnen, und zuſammen zu ziehen, ſondern vermöge der Diſpoſition ihrer Theile, können ſie durch eine äuſſerliche Urſach nur ausgedehnet und zuſammen gezogen werden; wiewohl ſich auch dieſes nicht einmahl bey allen Cörpern finden dürfte.

Wir gehen weiter, und wollen ſehen, wie es um die Vegetantz und Empfindung der Cörper ſtehe. **Die Vegetantz wird durch ein natürliches und von GOtt eingepflantztes Begehren erklähret, ſich zu erhalten und weiter auszubreiten.** Hier bekommt die Kraft ſich auszudehnen einen andern Nahmen, und heiſſet ein Begehren ſich zu erhalten. Allein da ich erwieſen, daß denen Cörpern keine eigenthümliche Kraft zukomme, ſich auszudehnen, ſo wird ihr Begehren ſich zu erhalten auch ſchlecht gegründet ſeyn. Ich will von Menſchen und Thieren nichts ſagen, weil man ihnen den Trieb zur Erhaltung ſein ſelbſt nicht abſprechen kan. Aber von lebloſen Dingen weiß ich nicht, wie

ihnen

ihnen ein ſolcher Trieb zuſtehe. Selbſt in denen Pflantzen wird man ihn eigentlich nicht gewahr. Sie wachſen zwar, und breiten ſich dadurch immer weiter aus. Wer aber weiß, wie ſie den Nahrungs-Saft empfangen, und ihre Structur kennet, der kan davon keine andere Gedanken hegen, als daß ihnen die Nahrung durch Hülffe der Luft zugeführet werde, die ſie vermöge der Diſpoſition ihrer Theile und Gefäßlein anzunehmen, und davon zu wachſen geſchickt ſind. Die Pflantzen ſelbſt tragen dazu nichts weiter bey, als daß ſie eine ſolche Structur haben, daß ſie den Nahrungs-Saft annehmen, und dadurch wachſen. Alſo müſte ihr Begehren zur Erhaltung in der Diſpoſition ihrer Theile beſtehen. Iſt es aber nicht höchſt ungereimt, die Structur eines Dinges ein Begehren zur Erhaltung zu nennen? da doch dieſelbe nur ein Mittel zur Erhaltung iſt, oder beſſer zu ſagen, eine Beſchaffenheit, die deswegen nöthig, damit es durch etwas könne erhalten werden. Was würden nicht für läppiſche Dinge heraus kommen, wenn man die Structur eines cörperlichen Dinges, ein Begehren nach dieſem oder jenem nennen wolte? Ein Haus iſt vermöge der Lage ſeiner Theile dazu geſchickt, daß es kan von Menſchen bewohnt werden. Wolte man deswegen dem Hauſe ein Begehren zuſchreiben, daß es Menſchen bewohnen ſolten, ſo würde jedermann darüber lachen. Hätten die Pflantzen ein Begehren ſich ſelbſt zu erhalten, und könten, wie dieſes Syſtema will, dadurch in die Ferne würken; Ey! warum zie-

hen

hen ſie denn ihren Nahrungs-Saft nicht aus der Ferne an? Solchergeſtalt würde nicht leicht eine Pflantze vertrocknen können, wenn ſie auch in dem allerdürreſten und unfruchtbarſten Erdreich ſtünde, ſondern dürfte nur den Nahrungs-Saft aus der Ferne, oder etwa aus einem, neben dem Berge, worauf ſie ſtehet, nahe vorbey lauffenden Fluß an ſich ziehen. Was ſagt aber die Erfahrung darzu? Sie verſichert uns, daß es nicht geſchicht, und lehret damit, daß die Pflantzen kein Begehren ſich zu erhalten haben, noch dadurch in die Ferne würken können. Wenn man lebloſen Dingen ein dergleichen Begehren zuſchreibt, ſo weiß man gewiß ſelbſt nicht, worin es beſtehet. Wie begehret Gold und Silber ſich ſelbſt zu erhalten? Es wird vielmehr von allen Menſchrn begehret, weil es ihnen zu ihrer Erhaltung Dienſte thut. Wenn man Holtz ins Feuer wirft, ſo wird man an demſelben kein Begehren gewahr, ſich ſelbſt zu erhalten, daß es nicht vom Feuer verzehret werde: Kein Menſch kan mir ſagen, worin ſolches Begehren beſtehe. Wo ein Begehren zur Erhaltung ſtatt finden ſoll, da muß eine Erkenntniß vorher gehen, was zur Erhaltung dienet, oder nicht dienet. Haben denn lebloſe Dinge dieſe Erkenntniß? Wir werden bald vernehmen, wie ihnen nicht einmahl eine ſimple Empfindung zukömmt. Ich mag davon nicht mehr Worte machen, weil das Begehren der lebloſen Dinge eben ſo ungereimt iſt, als wenn man einem Wein ein Begehren beylegte, daß er wolte ge-

trunken

trunken werden, damit ſeine Köſtlichkeit kund würde.

Die Empfindung der Cörper wird beſchrieben durch ein innerlich Fühlen deßen, was dem Weſen der Sache angenehm oder unangenehm deuchtet. Solche Empfindung ſoll nur einfach und ſimple, auch der gantzen Natur gemein ſeyn, und durch die Berührung geſchehen. Man muß nothwendig eine gantz einfache Empfindung ſetzen, die von den Empfindungen der Thiere weit unterſchieden iſt; Sonſt würde man fragen, was lebloſe Dinge für Werkzeuge haben, dadurch ſie empfinden? Indeßen wird hier das Wort empfinden ſehr gemißbraucht, indem nichts anders herauskommt, als ein Berühren. Zwar geſchehen alle Empfindungen durch eine Berührung, aber die Berührung zweyer Cörper iſt noch lange nicht eine Empfindung, ſondern dazu wird etwas mehr erfordert. Wenn bey denen Empfindungen der Thiere nichts mehr vorginge, als daß die äußerliche Dinge in ihren ſinnlichen Werkzeugen vorgeſtellt würden, ſo verdiente es den Nahmen einer Empfindung eben ſo wenig, als wenn ſich das Bild der Sonnen im Spiegel præſentiret, und man ſagen wolte, daß der Spiegel die Sonne empfinde. Wo etwas empfunden wird, da muß wie bey den Thieren geſchicht, die in den ſinnlichen Werkzeugen geſchehene Vorſtellung oder Veränderung, wiederum anderswo, nehmlich in das Gehirn einen Eindruck machen. Bey lebloſen Dingen hingegen kan nichts weiter geſchehen,

hen, als daß ſie von andern Cörpern auf eine oder die andere Art berühret oder verändert werden, welches aber keine Empfindung heißen mag. Man nennet es daher eine gantz ſimple Empfindung. Ich meyne ja, ſie ſey ſimple und einfältig gnug.

Das Hauptwerk kömmt darauf an, ob die Berührung zweyer Cörper könne angenehm oder unangenehm genennet werden. Wir ſollen ſetzen, die Ausflüße vom Vitriol, wenn damit, wie oben gedacht, verfahren wird, kämen bis zu der Wunde, und beförderten ihre Heilung. So müſte denn die Empfindung dieſer Ausflüße der Wunde angenehm ſeyn. Iſt es nicht an dem, daß ſolchergeſtalt das Wort angenehm wiederum gantz uneigentlich genommen wird? So wenig man es eine Empfindung nennen kan, eben ſo wenig kan man eigentlich ſagen, daß die Ausflüße des Vitriols der Wunde angenehm ſeyn. Laß die Wunde ſolche Ausflüße annehmen, deßwegen ſind ſie ihr doch nicht angenehm, ſondern nur heilſam. Sie nimmt eben ſo willig das Gift an, wenn man es ihr appliciret, ob es ihr gleich höchſt ſchädlich iſt, zu einem Beweis, daß ſie keine Empfindung vom angenehmen oder unangenehmen habe, ſonſt würde ſie das Gift nicht einlaßen, ſondern es verabſcheuen, und ſich ihm auf alle Weiſe wiederſetzen.

Wenn wir alſo dieſe angenehme und unangenehme Empfindungen recht beleuchten, ſo wird damit weiter nichts geſagt, als daß die Cörper, wenn ſie einander berühren, ſich einander

der entweder nützlich oder ſchädlich ſind, ſich entweder erhalten oder zerſtöhren. Das wird zwar nicht geleugnet, man muß nur daraus nicht eine angenehme und unangenehme Empfindung machen.

Herr Ranft ſucht die angenehmen Empfindungen in der Complexionen Aehnlichkeit, und die unangenehmen in derſelben Contrarietät. **Denn, heißt es, wenn gleichartige Dinge empfunden werden, verurſachen ſie ein Vergnügen, die wiedrigen aber einen Eckel.** Hieraus müſte folgen, daß gleichartige Dinge gern beyeinander ſtehen, und ſich mit einander vereinigen, die wiederwärtigen aber einander fliehen. So hätte Herr Ranft ſchließen ſollen: Er verfällt aber auf einen gantz andern und verſtümmelten Schluß. **Da einem Cörper, ſpricht er, von Natur eine Empfindung des Angenehmen und Unangenehmen eingepflantzet iſt, ſo kan eines jeden andern Cörpers magiſche Würkung, die durch die Ausdünſtungen geſchicht, gar leicht empfunden und recipirt werden.** Er hätte, meines Erachtens ſo lauten ſollen: Weil die Cörper auf einander würken, und ſolche Würkung von andern Cörpern entweder als angenehm oder unangenehm empfunden wird, ſo recipiren ſie die angenehmen, die unangenehmen aber verabſcheuen ſie. Das letzte hat er vergeßen, weil es nicht in ſeinen Kram diente.

Er läßt ſich weiter vernehmen: **Wir werden daher in denen ſympathetiſchen**

Krankheiten ſo viele wunderbare Würkungen gewahr, weil unſere Cörper von Natur geneigt ſind, dasjenige zu recipiren, was bey der magiſchen Würkung intendirt wird. Hier hat er die angenehme und unangenehme Empfindungen gäntzlich vergeßen, und ſeine Meynung ſcheint dahin zu gehen, die Cörper recipiren dasjenige, was bey den magiſchen Würkungen intendirt wird, es mag ihnen angenehm, oder unangenehm ſeyn. Iſt dem alſo, ſo thun die angenehme und unangenehme Empfindungen nichts zur Sache, ſondern machen den gantzen Kram nur deſto verwirrter. Er redet immer von recipiren und annehmen, aber das verabſcheuen und fliehen vergißt er gantz und gar, da doch alle magiſche Weiſen zugeben, daß wiedrige Dinge ſich aus Abſcheu einander fliehen. Wie wolten ſie ſonſt ihre Antipathie erklären? Das Exempel welches Herr Ranft zuletzt giebt, erforderte allerdings dergleichen Verfahren, damit die Schwäche ſeines Lehr-Gebäudes nicht jedermann mögte in die Augen fallen. Wenn eine Hexe, ſpricht er, die mit Haß angefüllet iſt, die Schärfe ihrer Augen auf ein Kind richtet, mit dieſer feſten Intention, es zu bezaubern, ſo wird das Kind ſogleich behext. Das Kind hat Zweifels ohne eine Empfindung des angenehmen und unangenehmen, weil doch dergleichen Empfindung ſo gar den lebloſen Cörpern zuſtehen ſoll. Die Ausdünſtungen der Hexe können dem Kinde nicht eine angenehme Empfindung verurſachen,

weil ſie ihm ſchädlich ſind: Sie erwecken nothwendig eine unangenehme Empfindung. Warum werden aber dieſelben von dem Kinde angenommen? Man ſolte meynen, es würde ſie verabſcheuen, und bey ſich nicht haften laßen. Da es ſie gleichwohl recipiren ſoll, ſo muß folgen, daß es keine Empfindung von angenehmen oder unangenehmen habe, ſondern alles ohne Unterſcheid recipire, es mag ihm heilſam oder ſchädlich ſeyn.

Ein Haupt-Punct des Ranftiſchen Syſtematis ſind die Ausdünſtungen, als das Mittel, wodurch die magiſche Würkungen geſchehen ſollen. Weil er aber darin mit dem Digby übereinkommt, ſo werde davon bey Unterſuchung der Gedanken, welche ſich dieſer gemacht hat, bald ein mehreres reden.

Kenelmus Digby, ein Engliſcher Graf und Cantzler, hat zu Montpellier in Frankreich eine öffentliche Rede gehalten von dem ſympathetiſchen Pulver, worinnen er die Geſchichte dieſes Pulvers, und die Curen, ſo damit verrichtet worden, erzehlet, und zugleich einen Entwurf macht, wie deßen Würkung natürlich zu erklären ſey. Der Diſcurs ſelbſt iſt zum öftern in teutſcher Sprache gedruckt worden, und hat vielen Beyfall gefunden, weil man geglaubt, es werde darin das Geheimniß der Sympathie und Antipathie völlig aufgeſchloßen. Seine Lehr-Sätze, worauf er die Würkung des ſympathetiſchen Pulvers, und aller magiſchen Curen gründet, ſind Sieben an der Zahl, denen er beynahe eine mathematiſche Gewißheit beylegt, weil er

ſich einbildet, ſie nach mathemathiſcher Lehrart vorgetragen zu haben.

1) Setzet er, daß das rund um belufte Rund voller Licht ſey. Wir wollen ihm dieſen Satz nicht ſtreitig machen, weil wir faſt in allen natürlichen Cörpern ein Feuer ſpüren, und daßelbige durch ein bloßes ſtarkes zuſammenreiben zweyer harten Cörper kan hervorgebracht werden. Iſt aber das Feuer hervorgebracht und ſichtbar worden, ſo erleuchtet es die umſtehenden Cörper, worin die Eigenſchafft des Lichts beſtehet. Daß ferner das Licht, wenn es von der Sonnen ausgehet, ſich allenthalben geſchwinde ausbreitet, und von den Cörpern, die es nicht durchdringen kan, wieder zurück fähret, iſt ebenfalls eine aus der Erfahrung bekannte Sache.

Der 2) Satz. **Wenn das Licht auf einen Cörper ſtrahlet, ſo nehmen diejenigen Strahlen, welche nicht tief eingehen, ſondern von der bloßen Fläche wieder zurück ſpringen, etliche kleine Theile oder Atomos mit ſich; gleichwie ein Ball, wenn er von einer feuchten Mauer zurück ſpringt, etwas Feuchtigkeit mit ſich zurück bringt.** Hiebey wäre noch eins und das andere zu erinnern; jedoch ich will es für bekannt annehmen, und nur dieſes ſagen, daß nicht allemahl das Licht ſolche Stäubgen oder Atomos von den Cörpern loß reiße, ſondern ſie vielfältig aus andern Urſachen ſo ſubtil werden, daß ſie in der Luft in die Höhe ſteigen.

Der 3) Satz, daß die Luft überall voll ſolcher Stäublein ſey, wird ohne Bedenken zugegeben.

Der 4) Satz hat auch keine ſonderliche Schwierigkeiten, nemlich daß die Cörper unendlich können zertheilet werden. Denn ſolte gleich keine unendliche Zertheilung derſelben ſtatt finden, ſo iſt doch gnug, daß ſie ſehr ſubtil gemacht, und wenigſtens unbeſchreidlich klein werden können. Ein eintziges Exempel kan ſolches bekräftigen, wenn ſich nemlich ein Gran Gold in 2 Millionen Theile zertheilen läßt, davon einer noch mit bloßen Augen zu erkennen iſt. (*)

Der 5) Satz lautet alſo: Die Atomi, welche die Luft machen und erfüllen, werden oftermahls durch einen gantz unterſchiedenen Weg angezogen, als den ihre erſte allgemeine Urſachen ſie führen ſolte. Dieſer Satz hätte vor allen Dingen ſollen deutlicher erkläret, und erwieſen werden. Allein Digby bringt nichts anders bey als Exempel, um die anziehende Kraft der Cörper zu beweiſen, die aber nichts zur Sache thun, auch nicht einmahl zum Beweis einer anziehenden Kraft dienen. Der Satz will ohngefehr ſo viel ſagen: Einige Atomi vereinigen ſich in der Luft mit andern, und bekommen dadurch eine andere Bewegung, als ſie würden gehabt haben, wenn ſie ſich nicht mit andern vereinigt hätten. Dieß kan man wohl zugeben.

(*) S. Wolfs Gedanken von den Würkungen der Natur. §. 3.

geben. Denn wenn 2 Atomi vereinigt werden, ſo bekommen ſie eine gröſſere Schwere, und können folglich nicht ſo hoch in die Luft ſteigen, als ſonſt: Oder ſie müſſen deßwegen gar wieder zurück auf die Erde fallen. Indeſſen folgt nicht, daß ihre Vereinigung durch eine anziehende Kraft geſchehe.

Der 6) Satz will, **weil das Feuer die Luft an ſich zieht, ſo ziehet es auch die in der Luft befindliche Stäublein mit an. Diejenigen Stäublein aber, welche eine Gleichheit und Uebereinſtimmung mit einander haben, werden viel ſtärcker angezogen, als wenn es bloß und allein Atomi von unterſchiedener Natur wären.** Wir wollen das letztere gelten laſſen, daß ſich die Stäublein von gleicher Natur beſſer mit einander vereinigen, als die von unterſchiedener Natur: Allein es braucht einen ſtarken Beweis, daß das Feuer die Luft an ſich ziehe, und dadurch die darin befindliche Stäublein mit einander vereinige. Er will es mit denen Caminen beweiſen, und ſpricht: Wann man ein gut Feuer in einem Zimmer im Camin macht, ſo ziehet es die Luft von der Thür und den Fenſtern an ſich. Ich weiß nicht, wie er daraus ein Anziehen des Feuers hat machen können, da doch die Erfahrung ſattſam bezeuget, daß die Luft ſo durch die Fenſter und Thüren, oder auch nur durch deren Ritzen, eindringt, nach dem offenen Camin zufahre, ob gleich kein Feuer darinnen iſt. Die Urſach davon liegt klar gnug am Tage. Denn weil die Luft durch den Camin ei-

nen Ausgang findet, ſo iſt es natürlich, daß die von außen eindringende Luft, die im Gemach befindliche zum Camin hinaus treibet, wozu das Feuer wenig oder nichts beyträgt. Das Feuer wird zwar von der Luft unterhalten, und kan in einem Luft-leeren Raum nicht brennen, ſondern verlöſchet. Höret, wie es damit zugehet. Die Feuer-Theilgen, ſo aus dem Feuer kommen, gehen in die umſtehende Luft über, erwärmen dieſelbige, und dehnen ſie vielmehr aus, als daß ſie ſolche nach dem Feuer zuzichen ſolten. Weil aber die vom Feuer ausgedehnte Luft von einer andern ſchwerern umgeben iſt, ſo drücket dieſe auf jene, und trachtet ſie in einen engern Raum zu bringen. Durch ſolchen Druck wird die Luft wieder zum Feucr hingetrieben, und ſie bekommt dadurch eine Bewegung, welche zur Unterhaltung des Feuers nöthig iſt, damit daßelbige an die brennende Materie, oder dieſe an jenes getrieben werde. In einem Luft-leeren Raum muß das Feuer bald verlöſchen, weil hier wegen Mangel der Luft ſolche Bewegung nicht entſtehen kan. Die wenige Luft, ſo etwa verhanden, wird geſchwinde durch das Feuer ausgebreitet, und weil ſie mit der äußern keine Gemeinſchaft hat, kan ſie dadurch nicht wieder zuſammen gedruckt werden, und die Bewegung erhalten, welche zu Unterhaltung des Feuers nöthig iſt. Wo bleibt hier die anziehende Kraft des Feuers? Ich muß geſtehen, daß ich ſie nirgends gewahr werdenkan. Digby hätte aus einem Exempel, welches er anführet, ſelbſt wahrnehmen können, daß

die

die Luft nicht vom Feuer angezogen, ſondern durch eine äußerliche Urſache an daßelbe getrieben wird. Wann man eine Wachs-Kertze, ſagt er, in den Wind hält, wird ſie gar bald ſchmeltzen und verbrennen, wegen der Flamme, die durch das Windblaſen gegen das Wachs geſchlagen wird. So ziehet ja das Feuer nicht die Luft an ſich, ſondern dieſelbige wird durch eine Bewegung, die ſie anders woher empfängt, an das Feuer getrieben.

Der 7) und letzte Satz wird für den wichtigſten ausgegeben. Digby nennet ihn den letzten Druck an der Schrauben, der ohnfehlbar die Thüre aufſtoſſen ſoll, die den Eingang zu dieſem wunderbaren Geheimniß verwehrete. Er läuft darauf hinaus, daß die Atomi diejenigen Partikelgen, welche ſich mit ihnen vereinigt haben, mit ſich fortſchleppen, und nach der Qvelle zurück führen, woraus ſie ihren Urſprung genommen haben. Iſt denn das der letzte Druck an der Schrauben? Ich ſolte meynen, daß noch mehr nöthig wären, ehe ſich die Thüre eröffnen läßt. Er ſolte uns noch den Weg zeigen, den die Atomi mit ihren vereinigten Partikelgen nehmen, und von der Art und Weiſe belehren, wie ſie dahin gelangen, wohin ihr Lauf gerichtet iſt. Wir wollen ein Paar Exempel, welche er beybringt, in Betrachtung ziehen.

Wenn man Milch am Feuer kocht, daß ſie auf die Kohlen überläuft, ſo entſtehet davon ein Dampf, der nicht allein Milch, ſondern mit den

Atomis des Feuers zuſammengeſetzt iſt, welche den Rauch und Dampf dieſer Milch begleiten, und ſich mit ihm vermiſchen oder vereinbaren. Dieſes Dampfs Würkung ſoll ſich ausbreiten bis an den Ort, da die Kuhe iſt, welche ſolche Milch gegeben, ihr Euter iſt die Qvelle, aus welcher die Milch entſprungen, ſelbiges ziehet ſolchen Dampf an, der ſich auch allda anhänget und hefftet, und mit ihm die feurigen Atomi, die ihn begleiten. Daher ſoll das Euter der Kuh, von welcher dieſe Milch iſt, entzündet werden, indem es durch die Feuer-Theilgen erhitzet, geſchwillet, und nachgehends hart und geſchwürig wird. Digby hätte dieſes aus der Gewohnheit einfältiger Bauer-Weiber, die, wie er ſchreibt, um ſolchen Uebel vorzukommen, den Hafen vom Feuer zurück ziehen, und Saltz auf die Kohlen werfen, auf welchen die Milch gelaufen iſt, damit die Kuhe nicht Wehe an dem Euter bekommen möge, nicht alſobald für wahr und bekannt annehmen ſollen. Ich bin gäntzlich verſichert, daß nichts an der gantzen Sache ſey. Wie oft geſchicht es nicht, daß die Milch im kochen überläuft? wenn ſolches allemahl den Kühen an ihren Eutern ſchaden ſolte, ſo würden wenige gefunden werden, die nicht Geſchwüre daran hätten. Noch öfters brennt die Milch im Topffe an, worauf gleichfalls eben dieſe Würkung erfolgen müſte, nemlich daß den Kühen die Euter geſchweren. Beydes iſt in meiner Küchen vielfältig geſchehen, ich habe aber niemahls vernommen, daß davon die Kühe an ihren Euter ſolten Schaden

genommen

genommen haben. Weßwegen ich die Sache mit Recht unter die einfältigen Weiber-Mährgen rechne.

Ich will noch eines andern Exempels gedenken. Nehmet, ſpricht Digby, den Koth eines Hundes, ſo oft er miſtet, werfet ihn allezeit in das Feuer, anfangs werdet ihr den Hund bloß ein wenig erhitzet und verändert, in kurtzem aber, als wann er gantz verbrennet wäre, lechzend und die Zunge ausſtreckend, nicht anders, als ob er einen langen Weg gelaufen wäre, ſehen. Zuletzt ſoll er gar davon ſterben. Ich habe es verſucht, aber nicht wahr befunden. Der Hund läßt ſich nichts im geringſten anfechten, man wird an ihm nicht die geringſte Veränderung oder Schmertzen gewahr, geſchweige daß er davon ſterben ſolte. So ſind alle übrige Exempel beſchaffen, die er zur Beſtätigung des 7 Satzes anführet: Da es dann keines weitern Erinnerns bedarf, weil falſche Exempel nichts beweiſen.

Unterſuchen wir die Sache ſelbſt, ſo hat ſie faſt gar keine Wahrſcheinlichkeit vor ſich. Die Dünſte von der Milch ſollen von den Eutern, woraus ſie gekommen iſt, angezogen werden. Wie gehet es damit zu? Das hat Digby zu erklären vergeßen. Von den Wunden müßen ihm allemahl feurige Geiſterlein ausgehen, welche die Blut- und Vitriol-Dämpffe an ſich ziehen. Weil er aber bey den Eutern der Kühe keine ſolche feurige Geiſterlein hat finden können, ſo war es beßer gethan, daß er die Sache mit Stillſchweigen überging. Wann die Kuh in

der Weide, und alſo von der Küche, worin ihre Milch gekochet wird, weit entfernet iſt, ſo mögte ich wohl wißen, wie das Euter den Milch-Dampff könne an ſich ziehen. Geſchiehet es mittelbar oder unmittelbar? Das letzte findet nicht ſtatt, wie aus dem Anfang dieſes Capitels erhellet; und das letzte iſt wegen der weiten Entfernung gar nicht glaublich. Denn was ſolte aus dem Euter ausgehen, welches die Milch-Dünſte an ſich zöge? Oder was ſolte die Milch-Dünſte nach dem Euter zu treiben? Es ſoll durch eine magiſche Würkung geſchehen. Was heißt dies anders, als daß die Art und Weiſe der Würkung unbekannt ſey? Damit aber wird die Sache nicht erkläret, noch weniger mathematiſch demonſtriret. Die Vereinigung der Feuer-Theilgen mit den Milch-Dämpffen kommt auch ziemlich wunderlich heraus. Der Dampff mag ſehr wenige Feuer-Theilgen bey ſich haben, ſondern er beſtehet, wie alle Dämpffe, aus einem feuchten Weſen, womit noch etwas irdiſches vermiſchet iſt. Sind ja noch einige Feuer-Theilgen darunter, ſo werden ſie geſchwinde verfliegen, ehe der Milch-Dampff zu dem Euter der Kuhe kömmt. Denn das iſt der Feuer-Theilgen ihre Natur, daß ſie aus den Cörpern verfliegen, und ſich in der Luft verlieren, welches die Urſach iſt, warum die warmen Cörper kalt werden. Werden nun die wenige Feuer-Theilgen geſchwinde von dem Milch-Dampff getrennet, ſo kan derſelbige ohne ſie vom Euter nicht angezogen werden, oder wann es ja geſchicht, dem Euter davon

kein

kein Schade entſtehen. Wenn endlich die Milch zu einem Dampff wird, ſo iſt ihr Weſen zerſtöret, und da nach dem Grund-Satz der magiſchen Weiſen, die Dinge wegen ihrer Aehnlichkeit ſich einander ziehen, ſo würden dieſe Dämpffe nicht mehr nach ihrem Urſprung zurück eilen, oder dahin gezogen werden, weil ſie nicht mehr Milch ſind, ſondern eine Sache von gantz anderer Natur, die mit der Milch keine oder wenige Gleichheit mehr hat.

Nun wollen wir vernehmen, wie Digby dieſe Lehr-Sätze auf das ſympathetiſche Pulver und die Waffen-Salbe appliciret. Er erkläret ſich darüber folgender Geſtalt. „Die Sonne und das Licht ziehen die Geiſterlein des „Bluts an ſich, die an dem Lappen ſind, der „mit dem Blut der Wunde benetzet worden, „und ſie werden auch durch eine gemäßigte „Wärme ausgeſtoßen, und in die Luft fortgeführet, um der Sonnen und des Lichts Anziehung behülflich zu ſeyn: Dadurch gehen aber „die Geiſterlein des mit dem Blut vermengten „Vitriols mit fort. Unterdeßen dämpfft die „Wunde immer feurige Geiſterlein aus, und „ziehet dadurch die nächſte Luft an ſich. Dieſe Luft ziehet die nähere herbey, und dieſe wiederum eine andere; Alſo geſchiehet ein Laufen „der anziehenden Luft, rings um die Wunde „herum. Mit ſolcher Luft aber kommen die Atomi „und Geiſterlein des Bluts und Vitriols bis „zur Wunde: Denn die Atomi des Bluts „ſuchen ihre eigenthümliche Qvelle, daraus ſie ent-

„ſproßen

„ ſproßen ſind, halten ſich da auf und an, und
„ gehen in ihre natürliche erſte Wohnungen.
„ Letztens dringen die Atomi des Bluts, nebſt
„ denen mit ihnen vereinigten vitrioliſchen Gei-
„ ſterlein, in alle Zäſerlein und Löcher der Adern,
„ die an der Wunde offen ſtehen, ſtärken alſo
„ die Wunde, und heilen ſie unvermerklich.

Wir dürften uns hiebey gar nicht aufhalten, weil alles auf das Anziehen der Cörper hinaus läuft, wovon im vorigen Cap. erwieſen worden, daß es in der Natur nicht Platz finde. Gleichwohl will zum Ueberfluß zeigen, wie faſt nicht ein eintziger Satz richtig, oder dergeſtalt ausgemacht ſey, daß man ihn für gewiß annehmen könne.

Die Sonne und das Licht ſollen die Geiſterlein des Bluts und Vitriols an ſich ziehen. Dieß geſchicht ohne Zweifel nicht, ſondern die Ausdünſtungen des Bluts ſteigen in die Luft von wegen ihre Leichtigkeit, indem ſie nicht ſo ſchwer ſind, als die umſtehende Luft. Weiter ſollen ſich die Geiſterlein des Vitriols mit den Blut-Dämpffen vereinigen. Kan man ſolches für gewiß halten? Dinge, ſo eine Gleichheit und Aehnlichkeit mit einander haben, vereinigen ſich gern mit einander: Worin beſtehet aber die Aehnlichkeit des Bluts und Vitriols? Selbige wird ſich nicht ſo leicht zeigen laßen. Indeßen mögen ſich immerhin die Blut- und Vitriol-Dünſte zuſammen in die Luft erheben: bleiben ſie denn darin beſtändig und in Menge beyeinander? Das iſt ja wieder die Natur der Dünſte. Die

Dünſte

Dünſte beſtehen aus kleinen Bläsgen, die aber nicht alle einerley Größe und Schwere haben, daher auch einige höher ſteigen müßen, als die andern. Ueberdem werden ſie durch die Bewegung der Luft aus einander getrieben, daß einige hie andere dort hin fahren. Wenn man nun bedenkt, wie wenige Dünſte von dem mit Blut und Vitriol befleckten Lappen ausgehen, ſo wird man leicht erachten können, wie ſie in der Luft alſo zerſtreuet werden, daß ſie auf keine Weiſe wieder zu verſammlen ſind, damit ſie ſämtlich könten zu der Wunde übergehen. Wenn dieſe Dünſte im Aufſteigen ſind, und es fällt ein Regen ein, ſo bringt ſie derſelbe wieder auf die Erde zurück, da dann keine Hoffnung übrig bleibt, daß ſie jemahls die Wunde erreichen ſolten. Demnach müſten die ſympathetiſchen und magiſchen Curen bey regnichten Wetter niemahls von ſtatten gehen.

Die feurige Geiſterlein, ſo aus der Wunde ausgehen ſollen, ſind ein leeres Gedichte; Man ſieht keine Urſach, warum ſie eben feurig ſeyn müßen. Doch dem Digby muſten ſie feurig ſeyn, ſonſt hätten ſie keine anziehende Kraft, und könten die Luft nicht herbey ziehen; Ob er gleich nicht beweiſen kan, daß das Feuer die Luft an ſich ziehe, welches bereits oben iſt bemerket worden. Ueberdem iſt noch ein großer Unterſcheid zwiſchen einem brennenden Feuer und feurigen Geiſterlein. Wenn alſo auch das Feuer die Luft an ſich zöge, ſo würden doch die feurigen Geiſterlein es nicht thun, ſondern vielmehr in

die

die Luft verfliegen, eben wie die ausgehende Feuer-Theilgen von einem brennenden Feuer in die Luft dringen, und ſich darin allmählig verlieren.

Weiter iſt nicht abzuſehen, wie die vermengten Atomi des Bluts und Vitriols zu der Wunde kommen ſolten. Sie ſchweben zwar in der Luft, ſind aber ſchon weit von einander zerſtreuet, und es iſt nicht die geringſte Urſach vorhanden, die ſie nach der Wunde zuführen ſolte. Ich will noch etwas wegen des Bluts erinnern. Wenn das Blut am Lappen bereits trocken worden, ſo iſt das ſubtilſte davon verflogen, und nur die irdiſche Materie zurück geblieben. Wird der Lappen in das Vitriol-Waſſer getaucht, ſo wird das trockene Blut dadurch zwar wieder erweichet: Weil aber nur noch die irdiſchen Theile des Bluts verhanden ſind, ſo ſind dieſe zu ſchwer, als daß ſie in die Luft aufſteigen ſolten. Iſt das Blut auf dem Lappen noch feucht, und man ſtreut Vitriol-Pulver darauf, ſo gehen zwar davon Blut- und Vitriol-Dünſte aus. Allein was dämpffet denn von dem Blut aus? Nichts mehr, als das ſo genannte Serum, oder wäßerige Weſen des Bluts. Dieſes iſt aber eigentlich nicht mehr Blut, ſondern ein Weſen von einer andern Natur, welches dadurch, daß es in einen Dampff verwandelt wird, wiederum eine andere Natur bekömmt. Da nun die Aehnlichkeit die Urſach ſeyn ſoll, warum die Blut-Geiſterlein ſich nach ihrer Qvelle ſehnen, ſo fället ja durch ſolche Verwandlung die Aehnlichkeit

lichkeit gantz weg, und es iſt keine Urſach mehr verhanden, warum die Ausdämpffungen des Bluts wieder nach ihrer Qvelle eilen ſolten. Alle magiſche Curen gründen ſich auf den Satz, daß dasjenige, was vom Menſchen kommt, als Blut, Urin, Excrementa und dergleichen, mit dem im Leibe zurück gebliebenen eine beſtändige Gemeinſchaft habe und behalte, alſo daß dieſe Dinge oder vielmehr ihre Ausdünſtungen, einen weiten Weg wandern, um in ihren Cörper wieder zurück zu kehren. Es iſt an ſich ſchon ein nichtiges Vorgeben, dieweil, wenn es auch geſchähe, und ſolche Dinge ihre alte Herberge zu beſuchen Luſt hätten, ſie unterwegens durch mancherley Zufälle würden zerſtreuet, in die Irre gerathen, von ihrem Weg verſchlagen, und gantz anders wohin geführet werden. Bedenkt man aber hiebey, was gleich vorher geſaget habe, wie die Begierde nach der alten Herberge aus der Gleichheit komme, welche dieſe Dinge mit denen im Leibe zurück gebliebenen haben, ſo müſte daraus zweyerley folgen. Einmahl daß ſie eben nicht nach dem Cörper, woraus ſie gekommen ſind, zurück kehren würden, ſondern nach einem andern menſchlichen Cörper, der ihnen am nächſten iſt, weil ſie doch daſelbſt ſolche Dinge antreffen, mit denen ſie eine Aehnlichkeit haben. Oder zum andern, weil ſolche Dinge, ſo bald ſie aus dem Leibe ſind, in ihrem Weſen eine ziemliche Veränderung leiden, daß ſie mit den zurück gebliebenen keine Aehnlichkeit mehr haben, folglich ſich nicht wieder nach ihrem Urſprung wenden

den dürſten. Wenn ſchließlich die Blut- und Vitriol-Geiſter auch bis zur Wunde gelangen, ſo zweifle doch ſehr, ob ſie zu ihrer Heilung etwas beytragen mögten. Denn obgleich das ſüße Oehl von Vitriol abgezogen, in kurtzer Zeit alle Wunden, die nicht tödtlich ſind, heilet, wie uns Digby verſichern will; So iſt doch die Frage, ob die Vitriol-Dünſte gleiche Würkung haben? Digby ſolte uns deutlich erklähret haben, wie und auf was Weiſe ſie die Wunden ſtärken.

Helmontius gehet hier einen etwas andern Weg. Er redet zwar nur von der Waffen-Salbe, jedoch iſt die Sache auch leicht auf das ſympathetiſche Pulver zu appliciren. Es iſt zu merken, ſchreibt er,(*) daß in einer Wunde nicht allein eine Trennung des ſtätigen geſchiehet, ſondern auch zugleich eine fremde Quantität hinein kommt, daher die Lefftzen der Wunde gleichſam als aus Wiederwillen ſich zu erheben anfangen und Euter ſetzen, ja der gantze Cörper wird mit Fiebern und andern Zufällen angefochten. Das magnetiſche Weſen der Waffen-Salbe aber ziehet die fremde Diſpoſition aus der Wunde, daher ihre Lefftzen, indem ſie kein Uebel mehr beſchweret, ohne Schmertzen ſind, und ohne Hinderniß zuſammen heilen. Damit macht er des Anziehens noch mehr, gleich als ob es nicht gnug wäre, daß die aus der Wunde aus-

(*) De Magnatica vulnerum curatione. §. 71.

ausgehende Geiſtergen die Ausdämpffungen der Waffen-Salbe, oder des ſympathetiſchen Pulvers herbey gezogen hätten, ſondern ſie müſten nachhero wieder das giftige Weſen aus der Wunde heraus ziehen, auf daß dieſelbige deſto beßer heilen könne. Was iſt das für ein wunderliches Anziehen unter einander? Gleich als wenn alle Würkungen der Cörper auf ein Ziehen und Zerren hinaus laufen müſten.

Es bleibt demnach nichts mehr als die Erfahrung übrig, worauf man ſich bey dem ſympathetiſchen Pulver und der Waffen-Salbe berufen kan. Sie beſteht darin, daß damit würklich Wunden geheilet worden. Ich begehre nicht zu leugnen, daß eine Wunde geheilet, wenn man dieſe wunderliche Cur vorgenommen; kan aber nicht abſehen, warum es eben die Cur müße gethan haben. Wie viele Wunden heilen nicht von ſelbſt ohne Pflaſter und Balſam, wenn man ſie nur mit einem Lappen verbindet, und dadurch verhindert, daß die Luft nicht gar zu ſtark hineindringe, oder die Wunde, wenn ſie zu heilen beginnt, durch eine oder die andere Bewegung nicht wieder aufreiße. Ich bin der gäntzlichen Meynung, Balſam und Pflaſter, und was man ſonſt zu den Wunden braucht, trage zur Heilung derſelben nichts weiter bey, als daß etwa der Balſam ſie reiniget, und für Fäulung bewahret, das Pflaſter aber die ſchädliche Luft einiger maſſen zurück, und die Wunden zuſammen hält, damit was geheilet iſt, nicht wieder von einander geriſſen werde. Heilen nun viele Wunden von

ſelbſt, ſo fällt die Erfahrung von den Curen mit dem ſympathetiſchen Pulver und der Waffen-Salbe weg, und man kan nicht anders urtheilen, als daß die Wunden würden ſeyn heil worden, ob man ſchon keine magnetiſche Cur vorgenommen hätte. Die Einbildung und das gute Vertrauen zu einer Artzney, tragen zur Geneſung vieles bey; alſo kan man leicht denken, wie ſie bey dergleichen Wunden Curen nicht gäntzlich ohne Würkung bleiben werden. Heftige Gemüths-Bewegungen, als Zorn, Angſt und Schrecken, ſind auch den Wunden ſchädlich; wo aber das Gemüth immer ruhig iſt, ſo trägt es zu ihrer Heilung nicht wenig bey. Hat der Patient ein gutes Vertrauen zu dem gebrauchten Mittel, es ſey ſo wunderlich, als es will, ſo iſt ſein Gemüth ruhig, und damit befördert er die Heilung der Wunde.

Man hat ſchon längſt die Würkung des ſympathetiſchen Pulvers in Zweifel gezogen. Ant. Deuſingius und Morhof, halten die Sache für ſehr ungewiß. (*) Und Scheuchzer ſchreibt ausdrücklich: (**) Daß man von den erſtaunlichen Würkungen des ſympathetiſchen Pulvers, Waffen-Salbe und anders mehr, nicht völlig vergewißert ſey. Wobey ich es auch bewenden laße.

Konte jener Engliſche Graf die gelbe Sucht heilen, wann er nur des Patienten Urin hatte; oder

(*) S. Morhofii Polyhiſt. Philoſoph. lib. 2. Part. 2. cap. 8. §. 4.

(**) In der Natur Wißenſchaft. Tom. 1. cap. 15. §. 20.

oder ein anderer durch Hülfe des Urins, einen Schweiß, Erbrechung oder Stuhlgang zuwege bringen, ſo mag es wohl bey einem oder dem andern eingetroffen ſeyn; Aber nicht durch Hülfe der vorgenommenen Qvackeleyen mit dem Urin; Sondern bey den gelbſüchtigen hat ſich die Krankheit von ſelbſt gehoben, wie denn bekandt, daß es zum öftern ohne Artzeneyen geſchicht, und das gute vertrauen zu der Cur hat die Geneſung nicht wenig befördert. Das Schwitzen, Purgieren und Brechen, muß der Einbildung bey gemeſſen werden. Wenn der Patient vermeynt, nun ſey die Zeit, da der magiſche Artzt ſeine Cur begonnen, und dabey geglaubt, daß ſie anſchlagen müſte, ſo hat ſeine ſtarke Einbildung ihm den Schweiß ausgetrieben, wozu ohnedem mancher Menſch von Natur geneigt iſt. Oder die Einbildung hat ihn zum Brechen genöthiget, welches gar wohl angehet, weil ein ſtarker Eckel für einer Sache, oder welches einerley iſt, die ſtarke Einbildung, die man ſich davon gemacht, auch brechen verurſachen kan, obgleich die eckele Sache nicht ſelbſt zugegen iſt. Hat der Patient purgiren ſollen, ſo iſt er durch ſeine Einbildung getrieben zu Stuhl gegangen, in der Meynung, er würde durch die vorgenommene Cur, dazu genöthiget. Erfolgte nicht das purgiren darauf, ſo hatte doch die Cur in ſo weit ihre Würkung gethan, daß gleichwohl der Patient zu Stuhl gehen müßen.

Was ſonſt noch bey den magiſchen Curen zu erinnern wäre, iſt an einem andern Ort (*)

 geſchehen,

(*) Cap. 51. von Verſetzung der Krankheiten.

geſchehen, und nicht nöthig hier zu wiederholen. Ich laße aber den Leſer ſelbſt urtheilen, ob die NB. magiſche Würkungen der Cörper in die Ferne, welche ſich auf ein geheimes und verborgenes Anziehen gründet, beſtehen können. Müßen ſie wegfallen, wie aus dieſem Capitel erhellet, ſo iſt es wiederum um die Sympathie und Antipathie geſchehen, nachdem ſie abermahl eine Haupt-Stütze verloren.

Das 12. Capitel.

Von Würkung eines Geiſtes bey der Sympathie und Antipathie.

Die letzte Zuflucht der Sympathie und Antipathie ſind die Geiſter, wovon in dieſem Capitel noch wird zu handeln ſeyn.

Vors erſte wird der Teufel mit in dieſe Comödie gezogen, und er muß hier, wie bey vieler anderen Gelegenheit, der Unwißenheit zur Zuflucht dienen. Die Magie, womit die Sympathie und Antipathie gantz genau verwandt ſeynd, ſoll den Teufel ſelbſt zum Urheber haben, wie Lactantius und Euſebius dafür gehalten. (*) Gleich als wenn die Menſchen ſich nicht ſelbſt irren und betriegen könten, oder ſie nicht Witz und Verſtand gnug beſäßen, ungereimte Dinge zu erdichten, und andere zu betriegen.

Nimmt

(*) Polydor. Vergilius de Inventoribus rerum. lib. 1. cap. 22.

Nimmt man hiebey den Teufel zu Hülfe, ſo iſt man ſo einfältig nicht, daß man ihm die natürliche Sympathie und Antipathie, welche die Dinge ohne der Menſchen Zuthun untereinander haben ſolten, zuſchreibt. Z. E. So thut es der Teufel nicht, daß die Weinreben und der Ulmbaum eine beſondere Liebe gegeneinander tragen, oder der Weinſtock und Kohl in beſtändiger Feindſchaft miteinander ſtehen. Man würde dem Teufel eine gar zu große Laſt aufbürden, wenn er ſich unaufhörlich bey allem Kohl, Weinſtöcken und Ulmbäumen, und bey vielen andern Dingen mehr, die in einer Sympathie oder Antipathie miteinander ſtehen, aufhalten müſte, um ihre Sympathie oder Antipathie zu unterhalten. Wir können ihn dieſer Laſt überheben, weil theils die Sachen ſelbſt ungegründet ſind, theils er ohnedem was wichtigers zu thun hat. Was ſolche Fälle betrift, wobey die Menſchen zu ſchaffen haben, als bey der Wünſchel-Ruthe, magiſchen Curen und dergleichen; da findet man für rathſam, den Teufel mit einzumengen. Man glaubt ſolche Dinge ſeyn in der Natur und ihren Kräften nicht gegründet; alſo geſchehen ſie durch Zuthun und Mitwürkung des Teufels, vermittelſt ſeiner ſelbſt erfundenen und angegebenen Mittel, aus Kraft entweder eines öffentlichen und unmittelbaren oder eines heimlichen, unvermerkten und mittelbaren Pacts und Verſtändnißes. (*) Es iſt das beſte, daß man die Dinge für ſolche

(*) S. Hartmans neue Teufels Stücklein. 1. Theil. cap. 8. §. 6.

hält, die in der Natur keinen Grund haben: Denn daraus entdecket ſich, daß ſie auch dem Teufel nicht möglich ſind, weil er nichts anders thun kan, als was natürlich iſt. Andere halten zwar dieſe Dinge nicht gantz und gar für übernatürlich, ſondern nur für geheim und verborgen, daher müßen ihnen die Teufel, wegen ihres weitläuftigen Erkenntnißes und Erfahrung, ſolche verborgene Dinge wißen und ausüben. (*) Das gebe ich zu, aber es wird damit nicht erwieſen, daß der Teufel bey der Sympathie und Antipathie etwas zu ſchaffen habe. Das Gegentheil mag man aus dem 43 Cap. dieſes Schau-Platzes Tom. 2. pag. 324. ſeq. erſehen, woſelbſt ich auch das Pactum implicitum ſattſam beleuchtet habe, und ſolches hier zu wiederholen nicht nöthig iſt.

Mit dem allgemeinen Welt-Geiſt hat es etwas mehr zu ſagen. Dieſer ſoll die Urſach des Anziehens der Cörper, und zugleich der ſonſt unbegreiflichen Würkungen in die Ferne ſeyn, weßwegen er ſich zu der Sympathie und Antipathie wohl ſchickt. Wir kennen denſelbigen ſchon aus dem 25 Abſchnitt dieſes Schau-Platzes, jedoch müßen wir von ihm hier noch einmahl reden. Man verſtehet durch den Welt- oder Aſtral-Geiſt ein geiſtliches Weſen, welches ſich durch alle cörperliche Dinge ausbreitet, und die würkende Urſach ihrer Bewegung, auch alles deßen, was in und mit ihnen vorgehet, ſeyn ſoll. Was die Seele

(*) S. Caſp. Schotti Mag. Univerſal. Naturæ & Artis. Tom. 1, cap. 9. pag. 35.

Seele in ihrem Leibe iſt und thut, das ſoll der Welt-Geiſt in der gantzen Natur ſeyn und verrichten. Nun kan man leicht erachten, wie er auch der Urheber aller Sympathie und Antipathie ſeyn werde. Von ihm ſchreibt Robert Fludd. (*) Der Central-Geiſt eines jeden beſondern Dinges iſt diejenige Gottheit (oder der Geiſt des HErrn, welcher allen Creaturen Leben und Odem giebt) in welcher die weſentliche Wurtzel alles magnetiſchen Anziehens, und antipathetiſchen von ſich ſtoßens beſtehet. Dann dieſer Geiſt theilet allen Creaturen eine doppelte Eigenſchaft mit, nemlich ein liebreiches Verlangen, und einen feindſeeligen Haß. Aus jenem entſtehet die Sympathie, da ſich gleiches mit gleichem gern geſellet, und eins das andere zu ſeinem Beyſtand und Troſt an ſich ziehet; aus dieſem aber die Antipathie, da zwey Dinge ſich feindſeelig anſchauen, und wegen ihrer wiedrigen und ſchädlichen Natur, einander fliehen und von ſich ſtoßen. Was inſonderheit bey der Waffen-Salbe des Aſtral-Geiſts Geſchäfte ſey, läßet ſich aus D. Hartmanns Anmerkungen über Oſwaldi Crollii Baſil. Chymic (**) erkennen. Ich will deßen Gedanken kurtz zuſammen faßen. Obgleich von dem Blute, heißt es, wenn es außerhalb dem Cörper iſt, die

(*) In Philoſoph. Moyſaica. ſect. 2. lib. 3. in Proœmio.

(**) Pag. 409. ſeq.

die flüchtigen Geiſter alſobald verfliegen, ſo bleiben doch diejenigen Geiſter, welche in dem Fixen-Saltz des Bluts ſtecken, zurück, und können ſich davon auf keine Weiſe loß-reißen. So bald nun das Gewehr, womit ein Menſch verwundet worden, mit der Waffen-Salbe beſchmieret wird, ſo ziehet das Fixe-Saltz des Bluts, welches an dem Gewehr ſitzet, durch eine magnetiſche und natürliche Kraft, die Lebens-Geiſter aus der Salbe an ſich, und die beyderley Geiſter, nemlich aus dem Blut und der Salbe, werden von dem allgemeinen Welt-Geiſt durch ein freundſchaftliches genaues Band vereiniget. Was nun für gutes oder böſes, angenehmes oder unangenehmes, das außer den Adern befindliche und geronnene Blut empfindet, ſolches theilet es alſofort dem in den Adern zurück gebliebenen Blut auf eine ſympathetiſche Art mit, und zwar durch Hülfe des allgemeinen Welt-Geiſtes, der alle Cörper durchdringt, und ſo wohl an ihren angenehmen als wiedrigen Empfindungen Theil nimmt. Daher kömmt es, daß der Kranke Schmertzen fühlet, wenn man das Gewehr zum Feuer bringt, oder in die ungeſtüme und kalte Luft leget. Wenn hingegen der Kranke Zwiebeln, Knoblauch oder Senf ißet, oder das Liebes-Werk treibt, kan man ſolches an dem Gewehr merken und erkennen.

Vor

Vor allen Dingen will den Liebhabern des allgemeinen Welt-Geiſtes obliegen, daß ſie deßen Daſeyn mit tüchtigen Gründen beweiſen, ſonſt kan man ihnen nicht beyſtimmen. Wie beweiſen ſie aber daſſelbige? gewiß auf eine Art, die nichts weniger beweiſet, als daß ein Welt-Geiſt vorhanden ſey. Man nimmt nicht allein ungewiße, ſondern auch offenbar falſche Dinge zum Beweis an. Z. E. Daß ſich die Weine verändern, wenn die Wein-Stöcke blühen: daß man mit dem ſympathetiſchen Pulver und der Waffen-Salbe Wunden, und durch die Transplantation allerhand Krankheiten heilen könne: Weiter die Entzündung des Euters an der Kuh, wenn ihre Milch im Kochen über- und in das Feuer läuft, und was dergleichen mehr iſt. Die Auferweckung der Pflantzen aus ihrer Aſche, die Ahndungen, die Erſcheinungen der Seelen außer ihrem Leibe, und wenn mans glauben will, daß eine Holländerin von ihrem Mann ſchwanger worden, obgleich der Mann nicht bey ihr, ſondern fern davon zu Batavia auf der Inſul Java war, (*) werden auch hieher gezogen, indem man ſich einbildet, dieſe und dergleichen Dinge könten nicht anders als durch den allgemeinen Welt-Geiſt erkläret werden. Iſt diß nicht eine offenbar falſche Art zu ſchlieſſen? Man will ſolche Dinge durch den Welt-Geiſt erklären, und weiß noch nicht, ob derſelbige würklich vorhanden ſey. Zugleich aber ſchließet man aus eben dieſen Dingen, das Daſeyn des Welt-Geiſtes, und begehet damit einen Circulum Logicum, wie man ſolche

Art zu ſchlieſſen in den Schulen nennet. Ueberdem haben faſt alle dieſe Dinge keinen Grund, ſondern werden nur vordie lange Weile angenommen, wie ich hin und wieder ausgeführet habe. (*) Da nun die Dinge wegfallen, ſo ſiehet jedermann, wie man keinen Welt-Geiſt zu ihrer Erklährung nöthig habe.

Endlich ſoll der Welt-Geiſt noch die Urſach des Anziehens des Magnets, der Bewegung der Cörper, und ihrer Schwere ſeyn. (**) Hier kan man zwar nicht leugnen, daß der Magnet das Eiſen an ſich ziehe, allein ich habe bereits dargethan, daß es eigentlich kein Anziehen ſey, ſondern das Eiſen durch eine ſubtile Materie an den Magnet geſtoßen werde. Gleichergeſtalt läßt ſich die Schwere der Cörper durch eine ſubtile Materie erklären, welche dieſelbigen nach dem Mittel-Punct der Erden treibt, und was über-

(*) Von Veränderung der Weine S. Tom. 1. dieſes Schau-Platzes pag. 437. von magiſchen Curen und Entzündung der Küh-Euter das vorhergehende Capitel. Von Auferweckung der Pflantzen, S. Adeptum Ineptum cap. 8. §. 7. Von den Ahndungen S. den 11 Abſchnitt. Tom. 1. pag. 247. Von den Erſcheinungen der Seelen. Tom. 1. pag. 620. item pag. 624. ſeq.

(**) S. Die teutſche Uberſetzung der Mag. Natural. Ioh. Bapt. Portæ. pag. 25.

IOI IOI

überhaupt ihre Bewegung anlangt, ſo gibts die Erfahrung, wie ein Cörper den andern in Bewegung ſetzt, ohne daß dazu ein allgemeiner Welt-Geiſt nöthig iſt. Fällt aber derſelbige weg, ſo iſt es völlig um die Sympathie und Antipathie gethan, und man muß, wie aus dieſer Abhandlung erhellet, die Exempel davon entweder für falſch erkennen, oder zugeben, daß ſie ſich gantz natürlich und begreiflich erklären laſſen. Laßen ſie ſich aber dergeſtalt erklären, ſo mögen ſie der Sympathie und Antipathie, als welche geheime und verborgene Urſachen zum Grunde hat, zu keinem Behelf dienen.

Hiemit ſchlieſſe ich nicht allein dieſe Abhandlung, ſondern zugleich das gantze Werk, und freue mich, daß unter göttlichem Beyſtand nunmehr kommen bin zum gewünſchten

ENDE.

Zuſätze

Zuſätze und Verbeſſerungen zu dem gantzen Werk.

Ad Tomum I.

Pag. 16. Von dem groſſen Platoniſchen Welt-Jahr giebt es noch mehr verſchiedene Meynungen, indem einige dazu nur 3000 Jahre erfordern, andere noch weniger, nemlich 1460. Wiederum andere 12954 oder 15000. S. Alex. ab Alexandro Genial. dierum lib. 3. cap. 24.

Pag. 33. Womit M. Varro das Geheimniß der ſiebenten Zahl, und die darin ſteckende Kraft erweiſen wollen, kan man beym Aul. Gellio finden, Noct. Attic. lib. 3. cap. 10. Seine Gründe aber ſind ſehr ſchlecht und elend.

Pag 54. Des Kayſers Auguſti Brief an Cajum, findet ſich beym Aul. Gellio lib. 15. cap. 7.

Pag. 80. Ich bemerke noch aus der angeführten Stelle des Alexandri ab Alexandro, wie kluge Leute unter den Heyden ſich an dem Aberglauben von gewiſſen unglücklichen Tagen wenig gekehret, ſondern, ob es gleich verboten war an denſel-

denſelbigen mit dem Feinde zu ſchlagen, ſie es dennoch gewagt, und den Sieg behauptet haben.

Pag. 102. Der eigentliche Name dieſes ſo übel beſchrienen Pabſts war Gerbertus, und derſelbe ein Frantzoſe von Geburt. Er war ein guter Poet und Redner, auch in der Philoſophie und mathematiſchen Wiſſenſchaften außerordentlich erfahren, und verdiente dadurch den Namen Sapiens und Philoſophus. Er verfertigte allerhand künſtliche Machinen, inſonderheit eine Aſtronomiſche Uhr, eine Orgel, welche durch das Waſſer getrieben ward, und dergleichen mehr. Man will ſo gar, daß er ſchon einen Tubum zur Betrachtung der Sterne gebrauchet habe. Dies ſetzte ihn bey dummen und einfältigen Leuten in den Verdacht der Zauberey. Die gantze Beſchuldigung hat den Cardinal Benno zum Urheber, und rührte vermuthlich aus Neid her, weil man nicht ertragen konte, daß ein Mann von ſo ſchlechter Herkunft zum päbſtlichen Stuhl gelangete. S. Jacob Bruckers Fragen aus der philoſoph. Hiſtorie. Tom. 5. pag. 687. item pag. 716. ſeq.

Pag. 117. Zur Erläuterung des angeführten Glücks-Rades dienet folgendes Gedichte, welches ein Landſtreicher einem bekannten Prediger aufgebunden. Es ſchreibt D. Saccus Prediger zu Magdeburg in ſeiner Poſtill am Sonntag Oculi, wie zu ſeiner Zeit ein Mann für den Thüren betteln gegangen, welcher ſich erboten

wahr

wahr zu ſagen, Schätze zu graben, auch den Leuten bezauberte Kräuter gegeben, bey welchen ſie Glück und Reichthum erlangen würden. Dieſer, als ihn D. Saccus fragte, von wem er ſolche Zauberey gelernet? hat berichtet: Als er nebſt andern Lands-Knechten aus Dittmarſen kommen, und weil ſie nichts zum beſten hatten, ſehr traurig waren, ſo kam zu ihnen ein Mann, der ſich Grauröcklein nannte, und ſagte, er wolle ſie eine Kunſt lehren, daß ſie Schätze graben, den Leuten wahr ſagen, und alſo reich werden könten. Als ſie weiter nach ſolcher Kunſt fragten, ſo ſagte er, daß ſie auf das Glücks-Rad müſten gebracht werden, und wann ſie ſolche Kunſt gelernet, einer unter ihnen ſein eigen bleiben müſte, worein ſie alle 12 gewilliget. Hierauf hat er ſie auf ein Rad geſetzet, welches ſo weitläuftig geweſen, daß einer von dem andern 3 Klaftern geſeſſen, und hat keiner den andern anſehen dürffen, oder der Hals wäre ihm gebrochen worden. Meiſter Grau-Rock beginnet das Rad lincks herum zu treiben mit ſeinen Klauen, und indem ſie herum fahren, däucht ſie, als ſey unter ihnen ein helles Waſſer, wie ein cryſtallen Spiegel, in welchem ſie ſehen können, was ein jeder in der Welt fürhabe, haben auch die Leute alsbald kennen, und ihre Nahmen wiſſen können. Ueber ihnen aber ſey lauter hölliſches Feuer, wie feurige Zapffen gehangen. Als ſie 12 Stunden alſo ausgehalten, hat Grauröcklein einen feinen ſchönen jungen Kerl, eines Burgemeiſters Sohn aus dem Lande Meißen, vom Rade gerückt, und mit ihm durch

die

die Feuer-Flammen hindurch gewiſcht. Die andern wuſten nicht, wie ihnen geſchahe, und blieben etliche Stunden auf dem Felde unter freyem Himmel im tiefen Schlafe liegen. Als ſie aufgewacht, ſind ihre Kleider ſo mürbe geweſen, daß ſie wie Zunder herunter gefallen, denn eine ſolche Hitze auf dem Glücks-Rad geweſen, als wenn ſie mitten im Feuer geſeſſen. Darauf ſey ein jeder ſeine Straſſe gegangen, in der Hoffnung, die Zeit ihres Lebens groß Glück zu haben. Er aber ſey verarmet, und müße nun Almoſen ſuchen. D. Saccus vermahnte ihn zur Buße, und ließ ihn gehen. M. Jacob Daniel Ernſts hiſtoriſche Confect-Tafel. Tom. I. pag. 205. ſeq.

Pag. 123. Joſephus ſagt eigentlich nicht, daß Seth die 2 Säulen aufgerichtet habe, ſondern ſchreibt es deſſen Nachkommen zu. Er will auch dieſe eine Säule nicht ſelbſt mit Augen geſehen haben, ſondern ſchreibt nur: Sie ſoll noch bis auf den heutigen Tag in Syrien ſtehen.

Pag. 152. Hier iſt Bourdelon Tombeau de l'Aſtrologie judiciaire citirt. Hierin habe ich mich geirrt, und muß ſagen, wie es damit zugegangen. Als ich einen guten Freund nach dieſem franzöſiſchen Tractätchen fragte, antwortete er, daſſelbige ſey einerley mit den Ernſt- und ſchertzhaften Gedanken über die Kraft und Würkung der Planeten, himmliſchen Zeichen &c. welche ſich in Monſ. Oufle ſeltſamen Einbildungen

pag. 224. ſeq. der teutſchen Ueberſetzung befinden. Dieſem Vorgeben glaubte ich, und habe zum öftern an ſtatt gedachter Ernſt- und ſchertzhaften Gedanken des Bourdelon Tombeau de l'Aſtrologie judiciaire angeführt. Mein Freund iſt durch die Gleichheit des Namens betrogen worden, und ich bin ihm gefolget. Nunmehro aber bin gnugſam verſichert, daß beyde Abhandlungen von einander gantz unterſchieden, wie denn auch die Nahmen beyder Autorum nicht gäntzlich einerley ſind. Der eine heiſſet Bourdelon; der andere aber, wie aus dem Vorbericht des teutſchen Ueberſetzers der ſeltſamen Einbildungen Monſr. Oufle erhellet, Bourdelot. Wenn man alſo Bourdelon Tombeau &c. angeführet findet, ſoll man allemahl die mehr erwehnte Ernſt- und ſchertzhafte Gedanken verſtehen.

Pag. 334. Unter den Alten hat es ſchon kluge Männer gegeben, welche den Cometen eine gute Bedeutung beygelegt. Denn Origenes nennet einen ſtoiſchen Weltweiſen, Nahmens Chæremon, welcher ein Buch geſchrieben, darinnen er aus der Erfahrung erwieſen, daß auf die Cometen oftmahls gute Erfolge gekommen. **Bruckers Fragen aus der philoſoph. Hiſtorie.** Tom. 3. pag. 1089. in Notis.

Pag. 407. Die Reiſe nach dem Mond durch Hülffe gewiſſer Schwanen, ſcheinet aus folgendem Gedichte entlehnet zu ſeyn. In der Inſul

Grönland

Grönland giebt es kleine Zwerglein nur 3 Spannen lang. Sie reiſen zum öftern bis in Africa und America auf eine wunderliche Art. Sie nehmen ein ſtarkes Seil oder Band, und binden einer den andern an einen Kranich-Fuß, welchen ſie, wann ſie einen gefangen bekommen, dazu auserſehen, und laſſen den Kranich gegen Winter wieder fortziehen: So bleibet der, welcher ſich an ihm feſt machen laſſen, daran hangen, und der Kranich fliegt mit ihm in die warmen Länder, wenn er aber darinnen iſt, läßt er ſich auf die Erde, alsdann bindet ſich der Zwerg loß, und läßt den Kranich mit dem Seile fliegen. Wann es daſelbſt wieder kalt wird, ſo hänget ſich der Zwerg wieder an, und der Kranich bringt ihn zurück in ſein Land. S. Dietmari Blefkenii Beſchreibung der Inſul Ißland. Cap. 15.

Ein Frantzoſe, Nahmens Toinard, hat folgende gantz ſchlechte Machine zum fliegen angegeben. Man nimmt 2 Stangen, an deren jedem Ende ein Flügel angemacht iſt; Dieſe Stangen legt man auf beyde Schultern, alſo daß 2 Flügel vorn, und 2 hinten zu ſtehen kommen. Die vorderſten werden durch die Hände bewegt, womit man die beyden Stangen angreift, die hinterſten durch die Füße, als deren jeder mit einem Strick an einer Stange feſt gemacht iſt. Sich zum fliegen mit dieſer Machine zu gewehnen, ſoll man erſtlich von einer Banke oder Tiſch herabfliegen, nachmahls von einem

Fenſter, und endlich von einem Hauſe herab. Man kan zwar damit nicht wie ein Vogel durch die Luft fliegen, jedoch im Fall der Noth über ein kleines Waſſer ſetzen. S. das natürl. Zauber-Buch 1 Theil. 82 Aufgabe. Dies ſind gleichfalls leere Gedanken. Denn wo wolte man ſo groſſe Flügel hernehmen, die einen Menſchen tragen könten? Wenn man ſie auch hätte, würde es doch unmöglich fallen, ihnen mit den Händen und Füßen ſolche Bewegung zu geben, als zum fliegen nöthig iſt.

Pag. 413. Daß der Vorſchlag des P. Lana zur Luft-Reiſe vergeblich ſey, hat ſchon der Herr geheime Rath Wolf dargethan in den Gedanken vom Gebrauch der Theile in Menſchen, Thieren und Pflantzen. §. 212.

Pag. 428. Daß des Regiomontani fliegender Adler wie die bekannten fliegende Drachen gemacht geweſen, muthmaßet Harsdörfer in den Schwenteriſchen Erqvick-Stunden. Tom. 2. pag. 475. Mit des Architæ höltzernen Taube wird es eben dieſe Beſchaffenheit gehabt haben.

Pag. 539. Von der Herausrufung der Schutz-Geiſter aus denen belagerten Städten. S. Alex. ab Alexandro lib. 6. cap. 4.

Pag. * 389. lin. 23. poſt vorgehen, addè und dem Gehirn eingedrückt werden.

Pag.

Pag. * 507. Hier iſt lib. 6. Archidoxorum Theophraſti Paracelſi angeführt, welches unrecht iſt. Paracelſus hat 10 Bücher Archidoxorum geſchrieben, welche durch Gerarum Dorn ins lateiniſche überſetzet worden, darinnen aber findet ſich die angeführte Stelle nicht, ſondern in einem andern Werk, welches den Nahmen Archidoxis Magica führet, und dem Theophraſto Paracelſo zugeſchrieben wird.

Pag. * 557. Es iſt ein Druckfehler, wenn der aus dem Joſepho angeführte Ort und Wurtzel Bararas geleſen wird, es ſoll Baaras heiſſen, wie es in dem Regiſter lautet. So iſt auch daſelbſt Joſephus unrecht angeführt: Es ſoll heiſſen de bello Judaico lib. 7. cap. 6. Die Erzehlung ſelbſt lautet nach der teutſchen Zürichſchen Ueberſetzung auch ein wenig anders, nemlich alſo: In dem Thal gegen Mitternacht war ein Ort, mit Namen Baaras. Daſelbſt wuchs eine Wurtzel, die auch alſo genennt ward. Dieſelbige war Feuerroth, und wenn man des Abends dazu gieng, ſchimmerte ſie wie der Blitz. Sie lieſſe ſich aber nicht ausgraben, ſondern wiche hinter ſich ſo lange, bis man Weiber-Harn, oder von ihrer Unreinigkeit darauf gegoſſen. Wann ſie dann jemand gleich darnach anregete, war er des Todes eigen, es wäre denn Sache geweſen, daß er ſie gefaſſet, daß ſie ihm über die Hand herab gehangen wäre. Sie war aber noch auf eine andere Weiſe zu bekommen: Man muſte ſie gantz umgraben, und nur ein wenig

davon unten in dem Erdreich ſtecken laſſen; darnach ward ein Hund daran gebunden; wann dann der Hund dem, der ihn daran gebunden hatte, nachlief, zoge er die Wurtzel heraus, und ſtarb alſobald an deſſen ſtatt, der die Wurtzel gegraben hatte. Darnach hatte man ſich ihrer nichts mehr zu beſorgen.

Ad Tomum II.

Pag. 208. Von dem Traum Alexanders S. Joſephum Antiquitat. Judaic. lib. 11. cap. 8.

Pag. 227. lin. 4. an ſtatt Aruſpicium lies Auſpicium. Von ſolchen Auſpiciis handelt weitläuftig Alex. ab Alexandro Genial. dierum lib. 5. cap. 13.

Pag. 240. Scaliger moquirt ſich ſchon über dieſe Onomantie de Subtilitate adverſus Cardanum. Exercitat. 266.

Pag. 262. Hier lieſet man, GOtt habe die heil. Schrift niemahls wunderbarer Weiſe im Feuer erhalten. Es meldet aber **Herr Jacob Friedrich Reimmann** in der Idea Compendii Theologici, welche ſeiner Hiſtor. Univerſal. Atheiſmi & Atheorum angehängt iſt, und zwar pag. 50, daß Lutheri teutſche Ueberſetzung der Bibel in den gröſſeſten Flammen vom Feuer nicht verzehret, ſondern gantz und unbeſchädigt erhalten worden, wiewohl er davon kein Exempel anführt.

Pag. 309. Jener machte auch einen Talismann wider die Fliegen, es lief aber damit ſehr lächerlich ab. Denn als man den Talismann ans Fenſter legte, kam alſobald eine Fliege herbey, und beſchmiß denſelbigen. Scaliger de Subtilitate Exercitat. 246. No. 3.

Pag. 339. Wann die Veſtaliſche Jungfrau Tuccia Waſſer in einem Siebe getragen, hat es damit gantz natürlich zugehen können. Das ſo genannte Sieb war ein Inſtrument, welches unten gleich einem Siebe gantz voller Löcher, oben aber bis auf ein kleines Loch gantz zu war. Man ſiehet dergleichen in vielen Gärten, und ſie werden zur Begieſſung der Pflantzen gebraucht. Taucht man dieſes Inſtrument ins Waſſer, ſo wird es damit angefüllt: Darauf hält man das öberſte kleine Loch etwa mit dem Daumen feſt zu, ſo läßt ſich das darin vorhandene Waſſer tragen, wohin man will. Oeffnet man aber das Loch wieder, ſo beginnet das Waſſer unten heraus zu lauffen. Die Urſach deſſen iſt gnugſam bekannt. Tuccia konte dem Volk mit ſolchem Inſtrument leicht ein Blendwerk vormachen, weil dergleichen damahls noch wenig bekannt war.

Pag. 467. Der heil. Cæſarius Ertz-Biſchof zu Arles, war auch ein guter Windmacher. Die Stadt Dijon im Königreich Arelat, lag in einem Thal, welches allenthalben mit Bergen umgeben iſt, daher es dieſem Thal bis auf die Zeiten Caroli M. an Wind fehlte, der vor den Bergen

nicht hinein kommen konte, daher es immer unfruchtbar und unbebauet blieb. Der heil. Cæſarius aber verſchaffte dieſem Thal gnugſamen Wind auf folgende Weiſe. Er gieng ans Meer, und füllete daſelbſt ſeinen Handſchuh mit Wind bis oben an, trug ihn darauf im Namen Chriſti in das Thal, und warf ihn gegen einen Felſen, mit dem Befehl, daß derſelbige beſtändig Wind von ſich geben ſolte. Alsbald ward ein Loch in dem Felſen, woraus ohne Unterlaß ein Wind hervorgehet, welchen Wind man Pontianum nennet, weil er durch eine göttliche Kraft a Ponto, von dem Meer dahin gebracht worden. S. Gervaſium Tilberienſ. pag. 972.

Pag. 509. Man hat ſchon längſt denen Zauberern zugetrauet, daß ſie Todten erwecken können. Davon läſſet ſich Gervaſ. Tilber. pag. 901. vernehmen: Wir leſen, daß die Zauberer auch Todten erwecket haben, indem ſie ihnen gewiſſe Characteres unter beyde Achſeln gelegt. Sie machen auch, daß ſolche Todten reden und wandeln, aber daß ſie etwas ſolten eſſen, können ſie nicht zuwege bringen, ſondern ſolches kömmt allein GOtt zu.

Pag. 643. Der Bauch-Redner gedenket ſchon Joſephus Antiquitat. Judaic. lib. 6. cap. 14. und giebt die Hexe von Endor für eine ſolche aus.

Pag. 727. Ein dergleichen thörichtes Mittel zum unſichtbar machen lieſet man beym Plinio Hiſtor. Natural. lib. 28. cap. 8. Man nimmt

den linken Fuß von einem Chamæleon, dörret ihn im Ofen, mit einem Kraut, welches auch Chamæleon heiſſet, thut hernach eine Salbe dazu, und macht einen Teig daraus. Dieſer Teig in eine höltzerne Büchſe gethan, macht denjenigen unſichtbar, der ihn bey ſich trägt. Plinius hat ſchlechten Glauben daran, er ſagt aber, man finde ſolches in einem Buch, welches dem Democrito zugeſchrieben wird. Mit dem letztern iſt Aul. Gellius nicht zufrieden, ſondern hält den Democritum für weit vernünftiger, als daß er ſolch närriſches Zeug ſolte in die Welt hinein geſchrieben haben. S. deſſen Noct. Attic. lib. 10. cap. 12.

Pag. 737. Die Alten gedenken unterſchiedener Exempel ſolcher Leute, welche im finſtern haben ſehen können. Alexander M. konte bey Nacht ſo gut ſehen, als bey Tage. Galenus meldet von ſich ſelbſt, daß, wenn er des Nachts aufgewacht, und die Augenlieder plötzlich aufgemacht, er ein groſſes Licht vor ſeinen Augen erblicket habe. S. Antonii le Grand Curioſ. rerum abditarum Naturæque perſcrutat. pag. 15. Von dem Kayſer Tiberio erzehlt Suetonius cap. 68. er habe ſehr groſſe Augen gehabt, und damit im finſtern ſehen können, aber nur auf eine kurtze Zeit, nemlich wann er vom Schlaf erwachte. Einer Namens Aſclepiodotus konte in ſtockfinſterer Nacht ohne Licht leſen: S. **Bruckers Fragen aus der philoſoph. Hiſtorie** Tom. 3. pag 814. welches doch unglaublich iſt. Dieſen kan man aus den neuern hinzuſetzen Sabellicum, Joſeph. Scaligerum

rum und Cœlium Rhodiginum. S. D. Joh. Albert. Fabricii Notas in Sexti Empirici Pyrrhon. Hypotypoſ. lib. 1. cap. 14. pag. 14. Siehet man dieſe Exempel recht ein, ſo kan man eigentlich nicht ſagen, daß ſolche Leute haben im finſtern ſehen, und die umſtehende Dinge erkennen können: Denn was von Alexandro M. und Aſclepiodoto vorgegeben wird, iſt eine handgreifliche Fabel. Sie erblickten nur ein Licht, welches nichts ungewöhnliches iſt. Mir ſelbſt begegnet es zum öftern, daß es in meinen Augen, wenn ſie geſchloſſen ſind, gantz licht und helle wird, welches aber nicht gar zu lange dauret. Wie es aber damit zugehe läſſet ſich ſo genau nicht ſagen: Nur läßt ſich muthmaßen, daß in dem Auge etwas befindlich, welches einige Lichts-Strahlen, gleich dem Phosphoro, in ſich ſchluckt, welche bey dieſer oder jener Gelegenheit dem Auge im dunkeln ſichtbar werden. Man ſehe nur eine kleine Weile in die Sonne, und ſchlieſſe darauf die Augen zu, ſo wird ſich dem Auge ein Licht von mancherley Farben vorſtellen, welches Licht von denen eingeſchluckten Sonnen-Strahlen herrühret. Keine andere Beſchaffenheit hat es mit den Augen der Katzen und Eulen, die, wie bekannt, im finſtern leuchten. Ihre Augen müßen zur Einſchluckung der Lichts-Strahlen weit beqvemer ſeyn, als der Menſchen ihre, daher jene auch mehr davon annehmen, und deswegen im finſtern leuchten. Man ſchlieſſet daraus, die Katzen und Eulen könten im finſtern ſehen. Iſt zwar etwas geſagt, aber man muß nicht gar zu viel aus der Sache machen. In ſo

weit

weit das aus ihren Augen ſtrahlende ſchwache Licht die umſtehende Sachen erleuchtet, können ſie dieſelbige ſehen. Weil es aber nicht gar zu weit reichet, ſo iſt von ſelbſten klar, daß ſie wenige und nur ihnen gantz nahe Dinge im dunkeln ſehen können. Die ſich einbilden, Katzen und Eulen könten im finſtern alles ſehen, nehmen mit den Alten fälſchlich an, daß das Sehen per emiſſionem radiorum lucis geſchehe, und nicht per immiſſionem. Ich habe davon Tom. 2. pag. 604. dieſes Schau-Platzes gehandelt. Indeſſen ſage doch, daß ein Menſch für dem andern im dunkeln ſehen könne. Geſunde Augen nennet man, welche ſo wohl in der Nähe als in der Ferne gut ſehen, und alles deutlich erkennen können, dergleichen es aber, ſonderlich bey erwachſenen, wenige giebt: Sondern wenn einer gut in die Ferne ſiehet, ſo mag er gemeiniglich dasjenige, was nahe vor ſeinen Augen iſt, nicht deutlich erkennen. Dieſe Leute nennet man Presbytas, weil insgemein die alten ein ſolch Geſichte haben, und deswegen zum leſen, oder Beſchauung naher Sachen, ſich der Brillen gebrauchen müſſen, deren Gläſer erhoben geſchliffen ſind. Myopes hingegen heiſſen diejenigen, welche gut in der Nähe, aber nicht in der Ferne ſehen, und daher ſich der hohl geſchliffenen Gläſer bedienen, dergleichen ich ſelbſt beſtändig bey mir trage, weil ich ohne ein ſolches Glas einen Menſchen, der nur 10 Schritte von mir iſt, kaum erkennen mag. Dieſe letztern können im dunkeln beſſer ſehen, als die erſten. Es muß aber nicht gantz dunkel ſeyn,

ſonſt ſehen ſie ſo wenig, als andere, ſondern wie zur Zeit einer ſtarken Demmerung. Darin können ſie noch wohl eine Schrift erkennen und leſen, wenn andern alles gantz dunkel und unverſtändlich ſcheinet. Damit habe ſelbſt einmahl eine Probe gemacht, und in einer ſolchen Demmerung einen Brief geleſen, da von denen die zugegen waren, keiner einen Buchſtaben davon erkennen konte. Uebrigens meldet Plinius Hiſt. Natural. lib. 7. cap. 2. von gewiſſen Leuten in Albanien, und Jobus Ludolfus von den weiſſen Aethiopiern, daß ſie des Nachts beſſer als bey Tage ſehen können, wovon man aus dem, was geſagt worden, leicht wird urtheilen können.

Pag. 783. Von der Unfruchtbarkeit der Zwerge giebt das veränderte Rußland pag. 385. einen gantz andern Bericht mit folgenden Worten: In Petersburg kam eine Zwergin nieder, und brachte von ihrer Art auf die Welt, und weil man dieſe kleine Geſchöpffe mit einander verheyrathet; ſo kommt es daher, daß man ſo viele Zwerge in Rußland findet, wie dann faſt kein groſſer Herr iſt, der nicht einen Zwerg, oder eine Zwergin vor die Frau des Hauſes haben ſolte, daß alſo nicht ſchwer fiel, bey der Anno 1710 gehaltenen Zwerge-Hochzeit, ihrer 72 zuſammen zu bringen. Allein es ſind nicht alle kleine Leute gleich für Zwerge zu halten, ſondern nur, welche gantz ungewöhnlich klein ſind. Die letzten werden ſchwerlich zum Kinder-zeugen geſchickt ſeyn,

ſeyn, denen erſten aber iſt es nicht gäntzlich abzuſprechen, und von ſolcher Gattung werden etwa die Rußiſchen Zwerge ſeyn, welche mit einander Kinder zeugen.

Pag. 810. Der Zeugung der Thiere ohne Saamen, füge ich die wunderliche Geburt der Nattern hinzu. Davon ſchreibt Ælianus Hiſtor. Animal. lib. 1. cap. 25. Wann ſich die Nattern miteinander begehen, ſo beißt das Weiblein dem Männlein den Kopf ab, aber die Jungen rächen des Vaters Tod, indem ſie nicht ordentlicher Weiſe von der Mutter zur Welt gebracht werden, ſondern ſie freſſen ſich durch den Leib der Mutter durch. Plinius Hiſtor. Natural. lib. 10. cap. 62. erzehlt die Sache ein wenig anders. Das Männlein, ſchreibt er, ſteckt ſeinen Kopf in das Maul des Weibleins, welches ihm aus groſſer Liebe den Kopf abbeißt. Die Natter gebieret in ſich ſelbſt Eyer, woraus nach dem dritten Tag Jungen hervorkommen. Darauf bringet ſie alle Tage nur eins zur Welt, und ſolches währet ohngefehr bis an den zwantzigſten Tag. Indeſſen wird den andern Jungen die Zeit zu lang, und ſuchen durch den Bauch der Mutter einen Ausgang, welche davon ſterben muß. So lautet das Fabelwerk. Ariſtoteles wuſte es ſchon beſſer, wiewohl er dabey auch noch einen Irrthum hegt. Nach ſeiner Meynung bringet die Natter ihre Jungen in Häutlein eingewickelt zur Welt, welche Häutlein bis in den dritten Tag liegen, ehe die Jungen daraus kommen.

Bis-

Bisweilen aber ſoll es ſich zutragen, daß die Jungen ſchon im Mutterleibe die Häutlein durchbrechen, und alſo zur Welt kommen. Heutigs Tages glaubt man von dieſen Dingen nichts mehr, nachdem man durch die Erfahrung überzeugt iſt, daß die Nattern ihre Jungen wie andere Thiere gebären, und davon nicht ſterben. S. Iſaaci Schoockii Centur. Problematum rarior. Probl. 74. conf. Scaligerum de Subtilitate Exercit. 201.

Pag. 870 Laßt mir das eine recht ungeheure und groſſe Schlange ſeyn, wider welche eine gantze Armée iſt zu Felde geführet worden. Wir wollen ihre Beſchreibung aus dem Valerio Maximo lib. 1. cap. 8. mittheilen. In Africa bey dem Fluß Bagrada war eine Schlange von ſolcher Gröſſe, daß ſie des Reguli Kriegs-Heer von dem Gebrauch des Flußes ab- und zurück hielt, indem ſie viele Soldaten mit ihrem ungeheuren Maule ergriff und verſchlung, andere aber mit ihrem Schwantz umwickelte, und ſie alſo tödtete. Man konte ſie mit keinem Gewehr beſchädigen oder durchboren. Daher nahm man die Machinen zur Hand, womit Steine und andere ſchwere Materien geworffen wurden, richtete ſie auf dieſe Schlange, und fällete ſie endlich; da ſie der gantzen Armée weit erſchrecklicher vorkam, als die Stadt Carthago ſelbſt. Ihr Blut färbte den gantzen Strom, und das Aas davon gab einen ſo greulichen Geſtank von ſich, daß die Römer ihr Lager anderweit aufſchlagen muſten. Ihre Haut ſchickte man nach Rom, ſie war 120

Fuß

Fuß lang. Aul. Gellius lib. 6. Cap. 3. ſchreibt, Regulus habe eine große und ſcharfe Schlacht halten müßen wieder eine ungeheure Schlange, die ſich des Orts aufhielt, und ſie endlich erlegt, nachdem die gantze Armée mit denen vorgedachten Machinen lange wieder ſie geſtritten hatte. War aber dieſe Schlange ſo erſchrecklich in den Augen der Römer, ſo wird ſich niemand unterſtanden haben, ihr die Haut abzuziehen. Es war ſolches nicht allein eine ſchwere, ſondern auch höchſt gefährliche Arbeit, weil zu beſorgen ſtund, die Arbeiter hätten von ihrem abſcheulichen Gift des Todes ſeyn müßen. Die Sache iſt ſonder Zweifel ſehr vergrößert worden, und die vorgegebene Schlange mag etwa ein Crocodil geweſen ſeyn, welche Thiere damahls den Römern noch wenig bekandt waren.

Pag. 887. Von der Veränderung der Farben des Chamæleons will ich Scaligeri Worte aus der 196 Exercitat. No. 4. de ſubtilit. herſetzen, welche meine Muthmaßung beſtätigen, und die Sache wohl erläutern. Das Chamæleon iſt weiß, grün und gelb, hat aber überall viel rothe, blaue und weiße Puncte. Daß es allerhand Farben annehmen ſolte, iſt nicht an dem. Sondern wenn es auf etwas grünem ſitzt, ſo wird dadurch ſeine grüne Farbe erhöhet, ingleichen auf dem gelben die gelbe. Sitzt es auf etwas rothen, blauen oder weißen, ſo wird dadurch ſeine natürliche grüne Farbe nicht verdunkelt, ſondern die blaue, rothe

und

und weiße Puncte fallen friſcher und lebhafter in die Augen. Auf dem ſchwartzen werden ſie verdunkelt, die grüne Farbe aber iſt noch zu erkennen, und ziehet ſich nur etwas aufs ſchwartze. So weit Scaliger.

Sonſt erzehlet Plinius Hiſtor. Natur. lib. 28 Cap. 8 noch einige abgeſchmackte Wunder-Dinge von dem Chamæleon. Wenn ein Habicht über daßelbe weg flieget, ſo wird er von ihm mit Gewalt zur Erden gezogen, da ihn denn die andern Vögel zerreißen und freßen. Wenn man den Kopf und Hals des Chamæleons mit eichenen Holtz brennet, ſo ſollen daher plötzlich Platz-Regen und ein ſtarkes Donner-Wetter entſtehen. Weiter ſoll ein und das andere Glied vom Chamæleon wieder dieſe oder jene Krankheit gut ſeyn. Plinius ſelbſt lachet über dieſe Dinge, und nennet ſie Mendacia græcæ Vanitatis.

Ad Tomum III.

Pag. 19. Das Tartariſche Boranetz, will ſchon dem Scaliger nicht ein. Exercitat. 181. No. 29 de Subtilit. verlangt er zu wißen, wie es möglich ſey, daß aus einem eintzigen Stengel 4 weit von einander ſtehende Schenkel mit ihren Füßen ſolten hervorkommen und erwachſen.

Pag. 48. Von den Roſen von Jericho ſchreibt Thevenot in ſeinen Reiſen. 1 Theil.

lib. 2.

lib. 2 Cap. 41. Sie haben nicht die Kraft, die ihnen viele zuſchreiben, dann ſie thun ſich nicht von einander, wann man ſie nicht in Waßer ſetzet und alsdann zu aller Zeit und Stunde derjenigen Meynung zuwieder, die da ſagen, daß ſie ſich nicht als in der Chriſt-Nacht, oder wie andere wollen, auf alle Feſttage unſerer lieben Frauen ausbreiten, und andere dergleichen Mährlein. Ich habe ſelbige auch in denen Wüſten des Bergs Sinai angetroffen.

Pag. 55. Mit dem Oſt-Indiſchen Thiere, Orang Ootang genannt, hat folgendes große Gleichheit, welches in den Actis Eruditorum 1739 pag. 564. beſchrieben, auch in Kupffer vorgeſtellet wird. Diß Thier hat ein ſcheußliches Anſehen, gleicht der Form und Geſtalt nach dem Menſchen, und iſt von ſehr wilder Natur. Sein Vaterland iſt Angola in Africa, und wird von den Inwohnern des Landes Chiampanzee genannt. Von da iſt im Jahr 1738 im Auguſt-Monath, eines nach Londen gebracht worden, von dem Capitain des Schifs Speaker, Heinrich Hower mit Nahmen. Das Thier iſt weiblichen Geſchlechts, 2 Fuß 4 Zoll hoch, gehet mit aufgerecktem Leibe, deßen einige Theile rauh ſind, und iſt ſonſt ziemlich ſtark. Es frißt ſeinen eigenen Koth, und liebet den Thée, welchen er wie ein Menſch aus den dazu gebräuchlichen Schaalen trinkt. Es ſchläft wie ein Menſch, beſitzt einigen Witz, und ahmet den Menſchen mit ſeiner Stimme in der Schwätzhaftigkeit nach. Wann die, ſo männlichen

Ge-

Geſchlechts ſind, erwachſen, ſtellen ſie den Weibsbildern nach, um mit ihnen Unzucht zu treiben, laßen ſich auch wohl mit wohl bewährten Männern in einen Kampf ein. Solches iſt zum öftern geſchehen von der Mutter des jetzt beſchriebenen Thiers, welche 5 Schuh hoch war, und wann ein Mohr ſie nicht umgebracht hätte, würde er ihr Junges nimmermehr in ſeine Hände bekommen haben.

Pag. 87. Die Geſchichte von dem Cippo erzehlet Valerius Maximus lib. 5. Cap. 6. gantz anders. Genucius Cippus, ſchreibt er, war Prætor einer Stadt; Als er aus dem Thor ging, wuchſen ihm plötzlich 2 Hörner am Kopf, woraus die Wahrſager ſchloßen, er würde König werden, wann er wieder in die Stadt zurück kehrete, damit es aber nicht geſchehen mögte, ging er freywillig ins Elend. Zu deßen Beweis findet man ſeinen Kopf von Ertz an dem Thor, durch welches er aus der Stadt gegangen war. Das Thor ſelbſt wird das Rauduſculaniſche genennt, von dem Wort Raudera, welches bey den alten Lateinern das Ertz bedeutete. Hieraus iſt der Urſprung ſolcher Fabel abzunehmen. Weil an dem Thor ein Kopf mit Hörnern befindlich war, und man nicht mehr wuſte, was derſelbige bedeuten ſolte, ſo verfiehl man auf dieſes Gedichte.

Pag. 124. Plinius lib. 4 Epiſtol. 30 ad Licinium (nicht ad Suram) ſagt eigentlich, der Brunn,

Brunn, von welchem die Rede iſt, habe dreymahl im Tage ſeine Abwechſelung, und fließe einmahl ſtärker, das anderemahl ſchwächer: Seine Worte davon ſind dieſe: Hujus mira natura; ter in die, ſtatis auctibus ac diminutionibus, creſcit decreſcitque. Womit auch der andere Plinius übereinſtimmt, wie ſeine Worte bezeugen: In Commenſi juxta Larium lacum, Fons largus, horis ſingulis ſemper intumeſcit ac reſidet. Alſo fließt der Brunn beſtändig, aber einmahl ſtärker, wie das andere. Dieſe Begebenheit nun braucht eine andere Erklärung, als ich gegeben habe. Man kan das Waßer-Behältniß mit ſeiner Röhre, in Form eines Hebers beybehalten, doch alſo, daß die Röhre nicht gantz bis an den Grund des Waßer-Behältnißes reiche. Man ſetze noch ein Loch in dem Boden des Waßer-Behältnißes von der Größe, daß nicht ſo viel Waßer dadurch fließe, als beſtändig in das Waßer-Behältniß einfließet. Solchergeſtalt hat der Brunn durch dieſes Loch einen beſtändigen Zufluß, daß er niemahls zu fließen gäntzlich aufhöret. Weil indeßen mehr Waßer in das Behältniß ein- als ausfließet, ſo muß es darin immer höher ſteigen, und endlich auch durch die Röhre auszufließen beginnen. Wann ſolches geſchicht, ſo bekömmt der Brunn einen ſtärkern Zufluß von Waßer, und muß ſtärker fließen. Durch die Röhre und das Loch am Boden fließet mehr Waßer aus dem Behältniß, als hinein kommt, daher nimmt es immer darin ab, bis es ſo niedrig ſtehet, daß es die Röhre nicht mehr erreichet. Als-

dann fließet es nur durch das Loch, und zwar weit ſchwächer als vorher, da es zugleich durch die Röhre ausfloß. Darauf fängt es in dem Behältniß wieder an zu ſteigen, und endlich durch die Röhre auszulaufen, und ſo immer weiter fort. v. Joh. Matth. Geſneri Epiſtolam ad Joh. Aug. Erneſti, quæ ejus Editioni Epiſtolarum Plinii annexa eſt.

Jch wil noch einige wunderbare Brunnen hinzu fügen. Jn Achaja war der Ceres Tempel, und darinnen ein Brunn befindlich, in welchen diejenigen ſchaueten, ſo mit einer ſchweren Krankheit behaftet waren, da ſie dann in einem hineingelegten Spiegel erblickten, wie es mit ihrer Krankheit ablaufen würde. Alex. ab Alexandro Genial. dier. lib. 6. cap. 2. Der Brunn gehöret zu den Alfanzereyen der heidniſchen Pfaffen.

Jn dem Königreich Kachemire, unter der Herrſchaft des großen Mogols, iſt eine Qvelle zu finden, welche in dem Monath May, wenn der Schnee anfängt zu ſchmeltzen, 15 Tage lang ordentlich zu flieſſen, und zu verſeihen pflegt, dreymahl des Tages, nemlich des Morgens, Mittags und Abends. Jhr fließen währet gemeiniglich drey Viertel von einer Stunde, weniger oder mehr, und zwar in ziemlicher Menge. Nach den erſten 15 Tagen fänget der Zugang an nicht ſo ordentlich, auch nicht ſo häufig zu werden: Endlich nach einem Monath ohngefehr ver-

verſeihet er gantz, und giebt kein Waßer mehr das gantze übrige Jahr dadurch, es wäre dann, daß durch langwierige große Regen er ungeſtüm, und ſtets lauſe, wie zu ſolcher Zeit alle Qvellen zu thun pflegen.

In eben dem Königreich Kachemire, iſt ein Brunn, welcher allmählich aufſtrudelt, ſich mit etwas Ungeſtüm erhebet, kleine Waßer-Blaſen macht, und zu öberſt etwas Sand, ſo ſehr klar iſt, mit ſich führet, welcher wieder weg gehet, wie er kommen iſt, nachdem das Waßer ſtill worden, da es dann weder Blaſen noch Sand mehr auswirſt: Bald aber fähet es wieder an unruhig zu werden, wie zuvor, und hat ſeine Bewegung veränderlich, und keinen ſteten Lauf. Die Inwohner des Landes geben vor, daß das geringſte Geräuſch, oder Laut, es geſchehe durch Reden, oder wann man mit dem Fuß wider den Boden ſtößet, das Waßer errege, und es ſtrudeln und aufwerfen mache, wie zuvor. Der Reiſe-Beſchreiber aber, welcher uns davon die Nachricht giebt, befand es nicht alſo, ſondern vielmehr, daß das Waßer ſich eben ſo wohl bewegte, wann man ſich ſtill hielt, als wann man redete oder ſtieß. Derſelbe muthmaſſet, daß der Sand, indem er wieder zu Grunde gehet, die Qvelle verſtopffe, bis das Waßer wieder Luft ſucht, und durchbricht; oder daß der Wind, ſo in den Canälen der Qvelle verborgen, zuweilen hervorſtoße, und das Waſſer nebſt dem Sand erhebe. S. die Aſiatiſche

und Africaniſche Denkwürdigkeiten dieſer Zeit. Gedruckt Nürnberg 1676. in 4to pag. 262 und 266.

Pag. 140. In der Allegation des Joſephi muß es an ſtatt Cap. 24 heißen Cap. 5. Ich bemerke auch, daß der Text des Joſephi von dieſem Fluß verſchiedentlich geleſen wird. In einigen Exemplarien lautet er, daß der Sabbath-Fluß 6 Tage ſtill ſtehe, und nur am ſiebenten laufe, in anderen aber, daß er 6 Tage laufe und am ſiebenten ſtill ſtehe.

Pag. 188. Der P. Kircherus that einen Verſuch, und richtete einige flache Spiegel alſo ein, daß wenn die Sonne darauf ſchien, ſie alle zuſammen ihr Licht auf einen Ort reflectirten, und dadurch erhielt er, daß ſolcher Ort ſehr heiß gemachet ward. Daher ſtehet er in den Gedanken, Archimedes habe auf dieſe Art durch flache Spiegel die Römiſche Flotte in Brand gebracht, weil er überdem befand, daß der Schein und die Wärme von ſolchen Spiegeln ſich über 100 Schuh erſtreckte De Arte magna lucis & umbræ lib. 9. part. 3. probl. 16. Jedoch iſt ſchwerlich zu glauben, daß die Spiegel in ſolcher Weite brennen, und etwas anzünden ſolten; und wenn es auch geſchähe, ſo finden dennoch dabey einige Schwierigkeiten ſtatt, die ich angeführet habe.

Pag. 199. Von dem Naturell der Nationen S. Alex. ab Alexandro. lib. 4. cap. 13.

Pag. 257. Die hier beſchriebene Kröten-Steine, welche die Frantzoſen Boutons, Knopf-Steine nennen, hält Herr D. Mart. Gotthelf Löſcher in Phyſica Theoretica & Experiment. compendioſa pag. 224. für ſolche, die in gewißen Meer-Muſcheln gezeuget werden. Er ſchreibt: Dieſe Steine wachſen nicht in dem Kopf der Kröten, werden auch von ihnen nicht ausgeſpien, wie das gemeine Volk glaubt, ſondern in den Meer-Muſcheln, aus denen im Grunde des Meers befindlichen Feuer-Steinen gezeuget, welches der Augen-Schein ſattſam bezeuget. Solchergeſtalt würden dieſe Steine zum Zeugniß der Sündfluth dienen, denn wie ſolten ſie ſonſt auf die Hohe und ſandigte Felder kommen ſeyn?

Pag. 260. Des Käyſers Maximiliani Stein, Nahmens Phengites, iſt aus dem Suetonio in Vita T. Fl. Domitiani Cap. 14. genommen, allwo er berichtet: Domitianus habe die Wände ſeines Zimmers mit dem Stein Phengites überziehen laßen, damit er darin, als in einem Spiegel, ſehen konte, was hinter ihm geſchahe. Dieſe Nachricht enthält nichts unglaubliches; aber die von dem Ringe des Kayſers Maximiliani, verdienet keinen Glauben.

Pag. 264. Begehrt man noch ein Exempel von einem ungeheuren Carfunkel-Stein, ſo mag es folgendes ſeyn, welches Bußbeck in ſeinem dritten Sendſchreiben von der Türkiſchen Bothſchaft pag. 352. an die Hand giebt. Ich will ſeine eigene Worte herſetzen: Dadianus König in Colchis, brachte dem Solimann zu einem Præſent mit eine flache Schüßel, von einem Carfunkel-Stein, welcher einen ſo großen Glantz von ſich gab, daß 200 Perſonen des Nachts ſowohl als bey hellem Tage, dabey hätten reiſen können. Ihr mögtet hierzu ſagen: Ich glaube es nicht; Ich ſelbſt auch nicht, begehre auch nicht, daß ihrs glauben ſollet; dann derjenigen ſonſt gnug ſind, die ſolches feſtiglich glauben.

Pag. 355. Wir wollen vernehmen, was Thevenot in ſeiner Reiſe-Beſchreibung 1 Theil. lib. 2. Cap. 12. von dieſer Auferſtehung der Todten ſchreibt: Die Egyptier ſind viel abergläubiſcher, als einige andere Völker, die mir bekannt geweſen, wie ich hernach ſagen werde, und mich vorjetzo an Erzehlung eines Exempels hiervon, vergnügen will. Nahe bey Alt-Alkair am Ufer des Flußes, liegt ein großer Kirchhof, allwo viel todte Cörper begraben ſind. Alle Inwohner der Stadt, ſo wohl Griechen, als Türken und Mohren, halten dafür, daß Mittwochs, Donnerſtags und am Char-Freytage, nach dem alten Calender, die Todten aufſtehen, nicht nur auf dem Kirchhofe herum ſpaziren, ſondern

dern an dieſen dreyen Tagen ihre Gebeine aus der Erden herfür kommen, und nach Endigung derſelben, wieder hinein gehen. Ich begab mich am Char-Freytage auf dieſen Kirchhof, um zu ſehen, was ſie vor einen Grund ihres närriſchen Glaubens hätten, und erſtaunete, ſo viel Volk als auf einem Jahrmarkt, daſelbſt anzutreffen. Dann es läuft groß und klein dahin, die Türken gehen mit allen ihren Fahnen in Proceßion, dieweiln ſie einen Scheick allda begraben haben, deßen Gebeine, ihrem Vorgeben nach, wie die andern, jährlich auferſtehen, und verrichteten ihr Gebet mit großer Andacht. Als ich da anlangete, ſahe ich hier und da etliche Köpffe und Gebeine liegen, und ein jeder ſagte mir, dieſes alles käme aus der Erden; und ſie ſeynd in ſolchem Glauben ſo beſtändig, daß es unmöglich iſt, ihnen denſelben zu benehmen. Denn ich redete mit etlichen, die etwas verſtändiger als die andern ſchienen, dieſe verſicherten mich, es wäre alles wahr, und wann man ſich an einen Ort ſetzte, wo die Erde gantz dichte ſey, und auf die eine Seite ſehe, ſo kämen immittelſt auf der andern Seite, 2 Schritte von euch, die Gebeine herfür. Ich meines Orts nicht zweifelnde, es mögen die allda befindliche Todten-Knochen von etlichen Santons heimlich ausgeſtreuet worden ſeyn, hätte ſie gern vor mir aufſtehen ſehen, und wolte deßwegen mit ſolchen Leuten ſchwätzen; allein wie ich vermerkte, daß ſie in dieſem Irrthum ſo wohl als die andern ſtacken, durfte ich damit nicht continuiren, was

meine Meynung hievon wäre, aus Beyſorge übeln Lohn zu empfangen.

Pag. 384. Hier fehlt eine Allegation, welche folgende iſt. (**) S. Morhofii Polyhiſt. literar. lib. 2. cap. 6.

Marius d'Aſſigny berühret die Sache von dem künſtlichen Gedächtniß nur mit wenigen, und handelt vielmehr von andern das Gedächtniß betreffenden Dingen.

Pag. 443. lin. 2. poſt Gold-Finger adde ſolche.

Ad Cap. 8. Von der Sympathie) Von Jacob Aymars Betriegereyen, handelt Herr Bayle in ſeinem Wörter-Buch Tit. Abaris. lit. I. und erweiſet, daß er ſie ſelbſt zugeſtanden habe.

Regiſter
zu dem dritten Band des Schau-Platzes.

A.

Aal, verurſacht Ohnmacht. 714.
Aberglaube beym Gebet. 229. 232. ſeq.
Abſichten der Dinge und ihr zureichender Grund ſind unterſchieden. 507.
Abzeichen gewiſſer Geſchlechter. 213.
Achat, worin Apollo und die 9 Muſen von Natur gebildet. 248.
Achæmenis, ein Kraut, bringt die Feinde zur Flucht. 42.
Actæon. 87.
Adam hat die Signatur der Dinge verſtanden. 507.
Adech, Nahme des Aſtral-Geiſtes. 360.
Adler-Stein befördert die Geburt. 274.
Aehnlichkeit der Dinge, ob darin eine natürliche Kraft ſtecke. 495. ſeq.
Ænobarbi, hatten alle rothe Bärter. 213.
Aepffel kan einer nicht ſehen noch richen. 714.
von Sodom, ſind ein Gedichte. 46
Æſchinomenes, ein Kraut, ſo ſich nicht angreiffen läßt. 19.

Æthiopis, ein Kraut von wunderbarer Kraft. 42.
Affe zeugt Kinder mit einer Frau. 52.
Affen ſind der Trunkenheit ergeben. 532. ſtehen mit der Schildkröten in Feindſchafft. ibid.
Affen-Hertz, gut fürs Hertzklopffen. 490.
Affectus cornutus. 89.
Ahasverus, der ewige Jude. 323.
Alcippe gebieret einen Elephanten. 56.
Alexander M. wird durch die Muſic gereitzet die Waffen zu ergreiffen. 286.
Allraunen, wie ſie gemacht werden. 33.
Alpheus ein Fluß, deſſen Gang unter dem Meer. 139.
Alumen plumoſum. 196.
Ambra deſſen Urſprung unbekannt. 483.
Amethyſt widerſtehet der Trunkenheit. 487.
Amianthus lapis. 196.
Angelus Angelothius. 417.
Angeſicht breites haben die Tartarn. 198.
Anhängſel, woher ſie entſtanden. 500.
Antigenides ein trefflicher Muſicant, 286.
Antipathie, was und wie vielerley ſie ſey. 451. 774. ſeq. iſt nicht einerley mit dem Haß. 452. 461. iſt eigentlich in der Natur nicht anzutreffen. 776. moraliſche. 454. ſeq. ob zwiſchen gantzen Nationen befindlich. 460. wird durch die Planeten verurſacht. 462. des Obern und Untern. 464. ſeq. des Himmels mit der Erden. 465. natürliche. 509. ſeq. woher ſie entſtanden. 510. der Menſchen unter einander. 521. der Menſchen mit den Thieren. 523. ſeq. 775. der Thiere unter einander. 525. 527. der Menſchen und Thiere mit den Bäumen und Pflantzen. 535. der Bäume
und

und Pflantzen unter einander. 538. der Bäume und Mineralien. 548. beſondere Exempel davon. 555. ſeq.
Antonius der heilige iſt mächtig den Teufel zu vertreiben. 242.
Anthropomorphæ Kräuter, die eine Frucht tragen in Menſchen Geſtalt. 27
Anziehen der Cörper. 721. ſeq. der electriſchen Cörper iſt ein Anſtoſſen. 761.
Anziehungs-Kraft und Gravitation ob einerley. 764. iſt vielmehr ein Druck. 768. wird in der Natur nicht gefunden. 769. des Magneten kan verſtärket werden. 726.
Apffelbaum, der in der Chriſt-Nacht blühet und Früchte trägt. 36. 38.
Apollonia heilige, eine Zahn-Aertztin. 242.
Apollonius Thyanæus erweckt Todten durch die Muſic. 286.
Archimedes, deſſen Brennſpiegel. 186. 860.
Argenis Barclaji von Leibnitzen hoch gehalten. 232.
Ars decifratoria. 161. Lulliana. 405. Notoria Corn. Agrippæ. 232.
Artzneyen, warum ſie mit dem Goldfinger umgerührt werden. 441.
Aſtral-Geiſt. 360. 573. ſoll des Menſchen Genius ſeyn. ibid. bildet die Frucht im Mutterleibe. 68.
Atomi ihre Bewegung. 812. 815. 822.
Auferſtehung der Todten bey Cairo. 347. 353. 862.
Auferziehung wird zum Naturell. 202.
Auge eines Wolfs bey ſich getragen, was es würket. 489. von Wieſel hilft für Bezauberung. 489.
Augen

Augen kleine haben die Tartarn. 198. ſo gut in die Ferne, andere ſo gut in der Nähe ſehen. 809.
Ausſtrahlung, dadurch würken die Cörper auf einander. 797. der Edelgeſteine. 277.
Aymar Jacob ein berühmter Ruthengänger. 631. 692. ſeq.

B.

Baaras Wurtzel. 843.
Baar Recht der alten Teutſchen. 555.
Bär zeugt mit einer Jungfrauen ein Kind. 50.
Bären-Gehirn macht raſend. 498.
Bäume aus der Menſchen lebendigem Leibe gewachſen. 35. ſo in der Chriſt-Nacht blühen und Früchte tragen. 36. die keine Feuchtigtigkeit vertragen. 43. ſo Hörner tragen. 89. ob einige Männlichen und Weiblichen geſchlechts. 540. wovon ſie vertrocknen. 548.
Batrachites, der Kröten Stein. 256.
Baum, der einen Wurm zur Wurtzel hat. 34. deßen Früchte ſchwanger machen. 41. ſo Würſte träget. 90.
Bebe Ruthe. 613.
Begebenheiten Natürliche ob Vorboten des göttlichen Zorns. 75.
Begehren ſich zu erhalten. 803. ſeq.
Beine dicke der Einwohner in Malabaren. 209.
Beinwelle eine Wurtzel, die das Fleiſch im Topffe zuſammen heilt. 129.
Beratides ein Stein verräth die Gedancken der Menſchen. 255.
Berge welche die Geſtalt der Thiere haben. 111. ſeq. brennende werden für die Pforten der

der Höllen gehalten. 114. haben Thiere und Einwohner. 191. Magnetiſche ſind ein Gedichte. 736. ſeq.
Berührung 2 Cörper ob angenehm oder unangenehm zu nennen. 807.
Beſchreyen der Kinder, Gebet dawider. 244.
Beſen kehren kan jemand nicht hören. 715.
Beſeßene durch Wachholderbeeren curirt. 491.
Betel Blätter werden von den Indianern gekauet. 273.
Bezauberung durch die Augen. 809. wie zu vertreiben. 489.
Bezoar Stein. 265. ſeq.
Bienen durchs Echo vertrieben. 292. 303.
Bilder ob dadurch die Wißenſchafften beyzubringen. 403. in den Steinen ſind ein Spiel der Natur. 252. eiſerne, die durch Hülffe des Magnets in der Luft ſchweben. 729. ſeq.
Blinden macht Veſpaſianus ſehend. 711.
Blitz und Donner wie zu vertreiben. 238.
Bluten der entſeelten Cörper in Gegenwart des Mörders. 555. deßen wahrſcheinlichſte Urſach. 574. deßen natürliche Urſach. 575. ſeq.
Blutſtein. 271.
Böcke verderben die Bäume durchs Anhauchen. 537.
Bohnen umgekehrte haben eine wunderbare Würkung. 44.
Bononiſcher Stein leuchtet in dunckeln. 262.
Boranetz ein Thier Gewächſe. 17. ſeq.
Boritza oder Mond Kraut. 26.
Brand-Ruthe. 612.
Brenn-Spiegel waren ſchon den Alten bekannt, 184.

184. die Tſchirnhauſiſche. ibid. des Archimedes was davon zu halten. 186. von ungemeiner gröſſe. 187. Paraboliſche, ſollen unendlich weit brennen. 188. des Procli zu Conſtantinopel. 189. 860.
Brod ſo im Halſe ſtecken blieben heraus zubringen. 489. kan jemand nicht ſehen noch nennen hören. 714.
Bruder ſteckt den andern in die Ferne mit Pocken an. 781.
Brunnen wunderbare. 123. ſo nicht beſtändig flieſſen. 125. 856. ſeq. ſo truncken machen. 127. fabelhafte. 128. zu welchem kein Weibs Bild nahen darf. 131. weißagende. 132. die den Tod verkündigen. 134. die die wahre Oſter-Zeit entdecken. 136. ſo Ungewitter verurſachen, wenn man etwas hinein wirft. 144. darin alles zuſehen, was man wiſſen will. 168. werden durch Geſang und Inſtrumenten erregt. 292.
Büffel Ochſen häufig in Indien. 84.
Buſtrephedon eine Art zu ſchreiben bey den Alten. 153.

C.

Calamita ein Stein zum weißagen. 254.
Callipædia Claude Quillet ein anſtößiges Buch. 318.
Camele werden durch Muſic erqvicket. 292. bactrianiſche von einem wilden Schwein und Camelin erzeuget. 52.
Cararien Vögel, ihr Geſang ſchärffet den Verſtand und ſtärket das Gehirn. 290.
Caracter der irdiſchen und himmliſchen Dinge. 473.

Caracteres

Caracteres abergläubiſche, woher ſie entſtanden. 500.
Carfunckel-Stein gläntzt im dunckeln. 262. ſoll männliches und weibliches Geſchlechts ſeyn. ibid. iſt eine Art Rubinen. 264. ſeine Kraft und Eigenſchaft. 265. 862.
Carniol ein Edelſtein macht frölich. 276. befördert die Geburt. 549. ſtärkt die Einbildungs-Kraft. ibid.
Cariſtia, Feuer Thiere. 193.
Caſius ein ſehr hoher Berg. 112.
Catharina heilige, wird um die Seeligkeit angerufen. 242.
Ceraſtes eine Schlange mit 4 Hörnern. 87.
Chaliedonier Stein vertreibt die Melancholie. 276.
Chalcophonus ein Stein macht eine gute Stimme. 487.
Chamæleon, wie es ſeine Farben verändert. 853.
Charybdis ein Meer Strudel. 101.
Chiromantie ob ſie Grund habe in der Singnatur. 484.
Chriſt-Nacht wird abergläubiſch gemißbraucht. 37.
Chriſt-Tag ob ſolcher der rechte Geburts-Tag Chriſti. 39.
Chryſolith ſtärket das Gedächtniß. 275.
Cincinnati eine Familie mit natürlich krauſen Haaren. 213.
Cleon ein Brunn der weinen macht. 128.
Cocos Baum eine Art von Palm Bäumen. 542.
Cörper ein jeder hat poros. 752. ob er ſich bewegen könne. 557. Menſchliche ob ſie in Gegenwart des Mörders bluten. 559. ob die
Erde

Erde vor ſich hervor bringen könne. 348. 350. ſeq. können unendlich zertheilet werden. 812. ihre Würkung in die Ferne. 779. Unmittelbare. ibid. iſt unmöglich. 783. ſeq. Mittelbare. 788. erfordert Zeit. 786. ſeq.

Colic, wie zu vertreiben. 521.

Comenten ihnen legten ſchon die Alten eine gute Bedeutung bey. 840.

Communication ſympathetiſche des Geblüts. 513. ſeq.

Compaß ſympathetiſcher 789. ſeq.

Conſolida S. beinwelle.

Creaturen ſo im Feuer leben. 189.

Crenius Thomas. 422.

Crocodile vermiſchen ſich mit den Weibern. 51. werden mit der Stimme vertrieben. 292. ſind der Menſchen Feinde. 525. Ihre Thränen eine Fabel. ibid.

Cronen auf den Häuptern der Heuſchrecken. 9.

Crucifix auf einen Kohlſtengel gewachſen. 32. eine Lilien Wurtzel in deßen Geſtalt. ibid.

Cryſtall die Diebe damit zu entdecken. 168. Geſchichte von Cryſtall ſehen. 171. ſeq. Cryſtall ſehen iſt Betrug. 177. Cryſtallinen Planeten Creyße ein Gedichte. 284.

Curen geheime, woher ſie entſtanden. 500. magnetiſche und ſympathetiſche. 791. 827.

Cyntius Lucarinus ein großſprecheriſcher Gelehrter. 418.

Cyppus, ihm wachſen Hörner aus dem Kopf. 87. 856.

D.

Declination der Magnet Nadel. 738. 749.

Delphine werden durch Muſic gefangen. 292.

Diamant, deßen Beſchaffenheit. 261.
Diamanten hecken Jungen. 551.
Diebe wie ſie zu entdecken. 164. 168. 789. 237. jagen durch einen gewißen Stein die Leute aus dem Hauſe. 255. und Mörder entdeckt die Wünſchel-Ruthe. 638. ſeq. ihnen ein Auge auszuſchlagen. 782.
Dinge lebloſe, ob ſie eine Empfindung haben. 569.
Donner, wie ſich dafür zu bewahren. 549. macht daß eine Frau muß zu Stuhle gehen. 716.
Dornſtrauch aus dem Leibe eines Menſchen gewachſen. 35. welcher um Weyhnachten blühet und Früchte trägt. 40.
Dünſte verurſachen mancherley Geſtalten in der Luft. 105. ob aus den Metallen ausgehen. 629. woraus ſie beſtehen. 821.

E.

Ebn Tophail, Autor eines philoſophiſchen Romans. 350.
Ebbe und Fluth, ob der Mond verurſache. 768.
Edelgeſteine, daraus will man eine Feuchtigkeit ziehen. 281. ihre Ausſtrahlung was ſie würket. 277. magiſche aus Cryſtall, verfertiget. 179.
Edelmann muß das Waßer laßen, wenn die Laute geſpielet wird. 712. 719.
Egyptier, ihre hieroglipiſche Bilder. 200. 203.
Ehelich Werk, wodurch es zu befördern. 490. 525.
Eiche und Oelbaum wachſen nicht gern beyneinander. 545.
Eigenſchaften einiger Völker. 207. verborgene, darauf beruft man ſich gern. 454. 510.

Einbildung der ſchwangern, was ſie würkt. 63. ſeq. 718 macht eine Frau ſchwanger. 65. ihre Würkung bey der Leibs-Frucht. 316. kan nicht auf andere Cörper würken. 572.
Einfluß der Planeten auf gantze Nationen. 463.
Einhorn. 76. dienet wieder Gift. 77. iſt eigentlich in der Welt nicht zu finden. 79. wo deßen in H. Schrift gedacht wird. 80. koſtbares zu Dreßden. 81. treibt Pocken und Maſern aus, und dienet wieder das Fieber. 82.
Eiſen ziehet ander Eiſen an ſich. 745.
Electricität was ſie iſt. 758. ſeq.
Electriſche Cörper, wovon ihr anziehen kömmt. 280.
Elementen ſollen alle beſtändige Einwohner haben. 190.
Elephant von einem Weibe geboren. 56. 58. wird durch Muſic gefangen. 292. erſchrickt für dem Geſchrey der Hahnen, und gruntzen der Schweine. 301. ſeq. 711. ob er ſich für dem Widder fürchtet. 530. ſeq.
Elephantiaſis, eine Art des Ausſatzes. 532.
Eliſabeth heilige wird um die Seligkeit angerufen. 243.
Eltern verſtändige zeugen doch dumme Kinder. 321.
Empfindung was ſie iſt. 798. 806. ſeq. angenehme und unangenehme, worin ſie zu ſuchen. 808. der äußerlichen Sinne, wie ſie geſchicht. 295. ſeq.
Engelländer ihr Naturell. 201.
Erbſen verſteinerte. 254.

Erde kan nicht von ſelbſt einen menſchlichen Cörper hervorbringen. 348. 350. ſeq.
Erfahrung wie ſie muß beſchaffen ſeyn. 45.
Ermordete bluten in Gegenwart des Mörders. 555.
Eriphia ein Kraut macht eine gute Stimme. 487.
Eſel Indianiſcher mit einem Horn. 79.
Eſelin gebieret ein Mägdlein. 50.
Eßig konte jemand nicht ſehen. 715.
Evangelium Johannis gemißbraucht. 238.
Eveſtrum, Nahme des Aſtral-Geiſtes. 360.
Ey von einer Frauen gelegt. 57.
Eydexe von einem Weibe gebohren. 56. ſollen der Menſchen gute Freunde ſeyn. 521.

F.

Fackirs was für Leute. 339.
Federweiß. 196.
Feinde, wie man ſie todt beten will. 236. werden durch ein Kraut zur Flucht gebracht. 42.
Ferkel 7 von einem Weibe geboren. 73.
Feuchtigkeit einigen Bäumen zuwieder. 43.
Feuer, worin deßen Würkung beſtehet. 189. Leute die darin wohnen. 190. darin badet ſich eine Frau. 191. iſt gewißen Thieren an ſtatt Speiſe und Trancks. ibid. kan keine lebendige Creaturen hegen und ernähren. 193. ob es die Luft an ſich zieht. 813. ſeq. wie durch die Luft unterhalten wird. 814. unterirdiſches. 589. Griechiſches. 188.
Feuer-Mähler, woher ſie entſtehen. 220.
Feuer-Ruthe, 611.
Fiſche durch Muſic gefangen. 302. 304. warum ſie Hauffenweiſe beyeinander ſchwimmen. 526.

Fiſch-Gräten aus dem Halſe zu bringen. 480.
Fliegen Inſtrument dazu. 841.
Fliegen ſo im Feuer leben. 192.
Flůße wunderbare. 123. in welchen jährlich ein Menſch ertrincken muß. 139.
Folge der natůrlichen Dinge. 229.
Fortuna was dadurch zu verſtehen. 231.
Franciſcaner-Mönche wollen vor Geld die Leute todt beten. 237.
Frantzoſen, ihr Naturell. 201.
Frau ſchwangere Gebet für dieſelbige. 244. verdächtige, wie ihre Keuſchheit zu erfahren. 254. ſeq.
Freunde entfernte, wie ſie einander etwas können zu wißen thun. 515.
Fröſche von Weibern gebohren. 56. kan eine Matron nicht ſehen noch ſchreyen hören. 714.
Frucht im Mutterleibe vom Aſtral-Geiſt gebildet. 68.

G.

Gähnen, wie es andere zum gleichen Gähnen erweckt. 512.
Galactites ein Stein vermehrt die Milch. 487.
Galeriates ein Stein der Weiber Keuſchheit zu probiren. 255.
Gaſtromantie. 168.
Gebet wie es GOtt erhöret. 227. ſeq. 230. Aberglaube dabey. 227. um Beredſamkeit. 232. erfordert Andacht und verſtändigen Vortrag ibid. die Wunden zu heilen. 233. ſeq. wird an lebloſe Dinge gerichtet. 243. abergläubiſches der Römiſch-Catholiſchen. ibid.

ibid. des HErrn auf eine ſchändliche Weiſe geändert. 245.
Geberden verſchiedene der Nationen. 199.
Geblüt deßen ſympathetiſche Communication. 513. ſeq. ob dadurch die Bewegung der Wünſchel-Ruthe geſchicht. 631.
Gebrechen des Leibes bey einigen Nationen. 209.
Geburt wie zu befördern. 47. 274. 521. 524. 549.
Geburten woher ſie entſtehen. 67.
Geburts-Mähler. 214. ſeq.
Gedächtniß ob durch Artzney-Mittel kan geſtärket werden. 376. iſt nicht ohne Noth mit Bildern zu beſchweren. 405. damit iſt nicht zu pralen. 415. wie es zu ſtärken. 489. künſtliches. 370. ſeq. wunderbares. ibid. Exempel davon 371. ſeq.
Gedächtniß-Kunſt. 375. *ſchematiſche*. 382.
Gedanken wie zu erforſchen. 255.
Gegenwärtig ſeyn, was es heiße. 785.
Gehirn wie darin die Empfindung geſchicht. 294. ſeq. menſchliches ſchärfet den Verſtand. 498.
Geißler im 13ten Seculo. 436.
Geiſt des Menſchen ob er in die Ferne würket. 655. ſeq. 674. ſpuket bey lebendigem Leibe. 656.
Geiſter ihre Würkung bey der Sympathie und Antipathie. 828. ſeq. elementariſche. 190. zornige was ſie würken. 564. ſeq.
Geiſterlein feurige. 821.
Gelbe Sucht zu vertreiben. 523. 549. in die Ferne zu heilen. 791. 826.

Gelehrſamkeit, ihr Endzweck. 406. ſeq.
Gelehrte großſprecheriſche. 406. ſeq.
Gelon ein Brunn, der lachen macht. 128.
Geſang einiger Vögel ſchärfet den Verſtand, und ſchärft das Gedächtniß. 290.
Geſchlechter einige Römiſche von beſondern Tugenden und Laſtern. 212. mit gewißen Abzeichen. 213.
Geſchlechts-Mähler. 197. 214. ſeq. ob von den Eltern auf die Kinder fortgepflantzt werden. 222.
Geſchwind Schreiberey. 154.
Geſichtsbildung wird auf die Kinder fortgepflantzt. 198. verſchiedene der Nationen. 199.
Geſtalt äußerliche ob ſie ein Kennzeichen der innerlichen Kräfte. 508.
Geſundheit iſt nicht allemahl dem Gebrauch der Artzeneyen zuzuſchreiben. 441.
Gewächſe wunderbare. 16. auf dem Kopf, ſo größer als der Kopf ſelbſt. 60.
Gewohnheiten werden endlich zum Naturell 202. 206. und Gemüths-Neigungen ſind unterſchieden. 204. ſeq. müßen mit den Temperamenten nicht verwechſelt werden. 209.
Geyer ſterben vom Roſen-Geruch. 538.
Gläſer entzwey ſchreyen. 311.
Gleichheit der Dinge wie weit ſie zu extendiren. 495. ob darin eine natürliche Kraft ſtecke. 497.
Glieder des Menſchen kommen mit den Planeten überein. 474.
Glücks-Rad wird beſchrieben. 837.
Gold verliert im Feuer nichts von ſeinem Gewichte.

wichte. 279. 441. ob es trinkbar zu machen. 281. ob es eine hertzſtärkende Kraft habe. 441.
Gold-Blumen was daran zu bemerken. 20.
Gold-Finger Fabel-Werk davon. 439. damit werden die Artzneyen umgerührt. 441.
Grabſtädte aus purem Golde. 263.
Granadilla oder Paßions-Blume. 34.
Granat wiederſtehet dem Gift. 276.
Gravitation und Anziehungs-Kraft ob einerley. 764. 771.
Grentzen und Mahlſteine werden mit der Wünſchel-Ruthe geſucht. 636.
Grillen, was ihr Geſang würket. 290.
Grund zureichender und Abſichten der Dinge ſind unterſchieden. 507.

H.

Haare ſcheinen Empfindung zu haben. 21. der Weiber werden zu Schlangen. 350. lange hatte Tiberius. 213. krauſe hatten die Cincinnati. ibid.
Haar-Röhrgen. 761. 765. ſeq.
Haaſe mit einem zweyfachen Leib. 63.
Haaſen Fuß lindert das Podagra. 490.
Hæmatites Blutſtein. 271.
Hagel-Wetter wie zu vertreiben. 238.
Hahn, ob er behertzt ſey. 478. zu machen, daß er nicht krähen kan. 538.
Hand eiſerne, womit Archimedes die Schiffe in die Höhe gehoben. 185. eines Erſchlagenen entdeckt den Mörder. 558.
Harmatius ein gewißer Ton, der die Leute raſend machte. 286.

Harmonie der gantzen Welt auf einer Taffel beſchrieben. 464.
Hatto Ertzbiſchof von dem Teuffel in den Berg Ætna geſtürtzet. 115.
Hecla ein Feuerſpeyender Berg in Ißland iſt voll Geſpenſter. 115. ein Ertzbiſchof wird auf einem Schiffe dahin gebracht. ibid.
Heilige verſtorbene werden angebetet. 240. ſolches hat in der H. Schrift keinen Grund. 241. ſeq. darum haben vernünftige Papiſten ein Mißfallen. 242.
Heimweh was es iſt. 443.
Helena heilige wird zu Entdeckung der Diebe angerufen. 164.
Heliotrophium ein Kraut wendet ſich nach der Sonnen. 23.
Herriſcus kennet alle unreine Weibs-Bilder. 713.
Herba viva läßt ſich nicht angreiffen. 20.
Hertz mit der Sonnen vergleichen. 359. brennendes ſoll den Livium bedeuten. 403.
Hertzklopffen, Mittel dawider. 490.
Heuſchrecken mit Buchſtaben in den Flügeln. 3. ſind Vorboten eines feindlichen Krieges-Heers. 6. 11. mit Cronen auf den Häuptern. 9. ſchicken Kundſchafter voran. 10. gekocht werden ſo roth als Krebſe. 13. werden zu Pflantzen. 14.
Hexen erwürgen durch ihren ausgehenden Geiſt die Pferde. 789.
*Hieroglyphi*ſche Bilder der Egyptier. 200.
Hillel Rabbi hat mit den Bergen, Bäumen, Kräutern u. ſ. w. reden können. 412.
Hirſche werden durch Muſic erqvickt. 292. ob ſie Schlangen freßen. 534.

Hirſch-

Hirſchhorn hat mit dem Einhorn gleiche Krafft. 83.
Hölen wunderbare. 116. der Sibyllen. 117.
Hölle ſoll in der Sonne ſeyn. 114.
Hörner wunderbare. 76. von Ochſen in ungemeiner Größe. 84. wachſen Cyppo aus dem Kopff. 87. hat ein Bauer am Vorhaupt. 88. wachſen einer Dirne am gantzen Leibe. 89. ſchlagen Wurtzeln in die Erde, und fangen an zu wachſen. 90.
Holländer ihr Naturell. 201.
Horn womit Alexander M. ſein Krieges-Heer zuſamen gerufen. 85. Oldenburgiſches. 91. Tunderiſches. 98. deßen Schall das Gewitter vertreibt. 95.
Hoſe eine kleine Wolke, die zum Gewitter wird. 238.
Hoſtie unter einen Kohlſtengel vergraben. 31.
Hüner-Gehirn ſtärket das Gedächtniß. 498.
Hüner-Magen ſtärket den Magen. 490.
Hund Feuerſpeyender zündet einem Prieſter das Haus an. 96. kan den Schall der Cyther nicht leiden. 302.
Hunde von Weibern gebohren. 56. tragen eine natürliche Zuneigung zu dem Menſchen. 523. ſcharren Todten-Gebeine aus der Erden. 558. ſpühren Diebe und Mörder aus. 632.
Hunger ob mit Toback rauchen zu vertreiben. 274.
Hyacinth wiederſtehet der Peſt. 276. bewahret für dem Donner. 549.

J.

Jacobus I. König in Engelland konte kein bloſſes Schwerdt ſehen. 716.

Januarius, das Blut dieſes heiligen wenn es fließet. 39.
Jaspis ſtillet das Blut. 276.
Ideen wodurch ſie der Menſch erlangt. 674.
Idioſyncraſia. 709. ſeq. Urſachen derſelben. 717. ſeq.
Inclination der Magnet-Nadel. 739. 749. ſeq.
Inſuln ſo ſchwimmen. 108. auf welchen niemand ſtirbt 109. wo keine Weiber und andere, wo keine Männer leben können. 110. halten einen Tantz. 130.
Johannis-Blut wo und wenn es gefunden wird. 504.
Joſeph von Arimathia in Engelland begraben. 40.
Irrwiſche ſollen Feuer-Leute ſeyn. 190.
Italiäner ihr Naturell. 201.
Jugend-Stein erhält den Menſchen bey ſteter Jugend. 272.
Jude ewige. 321. ſeq.

K.

Kahn wird auf einem hohen Baum gefunden. 144.
Kalenters. 339.
Kappe hängt der heil. Goar an die Sonnen-Strahlen auf. 443.
Kappis-Kraut kan einer nicht leiden noch ſehen. 715.
Katzen von Weibern gebohren. 56. lieben das Kraut Baldrian. 536. 773. Hiſtorie davon. 537. kan ein König in Engelland nicht ſehen. 715. in einer Paſteten aufgegeßen. 64. und Eulen, ob ſie in finſtern ſehen. 848.
Kaufleute wie ſie die Zahlen ſchreiben. 157.

Kenn-

Kennzeichen der Völker. 199.
Keuſchheit der Weiber wie zu probiren. 255.
Kind wird in der Taufe zum Fiſch, Strohwiſch und Brod. 59. unten wie ein Menſch, oben wie eine Kröte geſtalt. 73. von einem Rehe ernehret. 350.
Kinder zwey ſo zuſammen gewachſen. 61. vom Beſchreyen durch ein Gebet zu befreyen. 244. gerathen in ihrem Naturell nach den Eltern 320. wenn ſie den Lehr-Meiſtern zu übergeben. 497. kleine werden durch Singen eingeſchläfert. 305.
Kinderblattern daß ſie die Augen nicht beſchädigen. 276.
Kircherus Athanaſius. 418.
Kletten-Wurtzel gut für Mutterbeſchwerung. 535.
Knabe aus deßen Bruſt ein anderer herausgewachſen. 61.
Knauel ein Kraut giebt das Johannis-Blut. 504.
Knöchelgen ſo im Halſe ſtecken blieben heraus zu bringen. 489.
Knoten von Wolle an ſtatt der Zeichen und Buchſtaben. 153.
König der Heuſchrecken. 9.
Köpffe menſchliche den Hunden, Katzen, und Affen Köpffen ähnlich. 60.
Kohl und Weinſtock wachſen nicht gern bey einander. 545.
Kohlſtengel wunderbarer. 31.
Kopf-Weh zu vertreiben. 489.
Korn-Aehre aus der Naſe gewachſen. 36.
Koth eines Hundes ins Feuer geworffen, ob es ihm ſchade. 817.

Kräuter wunderbare. 42. wenn dieſelbe zu ſammlen. 503. ſeq. ſo Früchte bringen in Menſchen-Geſtalt. 27. ſo dem Menſchen ein Gift, den Thieren unſchädlich. 609. wie ihre Kraſt zu erkennen. 501. ſeq.
Kranich trägt beſondere Liebe zu einem Soldaten. 709.
Kranker zu erfahren, ob er ſterben werde oder nicht. 549.
Krankheiten durch Muſic geheilet. 289. ſeq. eines abweſenden Freundes zu erkennen. 515.
Krebſe, ob ſie im Vollmond völler. 496.
Krebs-Augen haben mit dem Einhorn gleiche Kraft. 83.
Kröpffe durch anrühren heilen. 712.
Kröten-Steine, wie ſie zu erlangen. 256. werden auf den ſandigten Feldern gefunden. 257. 861.
Kuh gebieret 2 Menſchen. 50.
Kuhlmann Quirinus. 421.

L.

Lacedemonier peitſchten ihre Kinder bis auf den Tod. 315.
Läuſe wo ſie leicht wachſen. 527.
Lamm eine wunderbare Mißgeburt. 63.
Laſter darin ahmen die Kinder den Eltern nach 215.
Laut einiger Menſchen zuwider. 306.
Laute wenn einer höret, muß er das Waßer laſſen. 712. 719.
Lebloſe Dinge, ob ſie eine Empfindung haben. 564.

Leicht-

Leichtgläubigkeit verurſachet, daß man die Dinge nicht gehörig unterſucht. 510.
Lepidi, eine Römiſche Familie, werden blind geboren. 215.
Licht, woher es entſtehet. 163.
Liebe ob durch natürliche Mittel zuwege zu bringen. 457.
Lilien-Wurtzel ſoll Liebe und Freundſchaft erwecken. 457. in der Geſtalt eines Crucifixes. 32.
Lipſius Juſtus. 414. will den Tacitum von Wort zu Wort auswendig können. 415.
Lithoſperum ein Kraut treibet den Stein. 488.
Löwe erſchrickt für dem Hahnen-Geſchrey und Gruntzen der Schweine. 301. ſeq. ob er beherzt ſey. 477. von einer Frau geboren. 56.
Logica memorativa Winckelmanns. 404.
Lorbeerbaum ob er vom Wetter unberührt bleibt. 543.
Luchs trägt eine Zuneigung zu einem Menſchen. 710.
Luft ob darinnen Thiere gezeugt werden. 192. ob ſie vom Feuer angezogen wird. 813. ſeq. Bilder wie ſie entſtehen. 106. ſeq.
Lupus in Fabula, woher das Sprich-Wort entſtanden. 525.

M.

Mäuſe ob aus der Fäulung wachſen. 347.
Magia woher ſie entſtanden. 500. ſoll den Teufel zum Urheber haben. 828.
Magnet was er iſt. 723. ſeq. ſeine Kraft kan verſtärcket werden. 726. wie er armiret wird. ibid. 747. einige von ziemlicher Gröſſe. 731.

ob

ob er das Eiſen zu ſeiner Speiſe braucht. 739. ſeq. hat unter dem Æquatore keine inclination. 750. ob ihm eigentlich ein Anziehen zukomme. 751. ſeq. 756. warum er nicht Gold, Bley und andere Cörper an ſich ziehet. 754. ſeq. Nadel ihre declination 738. inclination. 739. 749. ſeq.
Magnetiſche Berge ſind ein Gedichte. 736. ſeq.
Materie ſtreicht von einem Pol zum andern fort. 740. ſeq. wie ſie dem Eiſen mitgetheilet wird. 743. ſeq.
Magnetiſmus. 721. ſeq. worin er beſtehet. 723. 770.
Mahometh, deßen Grab ob es in der Luft ſchwebe. 730. ſeq.
Malabaren haben ein dickes Bein. 209.
Mannheit verlohrne wieder zu bringen. 547.
Mark der Knochen ob im Neumond häufiger. 496.
Marktſchreyer gelehrte. 407.
Marini, ein Geſchlecht, woher ſie den Nahmen haben. 218.
Materie erſte ſoll eine Vitalität haben. 798. 801. ſeq.
Maulbeer an dem Halſe einer Frauen. 219.
Mauren von Jericho, wovon ſie eingefallen. 310. ſeq.
Meer-Enge bey Sicilien. 101.
Meer-Krebſe durch Muſic gefangen. 292.
Meer-Mann ſchwängert ein Weib. 218.
Meer-Schwämme ſollen Empfindung haben, und von Speiſe leben. 21.
Melancholie durch den Chalcedonier vertrieben. 276.
Melonen wie ein Lamm geſtalt. 17. verſteinerte. 253.
Memo-

Memoria logica, it. Technica. 376.
Menſch, ob er eine kleine Welt ſey. 355. ſeq. deßen verſchiedene Vergleichungen mit der großen Welt. 357. ſeq. 478.
Menſchen einige haben einen Abſcheu für Fiſchen, Käſe, Katzen u. ſ. w. 716. 719. gehörnte. 87.
Mercurius Planet, ob er die Kinder witzig und verſchlagen mache. 496.
Milch, ſo am Feuer überlauft, ob es den Eutern der Kühe ſchade. 815. ſeq. 817.
Milzſüchtige heilet Pyrrhus mit dem großen Zehe. 711.
Mirandulanus Joh. Picus. 415.
Mißgeburten. 49. natürliche Urſachen derſelben. 66. 70. 75. mit 2 Leibern, 2 Köpffen ꝛc. 62. eines Lamms. 63.
Mithridat verſtehet 22 Sprachen. 411.
Modi Muſici der Alten. 309.
Mönch kan das unkeuſche Frauen zimmer durch den Geruch entdecken. 743.
Mönche wollen den Pabſt todt beten. 236.
Mörder wie ſie zu offenbaren. 580. und Diebe durch die Wünſchel-Ruthe zu entdecken. 638. ſeq.
Mohren in Africa haben ein krauſes, in Oſt-Indien ein glattes Haar. 198.
Mola oder Mond-Kalb. 57. ſeq.
Mond ob und wie er auf die Erde würkt. 466.
Mondſüchtige. 429.
Monſtra. 49.
Morgana, eine Luft-Erſcheinung. 102. der Gelehrten Urtheile davon. 103. ſeq.
Muſcheln mit muſicaliſchen Noten bezeichnet. 249. ob ſie in Vollmond völler. 496.
Muſic,

Muſic, ihre Würkung. 281. ſeq. 307. der himmliſchen Creyſſe. 282 ſeq. warum ſie die Menſchen gern hören, 283. zornige und raſende werden dadurch beſänftiget. 285. auch Krankheiten geheilet. 289. 297 ſeq. erreget mancherley Affecten. 296. 604 ſeq. was ſie zum tantzen dienet. 300. was ſie bey den Thieren würkt. 305. befördert und hindert auch den Schlaf. 306. ein Mittel wieder der Tarantuln Biß. 583. von 4 Eſeln. 250.

Muſicaliſches *Concert* bringt einen König von Frankreich in Raſerey. 289.

Muſicant macht einen König in Dännemarck raſend. 287. 308.

Muſicanten ob die alten oder neuen beßere. 309.

Mutter-Beſchwerung Mittel dawider. 535.

Mutter-Mähler. 214 ſeq. ob ſie auf die Kinder fortgepflantzet werden. 218. von Mäuſen ſtinken wie Mäuſe. 221. werden nicht durch der Mutter Einbildung eingedrückt. 224.

Mutter-Pferde ſollen vom Winde empfangen. 303.

Myrthen-Bäume wachſen gerne bey Granat-Aepffeln. 544.

N.

Nagel von einem Sarg macht, daß die Bäume vertrocknen. 548.

Narhual ein Fiſch gibt die Einhörner. 82.

Naſen künſtliche anſetzen. 516. ſeq. Bluten was es bedeutet. 770.

Naſehorn. 79.

Nationen haben ihre Kennzeichen und Merkmahle. 199. kan man ein gewißes Temperament

peramont zueignen. 206. haben gewiſſe Gebrechen des Leibes. 209. ſo einerley Geburts-Mähler an ſich haben. 214. ob ſich eine Antipathie unter denſelben befinde. 460.
Nattern, wie ſie gebähren. 851.
Natur intendirt nicht unmögliche Dinge. 251. Sprache oder Signatur. 486. Wiſſenſchaft hat eine andere Geſtalt gewonnen. 510. und die Sympathie und Antipathie aus der Mode bracht. 511.
Naturell der Völker. 200. 206. ſeq. iſt auf ſchwache Gründe gebauet. 201.
Neigungen natürliche. 770. werden den Kindern von den Eltern beygebracht. 213.
Nerven, wie ſie die Empfindungen dem Gehirn eindrücken. 294. ſeq.
Nieren-Stein. 276.
Nil-Fluß ſoll nicht abwerts rinnen, ſondern aufwerts flieſſen. 137.
Noctambuli. 423.
Nuß-Baum, deſſen Schatten ſchädlich. 545.

O.

Ober-Ruthe. 614.
Ochſen mit einem Horn. 79. ſo die Hörner an den Schultern haben. 86.
Oelbaum von einer Jungfrau gepflantzet bekleibet beſſer. 535. und Eiche, wachſen nicht gern bey einander. 545.
Oerter wunderbare.
Ohr, deſſen Beſchaffenheit. 293. ſeq. was deſſen Klingen bedeutet. 780.
Orang Ootang, eine Art Affen. 53.
Orchides Pflantzen, tragen Früchte und Blumen in

der Geſtalt der Bienen und Menſchen. 18.
Orchis Knaben-Kraut, deſſen Geſtalt. 27. ſeq. ſoll zum ehelichen Werk dienen 488.
Ornithomorphæ Pflantzen, deren Frucht und Blumen Vögel abbilden. 27.
Orpheus was er mit ſeiner Leyer ausgerichtet. 301.
Oryx eine Ziege mit einem Horn. 79.
Oſter-Tanz der Sonnen. 341. iſt eine ungereimte Sache. 345.
Ottern-Stiche wie zu heilen. 292.

P.

Palmbäume ob ſie männlichen und weiblichen Geſchlechts. 538. werden von vielerley Sorten gefunden. 542. ſollen der Laſt widerſtehen. 543. werden nicht vom Wetter berühret. ibid.
Panterthier des Menſchen Feind. 525.
Paßauiſche Kunſt. 236.
Paßions-Blume. 34.
Paſtinaca ein Fiſch, wird durch die Muſic gefangen. 302.
Patricius, deſſen Höle in Irrland. 117.
Perlen mineraliſche aus Cryſtall verfertiget. 179.
Pfefferbad fließt nicht allezeit. 124.
Pferde mit einem Horn. 79. wilde werden durch Muſic gefangen. 292. erſchrecken vor dem Geſchrey der Eſel. 322. tragen Liebe zu den Menſchen. 522.
Pflantzen haben nur ein wachsthümliches Leben. 16. ob ſie eine Empfindung haben. 17. ſo ſich nicht laſſen angreiffen. 19. aus der Menſchen lebendigem Leibe hervor gewachſen. 35. ſo giftig. 41. ob einige männlichen und weiblichen Geſchlechts. 540. wie ihnen der Nahrungs-Saft zugeführet wird. 804.

Pha-

Phalangium eine Spinne. 587.
Phantaſie der ſchwangern, thut viel zur Geſichts⸗bildung. 198. ob ſie die Mutter⸗Mähler ver⸗urſacht. 220.
Phengites ein Stein, darin einer alles hinter ſich ſehen kan. 260. 861.
Phosphorus. 262.
Phyſiognomie, ihre Kennzeichen ſind betrieglich. 459. hat ihren Grund in der Signatur. 484.
Pilatus See. 146. ſeq.
Pinang eine Frucht wird gekäuet. 273. macht trun⸗ken. 274.
Planeten verurſachen die Sympathie und Anti⸗pathie unter den Nationen. 462. ihr Einfluß iſt nicht erweislich. 463. ihre cryſtalline Crey⸗ſe ſind erdichtet. 284.
Podagra, daſſelbe zu lindern. 490.
Poli am Himmel beſtehen nur in der Einbildung. 358. der Magneten, ziehen ſich einander an, fliehen auch von einander. 722. 737. 746.
Polygonum ein Kraut bringt das Johannis⸗Blut. 504.
Poſtellus Wilhelmus 417.
Præſident des jüdiſchen Raths muſte 72 Sprachen verſtehen. 412.
Proclus zündet mit einem Brennſpiegel die Schiffe an. 189.
Prophet wunderbarer. 326.
Pſalmen Davids werden gemißbraucht. 235. 240. Feinde damit todt zu beten. 236. Diebe damit zu entdecken. 237.
Pudica ein Kraut läßt ſich nicht angreiffen. 20.
Pulver ſympathetiſches. 548. Mich. Brandts. 791. *Kenelmi Digby*. 792. wie Digby deſſen

Würkung erkläret. 810. ſeq. Erfahrung damit. 825. ſeq. ſeine Kraft in Zweifel gezogen. 826.
Purgantien ſoll man im abnehmenden Mond nehmen. 467.
Pyralis oder Pyrauſta, Feuer-Thiere. 193.
Pyrites ein Stein, ſo brennet. 263.
Pythagoras ſoll ein Wunderthäter geweſen ſeyn. 166.

Q.

Queckſilber ob es ein Metall zu nennen. 479. tödtet die Spulwürmer. 277. bringt die verlohrne Mannheit wieder. 547.
Quirim ein Stein, macht daß der Menſch alles ſagen muß. 255.
Quitten ſollen ſchwangere Weiber viel eſſen. 319.

R.

Rachbegierde, ob ſolche bey den Ermordeten befindlich. 570.
Ratze von einem Weibe geboren. 64.
Rehe ernähret ein Kind. 350.
Reiſe durch die Luft mit Kranichen. 840.
Religions-Streitigkeiten ſollen aus Unwiſſenheit in der Grammatic entſtehen. 409.
Rennthier mit einem Horn. 79.
Reſonantz-Boden an den muſicaliſchen Inſtrumenten, was dabey zu bemerken. 299.
Revolutiones der Welt. 352.
Rhinoceros ein Thier. 79. ſeq. iſt ein Feind der Elephanten. 81.
Riemen unverbrennliche aus des Salamanders Haut. 196. aus eines Menſchen Haut befördern die Geburt. 521.

Ringe

Ringe/ warum ſie am Goldfinger der linken Hand getragen werden. 439. ſeq. und warum an der linken/ nicht aber rechten Hand. 442.
Ringelblume/ was daran zu bemerken. 20.
Römer die alten hielten die Philoſophie für Grillenfängerey, und dem Staat nachtheilig. 203.
Roſen kan ein Mönch nicht riechen. 714. von Jericho. 46. ſeq. 854. Waſſer ſoll ſeinen Geruch verlieren/ wenn die Roſen blühen. 546.
Roſen-Creutzer wollen alle Sprachen verſtehen. 411.
Roßkäfer ſterben vom Roſen-Geruch. 538.
Rübe in menſchlicher Geſtalt. 32.
Ruhm eines Gelehrten, worin er beſteht. 406.
Rußen ſind gegen vorige Zeiten ſehr aufgemuntert. 202.
Ruthengänger müßen ohne Affecten ſeyn, und rein am Leibe. 656. ſeq. 679. ſeq. berühmte. 692.

S.

Saal köſtlicher mit Carfunckeln beſetzt. 264.
Saame der Pflantzen hält die Pflantze nach allen ihren Theilen in ſich. 69.
Sabbatius ein Fluß/ der allemahl am ſiebenten Tage vertrocknet. 140.
Sägen aus den Füßen gewiſſer Heuſchrecken. 13.
Saft/ wie er in die Pflantzen kömmt. 768.
Salamander löſcht das Feuer aus. 194. ſeq. kan die Sonnen-Hitze nicht vertragen. 195. unverbrennliche Lacken aus ſeiner Wolle. 196.
Salmaſius Claudius. 413.
Salomon ſoll ein Beſchwerer geweſen ſeyn. 281.
Saltzwaſſer macht einen Dampf/ darin ſich Bilder præſentiren. 105.

Sapphir

Sapphir hat wunderbare Eigenſchafften. 276.
Satyrion oder Knaben-Kraut. 27. wovon es entſtehet. 29. deſſen wunderliche Kraft. 30.
Scaliger, Vater und Sohn. 408. kan keine Kreße ſehen. 716.
Schaafe werden von der Muſic fett. 292. 303. wovon ſie in Angſt gerathen. 527. Saiten von ihnen ſtimmen mit den Wolfs-Saiten nicht zuſammen. 528.
Schall wie er in den Ohren empfunden wird. 293. ſeq.
Schlafgänger. 423.
Schlangen von einer Magd gebohren. 56. mit Hörnern. 87. werden aus Weiber-Haaren. 350. warum man ſich dafür entſetzet. 524. ungeheure. 852. Fett befördert die Geburt. 524. Stein. 259. 487. Stich wie zu heilen. 292.
Schönheit des Leibes ohne Tugend gefährlich. 318.
Schreibart der Egyptier und Sineſer. 150. geſchwinde und geheime. 154. ſeq.
Schrifft heilige wunderbarer Weiſe im Feuer erhalten. 844.
Schrifften wunderbare. 148. verborgene wie aufzulöſen. 161.
Schwangere, was ihre Einbildung würkt. 63. ſeq.
Schwerdtfiſch wird durch Muſic gefangen. 302.
Scioppius Caspar. 413
Scylla eine gefährliche Klippe. 101.
Seele ob ſie die Frucht im Mutterleibe bildet. 68. ihre Fortpflantzung per traducem. 320. für einen Theil GOttes gehalten. 360. ob ſie eine Wiſſenſchafft verborgener Dinge habe. 654. 673. ob ſie licht ſey. 670. der Ermordeten,

ob ſie um ihren Cörper herum wandere. 574.
Seen wunderbare. 141. ſeq. ſo Ungewitter verurſachen/weñ man etwas hinein wirft. 144. ſeq.
Sehen im finſtern. 847.
Signatur der Dinge. 471. ſeq. iſt eine fruchtbare Mutter des Aberglaubens. 500. der Kräuter. 490. ſeq. hat nichts auf ſich. 495. ſeq. 498. ſeq. worin ſie zu ſuchen. 500. der Thiere. 476. ſeq. der Metallen und Mineralien. 479. der Edelgeſteine. 480. der Pflanzen. 481. wird die Natur-Sprache genennet. 486.
Sinnau ein Kraut. 497.
Sinne werden von den Dingen berührt, die ſie empfinden. 783.
Smaragd widerſtehet dem Gift. 275. ſtärket das Geſichte. 280. bringt Gunſt zuwege. 281. entdeckt, ob ein Kranker werde ſterben oder nicht. 549. bewahrt für dem Donner. ibid.
Sonne hat eine Apolliniſche Krafft. 23. iſt die Qvelle des Lichts. 359. ſtehet in der Mitte der Planeten. ibid. ihr Licht wird nicht gemindert. 277. wie es in unſere Augen kömmt. 784. Strahlen, was ſie ſeyn. 277. ſeq. ihr Oſter-Tantz. 341. iſt eine ungereimte Sache. 345.
Sonnen-Blume ſoll ſich nach der Sonnen wenden. 23.
Sonnen-Geiſt, was er iſt. 667.
Sonnen-Uhr aus einer Sonnen-Blume verfertiget. 24.
Spanier ihr Naturell. 201.
Speculum Salomonis ein Manuſcript. 180. ſeq.
Sphera Activitatis des Magnets. 726.
Spiegel wunderbare. 163. ſeq. dadurch jemanden

ſeine Gedanken in die Ferne zu entdecken. 165. zu Entdeckung verborgener Dinge. 169. cryſtalliner ſpringt entzwey, wenn eine Spinne darüber läuft. 590. Tafeln entſtehen in der Luft von Dünſten. 105. ſeq.
Spinnen-Stein. 258.
Spiritus Plaſticus. 68.
Sprachen ohne Anweiſung zu lernen. 409.
Sprengſel. 3. gekochte werden roth. 13.
Spulwürmer durch Queckſilber getödtet. 277.
Stein Kayſers Maximiliani, wodurch er ſehen können, was hinter ihm geſchehen. 260. überwiegt alle Laſt. 261. Bononiſcher leuchtet im dunkeln. 262. ſo brennet. 263.
Steinbruch ein Kraut, deſſen Kraft. 491.
Steine, ihre geheime Kräfte. 246. ſeq. wie ſie gezeuget werden. 246. ſeq. können nichts ausdünſten. 279. ob ſie ihres gleichen zeugen. 551. weißagende. 254. gebildete. 248. darinnen Buchſtaben und geometriſche Figuren. 249. mit muſicaliſchen Noten bezeichnet. 249. Urtheil davon 250. ſeq. im Neſt der Wiedehopffen gefunden. 255. ſo gut für dem Hunger. 273.
Stein-Flachs verbrennet nicht. 196. ſeq.
Sterne ob ſie alles wißen. 173. müßen alles gethan haben. 247. ſind die Gebär-Mütter der Kräuter. 471.
Sterndeuterey, woher ſie entſtanden. 496. 500.
Stern-Stein, wofür er gut. 276.
Stimme heiſere, Mittel dafür. 533.
Stranguria, Mittel dawieder. 488.
Sylveſter Pabſt der Zauberey beſchuldiget. 837.
Sympathetiſche *Communication* des Geblüts. 514 Pulver. 548. 791. ſeq.

Sympathie, was und wie vielerley ſie iſt. 451 ſeq. iſt nicht einerley mit der Liebe. 452. ſoll von den Planeten kommen. 454. ſeq. worin ſie beſtehet. 770. ſeq. iſt in der Natur nicht anzutreffen. 776. beſondere Exempel derſelben. 554. ſeq. moraliſche. 454. ſeq. des Obern und Untern. 464. ſeq. natürliche. 509. ſeq. wodurch ſie entſtanden. 510. der Menſchen mit den Thieren. 521. der Thiere untereinander. 525. der Menſchen und Thiere mit Bäumen und Pflantzen. 535. der Bäume und Pflantzen untereinander. 538. der Menſchen mit den Edelgeſteinen. 548. der Edelgeſteine untereinander. 550. und Antipathie worauf ſie gebauet werden. 795. ſeq. können nicht beſtehen. 835.

T.

Tabula Smaragdina in Egypten. 464.

Tachygraphia oder Geſchwind-Schreiberey. 154.

Talisman wider die Fliegen. 845.

Tantzen ohne Muſic. 300.

Tarantul-Spinnen, wie ſie gefangen werden. 581. davon melden die Römiſche Scribenten nichts. 588. ihr Gift von verſchiedener Art. 590. ſollen nach der Muſic tantzen. 592. ſollen an gewiſſen Farben Belieben tragen. 598. ob ſolches von der Sympathie herkome. 603. ihr Biß und deſſen Würkung. 582. 604. ſeq. Mittel dawider die Muſic. 291. ſeq. 583. beſondere Exempel davon. 584.

Tartarn haben ein breites Angeſicht und kleine Augen. 198.

Temperamenten, Lehre davon iſt ungewiß. 206. 209. müßen nicht mit den Gewohnheiten verwechſelt werden. 209.
Tengnagel verſteht 15 Sprachen. 411.
Terror Panicus. 430. ſeq. ob GOtt ſchicke. 433.
Teufel ſoll Urheber der Magie ſeyn. 828. würkt nicht die natürliche Sympathie. 829. wie er bey der Sympathie würkt. 829.
Teutſchen ihr Naturell. 201. mit ihnen iſt es gantz anders beſchaffen als vor Alters. 204. wie ſie Bücher ſchreiben. 207. fehlt ihnen nicht an judicio. ibid.
Thier Menſchen ähnliches. 855.
Thiere haben ein ſinnliches Leben. 16. können nicht im Feuer und der Luft gezeuget werden. 192. werden durch die Muſic bewegt. 300. laßen ſich durch gewiße Stimmen herbeylocken. 302. mit einem Horn. 79. geflügelte ſo im Feuer leben. 192. reine wie und warum ſie von den unreinen unterſchieden. 501. 505.
Thier-Gewächſe. 16.
Thomas Apoſtel, ob er in Indien geweſen. 210. Chriſten, von wem ſie den Nahmen führen. ibid.
Thränen des Crocodills, eine Fabel. 525.
Toback, ob damit der Hunger zu vertreiben. 274. zum Schnupffen, welcher der Leute Gewohnheit zuwege bringt. 457.
Todten wie von den Zauberern erweckt werden. 846.
Trunkenheit, woher ſie entſteht. 533. Mittel dawider. ibid. 545.
Tücher, worin CHriſtus im Grabe gelegen, werden angebetet. 233.

Türkis bewahret die fallenden für Schaden. 549. verliert bey ſterbenden die Farbe, und bekömt einen Riß. 550.
Tugenden den Kindern von den Eltern beygebracht. 213.
Tunderiſches Horn. 98.

U.

Vegetantz, was ſie iſt. 798. 803.
Veits Tantz. 435. ſeq.
Vergleichung des Menſchen mit der Welt. 357. ſeq.
Vernichtung eines Dings erfordert eben die Kraft, als deßen Hervorbringung. 19.
Verſtand zu ſchärfen. 489.
Verſtellung der Menſchen entdeckt ſich mit der Zeit. 456.
Virgo Veneta war dem Poſtello eine Erlöſerin der Weiber. 417.
Virgula cadens. 614. *candens*. 612. *divina* der alten. 684. *obvia*. 614. *ſalia*. 612. *trepidans*. 613.
Vitalität, was ſie iſt. 798.
Ungewitter, wie die Schiffleute vertreiben. 239.
Unicornu Foſſile. 84.
Unſichtbar machen, Mittel dazu. 847.
Unter Ruthe. 614.
Völker ihre Kennzeichen. 199. ihre Gemüths-Eigenſchaften. ibid. werden nach den Climatibus eingetheilet. 200. in den Mittags-Ländern haben phantaſtiſche Ingenia. 200. in den temperirten Ländern ſind zu Künſten und Studien geſchickt. 200. ſeq.
Vogel mit einem Spiegel auf dem Haupt. 170.
Vollmond ob darin alles völler. 496.

Urtheils-

Urtheils-Kraft muß mehr geſchärfet, als das Gedächtniß beſchweret werden. 405.

W.

Wacholder-Beeren vertreiben die böſen Geiſter. 491.
Waffen-Salbe. 793. ihr Gebrauch. 795. zieht das fremde Weſen aus den Wunden. 824.
Wahrheit wozu ihre Erkeñtniß anzuwenden. 406.
Wald-Eſel mit einem Horn. 79.
Wald-Menſchen in Oſt-Indien. 53. 55.
Wallfiſch hat einen kleinen Fiſch zum Führer. 526.
Walliſius war in Auflöſung verborgner Schriften ſehr geübt. 162.
Wall-Roß Zähne für Einhörner verkauft. 83.
Waßer im Siebe tragen. 845. in Polen verurſachen die Wichſel-Zöpffe. 209. desgleichen dicke Beine. 211. abſchlagen, wenn einer dem andern nachthut, ob eine Sympathie. 512. Qvellen mit der Wünſchel-Ruthen geſucht. 634. ſeq.
Wartzen woher ſie entſtehen. 220.
Weib böſes durch die Muſic fromm gemacht. 293. 308.
Weiber vermiſchen ſich mit Crocodilen. 51. ihre Treue und Keuſchheit zu probiren. 254. 255. ſchwangere ſollen viel Qvitten eßen. 319.
Wein-Reben lieben den Ulmen- und Pappel-Baum. 543. 772.
Wein-Stock und Kohl, wachſen nicht beyeinander. 545. ſeq.
Welt ob ſie ewig, oder aus Atomis entſtanden. 351. und ihre Theile mit einem Thier verglichen.

chen. 465. mit Mann und Weib verglichen. ibid. urbildliche wird GOtt genennet. 360. kleine iſt der Menſch. 355. ſeq. 367. ſeq. deſſen Einrichtung. 229. Geiſt. 356. 830. ſeq. verbindet die Glieder der Welt. 465. iſt mit dem Geiſt des Menſchen einerley. 669. ob er der Urheber der Sympathie. 830. wie er bey der Waffen-Salbe würkt. 830. ſeq. ſein Daſeyn iſt nicht zu erweiſen. 833. ob er die Urſache des Anziehens des Magnets, und der Schwere der Cörper. 834. Jahr großes Platoniſches. 836.

Welten werden dreyerley angegeben. 359.

Wetter-Wolken durch das Geläut und Geſchütz zertheilet. 240.

Wichſel-Zöpffe bey den Polen ſehr gemein. 209.

Wieſel deßen Augen dienen wieder Bezauberung. 489.

Wind machen. 845.

Wolken præſentiren allerley Geſtalt. 108.

Wolf fürchtet ſich für dem Igel. 533. Saiten von ihm ſtimmen mit Schaafs Saiten nicht zuſammen. 528.

Wolfs Milch ein ſchädliches Kraut. 497.

Wünſchel-Ruthe ſoll von der Sympathie zeugen. 548. wie ſie gemacht, und wozu ſie gebraucht wird. 610. wenn ſie zu ſchneiden. 615. derſelben Gebrauch. 616. worauf ſie ſchlägt. 617. Diebe und Mörder damit aufzuſuchen. 618. viele unbekannte Dinge damit zu entdecken. 619. ſeq. wird mit der Magnet-Nadel verglichen. 625. ſeq. ihre Bewegung den Dünſten zugeſchrieben. 620. ſeq. ſchlägt nicht jedermann. 629. 691. ihre Be-

wegung ſoll vom Geblüte kommen. 631. wird dem Teuffel zugeſchrieben. 644. ſeq. deßgleichen der intention des Ruthengängers. 647. ihr Gebrauch rühret aus dem Heydenthum her. 683. was davon zu halten. 683. Betrug damit. 686. ſeq.
Würkung der Cörper in die Ferne. S. Cörper.
Würſte wachſen an Bäumen. 90.
Wunden, was Pflaſter und Balſam zu ihrer Heilung beytragen. 825.
Wunder ſoll man von GOtt nicht begehren. 228. Gabe hat aufgehöret. ibid.
Wurtzeln, wenn ſie zu ſammlen. 503.

Z.

Zahl Siebente ihre Geheimniße. 836.
Zahlen im Gedächtniß zu behalten. 377. 397. ſeq.
Zahn-Schmertzen zu vertreiben. 523.
Zauber-Glas. 173. 179. Mittel, woher ſie entſtanden. 500. Pfeile damit Krankheiten zuzuſchicken. 782. Ruthe der Alten. 684. Spiegel. 167. ob dabey der Teuffel würkt. 174. einige Arten derſelben. 180. ſeq.
Zauberer erwecken Todte. 846.
Zeichen wunderbares am Arm eines Sardiniers. 223.
Zeidler Joh. Gottfried, ein berühmter Ruthengänger. 692. 703. ſeq. muſte aus dem Hauſe lauffen, wenn man Butter zoge. 716.
Zeugung des Menſchen, wie ſie geſchicht. 70. ſchöner Kinder. 314. ſeq. freywillige der Welt und des Menſchen iſt unmöglich. 353. ſeq.

Zigeuner.

Zigeuner. 331. haben verſchiedene Nahmen. ibid. bekom̃en vom Kayſer einen Frey-Brief. 333. Urſach ihrer Wanderſchaft. 334. ſind der Türken Spionen. 336. wo ſie eigentlich her kommen. 337. ihre Sprache. 339.
Zoophyta. 16. ſeq.
Zunge von einem Wolf oder Menſchen, was ſie würkt. 489.
Zwerge, ob ſie unfruchtbar. 850.
Zwillinge, können durch Anrühren alle Schlöſſer aufmachen. 712.

Ende des Regiſters.

* * * * * * * * *

Druckfehler.

Man beliebe zu leſen

Pag. 4. lin. 18. Northfolck. pag. 5. lin. 22. Franckenberg. pag. 27. lin. 22. Ornithomorphæ. pag. 29. lin. 6. Orchis. pag. 37. lin. 17. December. pag. 49. lin. 1. pro von lege die. pag. 50. lin. 14. Eſelin. pag. 69. lin. 25. Microſcopia. pag. 80. lin. 20. gröſſeſte. pag. 239. lin. ult. Geläut. pag. 255. lin. penult. Kröten. pag. 285. lin. ult. Apollonius. pag. 286. lin. 18. Apollonius. pag. 377. lin. 21. reducire. pag. 468. lin. 14. berühmt. pag. 679. lin. 9. pro Dieb leg. Ruthengänger. pag. 687. pro Höhle leg. hole. pag. 730. lin. 3. Jerobeams. pag. 737. lin. 11. Eiſes. pag. 824. lin. 19. Qualität. pag. 833. fehlt eine Allegation, ſie ſoll heiſſen S. Zeidlers Pantomyſterium. pag. 95.

Bey-

Beyläufig ſind noch folgende Fehler in den angeführten Schrift-Stellen bemerket worden.

Tom. I.

Pag. 137. leg. In Dæmonom. lib. 2. cap. 1.
Pag. 361. leg. de Variet. rerum. lib. 14. cap. 72.
Pag. 523 und 524. leg. de Variet. rerum. lib. 16. cap. 93.
Pag. * 409. leg. ibidem. lib. 3. cap. 10.

Tom. II.

Pag. 747. lib. 1. Saturnal. adde cap. 20.
Ibidem. leg. in Polyhiſt. cap. 65.
Pag. 778. pro de Gentium Septentrional. veris conditionibus, leg. In Tabula terrarum Septentrionalium.

Tom. III.

Pag. 45. leg. in Polyhiſt. cap. 48.
Ibidem. Hiſtor. lib. 5. adde cap. 7.
Pag. 112. leg. in Polyhiſt. cap. 49.
Pag. 117. leg. Olaus Magnus in Hiſt. Sept. lib. 11. cap. 4.
Pag. 129. leg. in Polyhiſt. cap. 11.
Pag. 134. leg. in Polyhiſt. cap. 10.

1-3 = 2000
11.11.83

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wegner, Georg Wilhelm,

Schau-Platz Vieler Ungereimten Meynungen und Erzehlungen Nebst einem Register der vornehmsten Materien

Bd.: Dritter Band

Berlin 1742

Phys.m. 296-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10133061-1
VD18 80034225